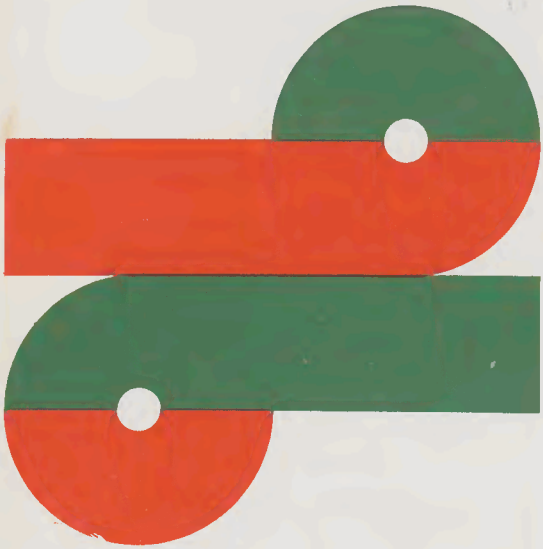
Internationale Bibliothek

August Bebel

Die Frau und der Sozialismus

Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz

Joseph Buttinger · Bibliothek



Geschenk an die
Bibliothek der
Hochschule für
Bildungswissenschaften
in Klagenfurt

Juni 1971

Joseph Buttinger · Bibliothek

Geschenk an die
Bibliothek der
Hochschule für
Bildungswissenschaften
in Klagenfurt

Juni 1971

I 500175 Dr. Paul Levi

Die

Frau und der Sozialismus

Von

August Bebel

Vollständig durchgesehen, verbessert und mit neuen Materialien versehen

Jubiläums-Ausgabe

25. Auflage

Stuttgart
Verlag und Druck von J. H. W. Dietz
1895

Universitäts- und Landesbibliothek der Universität für Bildungswissenschaften
UB KLAGENFURT
+L28359805

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vorrede zur fünfundzwanzigsten Auflage VII

Einleitung 1

Die Frau in der Vergangenheit 8

Die Frau in der Gegenwart 93

Der Geschlechtstrieb. Die Ehe. Ehehemmnisse und Ehehindernisse 93

Weitere Ehehemmnisse und Hindernisse. Das Zahlenverhältniß der Geschlechter; seine Ursachen und Wirkungen 142

Die Prostitution eine nothwendige soziale Institution der bürgerlichen Welt 176

Die Erwerbsstellung der Frau. Ihre geistigen Fähigkeiten. Der Darwinismus und der Zustand der Gesellschaft 202

Die rechtliche Stellung der Frau und ihre Stellung zur Politik 265

Staat und Gesellschaft 287

Die Sozialisirung der Gesellschaft 335

Die Frau in der Zukunft 427

Die Internationalität 436

Bevölkerung und Uebervölkerung 441

Schluß 464

Vorrede zur fünfundzwanzigsten Auflage.

Das „durch und durch unwissenschaftliche Buch", das nach H. Herkner* „Die Frau" ist, erlebt hiermit den in der deutschen Literatur höchst seltenen Fall einer fünfundzwanzigsten Auflage, und ich hoffe, weitere werden folgen. Der außerordentlich günstigen Aufnahme, die es bei dem deutschen Lesepublikum fand, entsprechen die vielen Uebersetzungen in die verschiedensten fremden Sprachen, die es seit seinem Erscheinen gefunden hat. Neben dem, daß es zweimal ins Englische übersetzt wurde (London und New York), wurde es ins Französische, Italienische, Schwedische, Dänische, Polnische, Vlämische, Griechische, Bulgarische, Rumänische, Ungarische und Czechische übersetzt. Auf diesen Erfolg meines „durch und durch unwissenschaftlichen Buches" kann ich also stolz sein.

Zahlreiche Zuschriften, namentlich von Frauen aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten, zeigten mir weiter, wie es insbesondere in der Frauenwelt gewirkt hat und die wärmste Aufnahme fand. Charakteristisch ist ferner, daß der weitaus größte Theil der Auflagen, die seit Aufhebung des Sozialistengesetzes (1890) erschienen sind, in den bürgerlichen Kreisen Verbreitung fand. So billig der Preis des Buches ist, für die meisten Proletarier ist er zu hoch, weshalb diese Auflage auch in Heftausgabe erscheint.

Hierbei muß ich meinen herzlichen Dank Denjenigen aussprechen, die mich, sei es durch Einsendung von Material oder durch Berichtigung und Ergänzung angeführter Thatsachen unterstützten, und mich so in die Lage setzten, das Buch einwandfreier zu gestalten.

Der warmen Anhängerschaft auf der einen Seite steht aber eine heftige Gegnerschaft auf der andern gegenüber. Während die Einen

* Die Arbeiterfrage. Eine Einführung von Dr. Heinrich Herkner. Berlin 1894.

das Buch als das nichtsnutzigste und gefährlichste Buch bezeichnen, das in neuerer Zeit erschienen sei (in diesem Sinne sprach sich eine in Berlin erscheinende antisemitische Zeitung aus), erklären Andere — darunter zwei evangelische Geistliche — es für eines der sittlichsten und nützlichsten Bücher, die es gebe. Ich bin mit dem einen Urtheil so zufrieden, wie mit dem andern. Ein Buch, das über öffentliche Dinge geschrieben ist, soll wie eine Rede, die über öffentliche Angelegenheiten gehalten wird, zur Parteinahme zwingen. Nur dann erreicht es seinen Zweck.

Unter den zahlreichen Entgegnungen und versuchten Widerlegungen, die das vorliegende Buch im Laufe der Jahre hervorgerufen hat, sind zwei, die wegen des wissenschaftlichen Charakters ihrer Verfasser eine besondere Beachtung herausfordern. So das Buch von Dr. H. E. Ziegler, außerordentlicher Professor der Zoologie an der Universität Freiburg i. B., das betitelt ist: „Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie, ihr Verhältniß dargelegt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel",* und die diesem folgende Abhandlung von Dr. Alfred Hegar, Professor der Gynäkologie an der Universität Freiburg i. B., die den Titel führt: „Der Geschlechtstrieb."**

Die beiden Bücher machen den Eindruck, als seien sie auf Verabredung ihrer Autoren zur „wissenschaftlichen Vernichtung" meines Buches geschrieben. Dafür spricht, daß beide Autoren an derselben Universität thätig sind, beide ihre Bücher in demselben Verlag erscheinen ließen und beide die Herausgabe damit begründen, daß die ungewöhnlich weite Verbreitung, die mein Buch mit seinen „falschen" und „unwissenschaftlichen Theorien" gefunden habe, sie zu einer Widerlegung desselben anspornte. Für die gegenseitige Abmachung spricht auch ferner die Arbeitstheilung, über die beide Autoren sich (so scheint es) verständigten. Indem Ziegler meine kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Anschauungen zu widerlegen versucht, wirft Hegar sich wesentlich auf die physiologische und psychologische Charakterisirung der Frau, wie ich sie in meinem Buche gebe, um diese als falsch und irrig nachzuweisen. Beide gehen dann, ein jeder von seinem Standpunkt, zu dem Versuch einer Widerlegung meiner ökonomischen und sozialpolitischen Grundauffassungen über, ein Unterfangen, das zeigt, daß sie sich hier auf ein Gebiet begeben,

---

* Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke. 1894.
** Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke. 1894.

auf dem sie Beide nicht zu Hause sind, und auf dem sie deshalb noch weniger Lorbeeren pflücken, als auf dem Gebiet des Fachmanns, von dem aus ich am ehesten eine sachgemäße Widerlegung hätte erwarten können.

Beide Bücher haben auch das Gemeinsame, daß sie zum Theil Gebiete behandeln, die den von mir behandelten fern liegen und nichts mit denselben zu thun haben, oder, wie namentlich Hegar, sich in Erörterungen ergehen, denen zu widersprechen ich keinen Grund habe. Beide Schriften sind ferner Tendenzschriften, die um jeden Preis beweisen sollen, daß weder die Naturwissenschaft noch die Anthropologie irgend welches Material für die Nothwendigkeit und die Nützlichkeit des Sozialismus ergeben. Beide Verfasser haben auch mehrfach, wie das in Polemiken nichts Seltenes ist, das aus meiner Schrift aus dem Zusammenhang herausgerissen, was ihnen paßte und weggelassen, was ihnen unbequem war, so daß ich mitunter einige Mühe hatte, das von mir Gesagte wieder zu erkennen.

In der Besprechung der beiden Bücher gehe ich zunächst zu der zuerst erschienenen Abhandlung Zieglers über.

Ziegler hat schon im Titel seines Buches gesündigt. Wollte er eine Kritik der sozialdemokratischen Theorien mit Beziehung auf Darwin schreiben, so durfte er nicht mein Buch zum Gegenstand seiner Kritik machen, denn es wäre eine Anmaßung sondergleichen von mir, wollte ich mich als einen der sozialistischen Theoretiker betrachten; er mußte alsdann die Schriften von Marx oder Engels — auf deren Schultern wir anderen stehen — dazu ausersehen. Das hat er klugerweise unterlassen. Er konnte aber auch nicht mein Buch als eine Art Parteidogmenschrift ansehen, da ich darin, und zwar in der Einleitung, ausdrücklich erklärt habe, wie weit ich glaube, in meinem Buche auf die Zustimmung meiner Parteigenossen zählen zu können. Ziegler konnte das nicht übersehen. Indem er dennoch den gewählten Titel adoptirte, war es ihm wohl mehr um das Pikante, als um das Richtige zu thun.

Ich muß nun zunächst an dieser Stelle eine schwere Beleidigung zurückweisen, die Ziegler gegen Engels schleudert, dem er nachsagt, er habe in seiner Schrift: „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats", die ganzen Theorien Morgans kritiklos übernommen. Engels hat zwar in der wissenschaftlichen Welt einen viel zu hochgeachteten Namen, als daß der Vorwurf Zieglers dort irgend welchen Eindruck machte. Ein objektives Studium von

Engels' Schrift beweist sogar dem Laien — und zu diesen gehört im vorliegenden Falle Ziegler nicht —, wie er die Anschauungen Morgans nur adoptirte, weil sie mit den Anschauungen und Studien, die er und Marx auf diesem Gebiete gemacht hatten, übereinstimmten. Und indem Engels sie adoptirte, hat er sie aus Eigenem auch weiter begründet, so daß es den Gegnern unmöglich gemacht sein dürfte, sie mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen zu können. Was Ziegler, hauptsächlich an der Hand von Westermarck und Starcke, gegen die Anschauungen Morgans, Engels und aller derer, die mit Morgan und Engels wesentlich auf dem gleichen Boden stehen, ausführt, ist schief und haltlos und zeugt von einer Oberflächlichkeit der Auffassung, die meinen Respekt vor den Männern der Wissenschaft vom Schlage Zieglers gerade nicht erhöht hat.

Ziegler fürchtet (Seite 15 seiner Schrift), man werde auch gegen ihn die Verleumdung erheben, die ich gegen einen großen Theil der heutigen Gelehrten erhoben haben soll, nämlich die Anklage, ihre wissenschaftliche Stellung zu Gunsten der herrschenden Klassen auszunutzen. Ich verwahre mich dagegen, irgend wen verleumdet zu haben. Die Anschuldigung, man verleumde, scheint unseren Professoren sehr leicht aus der Feder zu fließen, wie das auch aus dem Angriff Häckels gegen mich (s. Seite 250 dieses Buches) hervorgeht. Was ich in diesem Buche schreibe, ist, soweit ich meine eigenen Anschauungen darin ausspreche, meine volle Ueberzeugung, die eine irrthümliche sein kann, die aber nirgends wider besseres Wissen — und das allein wäre Verleumdung — ausgesprochen wurde. Was ich also bezüglich eines großen Theiles unserer Gelehrten ausgeführt habe, glaube ich nicht nur, ich könnte es durch zahlreiche Thatsachen beweisen. Ich begnüge mich aber, neben dem Urtheil eines Mannes wie Buckle (Seite 246 dieses Buches) das Urtheil eines Friedrich Albert Lange beizufügen, der auf Seite 15 der zweiten Auflage seiner „Arbeiterfrage" von einer gefälschten Wissenschaft spricht, die den Kapitalisten auf den Wink zu Gebote stehe. Und indem Lange weiter die herrschenden Anschauungen über die Staatswissenschaften und die Statistik erörtert, fährt er fort: „Daß solche Anschauungen (wie sie die Monarchen besitzen) auch auf den Männern der Wissenschaft lasten, ist aus der Theilung der Arbeit auf geistigem Gebiet leicht zu erklären. Bei der Seltenheit einer freien, die Resultate aller Wissenschaften in einen Brennpunkt sammelnden Philosophie, sind auch unsere gelehrtesten und erfolgreichsten Forscher bis zu einem gewissen Grade Kinder des

allgemeinen Vorurtheils, indem sie zwar in ihrem engeren Kreis sehr scharf sehen, außerhalb desselben aber nichts. Rechnet man dazu das Unglück einer vom Staate bezahlten und gewerbsmäßig betriebenen „Philosophie", welche stets bereit ist, das Bestehende für das Vernünftige zu erklären, so wird man genug Gründe der Zurückhaltung entdecken, wo einmal die wissenschaftlichen Fragen selbst so ganz unmittelbar auf die Elemente zukünftiger Weltrevolutionen hinführen, wie das in dem Gesetz der Konkurrenz um das Dasein der Fall ist."

Diese Ausführungen F. A. Langes sind deutlich, sie bedürfen keines Zusatzes mehr. Ausführlicheres findet Ziegler bei Lange im ersten und zweiten Kapitel seines Buches. Ziegler sagt weiter: man habe ihm gerathen, seine Schrift gegen mich zu unterlassen und statt ihrer ein schon lange begonnenes Buch über Embryologie zu beenden, „das sei seiner Karriere vortheilhafter". Ich glaube auch, daß dieses vernünftiger gewesen wäre, nicht blos seiner Karriere wegen, sondern auch wegen seines wissenschaftlichen Rufes, der durch sein Buch gegen mich nicht gewonnen hat. — Es kann mir nun nicht beikommen, an dieser Stelle auf die Einwände Zieglers gegen die seit Bachofen und Morgan immer mehr in die wissenschaftliche Untersuchung gezogenen Geschlechtsverhältnisse der auf den Unterstufen menschlicher Entwicklung stehenden Völkerschaften ausführlich einzugehen. Es vergeht nahezu kein Tag, der nicht neue beweiskräftige Thatsachen im Sinne der Bachofen-Morganschen Anschauungen beibringt, und ich selbst habe in dem ersten Abschnitt des vorliegenden Buches einige für weitere Kreise neue Thatsachen angeführt, die nach meiner Ueberzeugung ebenfalls in unwiderleglicher Weise die Richtigkeit dieser Anschauungen beweisen. Die mittlerweile von Cunow erschienene Abhandlung: „Die Verwandtschaftsorganisationen der Australneger", auf die ich im ersten Abschnitt dieses Buches zu sprechen komme, bringt weiter nicht nur eine Fülle neuer Thatsachen in der gleichen Richtung, sie beschäftigt sich auch ausführlich mit den Auffassungen Westermarcks und Starckes — den Gewährsmännern Zieglers — und widerlegt sie gründlich. Der Kürze halber verweise ich hier Ziegler darauf.

Insofern Ziegler aus Eigenem den Beweis zu führen sucht, daß das monogame Verhältniß zwischen Mann und Weib „eine auf der Natur beruhende Sitte" sei (Seite 88 seines Buches), macht er sich seine Beweisführung außerordentlich leicht. Einmal entstand ihm zufolge das monogame Verhältniß aus rein psychologischen

Gründen: „Liebe, gegenseitige Sehnsucht, Eifersucht", dann aber sagt er wieder, die Ehe sei nothwendig, „denn durch die öffentliche Eheschließung erkennt der Mann der Gesellschaft gegenüber die Verpflichtung an, seiner Frau treu zu bleiben, für seine Frau zu sorgen und seine Kinder zu erziehen". Erst ist also die Monogamie eine „auf der Natur beruhende Sitte", ein Verhältniß aus „rein psychologischen Gründen", also quasi naturgesetzlich selbstverständlich, wenige Seiten später bezeichnet er die Ehe als eine gesetzliche Zwangsanstalt, welche die Gesellschaft errichtete, damit der Mann seiner Frau treu bleibe, für sie sorge und seine Kinder erziehe. „Erkläret mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur." Der gute Bürger geht bei Ziegler mit dem Naturwissenschaftler durch.

Wenn die öffentliche Eheschließung für den Mann nothwendig ist, damit dieser seiner Frau treu sei, für sie sorge und seine Kinder erziehe, warum sagt denn Ziegler von der gleichen Verpflichtung der Frau kein Wort. Er ahnt unwillkürlich, daß die Frau in der heutigen Ehe in einer Zwangslage sich befindet, die ihr aufzwingt, was von dem Manne erst durch ein besonderes feierliches Gelübde erreicht werden muß, aber in unzähligen Fällen nicht erreicht wird. Ziegler ist nicht so beschränkt oder unwissend, um nicht zu wissen, daß z. B. schon im alten Testament die Grundlage der patriarchalischen Familie die Polygamie war, der sich die Erzväter bis zu König Salomo ergaben, ohne daß sie „die auf der Natur beruhende Sitte" davon abhielt oder „die psychologischen Gründe für die Monogamie" ihre Wirkung auf sie ausübten. Polygamie und Polyandrie, die in historischer Zeit seit Jahrtausenden existiren, und von welchen die erstere noch heute im Orient von vielen hundert Millionen Menschen als soziale Institution anerkannt ist, widersprechen aufs Schlagendste den von Ziegler angeführten „naturwissenschaftlichen" Gründen und führen sie ad absurdum. Dahin kommt man eben, wenn man mit beschränkten bürgerlichen Vorurtheilen fremde Sitten und soziale Einrichtungen beurtheilt, und nach naturwissenschaftlichen Gründen sucht, wo allein soziale Ursachen maßgebend sind.

Ziegler konnte sich auch seine Beispiele aus dem Geschlechtsleben anthropoider Affen anzuführen ersparen, um damit zu beweisen, daß Monogamie eine Art Naturnothwendigkeit sei, sintemalen die Affen nicht wie die Menschen eine soziale Organisation besitzen — und sei dieselbe noch so primitiv —, die ihr Denken und Handeln beherrscht. Darwin, auf den er sich gegen mich beruft, war in seinem Urtheil weit vorsichtiger. Darwin erschien zwar die Existenz einer

„Gemeinschaftsehe" und der ihr voraufgehende Zustand der Promiskuität ebenfalls unglaubwürdig, aber er war objektiv genug zu sagen, daß alle diejenigen, die den Gegenstand am gründlichsten studirt hätten, darin anderer Meinung seien als er und die „Gemeinschaftsehe" (dieser spezifische Ausdruck rührt von mir. Der Verfasser) die ursprüngliche und allgemeine Form des Geschlechtsverkehrs auf der ganzen Erde bildete, einschließlich der Ehe zwischen Geschwistern.* Seit Darwin hat aber die Untersuchung der Urzustände der Gesellschaften große Fortschritte gemacht; vieles, was damals noch bezweifelt werden konnte, ist heute klar, und so würde Darwin wahrscheinlich selbst, wenn er noch lebte, seine alten Zweifel haben fallen lassen. Ziegler zweifelt die Lehre Darwins an, daß erworbene Eigenschaften vererbt werden könnten und bekämpft diese Auffassung auf das Nachdrücklichste; aber die von Darwin selbst im Zweifel gelassene Anschauung, daß Monogamie das ursprüngliche Verhältniß der Geschlechter unter den Menschen gewesen sei, acceptirt er als unfehlbar, mit der Inbrunst eines gläubigen Christen, der sein Seelenheil gefährdet sieht, wenn er nicht an das Dogma der hl. Dreieinigkeit, oder als Katholik an die unbefleckte Empfängniß Marias glauben würde. Ziegler befindet sich in schwerer Selbsttäuschung, wenn er durch seine sehr dogmatische, aber historisch und naturwissenschaftlich grundfalsche Anzweiflung erwiesener Thatsachen, die Entwicklungsphasen im Geschlechtsverkehr der verschiedenen Kulturstufen der Menschheit wegleugnen zu können glaubt.

Es geht Ziegler und den ihm Gleichdenkenden mit dieser im Sinne Morgans aufgefaßten Entwicklung des Geschlechtsverhältnisses auf den verschiedenen Gesellschaftsstufen, wie der großen Mehrzahl unserer Gelehrten mit der materialistischen Geschichtsauffassung. Die Einfachheit und Natürlichkeit derselben, durch die alle sonst so widersprechenden und unklar erscheinenden Thatsachen erst klar und verständlich werden, leuchtet ihnen nicht ein; sie ist zu einfach und giebt der Spekulation keinen Raum. Im Weiteren fürchten sie — ohne sich dessen oft selbst klar bewußt zu sein — die Konsequenzen derselben für den Bestand der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung; denn gelten die Gesetze der Entwicklung auch für die Gesellschaft, wie kann dann die bürgerliche Gesellschaft behaupten, daß es über sie hinaus keine bessere Gesellschaftsordnung mehr gebe?

* Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, von Charles Darwin. 20. Kapitel. Sekundäre Geschlechtscharaktere der Menschen. Otto Hendel, Halle a. d. S.

Ziegler begreift nicht den Zusammenhang der Lehren Darwins mit der sozialistischen Weltanschauung; ich empfehle ihm auch hier, die beiden ersten Kapitel aus F. A. Langes „Arbeiterfrage" zu lesen, betitelt: „Der Kampf um das Dasein" und „Der Kampf um die bevorzugte Stellung"; vielleicht wird ihm dort klar, was ihm bei mir unklar geblieben ist. Daß ferner Ziegler unrecht hat, wenn er glaubt, Virchows Ansicht über den Darwinismus, der zum Sozialismus führe, gegen mich verwenden zu können, habe ich auf Seite 247 dieses Buches nachgewiesen.

Indem ich Darwins naturwissenschaftliche Lehren als in inniger Beziehung zur sozialistischen Weltanschauung betrachte, glaubt Ziegler diese Auffassung auch damit widerlegen zu können, daß er sich auf Darwins Urtheil über die Kriege und auf seine malthusianischen Anschauungen bezieht. Vor allem muß ich verlangen, daß, wenn man mich zitirt, man auch richtig zitirt. Was Ziegler auf Seite 168 seiner Schrift als meine Auffassung über den ewigen Frieden zitirt, ist grundfalsch und zeigt seine vollkommene Unfähigkeit, sich in die Gedankenwelt eines Sozialisten finden zu können. Daß manche Kriege einen kulturfördernden Einfluß gehabt, kann man unbedenklich zugeben, daß aber alle Kriege diesen Charakter gehabt, kann nur ein Ignorant in der Geschichte behaupten. Und daß gar heute die Kriege bei der massenhaften Tödtung der kräftigsten Männer, der Blüthe der Kulturnationen, und der massenhaften Vernichtung von Kulturmitteln, die gegenwärtig Kriege verschulden, dem Fortschritt der Menschheit förderlich sein sollen, kann nur ein Barbar noch glauben. Jeder längere Friede wäre dann nach der Auffassung der Ziegler und Genossen ein Verbrechen an der Menschheit. Was Ziegler über dieses Kapitel in seinem Buche sagt, erhebt sich nicht über die platteste Spießbürgerei.

Nicht höher steht, was er, gestützt auf Darwin, über den Malthusianismus sagt. Darwins gänzlicher Mangel an sozialökonomischem Wissen verleitete ihn zu den gewagtesten Behauptungen, sobald es sich um soziale Themata handelte; aber seit Darwin sind auf dem sozialen Gebiete so gewaltige Fortschritte gemacht worden, so daß, was für Darwin noch verzeihlich war, für einen seiner Jünger es nicht mehr ist, namentlich wenn dieser wie Ziegler mit der Prätension auftritt, auf diesem Gebiete ein maßgebendes Urtheil zu haben. Was ich hierüber gegen ihn zu sagen hätte, habe ich in dem Abschnitt dieses Buches „Bevölkerung und Uebervölkerung" gesagt, ich verweise hier darauf.

Einen der Haupttrümpfe, die Ziegler gegen mich ausspielt, betrifft meine Auffassung von der Entwicklungsfähigkeit des Menschen und speziell der Frau unter vernünftigen und naturgemäßen gesellschaftlichen Beziehungen, und zwar durch Erziehung und Vererbung. Ziegler legt hier seiner abweichenden Meinung, daß Vererbung erworbener Eigenschaften ausgeschlossen oder doch erst in unendlich langen Zeiträumen möglich sei — wobei er sich auf Weismann stützt — eine solche Bedeutung bei, daß er davon die Durchführung der sozialistischen Ideen abhängig macht. Er äußert: „Ehe die Menschen der neuen sozialen Organisation sich angepaßt hätten, würde die neue Organisation längst untergegangen sein" (Seite 19). Dieser Satz spricht für eine eigenthümlich naive Auffassung, die Ziegler von werdenden Gesellschaftsformationen hat. Er verkennt, daß die gesellschaftlichen Bedürfnisse es sind, welche neue Gesellschaftsformationen erzeugen, die Gesellschaftsformation also mit den Menschen und die Menschen mit ihr wachsen, eins aus dem anderen und Beides miteinander entsteht. Eine neue Gesellschaftsordnung ist eben ohne die Menschen, welche sie wollen und befähigt sind, sie am Leben zu erhalten und zur Fortentwicklung zu bringen, unmöglich. Wenn irgendwo von Anpassung die Rede sein kann, so hier. Die günstigeren Umstände, die jede neue Gesellschaftsordnung gegenüber der früheren enthält, übertragen sich auch auf die Individuen und veredeln sie stetig.

Nach Ziegler erscheint die Auffassung von der Vererbung erworbener Eigenschaften bereits eine so abgethanene, daß nur noch Rückständige an sie glauben. Als Nichtfachmann und überhäuft mit Arbeiten der verschiedensten Art, die dem hier behandelten Thema fern liegen, kann ich mir nicht beikommen lassen, auf meine eigenen Erfahrungen und Wahrnehmungen mich zu stützen, aber eine aufmerksame Beachtung dieses Themas hat mir gezeigt, daß dieses von Ziegler mit so apodiktischer Sicherheit behandelte Thema sehr kontrovers ist und mit die anerkanntesten Vertreter des Darwinismus gegen sich hat. So veröffentlichte Dr. Louis Büchner in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung", München, 13. März 1894, einen Aufsatz, betitelt „Naturwissenschaft und Sozialdemokratie", in dem er die Zieglersche Schrift bespricht. Büchner spricht sich nicht nur gegen die Weismann-Zieglersche Auffassung aus, sondern weist zugleich darauf hin, daß neben Häckel auch Huxley, Gegenbauer, Fürbringer, Eimer, Claus, Cope, Lester Ward und Herbert Spencer sich für die Darwinsche Auffassung aussprechen. Weiter hat Hake in einer von

Fachleuten sehr geschätzten Streitschrift: „Gestaltung und Vererbung. Eine Entwicklungsmechanik der Organismen"*, gegen Weismann Stellung genommen. Auch Hegar spricht sich in seiner gegen mich gerichteten Abhandlung gegen Weismann aus (Seite 130 u. f.). Ganz und gar auf dem Boden der Theorie von der Vererbung erworbener Eigenschaften steht ferner Professor Dr. Dodel, der in seiner Schrift: „Moses oder Darwin. Eine Schulfrage",** Seite 99 wörtlich äußert: „Von größter Wichtigkeit sind nun aber die Thatsachen der progressiven oder fortschreitenden Vererbung. Das Wesen derselben besteht darin, daß auch individuelle Merkmale, also neulich aufgetretene Merkmale, Eigenschaften jüngeren Datums auf die Nachkommen vererbt werden können." Und Häckel schreibt über dieselbe Frage in einem Briefe an L. Büchner unter dem 3. März 1894 — zitirt in der obenerwähnten Besprechung des Zieglerschen Buches durch Büchner —: „Aus folgendem Aufsatz ersehen Sie, daß mein Standpunkt in dieser fundamentalen Frage unverändert derselbe streng monistische (und zugleich Lamarcksche) ist. Die Theorien von Weismann und ähnliche führen immer zu dualistischen und teleologischen Vorstellungen, die zuletzt rein mystisch werden. In der Ontogenie führen sie direkt zum alten Präformationsdogma" u. s. w.

Auf demselben Boden stehen Lombroso und Ferrero in ihrem Werk: „Das Weib als Verbrecherin und Prostituirte",*** in dem sie auf Seite 140 von den Instinkten der Unterwerfung und Hingabe sprechen, welche die Frau durch Anpassung erworben habe. Ebenso läßt Tarnowsky† eine unter gewissen Verhältnissen erworbene Perversität des Geschlechtssinnes vererben, und spricht Krafft-Ebing†† von dem Charakter der Frau, der durch unzählige Generationen hindurch nach einer bestimmten Richtung hin ausgebildet wurde.

Diese Angaben bezeugen, daß ich mich mit meiner Auffassung über die Vererbung erworbener Eigenschaften in angesehener Gesellschaft befinde und Ziegler mehr behauptete, als er beweisen konnte.

Ziegler ist seinem bürgerlichen Berufe nach Naturwissenschaftler, aber als Zoon politicon — um mit Aristoteles zu reden — höchst wahrscheinlich Nationalliberaler. Dafür spricht die häufige Un-

* Leipzig 1893.

** Stuttgart 1895. Fünfte vermehrte Auflage.

*** Leipzig 1894.

† Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes. Berlin 1886.

†† Lehrbuch der Psychiatrie. Band I, 2. Auflage.

bestimmtheit der Ausdrucksweise, wenn er für seine Beweisführung in Verlegenheit kommt; dafür sprechen ferner die krampfhaften Anstrengungen, die er macht, um die gesammte Menschheitsentwicklung mit dem gegenwärtigen bürgerlichen Zustand in Einklang zu bringen, indem er zu zeigen versucht, daß die sozialen und politischen Institutionen in Bezug auf Ehe, Familie, Staat 2c. zu allen Zeiten den heutigen ähnelten, womit bewiesen werden soll, daß der Philister am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sich keine Gedanken darüber zu machen braucht, was das zwanzigste Jahrhundert ihm bringen wird.

Ich komme zu Hegar. Dieser bezeichnet sein Buch als eine sozialmedizinische Studie. Wenn er das sozial strich und den hierauf bezüglichen Theil seiner Abhandlung fortließ, hätte die Arbeit nicht unwesentlich gewonnen. Denn der soziale Theil ist äußerst dürftig und zeugt von höchst mangelhafter Kenntniß unserer sozialen Verhältnisse und Zustände. Hegar erhebt sich darin mit keinem Satz über das bürgerliche Mittelmaß hinaus und, wie Ziegler, ist er gänzlich unvermögend, auch nur einen Gedanken zu fassen, der über die engsten bürgerlichen Auffassungen hinausgeht. Hegar hat daher in weiser Selbsterkenntniß sehr klug gethan, daß er seinen ursprünglichen Plan (siehe Vorrede in seinem Buche), eine Bearbeitung der ganzen Frauenfrage zu unternehmen, aufgab; er wählte ein beschränktes Thema, „um so den falschen und überaus schädlichen Ansichten und Lehren entgegenzutreten, welche ..... insbesondere durch Bebels „Die Frau und der Sozialismus“ in die großen Massen geworfen werden“. Und er setzt weiter hinzu: Gute, auf wirklich wissenschaftlicher Grundlage fußende Arbeiten, wie Ribbings „Sexuelle Hygiene“, fänden dagegen verhältnißmäßig wenig Anklang.

Letzteres Buch ist mir wohl bekannt, der Verfasser ist ein auf streng religiösem Boden stehender Herr. Das Buch ist aber recht geringwerthig und trägt seine konservative Tendenz klar aufgedrückt. Von stark ausgeprägter Tendenz ist allerdings auch Hegars Widerlegung meiner Schrift. In seinem Eifer zu widerlegen, beweist er mehr, als er als Fachmann beweisen kann. Dabei nimmt er überall die vornehmen Klassen in Schutz, die er als Muster von Sittlichkeit darstellt, wohingegen er Steine auf Steine auf die Arbeiter wirft, so daß man an zahlreichen Stellen glaubt, es mit einem klassenbewußten Bourgeois und nicht mit einem Manne der Wissenschaft zu thun zu haben. Soweit dagegen Hegar als Mann der Wissenschaft in seiner Darlegung wirklich objektiv ist, enthält seine Schrift

eine Reihe belehrender Mittheilungen, deren Verbreitung man nur wünschen kann. Dagegen sucht man in seiner Schrift vergeblich nach großen, allgemeinen Gesichtspunkten und Maßregeln sozialer Hygiene, wie sie nur der Staat beziehungsweise die Gesellschaft durchführen kann, sobald einmal deren Nothwendigkeit anerkannt ist, um das ganze Geschlecht auf dem Boden vorgeschrittenster wissenschaftlicher Erkenntniß zu erziehen.

In der bürgerlichen Gesellschaft giebt es zwei Klassen, die dem Proletariat nicht angehören, die aber, wenn sie sich von ihrer engen bürgerlichen Auffassungsweise zu emanzipiren vermöchten, mit Jubel dem Sozialismus zustimmen müßten: das sind die Lehrer und die Mediziner (Hygieniker, Gynäkologen, Aerzte). Man sollte also gerade von Männern wie Hegar und seinesgleichen erwarten, die durch ihre berufliche Stellung die zahllosen Uebel kennen, an welchen die große Mehrheit der Menschen und insbesondere die Frauen, wesentlich in Folge unserer sozialen Verhältnisse leiden, daß sie sozialen Heil- und Umgestaltungsmaßregeln im Großen, die allein wirklich helfen können, das Wort redeten. Das geschieht aber nicht. Sie vertheidigen vielmehr Zustände, welche die Unnatur selbst sind, und decken mit ihrer Autorität die faul und morsch gewordene Gesellschaftsordnung einer Gesellschaft, die täglich beweist, wie rathlos sie den immer größer werdenden Uebeln physischer und moralischer Natur gegenübersteht. Das ist eben das Empörende an dem Verhalten so vieler Männer der Wissenschaft, die zum Theil nur den einen Entschuldigungsgrund für sich haben, daß das gesellschaftliche Milieu, in dem sie leben, und die ihnen durch dasselbe zur zweiten Natur gewordenen Vorurtheile, ihnen das Darüberhinausdenken unmöglich machen; sie bleiben bei aller Wissenschaftlichkeit „Arme im Geiste".

Hegar hat wie Ziegler eine eigene Art zu zitiren; auch er nimmt Unwesentliches heraus und läßt Wesentliches fort und konstruirt alsdann die Widerlegung. Die große Bedeutung, die ich der normalen Befriedigung des Geschlechtstriebes für gesellschaftlich reif erachtete Menschen beilege, veranlaßt ihn hauptsächlich gegen mich zu polemisiren, wobei er thut, als redete ich der Unmäßigkeit das Wort. Er hebt hervor, daß ich mich auf Buddha und Schopenhauer beziehe und bezeichnet die Aeußerungen Hegewischs und Buschs als veraltet, verschweigt aber, daß Autoritäten wie Klencke, Ploß und Krafft-Ebing, die sich weit eingehender als die Vorgenannten äußern, auf meiner Seite stehen. In der vorliegenden Auflage zitire ich

weiter den konservativen Moralstatistiker v. Oettingen (Seite 98 u. f.), der auf Grund seiner statistischen Studien zu ganz ähnlichen Resultaten kommt wie ich. Diesen allen hat Hegar nichts Besseres gegenüber zu stellen, als eine Statistik von Decarpieux über die Sterblichkeit der Ledigen in Frankreich aus den Jahren 1685—1745 (!!!) und eine solche der Eheleute nach Bauer, die sich auf die Jahre 1776—1834 bezieht. Beide Statistiken sind zu einer Zeit aufgenommen, wo die Statistik noch sehr im Argen lag und können als beweiskräftig nicht angesehen werden.

Aber Hegar verwickelt sich auch in starke Widersprüche. Auf Seite 9 seiner Schrift führt er als Beweis an für die Ungefährlichkeit geschlechtlicher Enthaltsamkeit erwachsener Menschen die katholischen Geistlichen, sowie die männlichen und weiblichen Ordensangehörigen, die aus freiem Willen das Zölibat auf sich nehmen. Er bekämpft den Einwand, daß diese Personen nicht enthaltsam lebten, dazu zwinge sie außer dem Pflichtgefühl die öffentliche Stellung, wodurch jeder Fehltritt dem allgemeinen Klatsch verfiele und bald zu Ohren des Vorgesetzten komme. Aber auf Seite 37 und 38 seines Buches führt er wörtlich aus: „Eine von Druruy (bei Vertillon zitirt) festgestellte Thatsache spricht doch sehr entschieden für einen direkten nachtheiligen Einfluß des unterdrückten Geschlechtstriebes auf die Erzeugung dieser Kategorie von Verbrechen (Nothzucht, Attentate gegen Kinder ꝛc.). Druruy hat die während dreißig Monaten in von Laien oder von Geistlichen geleiteten Schulen vorgekommenen Ausschreitungen gegen die Sittlichkeit gegenüber gestellt. 34 873 Laienschulen wiesen 19 Verbrechen und 8 Vergehen, 3581 Kongregationistenschulen 23 Verbrechen und 32 Vergehen auf. Die von religiösen Kongregationen gehaltenen Institute zählen daher viermal mehr Vergehen und zwölfmal mehr Verbrechen gegen die Sittlichkeit!“ Ich meine, wer sich selbst so widerlegt, den brauche ich nicht zu widerlegen.

Aehnliche Widersprüche enthält Hegars Schrift noch mehrere. Auf Seite 18 und 19 giebt er Sterblichkeitstabellen über Frankreich, Paris, Belgien, Holland, Preußen, Bayern, welche Auskunft geben über die Zahl der Gestorbenen in den verschiedenen Altersklassen auf je 1000 Verheirathete oder Ledige. Diese Tabellen sprechen fast sämmtlich zu Gunsten meiner Auffassung, denn sie ergeben, daß die Sterblichkeit der Ledigen, die jüngste Altersklasse von 15—20 Jahren ausgenommen, durchschnittlich eine höhere ist als die der Verheiratheten. Allerdings stirbt ein nicht unerheblicher Theil ver-

heiratheter Frauen im Kindbett oder an den Folgen des Kindbetts im Alter von 20—40 Jahren, und Hegar schließt aus dieser Thatsache und aus den vielfachen Krankheiten, die aus überstandenen Geburten bei Frauen entstehen, daß die Befriedigung des Liebesbedürfnisses die Sterblichkeit bei dem Weibe erheblich steigere. Er übersieht aber, daß diese nicht am Geschlechtsverkehr, sondern an den Folgen desselben sterben und hieran nur die physische Beschaffenheit einer großen Zahl von Frauen schuld ist, die ihnen das Ueberstehen des Geburtsaktes so erschwert. Und diese physische Schwäche ist wiederum die Wirkung unserer erbärmlichen sozialen Verhältnisse: schlechte Ernährungs-, Wohn-, Lebensweise, die Art der Beschäftigung, der geistigen und physischen Erziehung, der Bekleidung (Korsett) 2c. Auch muß Hegar als Fachmann wissen, in wie zahlreichen Fällen mangelhafte oder falsche Geburtshilfe, oder Ansteckung durch den Ehemann, die Schuld an schweren Leiden der Wöchnerinnen trägt. Alle diese Mängel könnten durch vernünftige soziale Einrichtungen und Erziehungsmethoden behoben werden, und die Folgen, die heute eintreten, wären nicht vorhanden. Indem Hegar ferner mir vorwirft, die schädliche Einwirkung unbefriedigten Geschlechtstriebs stark zu übertreiben, verfällt er in das andere Extrem; er schildert die Schäden des befriedigten Geschlechtstriebs bei der Frau derart, daß der Apostel Paulus Recht erhält, der bekanntlich lehrte: heirathen ist gut, nicht heirathen besser.

Hegar bestreitet ferner die Richtigkeit meiner Auffassung, daß bei Unverheiratheten Unbefriedigtsein des Geschlechtstriebs auch auf die Zahl der Selbstmorde von Einfluß sei. Ich verweise hier zunächst auf die statistischen Angaben auf Seite 99 u. f. meines Buches. Hegar muß aber selbst zugeben (Seite 23): „Im Großen und Ganzen ist die Selbstmordfrequenz des ledigen Standes höher.“ Warum also der Streit?

Im Weiteren bekämpft Hegar meine Auffassung, daß die Unterdrückung des Geschlechtstriebs bei Frauen häufig zu Geisteskrankheiten, zu Satyriasis und Nymphomanie führe. Aber auch diese Widerlegung meiner Auffassung ist ihm vollständig mißlungen. Auf Seite 80 äußert er: „Das weibliche Geschlecht ist dem Irrsinn im Großen und Ganzen mehr unterworfen als das männliche; doch ist der Unterschied nicht bedeutend. Dagegen findet sich eine sehr große Differenz zwischen Ledigen und Verheiratheten, indem sich bei Ersteren die Zahl etwa verdoppelt. Das Verhältniß tritt noch viel schärfer hervor, wenn man die Kinder,

bei welchen die geistige Erkrankung nur selten beobachtet wird, nicht berücksichtigt, sondern nur die Ledigen vom 15. Jahr an rechnet. Man erhält dann eine nahezu viermal größere Irrsinnsquote für die Ledigen gegenüber den Verheiratheten." Hegar sucht zwar diese große Differenz zu Ungunsten der Ledigen aus verschiedenen Gründen zu erklären, und ich kann einen Theil dieser Gründe um so leichter gelten lassen, da ich nirgends behauptete, daß der unterdrückte Geschlechtstrieb die einzige Ursache krankhafter Zustände bei Ledigen bilde; aber dennoch muß Hegar schließlich zugeben (Seite 31): „Doch ist der Unterschied zwischen Ledigen und Verheiratheten zu groß, um hieraus (aus den von ihm angeführten Gründen) allein erklärt zu werden." Ich frage wieder: Warum dann der Streit?

Weiter sagt er Seite 23: „Nymphomanie und Satyriasis entstehen zuweilen bei sehr erheblichen anatomischen Veränderungen in dem Sexualapparat oder auch im Zentralnervenapparat." Aber woher diese Störungen kommen, darüber giebt er nur eine sehr unbefriedigende Erklärung. Daß Nichtbefriedigung einen Beitrag zur Entstehung des Leidens bilde, giebt er zu. „Allein das erste und die Hauptsache ist doch die künstlich und gewaltsam hervorgerufene Erregung." (!) Aber diese Erregung ist doch in der geschlechtlichen Natur des Menschen begründet, sonst wäre sie unmöglich. Daß ferner die Entstehung der Hysterie schon in alten Zeiten dem unterdrückten Geschlechtstrieb zugeschrieben wurde, giebt Hegar ebenfalls zu, er will aber diesen Grund nicht gelten lassen; dennoch äußert er S. 35: „In früherer Zeit und, wenn auch seltener, in unseren Tagen hat man gehäufte Erkrankungen von Hysterie, hysterische Psychose, Veitstanz, in geschlossenen Anstalten wie Nonnenklöstern, Mädchenpensionaten beobachtet, welche ebenfalls vielfach dem unterdrückten Geschlechtstrieb zugeschrieben worden sind." Hegar widerspricht diesem nicht, er sucht nur die Ursachen zu erklären, gegen die ich mich ebenfalls um so weniger zu erklären brauche, als ich sie selbst theilweise bereits anführte. „Das Krankheitsbild gewinnt, zumal bei dem Weibe, leicht einen sexuellen Anstrich", sagt Hegar weiter, ein Zugeständniß, das ich wiederum acceptire. Ferner sagt er: „Inwieweit bei der Entstehung solcher mit sexuellem Anstrich verlaufender Nervenleiden und Gemüthsstörungen noch die gewaltsame Zurückdrängung eines der Kraft und dem Lebensalter des Betheiligten adäquaten Geschlechtstriebes mitwirkte, ist schwer zu entscheiden." Auch dieses Zugeständniß genügt mir.

Im sechsten Abschnitt seiner Schrift behandelt Hegar die Uebel, welche für die Frau aus dem Fortpflanzungsgeschäft erwachsen. Wie schon weiter oben angeführt, sieht Hegar weit größere Gefahren und Uebel als vorhanden an für die verheirathete Frau als für die nichtverheirathete, obgleich er die Nachtseite der Nichtbefriedigung nicht gänzlich absprechen will. Und doch belehrt das ganze Aussehen alternder Mädchen, sogenannter alter Jungfern, sogar den Laien über die Uebel des Nichtverheirathetseins. Das kann auch Hegar nicht ganz verschweigen, deshalb äußert er auf Seite 30: „Es giebt aber auch eine andere Klasse von Mädchen, welche ganz gesund sind oder wenigstens keine irgend beträchtlichere Störung ihrer Körperentwicklung darbieten, und die allmälig in ein höheres Lebensalter einrücken, ohne zu heirathen. Diese bieten nun nicht selten in mehr oder weniger ausgeprägter Weise ein Bild dar, welches mit dem der Bleichsüchtigen manches gemein hat; Gefühl der Schwäche und Hinfälligkeit, Unlust zur Arbeit, Verstimmung, große Reizbarkeit, blasses Aussehen, Abmagerung, Störungen der Genitalfunktionen u. a." Diese Sätze enthalten also ebenfalls wieder ein werthvolles Zugeständniß. Und dennoch Räuber und Mörder über mich, weil ich nur weniger verklausulirt als er die Dinge beim rechten Namen nenne.

Was Hegar im siebenten Abschnitt seiner Abhandlung über die Unmäßigkeit im Geschlechtsgenuß und die Folgen sogenannter wilder Liebe sagt, darüber verliere ich kein Wort. Einmal weil er, soweit er darin gegen mich polemisirt, mich nur mißverstanden hat, ob absichtlich oder unabsichtlich, lasse ich dahin gestellt sein, oder weil es sich um Ausführungen handelt, die meine Ausführungen überhaupt nicht treffen.

Im weiteren passirt es Hegar, wie allen bürgerlichen Ideologen, daß er die Wirkung an die Stelle der Ursache setzt, z. B. die Trunksucht aus einem „ethischen Defekt" statt aus sozialen Ursachen ableitet. Ich habe mich in diesem Buch so gründlich über die Wirkung sozialer Verhältnisse auf alle Lebensbeziehungen der Menschen ausgesprochen, daß ich an dieser Stelle kein Wort weiter hierüber verlieren will.

Sehr aufgebracht ist Hegar darüber, daß ich ausführe, wie so häufig die Töchter des Volks von den Angehörigen der „besitzenden und gebildeten Klassen" verführt würden. Das sei unwahr, fast ohne Ausnahme seien die Schuldigen Soldaten, Arbeiter, Gesellen, Diener, selten figurire auch einmal ein Angehöriger der besseren

Stände, welcher dann seinen Fehler, an dem er vielleicht nicht einmal allein betheiligt sei, sehr schwer büßen müsse. Eine unverfrorenere Behauptung wie diese, ist wohl kaum möglich. Gewiß sind die Väter der circa 170 000 unehelichen Kinder, die in Deutschland durchschnittlich jährlich geboren werden, nur zum Theil Angehörige der „besitzenden und gebildeten Klassen", aber prozentual stellen sie ein ungewöhnlich großes Kontingent. Leider kommt es nur gar zu häufig vor, daß Knechte, Arbeiter und namentlich Diener in vornehmen Häusern bereit sind, die Sünden ihrer Herren auf sich zu nehmen. Hegar mache doch nur einmal die entsprechenden Untersuchungen in der Geburtsklinik zu Freiburg und er wird, wenn er in diesem Punkte überhaupt der Belehrung zugängig ist, eines besseren belehrt werden. Auch empfehle ich ihm, die Schrift seines jüngeren Kollegen, des Dr. Max Taube in Leipzig: „Der Schutz der unehelichen Kinder",* zu lesen, der bei Erörterung dieses Kapitels zu ganz entgegengesetzten Urtheilen wie Hegar kommt. Es ist der blinde, voreingenommene Vertheidiger der bürgerlichen Gesellschaft, der bei Beurtheilung namentlich sozialer Momente aus Hegar spricht. So auch, wenn er sich zu einem förmlichen Panegyrikus für das in Frankreich herrschende Zweikindersystem erhebt, das nach seiner Meinung als eine Art Idealzustand anzusehen ist. Ueber Ursachen und Wirkungen dieses Systems habe ich mich im zweiten Abschnitt dieses Buches genügend ausgesprochen. Hegar, indem er sich zum Vertheidiger dieses Systems aufwirft, übersieht wiederum vollkommen die Folgen, die dasselbe auf den Moralzustand der französischen Bevölkerung ausübt. Daß der Massenabortus, der Kindsmord, der Kindermißbrauch und die unnatürliche Unzucht sehr erheblich dadurch gefördert wurden, ist ihm, dem Gynäkologen, unbekannt.

Auf derselben Höhe der Anschauung stehen die übrigen sozialen wie die politischen Gesichtspunkte, die er gegen meine bezüglichen Ausführungen geltend macht. So z. B. was er über das Recht auf Arbeit — das bekanntlich die deutsche Sozialdemokratie niemals als Programmforderung anerkannte —, über die internationalen Beziehungen, die Arbeitseinheiten und die Natur des Geldes sagt. Von wahrhaft phänomenaler Oberflächlichkeit zeugen auch seine wirthschaftlichen Ansichten über die Agrarfragen. Darnach ist der Ruin des englischen Ackerbaues der Aufhebung der Kornzölle in England — die bekanntlich 1847 aufgehoben wurden — geschuldet!

---

* Leipzig 1893. Keil u. Komp.

Daß ich mehrfach in meinem Buche hervorhebe, wie heute fruchtbarer Boden vielfach zur Anlegung von Wald verwendet werde, der dann mit Hirschen und Rehen bevölkert wird, damit vornehme und reiche Herren ihre Jagdpassionen befriedigen können, veranlaßt ihn (Seite 94) zu folgender Entgegnung: „Der Jagd zu Liebe sind bei uns in Deutschland keine oder gewiß sehr wenige zu sonstigen Zwecken besser brauchbare Ländereien zu Wald angepflanzt oder sonst ihrer richtigen Bestimmung entzogen worden. Kaum gelingt es, manche Thiergattungen, wie Hirsche, Wildschweine, noch vor der gänzlichen Ausrottung zu schützen; freilich dem Anhänger eines einseitigen Utilitätsprinzips ist dies gleichgiltig und es ist ihm schon recht, wenn der letzte Hase und das letzte Reh niedergeknallt wären. Wie sähe es aber dann in Wald und Flur aus!"

So schreibt nur ein Mann, der von dem, was sich in der Wirklichkeit zuträgt, keine Ahnung hat, sonst müßte er wissen, daß unsere Bauern in Nord und Süd, Ost und West alle darin übereinstimmen, daß der Schaden, den die geflissentliche Hegung des Wildstandes in allen Theilen Deutschlands verursacht, allmälig eine Höhe erreicht hat, die eine Kalamität genannt werden muß. In der Feudalzeit konnten die Zustände hierin kaum schlimmer sein, als sie es in einer Anzahl Gegenden Deutschlands bereits geworden sind.

Auch die eigentliche Agrarfrage löst Hegar wunderbar einfach. Er schreibt (Seite 106): „Die Handelspolitik, die Art der Besteuerung, die Gesetzgebung und der gute Wille der Latifundienbesitzer werden das Meiste für die Hebung des kleinen und mittleren Bauern thun müssen ...." Er erhofft also vom Wolf die Rettung der Schafe. Da versagt meine Fähigkeit und meine Neigung, weiter zu polemisiren.

Stellt das deutsche Professorenthum keine geschickteren Kämpen wider den Drachen Sozialismus, als die Hegar und Ziegler, dann wird dieses moderne „Ungeheuer" der bürgerlichen Gesellschaft Herr. Schlaflose Nächte machen uns solche Siegfriede nicht.

Ostern 1895.

A. Bebel.

Einleitung.

Wir leben im Zeitalter einer großen sozialen Revolution, die jeden Tag weitere Fortschritte macht. Eine immer stärker werdende Bewegung und Unruhe der Geister macht sich in allen Schichten der Gesellschaft bemerkbar und drängt nach tief greifenden Umgestaltungen. Alle fühlen, daß der Boden schwankt, auf dem sie stehen. Eine Menge Fragen sind aufgetaucht, die immer weitere Kreise beschäftigen, über deren Lösung für und wider gestritten wird. Eine der wichtigsten dieser Fragen, die mehr und mehr in den Vordergrund tritt, ist die sogenannte Frauenfrage.

Bei dieser Frage handelt es sich um die Stellung, welche die Frau in unserem sozialen Organismus einnehmen soll, wie sie ihre Kräfte und Fähigkeiten nach allen Seiten entwickeln kann, damit sie ein volles, gleichberechtigtes, nützlich wirkendes Glied der menschlichen Gesellschaft werde. Von unserem Standpunkt fällt diese Frage allerdings zusammen mit der Frage, welche Gestalt und Organisation die menschliche Gesellschaft überhaupt annehmen muß, damit an Stelle von Unterdrückung, Ausbeutung, Noth und Elend in zahlloser Gestalt, die physische und soziale Gesundheit der Individuen und der Gesellschaft tritt. Die Frauenfrage ist also für uns nur eine Seite der allgemeinen sozialen Frage, die gegenwärtig alle Köpfe erfüllt, alle Geister in Bewegung setzt, und sie kann daher ihre endgiltige Lösung nur finden durch die Aufhebung der gesellschaftlichen Gegensätze und der aus diesen Gegensätzen hervorgehenden Uebel.

Dennoch ist nothwendig, die sogenannte Frauenfrage speziell zu behandeln. Einmal berührt die Frage, wie die Stellung der Frau früher war, gegenwärtig ist und künftig sein wird, in Europa wenigstens die größere Hälfte der Gesellschaft, da hier das weibliche Geschlecht die größere Hälfte der Bevölkerung bildet. Dann aber sind auch die Vorstellungen über die Entwicklung, welche die

Frau im Laufe der Jahrtausende erfahren hat, so wenig der Wirklichkeit entsprechend, daß Aufklärung hierüber zum Verständniß der Gegenwart und Zukunft eine Nothwendigkeit ist. Beruht doch auf der Nichtkenntniß und dem Nichtverständniß ein gut Theil der Vorurtheile, mit welchen man aus den verschiedensten Kreisen, und nicht zuletzt aus dem Kreise der Frauen selbst, die immer stärker werdende Bewegung betrachtet. Behaupten doch Viele, daß es keine Frauenfrage gebe, denn die Stellung, welche die Frau früher eingenommen habe, jetzt noch einnehme und auch in Zukunft einnehmen solle, sei durch ihren „Naturberuf", der sie zur Gattin und Mutter bestimme und auf den Kreis der Häuslichkeit beschränke, gegeben. Was daher jenseits ihrer vier Pfähle oder nicht im nächsten sichtbarsten Zusammenhang mit ihren häuslichen Pflichten vorgehe, berühre sie nicht.

Es stehen sich eben in der Frauenfrage wie in der allgemeinen sozialen Frage, in der die Stellung der Arbeiterklasse in der Gesellschaft die Hauptrolle spielt, verschiedene Parteien gegenüber. Jene, die Alles beim Alten lassen wollen, sind rasch mit der Antwort bei der Hand und glauben die Sache damit abgethan, daß sie die Frau auf ihren „Naturberuf" verweisen. Sie sehen nicht, daß heute Millionen Frauen gar nicht in der Lage sind, den ihnen vindizirten „Naturberuf" als Hauswirthinnen, Kindergebärerinnen und Kindererzieherinnen zu erfüllen, aus Gründen, die später ausführlich entwickelt werden sollen, daß andere Millionen diesen Beruf zu einem guten Theil verfehlt haben, weil die Ehe für sie zum Joch und zur Sklaverei wurde, und sie in Elend und Noth ihr Leben dahinschleppen müssen. Das kümmert freilich diese „Weisen" ebensowenig, wie die Thatsache, daß ungezählte Millionen Frauen in den verschiedensten Lebensberufen, oft in unnatürlichster Weise und weit über das Maß ihrer Kräfte, sich abrackern müssen, um das nackte Leben zu fristen. Sie verschließen vor dieser unliebsamen Thatsache ebenso gewaltsam Augen und Ohren, wie vor dem Elend des Proletariers, indem sie sich und Andere trösten, daß es „ewig" so gewesen sei und „ewig" so bleiben werde. Daß die Frau das Recht habe, an den Kulturerrungenschaften unserer Zeit voll Theil zu nehmen, sie für die Erleichterung und Verbesserung ihrer Lage auszunutzen, und ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten zu entwickeln und zu ihrem Besten anzuwenden so gut als der Mann, davon wollen sie nichts wissen. Sagt man ihnen nun noch, daß die

Frau auch ökonomisch unabhängig sein müsse, um es körperlich und geistig sein zu können, damit sie nicht mehr von dem „Wohlwollen" und der „Gnade" des anderen Geschlechts abhänge, dann hat ihre Geduld ein Ende, ihr Zorn entbrennt und ein Strom heftiger Anklagen über die „Verrücktheit der Zeit" und „die wahnwitzigen emanzipatorischen Bestrebungen" folgt.

Dies sind die Philister männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich aus dem engen Kreis der Vorurtheile nicht herauszufinden vermögen. Es ist das Geschlecht der Käuzchen, das überall ist, wo Dämmerung herrscht, und erschreckt aufschreit, wenn ein Strahl von Licht in das ihm behagliche Dunkel fällt.

Ein anderer Theil der Gegner der Bewegung kann vor den laut redenden Thatsachen seine Augen allerdings nicht verschließen; er giebt zu, daß kaum in einem Zeitalter zuvor ein großer Theil der Frauen im Vergleich zum Stande der gesammten Kulturentwicklung sich in so unbefriedigender Lage befunden habe, als gegenwärtig, und daß es deshalb nothwendig sei, zu untersuchen, wie man ihre Lage verbessern könne, insofern sie auf sich selbst angewiesen bleiben. Dagegen erscheint diesem Theil der Gegner für jene Frauen, die in den Hafen der Ehe eingelaufen sind, die soziale Frage gelöst.

Dementsprechend verlangt dieser Theil, daß wenigstens der unverheiratheten Frau alle Arbeitsgebiete, für die ihre Kräfte und Fähigkeiten sich eignen, erschlossen werden, damit sie mit dem Manne in den Wettbewerb eintreten könne. Ein kleiner Theil geht noch weiter und fordert, der Wettbewerb solle nicht auf das Gebiet der niederen Beschäftigungs- und Berufsarten beschränkt bleiben, sondern solle auch auf die höheren Berufe, die Gebiete der Kunst und Wissenschaft, sich erstrecken. Er fordert die Zulassung der Frauen zum Studium auf allen höheren Bildungsanstalten, namentlich zu den Universitäten, die in vielen Ländern den Frauen noch verschlossen sind. Man befürwortet die Zulassung zum Studium für die verschiedenen Lehrfächer, den medizinischen Beruf, für Anstellungen im Staatsdienst (Post, Telegraphie, Eisenbahndienst), für welche sie Frauen besonders geeignet halten, und zwar mit Hinweis auf die praktischen Resultate, die besonders in den Vereinigten Staaten durch Anwendung von Frauen erzielt wurden. Der Eine und der Andere stellt auch die Forderung, politische Rechte den Frauen zu gewähren. Die Frau sei so gut Mensch und Staatsangehöriger als der Mann, die bisherige ausschließliche Handhabung

der Gesetzgebung durch die Männer beweise, daß sie dieses Privilegium nur zu ihren Gunsten ausgebeutet und die Frau in jeder Beziehung bevormundet hätten, was künftig verhindert werden müsse.

Das Bemerkenswerthe an diesen hier kurz gekennzeichneten Bestrebungen ist, daß sie nicht über den Rahmen der heutigen Gesellschaftsordnung hinausgreifen. Die Frage wird nicht aufgeworfen: ob, wenn diese Ziele erreicht wurden, damit etwas Wesentliches und Durchgreifendes für die Lage der Frauen im Allgemeinen erreicht sei. Auf dem Boden der bürgerlichen, d. h. der kapitalistischen Gesellschaftsordnung stehend, betrachtet man die volle bürgerliche Gleichberechtigung von Mann und Frau als die Lösung der Frage. Man ist sich nicht bewußt, oder täuscht sich darüber hinweg, daß, soweit die ungehinderte Zulassung der Frau zu den gewerblichen und industriellen Berufen in Frage kommt, dieses Ziel thatsächlich erreicht ist und von Seiten der herrschenden Klasse in ihrem eigenen Interesse die kräftigste Förderung findet, wie weiter unten nachgewiesen werden wird. Unter den gegebenen Verhältnissen kann aber die Zulassung der Frauen zu allen industriellen und gewerblichen Thätigkeiten nur die Wirkung haben, daß der Konkurrenzkampf der Arbeitskräfte immer schärfer wird und immer wilder wüthet, und daher ist das nothwendige Schlußergebniß: Herabdrückung des Einkommens für die weibliche und für die männliche Arbeitskraft, bestehe dieses Einkommen in der Form von Lohn oder Gehalt.

Daß *diese* Lösung nicht die rechte sein kann, ist klar. Die volle bürgerliche Gleichstellung der Frau ist aber nicht blos das letzte Ziel der Männer, die auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung diesen Frauenbestrebungen freundlich gegenüberstehen, sondern es wird auch von den bürgerlichen Frauen, die innerhalb der Frauenbewegung thätig sind, als solches anerkannt. Diese bürgerlichen Frauen und die ihnen gleichgesinnten Männer stehen also mit ihren Forderungen im Gegensatz zu dem größten Theil der Männerwelt, die theils aus philistriöser Beschränktheit, theils, und zwar soweit die Zulassung der Frauen zum höheren Studium und den besser bezahlten öffentlichen Stellen in Frage kommt, aus niedrigem Eigennutz, aus Konkurrenzfurcht ihnen feindlich gesinnt ist, aber ein prinzipieller Gegensatz, ein Klassengegensatz, wie er zwischen der Arbeiter- und der Kapitalistenklasse vorhanden ist, besteht zwischen diesen bürgerlichen Männer- und Frauenkreisen nicht.

Nimmt man den durchaus nicht unmöglichen Fall an, daß die Vertreter der bürgerlichen Frauenbewegung alle ihre Forderungen für Gleichberechtigung mit den Männern durchsetzten, so wäre damit weder die Sklaverei, die für unzählige Frauen die heutige Ehe bietet, noch die Prostitution, noch die materielle Abhängigkeit der großen Mehrzahl der verheiratheten Frauen von ihren Eheherren aufgehoben. Für die große Mehrzahl der Frauen ist es auch gleichgiltig, ob einige Tausend oder Zehntausend ihrer Geschlechtsgenossinnen, die den günstiger situirten Schichten der Gesellschaft angehören, in das höhere Lehrfach, die ärztliche Praxis oder in irgend eine wissenschaftliche oder Beamtenlaufbahn gelangen, da hierdurch an der Gesammtlage des Geschlechts nichts geändert wird.

Das weibliche Geschlecht in seiner Masse leidet in doppelter Beziehung: es leidet einmal unter der sozialen und gesellschaftlichen Abhängigkeit von der Männerwelt, und diese wird durch formale Gleichberechtigung vor den Gesetzen und in den Rechten zwar gemildert, aber nicht beseitigt, und durch die ökonomische Abhängigkeit, in der sich die Frauen im Allgemeinen und die proletarischen Frauen im Besonderen, gleich der proletarischen Männerwelt befinden.

Daraus ergiebt sich, daß alle Frauen, ohne Unterschied ihrer gesellschaftlichen Stellung, als ein durch den Lauf unserer Kulturentwicklung von der Männerwelt unterdrücktes, beherrschtes und benachtheiligtes Geschlecht, das Interesse haben, diesen Zustand zu beseitigen, und dafür kämpfen müssen, ihn zu ändern, soweit dieser Zustand durch Aenderungen in den Gesetzen und Einrichtungen innerhalb der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung geändert werden kann. Aber die enorme Mehrheit der Frauen ist weiter aufs Lebhafteste auch dabei interessirt, die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung von Grund aus umzugestalten, um sowohl die Lohnsklaverei, unter der das weibliche Proletariat am tiefsten schmachtet, wie die Geschlechtssklaverei, die mit unseren Eigenthums- und Erwerbszuständen aufs Innigste verknüpft ist, zu beseitigen.

Der überwiegende Theil der in der bürgerlichen Frauenbewegung stehenden Frauen begreift die Nothwendigkeit einer solch radikalen Umgestaltung nicht. Beeinflußt von ihrer bevorzugteren gesellschaftlichen Stellung, sehen sie in der weitergehenden proletarischen Frauenbewegung gefährliche und nicht selten verabscheuenswerthe

Bestrebungen, die sie zu ignoriren, gegebenen Falles zu bekämpfen haben. Der Klassengegensatz, der in der allgemeinen sozialen Bewegung zwischen der Kapitalisten- und Arbeiterklasse klafft, und sich bei der Zuspitzung unserer Verhältnisse immer schärfer und schroffer entwickelt, kommt auch innerhalb der Frauenbewegung zum Vorschein, und findet in den Zielpunkten und der Handlungsweise der Betheiligten seinen entsprechenden Ausdruck.

Immerhin haben die feindlichen Schwestern weit mehr als die im Klassenkampf gespaltene Männerwelt eine Reihe Berührungspunkte, in der sie, wenn auch getrennt marschirend, vereint schlagend, den Kampf führen können. Das ist auf allen den Gebieten der Fall, auf welchen die Gleichberechtigung der Frauen mit der Männerwelt, auf dem Boden der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung, in Frage kommt: also die Bethätigung des Weibes auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, für die ihre Kräfte und Fähigkeiten reichen, und weiter die volle zivilrechtliche und politische Gleichberechtigung mit dem Manne. Das sind sehr wichtige und, wie sich in den weiteren Darlegungen zeigen wird, sehr umfangreiche Gebiete. Daneben hat die proletarische Frauenwelt noch das besondere Interesse, Hand in Hand mit der proletarischen Männerwelt, für alle jene Maßregeln und Einrichtungen zu kämpfen, welche die arbeitende Frau vor physischer und moralischer Degeneration schützen und ihr die Lebenskraft und Fähigkeit als Gebärerin und erste Erzieherin der Kinder sichern. Des Weiteren hat, wie schon angedeutet, die Proletarierin gemeinsam mit ihren männlichen Klassen- und Schicksalsgenossen den Kampf aufzunehmen für eine Umwandlung der Gesellschaft von Grund aus, um einen Zustand herbeizuführen, der die wirkliche ökonomische und geistige Unabhängigkeit den beiden Geschlechtern ermöglicht, durch soziale Einrichtungen, welche die volle Antheilnahme an allen Kulturerrungenschaften der Menschheit einem Jeden gewähren.

Es handelt sich also nicht nur darum, die Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung zu verwirklichen, wie das als Ziel die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen erstreben, sondern darüber hinausgehend alle Schranken zu beseitigen, die den Menschen vom Menschen, also auch das eine Geschlecht von dem anderen, abhängig machen. Diese Lösung der Frauenfrage fällt also mit der Lösung der sozialen Frage vollkommen zusammen. Es muß daher, wer die Lösung der

Frauenfrage in vollem Umfange erstrebt, nothgedrungen mit Jenen Hand in Hand gehen, welche die Lösung der sozialen Frage als allgemeine Kulturfrage für die gesammte Menschheit auf ihre Fahne geschrieben haben, das sind die Sozialisten, das ist die Sozialdemokratie.

Von allen bestehenden Parteien ist die sozialdemokratische Partei die einzige, welche die volle Gleichberechtigung der Frau, ihre Befreiung von jeder Abhängigkeit und Unterdrückung in ihr Programm aufgenommen hat, nicht aus agitatorischen Gründen, sondern aus Nothwendigkeit, aus prinzipiellen Gründen. Es giebt keine Befreiung der Menschheit ohne die soziale Unabhängigkeit und Gleichstellung der Geschlechter.

Bis hierher dürften alle Sozialisten mit den dargelegten Grundanschauungen mit uns einverstanden sein. Das kann aber nicht gesagt werden von der Art und Weise, wie wir die Endziele uns verwirklicht denken, d. h. wie die Maßnahmen und Einzeleinrichtungen beschaffen sein sollen, die jene erstrebte Unabhängigkeit und Gleichberechtigung aller Gesellschaftsglieder, also auch die von Mann und Frau, begründen.

Sobald man den Boden der Wirklichkeit verläßt und sich auf die Schilderung von Zukunftsgebilden einläßt, ist der Spekulation ein weites Feld eingeräumt. Der Meinungsstreit beginnt über das, was wahrscheinlich oder nicht wahrscheinlich ist. Es kann daher dasjenige, was in dieser Richtung in diesem Buche dargelegt wird, auch nur als die persönliche Auffassung des Verfassers angesehen werden, und sind deshalb etwaige Angriffe auch nur gegen seine Person zu richten; er allein trägt die Verantwortung für das Gesagte.

Angriffe, die objektiv und ehrlich gemeint sind, werden uns willkommen sein, Angriffe, die in wahrheitswidriger Weise den Inhalt dieses Buches darstellen oder auf falschen Unterstellungen beruhen, werden wir mit Stillschweigen übergehen. Im Uebrigen werden in den folgenden Ausführungen alle Konsequenzen, auch die äußersten gezogen werden, die nach Prüfung der Thatsachen die erlangten Resultate zu ziehen erfordern. Vorurtheilslosigkeit ist das erste Erforderniß für die Erkenntniß der Wahrheit, und rücksichtsloses Aussprechen dessen, was ist und sein muß, führt allein zum Ziel.

Die Frau in der Vergangenheit.

Die Frau und der Arbeiter haben seit alter Zeit gemein, Unterdrückte zu sein. Die Formen dieser Unterdrückung haben im Laufe der Zeiten und in den verschiedenen Ländern gewechselt, aber die Unterdrückung blieb. Die Erkenntniß, unterdrückt zu sein, ist zwar im Laufe der Zeiten den Unterdrückten öfter zum Bewußtsein gekommen und hat zu Aenderungen und Milderungen ihrer Lage geführt, aber eine Erkenntniß, die das eigentliche Wesen dieser Unterdrückung in ihren Ursachen erfaßte, ist bei der Frau wie bei dem Arbeiter erst das Resultat unserer Tage. Erst mußte das eigentliche Wesen der Gesellschaft und die Gesetze, die ihrer Entwicklung zu Grunde liegen, erkannt werden, ehe eine allgemeine Bewegung für die Beseitigung drückender und für ungerecht erkannter Zustände Platz greifen konnte. Der Umfang und die Intensivität einer solchen Bewegung hängen aber ab von dem Maße von Einsicht, das in den benachtheiligten Schichten und Kreisen verbreitet ist, und von dem Maße von Bewegungsfreiheit, das sie besitzen. In beiden Beziehungen steht die Frau durch Sitte und Erziehung und in der ihr gewährten gesetzlichen Freiheit hinter dem Arbeiter zurück. Ein anderer Umstand kommt hinzu. Zustände, die eine lange Reihe von Generationen dauern, werden schließlich zur Gewohnheit, und Ererbung und Erziehung lassen sie beiden Theilen als „naturgemäß" erscheinen. Daher nimmt noch heute insbesondere die Frau ihre untergeordnete Stellung als etwas Selbstverständliches hin, und es ist nicht leicht, ihr klar zu machen, daß diese eine unwürdige ist und sie dahin streben müsse, ein dem Manne gleichberechtigtes, in jeder Beziehung ebenbürtiges Glied der Gesellschaft zu werden.

So viel Gleichartiges aber in der Stellung der Frau und des Arbeiters sich nachweisen läßt, die Frau hat gegenüber dem Arbeiter das Eine voraus: sie ist das erste menschliche Wesen, das

in Knechtschaft kam. Die Frau wurde Sklavin, ehe der Sklave existirte.

Alle soziale Abhängigkeit und Unterdrückung wurzelt in der ökonomischen Abhängigkeit des Unterdrückten vom Unterdrücker. In dieser Lage befindet sich von früher Zeit an bis heute die Frau, das zeigt uns die Geschichte der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft überall.

Die Kenntniß der Geschichte dieser Entwicklung ist allerdings eine vergleichsweise neue. So wenig der Mythos von der Erschaffung der Welt, wie ihn uns die Bibel lehrt, aufrecht erhalten werden konnte, gegenüber den auf unbestreitbare und zahllose Thatsachen gestützten Forschungen der Erd- und Naturkunde, ebenso wenig haltbar erwies sich ihr Mythos von der Erschaffung und Entwicklung der Menschen. Zwar sind noch lange nicht alle Partien in dieser Entwicklungsgeschichte der Menschheit aufgeklärt, und über manche, die schon aufgehellt wurden, bestehen noch Meinungsverschiedenheiten unter den Forschern über die Bedeutung und den Zusammenhang dieser und jener Erscheinung, aber im Großen und Ganzen besteht Uebereinstimmung und Klarheit. Es steht fest, daß der Mensch nicht, wie das erste Menschenpaar der Bibel, als eine Art Kulturmensch auf die Erde kam, sondern in unendlich langen Zeiträumen, nachdem er sich allmälig vom reinen Thierzustande befreite, Entwicklungsperioden durchgemacht hat, in welchen sowohl seine sozialen wie seine geschlechtlichen Beziehungen, die Beziehungen zwischen Mann und Frau, die verschiedensten Wandlungen erfuhren.

Die beliebte Redensart, die namentlich in Bezug auf das Verhältniß zwischen Mann und Frau und zwischen Arm und Reich jeden Tag von Unwissenden oder Täuschern an unser Ohr dringt, „es ist ewig so gewesen", und die daraus geschlossene Folgerung, und „es wird ewig so bleiben", ist in jeder Beziehung falsch, oberflächlich und erlogen.

Für die vorliegende Schrift ist aber eine kursorische Darlegung der Beziehungen der Geschlechter seit der Urzeit um deßwillen von besonderer Bedeutung, weil damit bewiesen werden soll, daß, wenn schon im bisherigen Verlaufe der Menschheitsentwicklung diese Beziehungen sich sehr wesentlich umgestalteten, und zwar in dem Maße sich umgestalteten, wie auf der einen Seite die Produktionsweise und auf der anderen die Vertheilungsweise des Erarbeiteten vor sich ging, es naturgemäß und selbstverständlich ist, daß bei weiteren Aende-

rungen und Umgestaltungen in der Produktions- und Vertheilungsweise des Erarbeiteten auch die Beziehungen der Geschlechter sich abermals ändern werden. Nichts ist „ewig", weder in der Natur noch im Menschenleben, ewig ist nur der Wechsel und die Veränderung.

Soweit man in die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft zurückzublicken vermag, erkennt man als erste menschliche Gemeinschaft die Horde. Zwar führt Honegger in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte" an, daß noch gegenwärtig in dem sehr wenig erforschten Innern Borneos wilde Menschen vereinzelt lebten, und ebenso behauptet von Hügel, daß in den wilden Gebirgsgegenden Indiens einzellebende Menschenpaare entdeckt wurden, die affenähnlich auf die Bäume flüchteten, sobald man ihnen begegnet, doch ist keine nähere Kenntniß darüber vorhanden. Bewahrheiteten sich diese Angaben, so würden sie die bisherigen Vermuthungen und Hypothesen über die Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechts nur bestätigen. Wahrscheinlich ist, daß, wo immer Menschen entstanden sind, zunächst einzelne Paare vorhanden waren, aber sicher ist auch, daß, sobald eine größere Anzahl Menschen existirte, die von einem gemeinsamen Stammpaar ausgegangen war, dieselben hordenweise zu einander hielten, um sowohl durch gemeinsame Anstrengungen ihre vorerst noch sehr primitiven Lebens- und Unterhaltungsbedingungen zu gewinnen, wie andererseits sich gegen ihre gemeinsamen Feinde, wilde Thiere, zu schützen. Erst die wachsende Zahl und die Erschwerung der Gewinnung des Lebensunterhaltes für dieselben, der Anfangs in Wurzeln, Beeren, Obst bestand, hat zur Spaltung oder Trennung der Horden und Aufsuchung anderer Wohngegenden geführt.

Dieser fast thierähnliche Zustand, über den wir keine näher beglaubigten urkundlichen Beweise haben, hat nach allem, was wir über die verschiedenen Kulturstufen noch lebender oder in historischer Zeit bekannt gewordener wilder Völkerschaften erfahren haben, unzweifelhaft bestanden. Der Mensch ist eben nicht auf das Geheiß eines Schöpfers als höheres Kulturwesen fertig ins Leben getreten, er hat vielmehr in einem unendlich langen und langsamen Entwicklungsprozeß die verschiedensten Stadien zu durchlaufen gehabt, und hat in auf- und niederschwankenden Kulturperioden und in beständiger Differenzirung mit seines Gleichen, in allen Erdtheilen und unter allen Zonen, erst allmälig die gegenwärtige Kulturhöhe erklommen.

Und während auf dem einen Theil der Erdoberfläche große Völker und Nationen den vorgeschrittensten Kulturstufen angehören, sehen wir andere Völkerschaften in den verschiedensten Erdtheilen auf den verschiedensten Staffeln der Kulturentwicklung stehen, sie geben uns so ein Bild unserer eigenen Vergangenheit und zeigen uns die Wege, welche die Menschheit in dem langen Laufe ihrer Entwicklung gegangen ist. Gelingt es erst, gemeinsame, allgemein als richtig anerkannte Gesichtspunkte aufzustellen, nach welchen die Kulturforschung ihre Untersuchungen überall anzustellen hat, so wird sich eine Fülle von Thatsachen ergeben, die ein ganz neues Licht auf die Beziehungen der Menschen in Vergangenheit und Gegenwart werfen. Es werden alsdann eine Menge von Vorgängen uns erklärlich und natürlich erscheinen, die uns heute unverständlich sind und von oberflächlichen Beurtheilern als unvernünftig, ja nicht selten als „unsittlich" angegriffen werden. — Eine erhebliche Lüftung des Schleiers, der über die früheste Entwicklungsgeschichte unseres Geschlechts gebreitet war, ist durch die Forschungen seit Bachofen von einer ansehnlichen Zahl gelehrter Männer, wie Tylor, Mac Lennan, Lubbock u. s. w., eingetreten. Diesen schloß sich vor Allem Morgan durch sein grundlegendes Werk an, das von Friedrich Engels durch eine Reihe historischer Thatsachen ökonomischer und politischer Natur weiter begründet und ergänzt und neuerdings durch Cunow theils bestätigt, theils berichtigt wurde.*

Durch die Darstellungen, wie sie besonders Fr. Engels in klarer und übersichtlicher Weise im Anschluß an Morgan in seiner ausgezeichneten und grundlegenden Schrift giebt, wird eine Fülle von Licht und Klarheit über eine Menge bisher unverständlicher, zum

---

* Bachofen's Buch erschien 1861 unter dem Titel: Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynäkokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Stuttgart, Verlag von Krais & Hoffmann. — Morgan's grundlegendes Werk erschien in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Zivilisation, im Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart 1891. In demselben Verlag erschien: Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats. Im Anschluß an Lewis H. Morgan's Forschungen. Von Friedrich Engels. Vierte vermehrte Auflage, 1892. Ferner: Die Verwandtschafts-Organisationen der Australneger. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Familie. Von Heinrich Cunow, 1894.

Theil widersinnig erscheinender Vorgänge, im Leben der Völker und Völkerschaften höherer und niederer Kulturentwicklung verbreitet. Jetzt erhalten wir erst einen Einblick in den Aufbau, den die menschliche Gesellschaft im Laufe der Zeiten genommen hat. Darnach ergiebt sich, daß unsere bisherigen Auffassungen über Ehe, Familie, Gemeinde, Staat auf vollständig falschen Anschauungen beruhten, so daß diese nicht viel besser als ein Phantasiegemälde sich darstellen, dem jede Grundlage für die Wirklichkeit fehlt.

Was aber von Ehe, Familie, Gemeinde und Staat gesagt und nachgewiesen ist, gilt noch insbesondere für die Rolle der Frau, die in den verschiedenen Entwicklungsperioden eine Stellung eingenommen hat, die ebenfalls sehr wesentlich von derjenigen abweicht, die man ihr als „ewig so dagewesen" zuschreibt.

Morgan, dem sich Engels hierin anschließt, theilt die bisherige Geschichte der Menschheit in drei Hauptepochen: Wildheit, Barbarei, Zivilisation. Jede der beiden ersten Epochen theilt er wieder in eine Unter-, Mittel- und Oberstufe ein, da eine von der anderen sich durch bestimmte, auf die Gewinnung der Lebens- und Unterhaltsmittel gerichtete Neuerungen und Verbesserungen unterscheidet. Morgan sieht also ganz im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung, wie sie durch Karl Marx und Friedrich Engels begründet wurde, in den Umwandlungen, welche in gewissen Epochen die Lebensgestaltung der Völker durch Fortschritte im Produktionsprozeß, also in der Gewinnung des Lebensunterhalts erhält, das Hauptmerkmal der Kulturentwicklung. In Kürze zusammengefaßt bildet die Periode der Wildheit in ihrer Unterstufe die Kindheit des Menschengeschlechts, in der dieses zum Theil auf Bäumen lebend, hauptsächlich von Früchten und Wurzeln sich nährt, in der aber auch die artikulirte Sprache beginnt. Die Mittelstufe der Wildheit beginnt mit der Verwerthung von kleineren Thieren (Fischen, Krebsen 2c.) zur Nahrung und mit dem Gebrauch des Feuers. Es entsteht die Waffenfabrikation, zunächst Keule und Speer aus Holz und Stein, und damit beginnt die Jagd und wohl auch der Krieg mit benachbarten Horden um die Nahrungsquellen, um Wohn- und Jagdgebiete. Auch erscheint auf dieser Stufe die Menschenfresserei, die heute noch bei einzelnen Stämmen und Völkern Afrikas, Australiens und Polynesiens im Schwunge ist. Die Oberstufe der Wildheit charakterisirt die Vervollkommnung der Waffen zu Bogen und Pfeil; es entsteht die Fingerweberei, das Flechten von Körben aus Bast oder Schilf, die

Herstellung geschliffener Steinwerkzeuge, und damit beginnt die Bearbeitung des Holzes zur Herstellung für Boote und Hütten. Die Lebensgestaltung ist also bereits eine vielseitigere geworden, und es ermöglichen die vorhandenen Werkzeuge und Hilfsmittel zur Gewinnung reichlicherer Nahrung den Unterhalt größerer Menschengesellschaften.

Die Unterstufe der Barbarei läßt Morgan mit der Einführung der Töpferei ihren Anfang nehmen. Es beginnt die Zähmung und Züchtung von Thieren und damit die Fleisch- und Milchproduktion, die Gewinnung von Häuten, Hörnern, Haaren für die verschiedensten Gebrauchszwecke. Hand in Hand damit beginnt die Kultur von Pflanzen. Im Westen die des Mais, im Osten die fast aller bekannten Getreidearten mit Ausnahme jener des Mais. Die Mittelstufe der Barbarei zeigt uns im Osten die immer ausgedehntere Zähmung von Hausthieren, im Westen die Kultur von Nährpflanzen mittelst künstlicher Bewässerung. Auch beginnt hier der Gebrauch von an der Sonne getrockneten Ziegeln und des Steins zu Gebäuden. Die Thierzähmung und Züchtung fördert die Heerdenbildung und führt zum Hirtenleben. Die Nothwendigkeit größerer Nahrungsmengen für Menschen und Vieh führt zum Getreidebau. Damit beginnt größere Seßhaftigkeit, die Vermehrung und Verschiedenartigkeit der Nahrungsmittel, und es verschwindet allmälig die Menschenfresserei.

Die Oberstufe der Barbarei endlich beginnt mit dem Schmelzen des Eisenerzes und der Erfindung der Buchstabenschrift. Es wird die eiserne Pflugschar erfunden, die ausgedehnten Ackerbau ermöglicht, es werden die eiserne Axt und der eiserne Spaten in Gebrauch genommen, welche die Ausrodung des Waldes erleichtern. Mit der Bearbeitung des Eisens beginnen ferner eine Menge von Thätigkeiten, die dem Leben eine andere Gestaltung geben. Die Eisenwerkzeuge erleichtern den Haus-, Schiff- und Wagenbau; mit der Metallbearbeitung entsteht ferner das Kunsthandwerk, die vervollkommnetere Waffentechnik, der Bau ummauerter Städte. Die Architektur als Kunst kommt auf, Mythologie, Dichtkunst und Geschichte finden durch die Erfindung der Buchstabenschrift Erhaltung und Verbreitung.

Der Orient und die Länder um das Mittelländische Meer: Egypten, Griechenland und Italien, sind es vorzugsweise, in welchen die zuletzt geschilderte Gestaltung des Lebens sich besonders entfaltet und den Grund zu sozialen Umgestaltungen legt, die im Laufe der

Zeiten bestimmend auf die Kulturentwicklung Europas und der ganzen Erde einwirkten.

Aber diese soziale Entwicklung des Menschengeschlechts in den Perioden der Wildheit und der Barbarei hatte auch ihre eigenartigen geschlechtlichen und gesellschaftlichen Beziehungen, die sich von denen der späteren Zeit sehr bedeutend unterscheiden.

Bachofen und Morgan haben in sehr gründlichen Untersuchungen diesen Beziehungen nachgespürt. Bachofen, indem er alle Schriften der Alten und Neueren aufs Eingehendste studirte, um hinter das Wesen von Erscheinungen zu kommen, die uns vollkommen fremdartig in Mythologie, Sage und historischen Mittheilungen gegenübertreten und doch so manche Anklänge an Erscheinungen und Vorkommnisse späterer Zeiten und zum Theil bis in unsere Tage enthalten. Morgan, indem er Jahrzehnte lang unter den im Staate New York ansässigen Irokesen zubrachte und dabei Wahrnehmungen machte, durch die er ganz neue und ungeahnte Einblicke in die Lebens-, Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen der genannten Indianerstämme gewann, auf Grund welcher dann auch anderwärts gemachte Beobachtungen erst ihre richtige Beleuchtung und Klarstellung erhalten.

Beide, Bachofen und Morgan, entdeckten jeder auf seine Weise, jedoch der letztere weit klarer als der erstere, daß die Beziehungen der Geschlechter bei den Völkerschaften in der Urzeit menschheitlicher Entwicklung wesentlich andere waren, als sie in historisch bekannter Zeit und bei den modernen Kulturvölkern vorhanden sind. Insbesondere entdeckte Morgan durch seinen langjährigen Aufenthalt unter den Irokesen Nordamerikas und auf Grund der vergleichenden Studien, zu denen er durch das dort Beobachtete angeregt wurde, daß alle in der Kultur noch erheblich rückständigen Völkerschaften Familien- und Verwandtschaftssysteme besitzen, die von dem unseren total verschieden sind, aber ähnlich einst bei allen Völkerschaften auf den frühesten Kulturstufen in Geltung gewesen sein müssen.

Morgan fand, daß zu der Zeit, in der er unter den Irokesen lebte, dort eine beiderseits leicht lösliche Einzelehe bestand, die er als „Paarungsfamilie" bezeichnet. Er fand aber auch, daß die Bezeichnungen für den Verwandtschaftsgrad, wie Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester, obgleich für deren Anwendung nach unserer Meinung kein Zweifel bestehen kann, doch auf ganz andere Beziehungen angewandt wurden. Der Irokese nennt nicht

nur seine eigenen Kinder seine Söhne und Töchter, sondern auch die aller seiner Brüder, und deren Kinder nennen ihn Vater. Umgekehrt nennt die Irokesin nicht blos ihre Kinder ihre Söhne und Töchter, sondern auch die aller ihrer Schwestern, und wiederum nennen die Kinder der letzteren sie Mutter. Dagegen nennt sie die Kinder ihrer Brüder Neffen und Nichten, und diese nennen sie Tante. Die Kinder von Brüdern nennen sich Brüder und Schwestern und ebenso die Kinder von Schwestern. Dagegen nennen sich die Kinder einer Frau und ihres Bruders gegenseitig Vettern und Cousinen. Es tritt also das Seltsame ein, daß die Verwandtschaftsbezeichnung sich nicht in unserem Sinn nach dem Grade der Verwandtschaft richtet, sondern nach dem Geschlecht des Verwandten.

Dieses System der Verwandtschaft steht aber in voller Geltung nicht nur bei allen amerikanischen Indianern, sowie bei den Ureinwohnern Indiens, den dravidischen Stämmen in Dekan und den Gauraстämmen in Hindostan, sondern es müssen nach den vorgenommenen Untersuchungen, die seit Bachofen stattgefunden haben, ähnliche Zustände in der Urzeit überall bestanden haben, wie sie heute noch bei vielen Völkerschaften Hoch- und Hinterasiens, Afrikas und Australiens bestehen. Werden erst einmal an der Hand dieser Untersuchungen und Feststellungen überall die Untersuchungen über die Geschlechts- und Familienbeziehungen noch lebender wilder und barbarischer Völkerschaften aufgenommen, so wird sich zeigen, daß, was Bachofen, wenn auch nur unklar erkennend und mehr ahnend, bei zahlreichen Völkerschaften der alten Welt, Morgan bei den Irokesen, Cunow unter den Australnegern fand, soziale und geschlechtliche Formationen sind, welche die Grundlage menschlicher Entwicklung für alle Völker der Erde bildeten.

Bei den Untersuchungen Morgan's treten aber noch andere interessante Thatsachen hervor. Steht die Paarungsfamilie der Irokesen mit den von ihnen gebrauchten Verwandtschaftsbezeichnungen in unlöslichem Widerspruch, so stellte sich dagegen heraus, daß noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auf den Sandwichsinseln (Hawaii) eine Familienbildung vorhanden war, die thatsächlich dem Verwandtschaftssystem entsprach, das bei den Irokesen nur dem Namen nach noch bestand. Aber das Verwandtschaftssystem, das in Hawaii in Geltung war, entsprach wiederum nicht der dort thatsächlich bestehenden Familienform, sondern verwies auf eine ältere, noch ursprünglichere, aber nicht mehr vorhandene Familien-

form hin. Dort galten alle Geschwisterkinder ohne Ausnahme als Brüder und Schwestern, sie galten also nicht für die gemeinsamen Kinder nur ihrer Mütter und deren Schwestern, oder ihres Vaters und dessen Brüder, sondern aller Geschwister ihrer Eltern ohne Unterschied.

Das hawaiische Verwandtschaftssystem entsprach also einer Entwicklungsstufe, die noch tiefer stand als die thatsächlich bestehende Familienform. Es stellte sich also das Eigenthümliche heraus, daß in Hawaii wie bei den Indianern Nordamerikas zwei verschiedene Verwandtschaftssysteme in Uebung sind bezw. waren, die dem thatsächlichen Zustand nicht mehr entsprachen, sondern durch eine höhere Form überholt wurden. Morgan äußert sich darüber also: „Die Familie ist das aktive Element; sie ist nie stationär, sondern schreitet vor von einer niedrigeren zu einer höheren Form, im Maß, wie die Gesellschaft von niederer zu höherer Stufe sich entwickelt. Die Verwandtschaftssysteme dagegen sind passiv; nur in langen Zwischenräumen registriren sie die Fortschritte, die die Familie im Lauf der Zeit gemacht hat, und erfahren nur dann radikale Aenderung, wenn die Familie sich radikal verändert hat."

Die heute noch allgemein maßgebende Auffassung, die von Vertretern des Bestehenden hartnäckig als wahr und unumstößlich verfochten wird, die jetzt bestehende Familienform habe von uralter Zeit an bestanden und müsse, solle nicht die gesammte Kultur gefährdet werden, für immer fortbestehen, stellt sich also nach diesen Entdeckungen der Forscher als durchaus falsch und unhaltbar heraus. Die Form, unter der die Beziehungen der Geschlechter in die Erscheinung treten und die Familienbildung sich vollzieht, ist vielmehr von dem Sozialzustand, von der Art, wie die Menschen ihren Lebensunterhalt gewinnen, abhängig; sie verändert sich mit dem veränderten Kulturgrad in einer bestimmten Periode.

Das Studium der Urgeschichte läßt darnach keinen Zweifel mehr, daß auf den untersten Entwicklungsstufen der Menschheit das Verhältniß der Geschlechter von dem der späteren Zeit ein total verschiedenes ist und Zustände sich herausbildeten, die, mit den Augen unserer Zeit betrachtet, als eine Ungeheuerlichkeit und als der Pfuhl der Sittenlosigkeit erscheinen. Doch wie jede soziale Entwicklungsstufe der Menschheit ihre eigenen Produktionsbedingungen hat, so hat auch jede ihren Moralkodex, der nur das Spiegelbild ihres

Sozialzustandes ist. Sittlich ist, was Sitte ist, und Sitte ist wieder nur, was dem innersten Wesen, d. h. den Bedürfnissen einer bestimmten Periode entspricht.

Morgan gelangt zu dem Schluß, daß auf der Unterstufe der Wildheit ein Geschlechtsverkehr innerhalb der Geschlechtsverbände herrschte, bei dem jede Frau jedem Manne und jeder Mann jeder Frau gehörte, bei dem also allgemeine Vermischung (Promiskuität) vorhanden war. Es leben alle Männer in Vielweiberei und alle Weiber in Vielmännerei. Es besteht allgemeine Frauen- und allgemeine Männergemeinschaft, aber auch Gemeinschaft der Kinder. Strabo berichtet (66 vor unserer Zeitrechnung), daß bei den Arabern die Brüder den Beischlaf bei der Schwester und der eigenen Mutter vollzogen. Anders als auf dem Wege des Inzestes ist die Vermehrung der Menschen nirgend möglich, wenn, wie auch in der Bibel, eine Abstammung von einem Menschenpaare angenommen wird. Die Bibel selbst widerspricht sich in diesem heiklen Punkt, indem dort gesagt wird, daß Kain, nachdem er seinen Bruder Abel erschlagen hatte, bei einem anderen Volke sich eine Frau nahm, aber woher kam jenes andere Volk? Für die Promiskuität in der Urzeit, das heißt daß die Horde endogam, der Geschlechtsverkehr darin unterschiedslos war, spricht auch, daß nach der indischen Mythe sich Brahma mit seiner eigenen Tochter Saravasti vermählte; der gleiche Mythos kehrt bei den Aegyptern und in der nordischen Edda wieder. Der ägyptische Gott Amon war der Gatte seiner Mutter und rühmte sich dessen, Odin war nach der Edda der Gemahl seiner Tochter Frigga.* Morgan nimmt an, daß aus dem Zustande allgemeiner Vermischung der Geschlechter sich bald eine höhere Form des Geschlechtsverkehrs entwickelte, die er als die Blutverwandtschaftsfamilie bezeichnet. Jetzt sind die im Geschlechtsverkehr stehenden Gruppen nach Generationen gesondert, so daß die Großväter

* Ziegler spottet in seiner Schrift wider uns darüber, daß man dem Mythos irgend welche Bedeutung für die Kulturgeschichte beilege. In dieser Anschauung zeigt sich die ganze Oberflächlichkeit des Naturwissenschaftlers, der nicht anerkennt, was er nicht sieht. Den Mythen liegt ein tiefer Sinn zu Grunde, sie sind erwachsen aus der „Volksseele", aus uralten Volkssitten und Gebräuchen, die allmälig verschwunden sind und jetzt nur noch im Mythos fortleben. Trifft man nun auf Thatsachen, die den Mythos erklären, so hat man einen vollwichtigen Grund für seine Bedeutung.

und Großmütter innerhalb eines Geschlechtsverbandes Ehemänner und Ehefrauen sind. Ihre Kinder bilden ebenfalls einen Kreis gemeinsamer Ehegatten, und ebenso deren Kinder, sobald sie in das entsprechende Lebensalter eingetreten sind. Es ist also im Gegensatz zu dem Geschlechtsverband auf rohester Stufe, in dem Vermischung der Geschlechter ohne Unterschied des Alters besteht, eine Generation vom Geschlechtsverkehr mit der anderen ausgeschlossen. Dieser besteht dagegen unter Brüdern und Schwestern, Vettern, Cousinen ersten, zweiten und entfernteren Grades. Diese alle miteinander sind Schwestern und Brüder, aber sie alle sind zu einander auch Mann und Frau. Dieser Familienform entspricht das Verwandtschaftsverhältniß, das in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auf Hawaii noch dem Namen nach, aber nicht mehr in der That bestand. Dagegen können nach dem amerikanisch-indischen Verwandtschaftssystem Bruder und Schwester nie Vater und Mutter desselben Kindes sein, wohl aber nach dem hawaiischen Familiensystem. Blutverwandtschaftsfamilie mag auch der Zustand gewesen sein, der zur Zeit Herodot's bei den Massageten bestand, und worüber er also berichtet: „Jeder ehelicht eine Frau, aber Allen ist erlaubt, sie zu gebrauchen". Und er fährt fort: „So oft einem Mann nach einem Weibe gelüstet, hängt er seinen Köcher vorn an den Wagen auf und wohnt dem Weibe unbesorgt bei ... Dabei steckt er seinen Stab in die Erde, ein Abbild seiner eigenen That.... Der Beischlaf wird offen ausgeübt."* Aehnliche Zustände weist Bachofen nach bei den Lykiern, Etruskern, Kretern, Athenern, Lesbiern, Aegyptern.

Nach Morgan folgt der Blutverwandtschaftsfamilie eine dritte, höhere Form des Familienverbandes, die er die Punaluafamilie nennt. Punalua: lieber Genosse, liebe Genossin.

Gegen die Auffassung Morgan's, als sei die Blutverwandtschaftsfamilie, beruhend auf der Organisation von Heirathsklassen, die generationsweise sich bildeten, eine der Punaluafamilie vorausgehende ursprüngliche Organisation, wendet sich Cunow in seinem bereits oben erwähnten Buch. Er sehe darin nicht die allerprimitivste der bisher entdeckten Gesellschaftsformen, sondern eine erst mit dem Geschlechtsverband entstandene Zwischenform, eine Uebergangsstufe zur reinen Gentilorganisation, auf welcher die der sogenannten Blutverwandtschaftsfamilie angehörende Eintheilung in

* Bachofen: Das Mutterrecht.

Altersklassen noch eine Zeit lang in veränderter Form einherläuft, neben der Eintheilung in Totemverbände.* Cunow führt weiter aus: Die Klasseneintheilung — jeder Einzelne, Mann oder Weib, führt den Namen seiner Klasse und seines Geschlechtsverbandes (Totems) — dient nicht zur Ausschließung des Geschlechtsverkehrs zwischen Seitenverwandten, sondern zur Verhinderung der Kohabitation zwischen Verwandten in auf- und absteigender Linie, zwischen Eltern und Kindern, Tanten und Neffen, Onkeln und Nichten. Ausdrücke wie Tante, Onkel ꝛc. seien Schichtennamen.

Cunow führt für die Richtigkeit der Auffassungen, in denen er im Einzelnen von Morgan abweicht, die Beweise an. Aber wie sehr er im Einzelnen von Morgan abweicht, so nimmt er ihn gegenüber den Angriffen Westermann's und Anderer nachdrücklich in Schutz. Er sagt:

„Mögen immerhin einzelne Hypothesen Morgan's sich als falsch erweisen, und anderen nur eine bedingte Giltigkeit eingeräumt werden können, das Verdienst kann ihm Niemand absprechen, daß er als Erster die Identität der nordamerikanischen Totemverbände mit den Gentilorganisationen der Römer festgestellt und zweitens unsere heutigen Verwandtschaftssysteme und Familienformen als Ergebnisse eines langen Entwicklungsprozesses nachgewiesen hat. Er hat dadurch erst gewissermaßen die neueren Forschungen möglich gemacht, erst das Fundament geschaffen, auf dem weiter gebaut werden kann." Auch in der Vorrede zu seinem Buch bemerkt er ausdrücklich, daß seine Schrift zum Theil eine Ergänzung von Morgan's Buch über die Urgesellschaft sei.

Die Westermann, die Starcke, die Ziegler, der sich erst in seiner in der Vorrede zur 25. Auflage dieses Buches kritisirten Schrift auf die beiden Vorgenannten hauptsächlich beruft und mit deren Ausführungen die unseren zu bekämpfen versucht, werden sich wohl oder übel darein ergeben müssen, daß die Entstehung und Entwicklung der Familie nicht den ihren bürgerlichen Vorurtheilen entsprechenden Ver-

* Totemverband heißt Geschlechtsverband. Jedes Geschlecht hat sein Totemthier, z. B. Leguaneidechse, Opossum, Emu, Wolf, Bär u. s. w., nach dem der Verband den Namen führt. Das Totemthier genießt häufig besondere Verehrung, es gilt dem Verband als heilig und Angehörige desselben dürfen weder das Thier tödten, noch sein Fleisch essen. Das Totemthier hat eine ähnliche Bedeutung, wie der Schutzheilige der Zunft im Mittelalter.

lauf genommen hat. Die Widerlegung, die Cunow im letzten Theile seines Buches den Westermann und Starcke, den Gewährsmännern Ziegler's, zu Theil werden läßt, dürfte dem fanatischsten Anhänger derselben den Star stechen über den Werth, den ihre Einwendungen und Argumente gegen Morgan haben.

Die Punaluaehe beginnt nach Morgan mit der Ausschließung der leiblichen Geschwister und zwar von mütterlicher Seite. Wo eine Frau verschiedene Männer hat, ist der Nachweis der Vaterschaft unmöglich. Die Vaterschaft wird Fiktion. Die Vaterschaft beruht sogar heute, unter der Herrschaft der streng monogamen Ehe, wie auch Goethe in seinen „Lehrjahren" Friedrich sagen läßt, „nur auf gutem Glauben". Ist die Vaterschaft in der Einehe oft zweifelhaft, so ist sie in der Vielehe unmöglich nachweisbar, nur die Abstammung von der Mutter ist zweifellos und unbestreitbar. Die Abstammung mütterlicherseits war also allein entscheidend. Wie alle tiefeinschneidenden Umgestaltungen in den sozialen Beziehungen der Menschen auf primitiverer Kulturstufe sich nur langsam vollziehen, so hat auch unzweifelhaft die Umwandlung der sogenannten Blutverwandtschaftsfamilie in die Punaluafamilie längere Zeiträume in Anspruch genommen und ist von manchen Rückschlägen durchbrochen worden, die noch in sehr später Zeit bemerkbar sind. Die nächste äußere Veranlassung für die Entwicklung der Punaluafamilie mochte die Nothwendigkeit sein, die stark angeschwollene Familienkopfzahl zu spalten, damit man neuen Boden für Viehweiden oder Ackerland in Anspruch nehmen konnte. Wahrscheinlich ist aber auch, daß auf höherer Kulturstufe allmälig Begriffe über die Schädlichkeit und Ungebühr des Geschlechtsverkehrs zwischen Geschwistern und nahen Verwandten sich geltend machten. Daß dem so war, dafür spricht eine hübsche Tradition, die, wie Cunow mittheilt, Gason bei den Dieyerie's, einem der südaustralischen Stämme, über die Entstehung der Murdu (des Geschlechtsverbands) fand. Diese besagt:

„Nach der Schöpfung heiratheten Väter, Mütter, Schwestern, Brüder und andere nahe Verwandte unterschiedslos untereinander, bis sich die übeln Wirkungen solcher Verbindungen deutlich zeigten. Eine Berathung der Führer wurde abgehalten und in Betracht gezogen, auf welchem Wege dieses verhütet werden könnte. Das Ergebniß der Berathungen bestand in einer Bitte an den Muramura (großen Geist), und dieser befahl in seiner Antwort, der Stamm

solle in verschiedene Zweige getheilt und solche zur Unterscheidung mit verschiedenen Namen benannt werden, nach lebenden und leblosen Objekten, z. B. nach dem Dingo, der Maus, dem Emu, Regen, der Iguaneidechse u. s. w. Die Mitglieder einer und derselben Gruppe durften unter sich nicht heirathen, wohl aber die eine Gruppe in die andere. Der Sohn eines Dingo sollte beispielsweise nicht die Tochter eines Dingo heirathen, dabei könne aber jedes der Beiden eine Verbindung mit der Maus, dem Emu, der Ratte oder sonst einer anderen Familie eingehen."

Diese Tradition ist ungleich vernünftiger und naturgemäßer als die christliche Tradition, wie sie die Bibel lehrt; sie zeigt in einfachster Weise die Entstehung der Geschlechtsverbände. Uebrigens führt Paul Lafargue in der „Neuen Zeit"* sehr scharfsinnig und nach unserer Anschauung den durchaus gelungenen Nachweis, daß Namen wie Adam und Eva nicht Namen einzelner Personen, sondern Namen von Gentes seien, in denen zu jener Zeit die Juden vereinigt waren. Lafargue löst durch seine Beweisführung eine Reihe von sonst dunkeln und widerspruchsvollen Stellen im 1. Buch Mose. Ferner macht M. Beer ebenfalls in der „Neuen Zeit"** darauf aufmerksam, daß noch heute es unter den Juden Ehesitte sei, daß die Braut und die Mutter des Bräutigams nie denselben Namen führen dürfen, sonst — so ist der Glaube — geschehe ein Unglück in der Familie, Krankheit und Tod suchten sie heim. Das ist unseres Erachtens ein weiterer Beweis für die Richtigkeit der Lafargue'schen Auffassung. Die Gentilorganisation macht die Heirath zwischen Personen unmöglich, die von derselben Gens abstammen. Eine solche gemeinsame Abstammung muß aber bei der Braut, die den Namen „Eva" führt und der Mutter des Bräutigams, die den gleichen Namen hat, nach Gentilbegriffen angenommen werden. Die heutigen Juden haben natürlich keine Ahnung mehr von dem eigentlichen Zusammenhang ihres Vorurtheils mit ihrer alten Gentilverfassung, die solche Verwandtenheirathen verbot. Die alte Gentilordnung hatte den Zweck, den degenerirenden Folgen der Inzucht vorzubeugen, und obgleich diese Gentilverfassung schon seit Jahrtausenden bei den Juden zerstört ist, die Tradition hat sich, wie wir sehen, im Vorurtheil erhalten.

---

* 9. Jahrgang 1891, S. 223 u. folgende.

** 12. Jahrgang 1893—94, S. 119.

Die Erfahrungen, die man sehr frühzeitig bei der Thierzucht machte, dürften auch die Schädlichkeit der Inzucht vor Augen geführt haben. Wie weit diese Erfahrungen gingen, geht aus der Art hervor, wie nach dem 1. Buch Mose, K. 39, V. 33 u. folgende, Jakob es verstand, seinen Schwiegervater Laban übers Ohr zu hauen, indem er für die Geburt fleckiger Lämmer und Ziegen zu sorgen wußte, die nach dem Versprechen Labans ihm gehören sollten. Die alten Israeliten hatten also schon lange vor Darwin praktisch Darwinismus studirt.

Nachdem wir einmal hier auf die Zustände bei den alten Juden zu sprechen gekommen sind, mögen noch einige andere Thatsachen angeführt werden, die klärlich darthun, daß thatsächlich Mutterfolge bei denselben in der Urzeit in Geltung war. So heißt es zwar 1. Mose 3, 16 in Bezug auf das Weib: „Und dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein und er soll dein Herr sein", und man variirt diesen Vers auch dahin: „das Weib soll Vater und Mutter verlassen und seinem Manne anhangen", in Wirklichkeit aber heißt es in 1. Mose 2, 24: „Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen, und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein ein Fleisch". Derselbe Wortlaut wiederholt sich bei Matthäi 19, 5, Markus 10, 7 und im Briefe an die Epheser 5, 31. Es ist das letztere also ein der Mutterfolge entsprungenes Gebot, mit dem die Bibelausleger nichts anzufangen wissen und daher es in gänzlich falschem Lichte erscheinen lassen.

Mutterfolge tritt auch deutlich hervor in 4. Mose 32, 41. Dort heißt es, daß Jair einen Vater hatte, der aus dem Stamme Juda war, aber seine Mutter war aus dem Stamme Manasse und wird Jair ausdrücklich der Sohn Manasse genannt und erbte in diesem Stamme. Ein anderes Beispiel für die Mutterfolge bei den Juden findet sich in Nehemia 7, 63. Dort werden die Kinder eines Priesters, der aus den Töchtern Barsillai — eines jüdischen Clans — sein Weib nahm, Kinder Barsillai genannt, sie werden also nicht nach dem Vater, der als Priester obendrein eine bevorzugte Stellung einnahm, sondern nach der Mutter genannt. Im übrigen war bereits in der alttestamentarischen, also historischen Zeit, das Vaterrecht bei den Juden vorherrschend, und beruhte die Clan- und Stammesorganisation wie bei den Römern auf der Mannesfolge. Die Töchter waren demgemäß vom Erbe ausgeschlossen, wie das schon bei 1. Mose 31, 14—15 zu sehen ist, woselbst Lea und Rahel, die Töchter Labans,

sich beklagen: „Wir haben doch kein Theil und Erbe mehr in unseres Vaters Hause. Hat er uns doch gehalten als die Fremden, denn er hat uns verkauft und unseren Lohn verzehrt."

Wie bei allen Völkern, bei denen die Vaterfolge an Stelle der Mutterfolge trat, befand sich auch bei den Juden die Frau in vollkommener Rechtlosigkeit. Die Ehe war Kaufehe. Der Frau war die strengste Keuschheit auferlegt, wohingegen der Mann an dieses Gebot nicht gebunden war, und überdies stand ihm das Recht zu, mehrere Frauen zu besitzen. Glaubte der Mann nach der Brautnacht zu finden, daß die Frau bereits vor der Ehe die Jungfrauschaft verloren, so hatte er das Recht, sie nicht nur zu verstoßen, sie sollte auch gesteinigt werden. Dieselbe Strafe traf die Ehebrecherin, den Mann aber nur insofern, als er mit einer jüdischen Ehefrau Ehebruch beging. Nach 5. Mose 24, 1—4 hatte auch der Mann das Recht, die eben erst geehelichte Frau zu verstoßen, wenn sie vor seinen Augen nicht Gnade fand, sei es auch nur einer Unlust willen. Er sollte ihr alsdann den Scheidebrief schreiben, ihr die Hand geben und sie aus seinem Hause lassen. Ein Ausdruck der tiefen Stellung, die später bei den Juden die Frau einnahm, ist weiter darin zu finden, daß noch heute die Frauen in der Synagoge in einem von den Männern streng getrennten Raume dem Gottesdienst beiwohnen, auch werden sie in das Gebet nicht eingeschlossen.*

Die Beziehungen der Geschlechter in der Punaluafamilie waren, nach Morgan, daß eine oder mehrere Reihen Schwestern eines Familienverbandes mit einer oder mehreren Reihen Brüder eines anderen Familienverbandes sich ehelichten. Die leiblichen Schwestern oder Cousinen ersten, zweiten und weiteren Grades waren die gemeinsamen Frauen ihrer gemeinsamen Männer, die nicht ihre Brüder sein

* Im ältesten Stadttheile Prags befindet sich eine kleine Synagoge, die aus dem sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammt und die älteste Synagoge Deutschlands sein soll. Tritt der Besucher etwa sieben Stufen hinab in den halbdunklen Raum, so entdeckt er in der gegenüberliegenden Wand einige schießschartenartig angebrachte Oeffnungen, die in einen völlig finsteren Raum führen. Auf die Frage, wohin diese Oeffnungen führten, antwortete uns der Führer: in den Frauenraum, von dem aus diese dem Gottesdienst beiwohnen. Die modernen Synagogen sind freundlicher eingerichtet, aber die Trennung der Frauen von den Männern wird aufrecht erhalten.

durften. Diese leiblichen Brüder oder Vettern verschiedenen Grades waren die gemeinsamen Männer ihrer gemeinsamen Frauen, die nicht ihre Schwestern sein durften. Indem so die Inzucht aufhörte, trug die neue Familienform unzweifelhaft zur rascheren und kräftigeren Entwicklung der Stämme bei und verschaffte denjenigen Stämmen, die dieser Form der Familienverbindung sich zugewandt hatten, einen Vortheil über diejenigen, die noch die alte Form der Beziehungen beibehalten hatten. Im Allgemeinen waren in der Urzeit die physischen und die geistigen Unterschiede zwischen Mann und Weib weit geringere, als in unserer Gesellschaft. Bei fast allen wilden und in der Barbarei lebenden Völkern sind die Unterschiede in dem Gewicht und der Größe des Gehirns geringer als bei den Völkern in der Zivilisation. Auch stehen bei diesen Völkerschaften die Frauen an Körperkräften und Gewandtheit den Männern wenig nach. Dafür spricht nicht nur das Zeugniß der alten Schriftsteller über die Völker, die dem Mutterrechte anhingen, dafür legen ferner Zeugniß ab die Frauenheere der Aschantis und des Königs von Dahomeh in Westafrika, die sich durch besondere Tapferkeit und Wildheit auszeichnen. Auch das Urtheil des Tacitus über die Frauen der alten Germanen, und die Angaben Cäsars über die Frauen der Iberer und Schotten, bestätigen dieses. So hatte auch Kolumbus vor Santa-Cruz ein Gefecht mit einer indianischen Schaluppe zu bestehen, in dem die Frauen ebenso tapfer kämpften als die Männer. Ferner finden wir diese Auffassung auch durch Zitate aus Havelock Ellis' Buch „Man and Woman" bestätigt, das Dr. Hope B. Adams-Walther in Nr. 39 u. 40 der „Neuen Zeit" (12. Jahrgang, II. Band, 1893/94) besprach. Dort heißt es:

„Von den Andombis am Kongostrom erzählt Johnson, daß die Frauen als Lastträger und bei anderen Verrichtungen schwer arbeiten; trotzdem führen sie eine vollständig glückliche Existenz; sie sind oft kräftiger und schöner entwickelt als die Männer, manche unter ihnen haben geradezu prachtvolle Figuren. Parke nennt die Manyuema aus derselben Gegend „Fine animals" (gut entwickelte Thiere), und findet die Frauen sehr stattlich; sie tragen ebenso große Lasten, wie die Männer, und mit derselben Leichtigkeit." Ein nordamerikanischer Indianerhäuptling sagte zu Hearne: „Weiber sind für die Arbeit geschaffen; ein Weib kann so viel tragen oder schleppen, als zwei Männer." Schellong, welcher eine sorgfältige Studie über die Papuas von Neu-Guinea in der Zeitschrift für Ethnologie 1891 veröffent-

lichte, ist der Ansicht, daß die Frauen kräftiger gebaut sind als die Männer. Im Innern von Australien werden die Frauen manchmal von den Männern aus Eifersucht geschlagen, doch kommt es gar nicht selten vor, daß der Mann bei solchen Gelegenheiten von der Frau die tüchtigere Tracht Prügel erhält. In Kuba kämpften die Frauen Schulter an Schulter neben den Männern. Bei einigen indischen Stämmen, sowie bei den Pueblos von Nordamerika und den Patagoniern von Südamerika, sind die Frauen ebenso groß wie die Männer. Selbst unter den Arabern und Druſen ist der Unterschied in der Größe gering, und sogar unter den Russen sind sich die Geschlechter ähnlicher als bei Westeuropäern der Fall ist. In jedem Welttheile sind demnach Beispiele von gleicher oder annähernd gleicher körperlicher Entwicklung vorhanden."

Das aus der Punaluafamilie sich ergebende Verwandtschaftsverhältniß war nun folgendes: Die Kinder der Schwestern meiner Mutter sind ihre Kinder und die Kinder der Brüder meines Vaters sind seine Kinder und alle zusammen sind meine Geschwister. Dagegen sind die Kinder der Brüder meiner Mutter ihre Neffen und Nichten, und die Kinder der Schwestern meines Vaters seine Neffen und Nichten, und sie alle zusammen sind meine Vettern und Cousinen. Weiter: Die Männer der Schwestern meiner Mutter sind noch ihre Männer und die Frauen der Brüder meines Vaters sind noch seine Frauen, aber die Schwestern meines Vaters und die Brüder meiner Mutter sind von der Familiengemeinschaft ausgeschlossen und sind die Kinder derselben meine Vettern und Cousinen.*

Mit steigender Kultur entwickelt sich die Aechtung des Geschlechtsverkehrs zwischen allen Geschwistern und dehnt sich allmälig auf die entferntesten Kollateralverwandten mütterlicherseits aus. Es entsteht eine neue Blutverwandtschaftsgruppe, die Gens, die sich in ihrer ersten Form aus einer Reihe von leiblichen und entfernteren Schwestern, zusammt ihren Kindern und ihren leiblichen oder entfernteren Brüdern von mütterlicher Seite bildet. Die Gens hat eine Stammmutter, von welcher die weiblichen Nachkommen generationsweise abstammen. Die Männer ihrer Frauen gehören nicht in die Blutverwandtschaftsgruppe, die Gens ihrer Ehefrauen, sondern sie gehören in die Gens ihrer Schwestern. Dagegen gehören die Kinder dieser Männer in die Familiengruppe ihrer Mütter, weil nach der

* Fr. Engels: Der Ursprung der Familie ꝛc.

Mutter sich die Abstammung richtet. Die Mutter ist das Haupt der Familie und so entsteht das „Mutterrecht", das auf lange Zeit für die Familien- und Erbschaftsbeziehungen die Grundlage bildet. Dementsprechend hatten auch die Frauen — so lange die Abstammung von der Mutter anerkannt war — im Rath der Gens Sitz und Stimme, sie wählten mit die Sachems (Friedensvorsteher) und die Kriegshäuptlinge und setzten sie ab.

Ueber die Lykier, die das Mutterrecht anerkannten, sagt Herodot: „Ihre Sitten sind theils kretisch, theils karisch. Eine Sitte haben sie jedoch, in welcher sie vor jeder anderen Nation der Welt sich unterscheiden. Frage einen Lykier, wer er ist und er giebt dir zur Antwort seinen eigenen Namen, den seiner Mutter und so weiter in der weiblichen Linie. Ja noch mehr, wenn eine Freigeborene einen Sklaven heirathet, so sind ihre Kinder freie Bürger, wenn aber ein freier Mann eine Ausländerin heirathet oder ein Kebsweib nimmt, so gehen die Kinder, auch wenn er die höchste Person im Staate ist, aller Bürgerrechte verlustig."

Man spricht in jener Zeit von dem matrimonium statt vom patrimonium, von mater familias statt pater familias und das Heimathland heißt liebes Mutterland. Wie die vorhergehenden Familienformen, so beruhte auch die Gens auf der Gemeinsamkeit des Eigenthums und besaß kommunistische Wirthschaftsweise. Die Frau ist die eigentliche Leiterin und Führerin dieser Familiengenossenschaft, sie genießt daher auch ein hohes Ansehen sowohl im Hause wie in den Angelegenheiten der Familiengemeinschaft beziehentlich des Stammes. Sie ist Streitschlichterin und Richterin und verrichtet häufig die Kulterforderniſse als Priesterin. Das öftere Auftreten von Königinnen und Fürstinnen im Alterthum, ihr entscheidender Einfluß auch da, wo ihre Söhne regieren, z. B. in der alten Geschichte Aegyptens, ist die Folge des Mutterrechts. Die Mythologie nimmt in jener Periode vorwiegend weiblichen Charakter an: Astarte, Demeter, Ceres, Latona, Isis, Frigga, Freia, Gerdha ꝛc. Die Frau gilt als unverletzlich, Muttermord ist das schwerste aller Verbrechen, es ruft alle Männer zur Vergeltung auf. Die Blutrache ist gemeinsame Sache aller Männer des Stamms, jeder ist verpflichtet, das an einem Mitgliede der Familiengenossenschaft durch Angehörige eines anderen Stammes begangene Unrecht zu rächen. Die Vertheidigung der Frauen stachelt die Männer zur höchsten Tapferkeit an. So offenbarten sich die Wirkungen des Mutterrechts, der Gy-

näkokratie, in allen Lebensbeziehungen der alten Völker, bei den Babyloniern, den Assyrern, Aegyptern, den Griechen vor der Heroenzeit, bei den italischen Völkerschaften vor der Gründung Roms, den Scythen, den Galliern, den Iberern und Cantabrern, den Germanen des Tacitus ꝛc. Die Frau nimmt zu jener Zeit in der Familie und im öffentlichen Leben eine Stellung ein, wie sie seitdem nie mehr eine ähnliche eingenommen hat. So sagt Tacitus in seiner „Germania“: „Die Deutschen glauben, daß dem Weibe etwas Heiliges und Prophetisches inne wohne, darum achten sie des Raths der Frauen und horchen ihren Aussprüchen.“ Und über die Stellung der Frauen in Aegypten ist Diodor, der zur Zeit Cäsars lebte, höchlich entrüstet, denn er hat erfahren, daß in Aegypten nicht die Söhne, sondern die Töchter ihre alternden Eltern ernährten. Er zuckt über die Weiberknechte am Nil verächtlich die Achseln, die den Angehörigen des schwächeren Geschlechts im häuslichen und im öffentlichen Leben Rechte einräumten und Freiheiten gestatteten, die einem Griechen oder Römer unerhört vorkommen mußten.

Unter der Gynäkokratie herrschte im Allgemeinen ein Zustand verhältnißmäßigen Friedens. Die Verhältnisse waren enge und kleine, die Lebensweise primitiv. Die einzelnen Stämme sonderten sich nach Möglichkeit von einander ab und respektirten ihre Grenzen. Wurde aber ein Stamm von einem anderen angegriffen, so waren die Männer zur Abwehr verpflichtet und sie wurden hierin von den Frauen auf das Kräftigste unterstützt. Nach Herodot nahmen bei den Scythen die Frauen am Kampfe Theil; wie er behauptet, solle die Jungfrau erst haben heirathen dürfen, nachdem sie einen Feind erschlagen hatte. Welche Rolle bei den Germanen, Iberern, Schotten ꝛc. die Frauen im Kampfe spielten, ist bereits erwähnt worden. Aber auch in der Gens führten sie unter Umständen ein strenges Regiment und wehe dem Manne, der zu träge oder zu ungeschickt war, um sein Theil zum allgemeinen Unterhalt beizutragen. Ihm wurde die Thüre gewiesen und entweder kehrte er zu seiner Gens zurück, in welcher man ihn dann schwerlich freundlich aufnahm, oder er trat in eine andere Gens, in der man duldsamer gegen ihn war.*

Daß diesen Charakter das Eheleben im Innern Afrikas noch heute hat, erfuhr Livingstone zu seiner großen Ueberraschung, wie er in seinen „Missionary travels and researches in southern Afrika,

---

* Friedr. Engels, a. a. O.

London 1857“ erzählt. Am Sambesi traf er auf die Balonda, einen schönen und kräftigen, ackerbautreibenden Negerstamm, bei dem er die ihm Anfangs unglaublich geschienenen Mittheilungen der Portugiesen bestätigt fand, wonach die Frauen eine bevorzugte Stellung genießen. Sie sitzen im Rath; ein junger Mann, der heirathet, muß von seinem Dorf in das der Frau wandern; er verpflichtet sich dabei, die Mutter seiner Frau lebenslang mit Brennholz zu versorgen, falls es aber zur Trennung kommt, bleiben die Kinder das Eigenthum der Mutter. Dagegen muß die Frau für die Nahrung des Mannes sorgen. Obgleich es nun zeitweilig zu kleinen Streitigkeiten zwischen Männern und Frauen kommt, fand Livingstone, daß die Männer sich nicht dagegen empörten, dagegen sah er, daß Männer, die ihre Frauen beleidigt hatten, in empfindlicher Weise, und zwar — am Magen gestraft wurden. Der Mann kommt nach Hause, erzählt er, um zu essen, aber eine Frau schickt ihn zu der anderen und er erhält nichts. Müde und hungrig klettert er im volkreichsten Theil des Dorfs auf einen Baum und verkündet mit kläglicher Stimme: „Hört! hört! ich dachte, ich hätte Weiber geheirathet, aber sie sind mir Hexen! Ich bin ein Junggeselle, ich habe nicht ein einziges Weib! Ist das recht gegen einen Herrn wie ich!“ Giebt eine Frau ihrem Zorn über einen Mann thätlichen Ausdruck, so wird sie verurtheilt, ihren Mann von dem Hof des Häuptlings bis zu ihrem Hause auf dem Rücken zu tragen. Während sie ihn heimträgt, beschimpfen und verspotten sie die anderen Männer, wohingegen die Frauen sie nach Kräften ermuntern, indem sie ihr zurufen: Behandle ihn, wie er es verdient, mache es ihm noch einmal so.

Aehnliche Zustände bestehen heute noch in der deutschen Kolonie Kamerun und sonst in Westafrika. Ein deutscher Schiffsarzt, der Land und Leute aus eigener Anschauung studirte, schreibt uns folgendes: „Bei einer großen Anzahl Stämme besteht das Erbrecht auf Grund der Maternität. Die Vaterschaft ist gleichgiltig; Geschwister sind nur die Kinder einer Mutter. Ein Mann vererbt seinen Besitz nicht an seine Kinder, sondern an die Kinder seiner Schwester, also an seine Nichten und Neffen, als seine nachweisbar nächsten Blutsverwandten. Ein Chief der Way-Leute machte mir in gräßlichem Englisch klar: Meine Schwester und ich sind bestimmt Blutsverwandte, denn wir sind Kinder derselben Mutter; meine Schwester ist wieder sicher mit ihrem Sohne blutsverwandt, also ist ihr Sohn mein Erbe und wird, wenn ich todt bin, König von meiner Stadt

(town). „Und Euer Vater?“ fragte ich. „Ich weiß nicht, was das ist, „mein Vater“, antwortete er. Als ich ihm dann die Frage vorlegte: ob er denn keine Kinder habe, antwortete er, indem er sich vor Lachen an der Erde wälzte, daß bei ihnen die Männer keine Kinder hätten, sondern nur die Frauen.“

„Ich kann ihnen die Versicherung geben“, schreibt unser Gewährsmann weiter, „daß selbst der Erbe des King (Königs) Bell in Kamerun dessen Neffe und nicht einer seiner Söhne ist. Die sogenannten Kinder Bells, von denen verschiedene in deutschen Städten dressirt werden, sind nur Kinder von seinen Frauen, deren Väter unbekannt sind; den Einen könnte ich womöglich für mich reklamiren.“

Was sagen die Gegner der Mutterfolge zu dieser Schilderung aus der nächsten Gegenwart? Unser Gewährsmann ist ein Mann mit offenen Augen, der den Dingen auf den Grund ging; wie viele thun das aber von jenen, die unter diesen halbwilden Völkerschaften leben? Daher die tollen Schilderungen über die „Sittenlosigkeit“ jener Eingebornen.

Ferner kommen uns die Denkschriften der Reichsregierung, welche diese dem Reichstag über Deutschlands Kolonien vorlegte (Session 1894/95) zu Gesicht, und da befindet sich in der Denkschrift über das südwestafrikanische Gebiet S. 239 folgende Stelle: „Ohne seinen Rath, die Aeltesten und Begütertsten, kann er (der Stammhäuptling in einem Herrerodorf) auch nicht den kleinsten Beschluß fassen, und nicht allein die Männer, sondern häufig genug auch die Weiber, selbst die Diener geben ihren Rath ab.“

Und im Bericht über die Marschallinseln heißt es auf S. 254 der Denkschriften: „Die Herrschergewalt über sämmtliche Inseln der Marschallgruppe hat niemals in den Händen eines einzelnen Häuptlings gelegen. . . . Da aber kein weibliches Mitglied dieser Klasse (der Irody) mehr am Leben ist und allein die Mutter dem Kinde Adel und Rang giebt, so sterben die Irodyn mit den Häuptlingen aus.“ Die Ausdrucks- und Schilderungsweise der Berichterstatter zeigt, wie wildfremd ihnen die von ihnen erwähnten Verhältnisse sind, sie können sich in diesen nicht zurecht finden.

Mit der zunehmenden Volkszahl entstehen eine Reihe von Schwestergentes, die ihrerseits wieder Tochtergentes das Leben geben. Diesen gegenüber erscheint die Muttergens als Phratrie. Eine An-

zahl Phratrien bilden den Stamm. Diese soziale Organisation ist so fest, daß sie die Grundlage für die militärische Organisation in den alten Staaten noch bildete, als die alte Gentilverfassung bereits auseinander gefallen war. Der Stamm spaltet sich in mehrere Stämme, die alle die gleiche Verfassung haben und in deren jedem die alten Gentes wieder zu finden sind. Indem aber die Gentilverfassung die Verheirathung mit Geschwistern und Verwandten mütterlicherseits bis in das fernste Glied verbietet, untergräbt sie ihren eigenen Boden. Bei den durch die sozialen und wirthschaftlichen Fortschritte immer verwickelter werdenden Beziehungen der einzelnen Gentes zu einander, wird das Eheverbot zwischen den verschiedenen, von mütterlicher Seite abstammenden Gentes, auf die Dauer undurchführbar, sie bricht in sich selbst zusammen oder wird gesprengt. So lange die Produktion von Lebensmitteln noch auf den untersten Stufen stand und nur sehr einfache Ansprüche befriedigte, war die Thätigkeit von Mann und Frau wesentlich dieselbe. Mit der zunehmenden Arbeitstheilung trat aber nicht blos Trennung der Verrichtungen, sondern auch Trennung des Erwerbes ein. Fischfang, Jagd, Viehzucht erforderten besondere Kenntnisse, und in noch höherem Maße die Herstellung von Werkzeugen und Geräthschaften, die vorzugsweise Eigenthum der Männer wurden. Der Ackerbau erweiterte schon sehr wesentlich den Kreis der Thätigkeiten und schuf einen Lebensmittelreichthum, der den höchsten Anforderungen jener Zeit genügte. Der Mann, dessen Thätigkeit bei dieser Entwicklung im Vordergrund stand, wurde der eigentliche Herr und Eigenthümer dieser Reichthumsquellen, die wieder die Grundlage für den Handel bildeten, der neue Beziehungen und soziale Veränderungen schuf.

Mit der zunehmenden Volkszahl und der Nothwendigkeit umfassenderen Besitzes an Weideplätzen und Ackerland entstanden nicht nur immer neue Reibereien und Kämpfe um den Besitz des besten Grund und Bodens, sondern es entstand auch das Bedürfniß nach Arbeitskräften, die diesen Grund und Boden bebauten. Je zahlreicher diese Kräfte waren, um so größer der Reichthum an Produkten und Heerden. Diese Kämpfe führten zunächst zum Frauenraub, später zur Versklavung der besiegten Männer. Die Frauen wurden Arbeiterinnen und Genußobjekte der Sieger, ihre Männer Sklaven. Damit wurden gleichzeitig zwei Elemente in die alte Gentilverfassung eingeführt, die sich mit derselben auf die Dauer nicht vertrugen.

Weiter entsteht bei größerer Differenzirung der Thätigkeiten aus dem steigenden Bedarf an Werkzeugen, Geräthen, Waffen ꝛc. das Handwerk, das seine selbständige Entwicklung nimmt und von dem Ackerbau sich loslöst. Es entsteht also eine besondere, Handwerke betreibende Bevölkerung, die von der ackerbautreibenden sich trennt, mit ganz anderen Interessen.

Nach dem Mutterrecht, d. h. so lange die Abstammung nur in weiblicher Linie gerechnet wurde, war der Gebrauch, daß die Gentilverwandten von ihren verstorbenen Gentilgenossen mütterlicherseits erbten. Das Vermögen blieb in der Gens. Die Kinder des verstorbenen Vaters gehörten nicht seiner Gens, sondern jener der Mutter an, sie erbten also auch nicht vom Vater, vielmehr fiel dessen Vermögen nach seinem Tode an seine Gens zurück. In dem neuen Zustand, in dem der Vater Eigenthümer, d. h. Besitzer von Heerden und Sklaven, von Waffen und Vorräthen, Handwerker oder Handeltreibender geworden war, fiel sein Besitz, so lange er noch zur Gens der Mutter zählte, nach seinem Tode nicht an seine Kinder, sondern an seine Brüder und Schwestern und die Kinder seiner Schwestern oder an die Nachkommen seiner Schwestern. Die eigenen Kinder gingen leer aus. Der Drang, diesen Zustand zu ändern, war also ein sehr mächtiger und er wurde geändert. Zugleich entstand ein Zustand, der noch nicht die Einehe war, aber sich ihr näherte, d. h. es entstand die Paarungsfamilie. Ein bestimmter Mann lebte mit einer bestimmten Frau und die aus diesem Verhältniß hervorgehenden Kinder waren ihre eigenen Kinder. Diese Paarungsfamilien vermehrten sich in dem Maße, wie die aus der Gentilverfassung hervorgehenden Eheverbote die Heirath erschwerten und die oben angeführten ökonomischen Gründe diese Gestaltung des Familienlebens wünschenswerth erscheinen ließen. Persönliches Eigenthum vertrug sich nicht mehr mit dem alten Zustand der Dinge, der auf Gemeinwirthschaft beruhte. Stand und Beruf war jetzt entscheidend für die Nothwendigkeit, den Wohnort zu wählen. Die Waarenproduktion erzeugte den Handel mit benachbarten und fremden Völkern, was Geldwirthschaft bedingte. Es war der Mann, der diese Entwicklung leitete und beherrschte. Sein Privatinteresse hatte also keine wesentlichen Berührungspunkte mehr mit der alten gentilen Organisation, deren Interessen sogar oft den seinen entgegenstanden. So sank die Bedeutung derselben immer mehr. Der Gens war schließlich wenig mehr als die Handhabung der religiösen Funktionen

für den Familienverband verblieben; ihre wirthschaftliche Bedeutung war dahin und die gänzliche Auflösung der Gentilverfassung war nur eine Frage der Zeit.

Mit dieser Loslösung aus der alten Gentilordnung sank rasch der Einfluß und die Stellung der Frau. Das „Mutterrecht" verschwand, das Vaterrecht trat an seine Stelle. Der Mann, der jetzt Privateigenthümer war, hatte das Interesse nach Kindern, die er als legitime ansehen konnte und zu Erben seines Eigenthums machte, er zwang daher der Frau das Verbot des Umgangs mit anderen Männern auf.

Dagegen nahm er sich das Recht, neben der eigentlichen Frau oder mehreren derselben, so viele Kebsweiber sich zuzulegen, als seine Verhältnisse ihm zu halten erlaubten. Und die Kinder dieser Kebsweiber wurden ebenfalls wie legitime Kinder behandelt. Zwei in dieser Beziehung wichtige Beispiele finden wir in der Bibel. Da heißt es im 1. Buch Mose, Kapitel 16, Vers 1 und 2: „Sarai, Abrahams Weib, gebar ihm nichts. Sie hatte aber eine ägyptische Magd, die hieß Hagar. Und sie sprach zu Abraham: Siehe, der Herr hat mich verschlossen, daß ich nicht gebären kann. Lieber, lege dich zu meiner Magd, ob ich doch vielleicht aus ihr mich bauen möge. Abraham gehorchte der Stimme Sarais." Die zweite bemerkenswerthe Ausführung findet sich 1. Buch Mose 30, 1 und folgende. Dort heißt es: „Da Rahel sah, daß sie dem Jakob nichts gebar, neidete sie ihre Schwester und sprach zu Jakob: Schaffe mir Kinder, wo nicht, sterbe ich. Jakob aber ward sehr zornig auf Rahel und sprach: Bin ich doch nicht Gott, der dir deines Leibes Frucht nicht geben will. Sie aber sprach: Siehe, da ist meine Magd Bilha, lege dich zu ihr, daß sie auf meinem Schooß gebäre und ich doch durch sie erbauet werde. Und sie gab ihm also Bilha, ihre Magd, zum Weibe und Jakob legte sich zu ihr."

Jakob hatte also nicht nur die Töchter Labans, zwei Schwestern, gleichzeitig zur Frau, beide verhalfen ihm auch noch zu ihren Mägden, was bei der Sitte der Zeit durchaus „sittlich" erschien. Die beiden Hauptfrauen hatte er bekanntlich gekauft, indem er für jede ihrem Vater Laban sieben Jahre diente. Der Kauf der Frau war zu jener Zeit allgemeine Sitte bei den Juden, aber neben dem Kauf der Frauen, die sie aus dem eigenen Volke nehmen mußten, betrieben sie einen umfänglichen Frauenraub bei den von ihnen besiegten Völkern; so raubten z. B. die Benjaminiten die Töchter

Silos.* Bei solchen Kämpfen war es anfangs Gepflogenheit, daß alles Männliche, das dem Sieger in die Hände fiel, getödtet wurde. Die gefangene Frau wurde Sklavin, Kebsweib. Doch konnte sie zur legitimen Frau erhoben werden, sobald sie bei den Juden folgende Vorschriften erfüllte: sie mußte sich Haare und Nägel schneiden lassen, das Kleid, in dem sie gefangen worden war, mußte sie ablegen und mit einem anderen, das ihr übergeben wurde, vertauschen, darauf hatte sie einen Monat lang Vater und Mutter zu beweinen, sie sollte gewissermaßen ihrem Volke absterben, ihm fremd werden, dann konnte sie das Ehebett besteigen. Die größte Weiberzahl hatte bekanntlich der König Salomo, dem nach Könige 1, 11 nicht weniger als 700 Frauen und 300 Kebsweiber zugeschrieben werden.

Als das Vaterrecht und die männliche Abstammung in der jüdischen Gentilorganisation zur Herrschaft kam, wurden die Töchter vom Erbe ausgeschlossen. Später wurde dies jedoch geändert, wenigstens in dem Falle, daß ein Vater keine Söhne hinterließ. Das geht hervor aus 4. Mose 27, 2—8, woselbst berichtet wird, daß, als Zelaphehad ohne Söhne starb und die Töchter sich bitter beschwerten, daß sie vom Erbe ihres Vaters ausgeschlossen sein sollten, das an den Stamm Joseph zurückfallen sollte, Mose entscheidet, daß in diesem Falle die Töchter erben sollen. Als aber diese beabsichtigten, der Sitte gemäß in einen anderen Stamm zu heirathen, beschwerte sich der Stamm Joseph, weil dadurch das Erbe ihm verloren ging. Darauf entscheidet Mose (4, 36) weiter, daß die Erbinnen zwar nach freier Wahl wählen, aber in dem Geschlecht des Stammes ihrer Väter zu heirathen verpflichtet seien. Des Eigenthums halber wurde die alte Erbordnung umgestoßen. Ganz ähnlich verordnete Solon in Athen, daß eine Erbin ihren nächsten männlichen Agnaten heirathen müsse, auch wenn beide der gleichen Gens angehörten und nach früherem Recht eine solche Ehe verboten war. Solon verordnete auch, daß ein Eigenthümer sein Eigenthum nicht wie bis dahin seiner Gens hinterlassen müsse, falls er kinderlos sterbe, sondern daß er durch Testament einen beliebigen Anderen zum Erben einsetzen könne. Daraus folgt klar: Der Mensch beherrscht nicht das Eigenthum, das Eigenthum beherrscht ihn und macht sich zu seinem Herrn.

* Buch der Richter 21, 20 und folgende.

Mit der Herrschaft des Privateigenthums war die Unterwerfung der Frau unter den Mann und ihre Knechtschaft besiegelt. Es kam die Zeit der Geringschätzung und selbst der Verachtung der Frau. Die Geltung des Mutterrechts bedeutete Kommunismus, Gleichheit Aller; das Aufkommen des Vaterrechts bedeutete Herrschaft des Privateigenthums und zugleich bedeutete es Unterdrückung und Knechtung der Frau.

In welcher Weise diese Umwandlung sich im Einzelnen vollzog, läßt sich schwer nachweisen, es fehlt uns die Kenntniß der Ereignisse. Auch ist diese erste große Revolution, die im Schooße der Menschheit sich vollzog, bei den alten Kulturvölkern nicht gleichzeitig zur Geltung gekommen und hat wohl auch nicht überall in der gleichen Weise sich vollzogen. Unter den Völkerschaften des alten Griechenlands war es Athen, in dem die neue Ordnung der Dinge zuerst Geltung erlangte.

Fr. Engels glaubt, daß diese große Revolution sich durchaus friedlich vollzog und daß, nachdem alle Bedingungen für das neue Recht vorhanden waren, es nur einer einfachen Abstimmung in den Gentes bedurfte, um das Vaterrecht an Stelle des Mutterrechtes zu setzen. Dagegen erzählt Bachofen auf Grund mehr oder weniger beglaubigter Nachrichten der alten Schriftsteller, daß die Frauen dieser sozialen Umwandlung heftigen Widerstand entgegensetzten. Er sieht namentlich in den Sagen von den Amazonenreichen, die in der alten Geschichte Asiens und des Orients in den verschiedensten Variationen sich wiederholen, und auch in Südamerika und China aufgetaucht sind, Beweise für den Kampf und den Widerstand, den die Frauen der neuen Ordnung entgegensetzten. Wir lassen dies dahingestellt sein.

Mit der Männerherrschaft verloren die Frauen ihre Stellung im Gemeinwesen, sie wurden von der Rathsversammlung und jedem leitenden Einfluß ausgeschlossen. Der Mann zwingt sie zur ehelichen Treue, die er aber seinerseits nicht anerkennt; bricht sie die Treue, so übt sie den schwersten Betrug, der dem neuen Bürger passiren kann; sie bringt ihm fremde Kinder als Erben seines Eigenthums ins Haus, weshalb bei allen alten Völkern auf dem Bruch der ehelichen Treue seitens der Frau als Strafe der Tod oder die Sklaverei stand.

Waren somit die Frauen aus ihrer leitenden Stellung entfernt, so beherrschten doch noch viele Jahrhunderte die mit den alten

Sitten verbundenen Kulturgebräuche die Gemüther, obgleich der tiefere Sinn derselben den Völkern allmälig abhanden kam. Erst die Jetztzeit bemüht sich, den eigentlichen Sinn dieser alten Gebräuche wieder zu erforschen. So blieb es in Griechenland religiöser Brauch, daß die griechischen Frauen nur Göttinnen um Rath, Hilfe und Gewährungen anflehten. Auch die alljährlich wiederkehrende Feier der Thesmophorien verdankte mutterrechtlichen Zeiten ihr Entstehen. Noch in später Zeit feierten die Frauen Griechenlands dieses Fest zu Ehren der Demeter während der Dauer von fünf Tagen, dem kein Mann beiwohnen durfte. Aehnliches geschah im alten Rom bei einem Fest zu Ehren der Ceres. Beide, Demeter und Ceres, galten als Göttinnen der Fruchtbarkeit. Auch in Deutschland fanden bis ins späte Mittelalter solche Feste statt, die einst in heidnischer Zeit der Frigga galten, die bei den alten Deutschen die Göttin der Fruchtbarkeit war. Wie berichtet wird, sollen die Frauen bei diesen Festen sehr ausgelassen gewesen sein. Auch in Deutschland waren die Männer von der Betheiligung an diesen Festen ausgeschlossen.

In Athen, in dem, wie bemerkt, das Mutterrecht am frühesten, aber wie es scheint unter schroffem Widerstand der Frauen dem Vaterrecht Platz machte, kommt diese Umwandlung in Aeschylus' „Eumeniden" in ihrer ganzen Tragik ergreifend zum Ausdruck. Der Vorgang ist folgender: Agamemnon, König in Mycenä, Gemahl der Klytämnestra, opfert auf das Geheiß des Orakels auf seinem Zuge nach Troja seine Tochter Iphigenia. Die Mutter, empört über die Opferung ihres Kindes, nimmt während der Abwesenheit ihres Gemahls Aegysthus als Ehemann an. Als Agamemnon nach vieljähriger Abwesenheit nach Mycenä zurückkehrt, wird er auf Anstiften der Klytämnestra von Aegysthus erschlagen. Orest, der Sohn Agamemnons und der Klytämnestra, rächt nun auf Betreiben Apollos und Athenes den Mord des Vaters, indem er seine Mutter und Aegysthus erschlägt. Die Erinnyen verfolgen Orest wegen des Mordes an der Mutter, sie vertreten das alte Recht. Apoll und Athene, die nach dem Mythos mutterlos ist, denn sie springt geharnischt Zeus aus dem Haupte, vertreten das neue Recht und vertheidigen Orest. Die Entscheidung kommt vor den Areopag, vor dem sich folgendes Zwiegespräch entspinnt, in dem die beiden feindlich sich gegenüber stehenden Anschauungen in dramatischer Lebendigkeit zum Ausdruck kommen:

Erinnys: Dich hat der Seher (Apoll) angeführt zum Muttermord?
Oreſtes: Und noch bis jetzt nicht ſchalt ich über mein Geſchick.
Erinnys: Doch faßt der Spruch dich, anders reden wirſt du bald.
Oreſtes: Ich glaub's; doch Beiſtand ſchickt mein Vater aus dem Grab.
Erinnys: Hoff' auf die Todten, der du die Mutter tödteſt.
Oreſtes: Zwiefachen Frevel lud ſie auf ihr ſchuldig Haupt.
Erinnys: Wie das? Belehre deſſen doch die Richtenden.
Oreſtes: Den Mann erſchlug ſie, und erſchlug den Vater mir.
Erinnys: Du aber lebſt noch, während ſie den Mord gebüßt.
Oreſtes: Warum denn haſt im Leben du ſie nicht verfolgt?
Erinnys: Sie war dem Mann nicht blutsverwandt, den ſie erſchlug.
Oreſtes: Ich aber, ſagſt du, bin von meiner Mutter Blut.
Erinnys: Trug denn, du Blutiger, unter ihrem Herzen ſie dich nicht? Verſchwörſt du deiner Mutter theures Blut?

Die Erinnyen erkennen alſo kein Recht des Vaters und des Ehemannes an, für ſie beſteht das Recht der Mutter. Daß Klytämneſtra den Gatten erſchlagen ließ, erſcheint ihnen gleichgiltig, dagegen fordern ſie des Muttermörders Beſtrafung, denn Oreſt beging, indem er die Mutter tödtete, das ſchwerſte Verbrechen, das unter der alten Gentilordnung denkbar war. Apollo hingegen ſteht auf dem entgegengeſetzten Standpunkt, er hat im Auftrag des Zeus Oreſt zur Rächung des Vatermordes, zum Mord an der eigenen Mutter veranlaßt und vertheidigt ſeine Handlung vor den Richtern, indem er ſagt:

„Darauf ſag' ich alſo, mein gerechtes Wort vernimm:
Nicht iſt die Mutter ihres Kindes Zeugerin,
Sie hegt und trägt das auferweckte Leben nur;
Es zeugt der Vater, aber ſie bewahrt das Pfand
Dem Freund die Freundin, wenn ein Gott es nicht verletzt.
Mit ſicherem Zeugniß will ich das beſtätigen.
Denn Vater kann man ohne Mutter ſein; Beweis
Iſt dort die eig'ne Tochter (Athene) des Olympiers Zeus,
Die nimmer eines Mutterſchooßes Dunkel barg,
Und edlern Sproß gebar doch keine Göttin.

Nach Apoll giebt die Zeugung das erſte Recht, wohingegen nach der bis dahin geltenden Anſchauung die Mutter, die dem Kinde ihr Blut und das Leben giebt, als die alleinige Beſitzerin des Kindes galt und der Mann, der Vater ihres Kindes, ihr ſtets ein Fremder

war. Daher antworten auch die Erinnyen auf die ihnen fremde Anschauung Apollos:

Darnieder stürzest du die Mächte grauer Zeit ....
Du, der junge Gott, willst uns, die Greisen, niederrennen.

Darauf rüsten die Richter sich zum Spruch, halb stehen sie zum alten, halb zum neuen Recht, so daß Stimmengleichheit droht. Da ergreift Athene ihrerseits den Stimmstein vom Altar, und indem sie denselben der Urne übergiebt, spricht sie:

Mein ist es, abzugeben einen letzten Spruch,
Und für Orestes leg' ich diesen Stein hinein;
Denn keine Mutter wurde mir, die mich gebar,
Nein, vollen Herzens lob' ich alles Männliche,
Bis auf die Ehe, denn des Vaters bin ich ganz.
Drum acht' ich minder sträflich jetzt den Mord der Frau,
Die umgebracht hat ihren Mann, des Hauses Hort.
Es sieg' Orestes auch bei stimmengleichem Spruch.

Das neue Recht siegte, die Ehe mit dem Vater an der Spitze hatte die Gynäkokratie überwältigt.

Eine andere Sage stellt den Untergang des Mutterrechtes in Athen in folgender Weise dar. „Unter der Regierung des Kekrops ereignete sich ein doppeltes Wunder. Es brach zu gleicher Zeit aus der Erde der Oelbaum, an einer anderen Stelle Wasser hervor. Der erschreckte König sandte nach Delphi, um das Orakel über die Bedeutung dieser Vorgänge zu befragen. Die Antwort lautete: Der Oelbaum bedeute Minerva, das Wasser Neptun und es stehe nun bei den Bürgern, nach welcher von den beiden Gottheiten sie ihre Stadt benennen wollten. Kekrops beruft die Volksversammlung, in welcher die Männer und die Frauen Stimmrecht hatten. Die Männer stimmten für Neptun, die Frauen für Minerva, und da die Frauen eine Stimme mehr hatten, siegte Minerva. Darüber ergrimmte Neptun und ließ das Meer die Ländereien der Athener überfluthen. Um den Zorn des Gottes zu besänftigen, legten jetzt die Athener ihren Frauen dreierlei Strafe auf: sie sollten ihr Stimmrecht verlieren, ihre Kinder sollten nicht länger der Mutter Namen tragen, sie selbst sollten nicht mehr Athenerinnen genannt werden."* Wie in Athen vollzog sich

* Bachofen: Das Mutterrecht.

der Uebergang vom Mutterrecht- zum Vaterrecht, sobald eine gewisse Höhe der Kulturentwicklung erreicht war, überall. Die Frau wurde auf das Haus zurückgedrängt, sie wird isolirt, sie bekommt besondere Räume — die Gynäkonitis — angewiesen, in welchen sie lebt, man schließt sie selbst vom Verkehr mit den das Haus besuchenden Männern aus. Das war sogar der Hauptzweck ihrer Isolirung.

Diese Umwandlung in den Sitten kommt bereits in der Odyssee zum Ausdruck. So verweist Telemachos seiner Mutter Penelopeia die Anwesenheit unter den Freiern, indem er, der Sohn, der Mutter befiehlt:

„Aber gehe nun heim, besorge deine Geschäfte,
Spindel und Webstuhl, und treib' an beschiedener Arbeit
Deine Mägde zum Fleiß; die Rede gebührt den Männern,
Und vor allem mir; denn mein ist die Herrschaft im Hause!"*

Diese Auffassung war zu jener Zeit in Griechenland bereits die allgemeine. Noch mehr. Die Frau, auch wenn sie Witwe ist, steht so unter der Herrschaft des nächsten männlichen Angehörigen, daß sie nicht einmal mehr die Wahl des Gatten hat. Die Freier, des langen Hinhaltens durch die schlaue Penelopeia müde, wenden sich durch den Mund des Antinoos an Telemachos und fordern ihn auf:

Siehe nun deuten die Freier dir an, damit du es selber
Wissest in deinem Herzen, und alle Achaier es wissen!
Sende die Mutter hinweg und gebeut ihr, daß sie zum Manne
Nehme, wer ihr gefällt und wen der Vater ihr wählt.**

Mit der Freiheit der Frau ist's zu Ende. Verläßt sie das Haus, so muß sie sich verhüllen, um nicht das Gelüste eines anderen Mannes zu erwecken. Im Orient, in dem in Folge des heißen Klimas die geschlechtlichen Leidenschaften am lebhaftesten sind, wird diese Absperrungsmethode noch heute ins Extrem getrieben. Athen wird hierin unter den alten Völkern mustergiltig. Die Frau theilt wohl des Mannes Bett, aber nicht seinen Tisch; sie redet ihn nicht mit seinem Namen an, sondern als „Herr"; sie ist seine Magd. Oeffentlich durfte sie nirgends erscheinen, sie ging auf der Straße stets verschleiert und höchst einfach gekleidet. Beging sie einen Ehebruch, so

* Homer's Odyssee von Joh. Heinr. Voß. Erster Gesang. Reclam'sche Ausgabe.

** A. a. O. Zweiter Gesang.

sollte sie nach dem Solon'schen Gesetz für ihren Frevel mit ihrem Leben oder ihrer Freiheit büßen. Der Mann konnte sie als Sklavin verkaufen.

Die Stellung der griechischen Frau in der Zeit, als Griechenland dem Höhepunkt seiner Entwicklung zueilte, kommt plastisch zum Ausdruck in Euripides' „Medea".* Diese klagt:

„Von allem, ach, was Seel' und Leben hat,
Sind doch wir Frau'n die allerärmsten Wesen!
Durch unsre Mitgift müssen wir den Gatten
Erkaufen, — und was schlimmer ist als das:
Fortan gehört ihm unser Leib zu eigen.
Und furchtbar die Gefahr: wie wird er sein,
Gut oder schlecht? — Denn Scheidung wird der Frau
Ein Makel stets, und den ihr Anverlobten
Verschmähen darf sie nicht. Und kommt sie nun
Zu neuem Brauch und ungewohnter Sitte,
Muß sie errathen — Niemand lehrt' es sie —
Wie ihres Gatten Art und Wesen ist.
Und wenn dies Alles glücklich uns gelungen
Und gern und froh der Liebste mit uns lebt,
Ja dann ist unser Leben neidenswerth —
Sonst aber — besser todt! — der Mann, wenn ihm
Sein Haus verleidet ist, er findet draußen,
Was ihm den Kummer seiner Seele stillt,
Bei einem Freund, bei Männern seines Alters; —
Wir müssen nach des Einen Augen sehn.
Sie sagen wohl, wir leben ungefährdet
Bequem zu Haus, indeß sie Schlachten schlagen!
Thörichter Irrthum: lieber dreimal wollt' ich,
Im Kampfe stehn, als einmal nur gebären!" —

Ganz anders standen aber die Dinge für die Männer. Legte der Mann, in Rücksicht auf die Zeugung legitimer Erben für sein Eigenthum, der Frau strenge Enthaltsamkeit gegen andere Männer auf, so war er nicht geneigt, die gleiche Enthaltsamkeit sich gegenüber fremden Frauen aufzuerlegen. Es entstand das Hetärenthum. Frauen, die durch Schönheit und Geist sich auszeichneten, in der Regel Staatsfremde waren, zogen ein freies Leben im intimsten Umgang mit der

* Uebersetzung von A. Hilbrandt. Vers 230 u. folg. Euripides wurde 480 vor unserer Zeitrechnung in Salamis geboren.

Männerwelt der Sklaverei einer Ehe vor. Darin fand man durchaus nichts Verabscheuungswürdiges. Der Name und der Ruhm eines Theils dieser Hetären, die mit den ersten Männern Griechenlands intime Beziehungen pflogen, an den gelehrten Unterhaltungen wie an den Gelagen derselben theilnahmen, ist bis auf unsere Tage gekommen, wohingegen die Namen der legitimen Frauen meist vergessen und verschollen sind. So war die schöne Aspasia die intime Freundin des berühmten Perikles, der sie später zur legitimen Gattin machte; der Name der Phryne wurde in der Zukunft Gattungsname für jene Frauen, die sich für Geld Preis geben. Phryne stand zu Hyperides in intimen Beziehungen und sie stand Praxiteles, einem der ersten Bildhauer Griechenlands, Modell zu seiner Aphrodite. Danae war die Geliebte des Epikur, Archäanassa jene des Plato. Andere berühmte Hetären, deren Namen auf unsere Zeit gekommen sind, waren Laïs von Korinth, Gnathanea u. s. w. Es giebt keinen berühmten Griechen, der nicht mit Hetären Umgang hatte. Das gehörte zur Lebensweise der vornehmen Griechen. Demosthenes, der große Redner, präzisirte in seiner Rede gegen Neära das geschlechtliche Leben der wohlhabenden Männerwelt Athens also: „Wir heirathen das Weib, um eheliche Kinder zu erhalten und im Hause eine treue Wächterin zu besitzen; wir halten Beischläferinnen zu unserer Bedienung und täglichen Pflege, die Hetären zum Genuß der Liebe.“ Die Ehefrau war also nur Kindergebärapparat, ein treuer Hund, der das Haus bewacht. Der Herr des Hauses dagegen lebte nach seinem bon plaisir, seiner Willkür.

Um das Verlangen nach käuflichen Frauen, namentlich in der jüngeren Männerwelt, befriedigen zu können, entstand die unter der Herrschaft der Mutterfolge unbekannte Prostitution. Die Prostitution unterscheidet sich von dem freien Geschlechtsverkehr, den Sitte und soziale Ordnung unter ursprünglicheren Zuständen als selbstverständlich und darum durchaus unanstößig erscheinen läßt, dadurch, daß das Weib seinen Körper gegen materielle Vortheile, sei es an einen Mann, sei es an eine Reihe von Männern verkauft. Prostitution ist also vorhanden, sobald das Weib aus dem Verkauf seiner Reize ein Gewerbe macht. Solon, der für Athen das neue Recht formulirte und daher als Begründer des neuen Rechtszustandes gefeiert wird, war es auch, der die öffentlichen Frauenhäuser, das Deikterion (Staatsbordell), begründete,

und zwar war der Preis für alle Besucher gleich. Nach Philemon betrug derselbe einen Obolus, ungefähr fünfundzwanzig Pfennige unseres Geldes. Das Deikterion war, wie die Tempel bei Griechen und Römern und die christlichen Kirchen im Mittelalter, unverletzlich, es stand unter dem Schutz der öffentlichen Gewalt. Bis ungefähr hundertundfünfzig Jahre vor unserer Zeitrechnung war auch der Tempel zu Jerusalem der gewöhnliche Sammelplatz der Freudenmädchen.

Für die Wohlthat, die Solon durch Gründung der Deikterien der athenischen Männerwelt erwiesen, wurde er von einem seiner Zeitgenossen mit den Worten besungen: „Solon, sei gepriesen! Denn du kauftest öffentliche Frauen für das Heil der Stadt, der Sitten einer Stadt, die erfüllt ist von kräftigen jungen Männern, die sich ohne deine weise Einrichtung den störenden Verfolgungen der besseren Frauenwelt überließen.“ Wir werden finden, daß man am Ende des 19. Jahrhunderts genau mit denselben Gründen die Regulirung des Bordellwesens von Staatswegen und die Nothwendigkeit der Prostitution rechtfertigt. So wurden für die Männerwelt Handlungen als naturgemäßes Recht durch die Staatsgesetze anerkannt, die, von Seiten der Frauen begangen, verachtungswürdig und als schweres Verbrechen galten. Bekanntlich giebt es auch heute nicht wenig Männer, welche die Gesellschaft einer schönen Sünderin der Gesellschaft ihrer Ehefrau vorziehen und häufig zu den „Stützen des Staats“, den „Säulen der Ordnung“ gehören und „Wächter über die Heiligkeit der Ehe und der Familie“ sind.

Die griechischen Frauen scheinen allerdings an ihren Eheherren für die ihnen angethane Unterdrückung öfter Rache genommen zu haben. Ist die Prostitution die Ergänzung der monogamen Ehe auf der einen Seite, so der Ehebruch der Frauen und die Hahnreischaft der Männer die Ergänzung auf der anderen Seite. Unter den griechischen Dramendichtern gilt Euripides als Weiberfeind, weil er mit Vorliebe in seinen Dramen die Frauen zum Gegenstand seiner Angriffe macht. Was er ihnen alles vorhielt, geht am besten hervor aus einer Angriffsrede, die eine Griechin in Aristophanes' „Die Thesmophorienfeier“ gegen Euripides richtet.* Da heißt es unter Anderem:

* Die Lustspiele des Aristophanes, übersetzt von Hieronymus Müller. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1846. 3. Band: Die Thesmophorienfeier, Vers 385 u. folg.

„Mit welcher Lästrung Schmutz besudelt er (Euripides) uns nicht?
Wo schwieg denn des Verleumders Zunge? Kurz und gut:
Wo's Schauende, Tragödien und Chorreigen giebt,
Da heißen Winkelkunden wir, Mannsüchtige,
Dem Becher hold, verrätherisch, erzplauderhaft,
Kein gutes Haar bleibt uns, wir sind der Männer Kreuz.
Drum, so wie von den Sitzreih'n uns heimkehrt der Mann,*
Sieht er argwöhn'schen Blicks auf uns und spähet rings,
Ob ein Versteck nicht etwa einen Buhlen birgt.
Hinfort ist nichts von dem, was wir zuvor verübt,
Gestattet uns, so Arges setzet über uns
Den Männern in den Kopf er, so daß, wenn ein Weib
Ein Kränzchen flicht, sie für verliebt gilt, oder wann,
Indem im Haus sie schäfftert, sie was fallen läßt,
Der Mann sogleich: Wem gelten diese Scherben? fragt,
Dem Gastfreund aus Korinthos, das ist offenbar."

Es begreift sich, daß die beredte Griechin in solcher Weise dem Ankläger ihres Geschlechts dient, aber Euripides konnte schwerlich diese Anklagen erheben und hätte keinen Glauben bei den Männern dafür gefunden, wußten diese nicht zu gut, daß sie gerechtfertigt waren. Nach den Schlußsätzen der Anklagerede zu urtheilen, war in Griechenland nicht jene Sitte eingebürgert, die früher in Deutschland und vielen anderen Ländern bestand, daß der Hausherr dem Gastfreunde die eigene Frau oder Tochter für die Nacht zur Verfügung stellte. So spricht Murner von dieser Sitte, die noch im 15. Jahrhundert in Holland Geltung hatte, mit den Worten: „Es ist in dem Niderlandt der Bruch, so der wyrt ein lieben gast hat, dez er yhm syn Frow zulegt uff guten glauben."**

Die zunehmenden Klassenkämpfe in den verschiedenen Staaten Griechenlands und der traurige Zustand vieler der kleinen Gemeinwesen gab Plato Veranlassung zu Untersuchungen über die beste Verfassung und die beste Einrichtung des Staats. In seinem „Staat", den er als Ideal aufstellt, will er wenigstens für die erste Klasse seiner Bürger, die Wächter, die volle Gleichstellung der Frauen. Sie sollen gleich den Männern an den Waffenübungen theilnehmen

---

* Aus dem Theater, zu dem die griechischen Frauen keinen Zutritt hatten.

** Deutsche Kultur- und Sittengeschichte von Joh. Scherr. 9. Auflage. Leipzig 1887. Otto Wigand. Bekanntlich behandelt Sudermann in seinem Schauspiel „Die Ehre" denselben Gegenstand.

und alle Pflichten wie jene erfüllen, nur sollen sie das Leichtere verrichten „wegen des Geschlechtes Schwäche". Er behauptet, die natürlichen Anlagen seien bei beiden Geschlechtern gleich vertheilt, nur sei das Weib in Allem schwächer als der Mann. Ferner sollten die Frauen den Männern gemein sein und umgekehrt, desgleichen sollen die Kinder gemein sein, so daß weder ein Vater sein Kind, noch ein Kind seinen Vater kenne.*

Aristoteles begnügt sich in seiner „Politik" mit weniger. Die Frau soll in der Wahl des Ehegatten freie Hand haben, aber sie soll ihm untergeordnet sein, doch soll sie das Recht besitzen, „einen guten Rath zu ertheilen". Thukydides spricht eine Ansicht aus, die den Beifall aller Philister von heute hat. Er sagt, diejenige Gattin verdiene das höchste Lob, von der man außerhalb des Hauses weder Gutes noch Böses höre.

Bei solchen Anschauungen mußte die Achtung vor der Frau auf das Tiefste sinken, und die Furcht vor Uebervölkerung führte sogar dazu, den intimen Umgang mit ihr zu meiden. Man gelangte zu unnatürlicher Befriedigung des Geschlechtstriebs. Die griechischen Staaten waren Städte mit geringem Landbesitz, der über eine gegebene Bevölkerungszahl hinaus die gewohnte Ernährung nicht mehr ermöglichte. Die Furcht vor Uebervölkerung veranlaßte daher Aristoteles, den Männern die Fernhaltung von ihren Frauen und dagegen die Knabenliebe anzurathen. Sokrates hatte schon vor ihm die Knabenliebe als ein Zeichen höherer Bildung gepriesen. Schließlich huldigten die bedeutendsten Männer Griechenlands dieser unnatürlichen Leidenschaft. Die Achtung vor der Frau sank auf das Tiefste. Es gab nunmehr Häuser mit männlichen Prostituirten, wie es solche mit weiblichen gab. In einer solchen gesellschaftlichen Atmosphäre konnte Thukydides den Ausspruch thun, daß die Frau schlimmer sei, als die sturmgepeitschte Meereswoge, als des Feuers Gluth, als der Sturz des wilden Bergwassers. „Wenn es ein Gott ist, der die Frau erfand, wo immer er sei, er wisse, daß er der unselige Urheber des höchsten Uebels ist."**

Huldigte die Männerwelt Griechenlands der Knabenliebe, so verfiel die Frauenwelt in das andere Extrem, sie verfiel der Liebe

---

* Plato: Der Staat. Uebersetzt von Friedr. Schleiermacher und erläutert von J. H. von Kirchmann. V. Buch, Kap. 17. Berlin 1870.

** Leon Richer: La femme libre.

zu Angehörigen des eigenen Geschlechts, und zwar waren es besonders die Bewohnerinnen der Insel Lesbos, weshalb diese Verirrung die lesbische Liebe genannt wurde und noch genannt wird, denn sie ist nicht ausgestorben und lebt unter uns fort. Als Hauptrepräsentantin dieser Liebe galt die berühmte Dichterin Sappho, „die lesbische Nachtigall", die um 600 vor unserer Zeitrechnung lebte. Ihre Leidenschaft findet glühenden Ausdruck in ihrer Ode an Aphrodite, zu der sie fleht:

„Allbeherrscherin, die du thronest auf Blumen,
O Schaumgeborene, Tochter Zeus, listsinnende,
Hör' mich rufen,
Nicht in Jammer und bittrer Qual, o Göttin,
Laß mich erliegen!" —

Und von noch leidenschaftlicherer Sinnlichkeit legt Zeugniß ab ihre Ode an die schöne Atthis.

Während in Athen und im übrigen Griechenland bereits das Vaterrecht herrschte, befand sich das mit Athen um die Macht rivalisirende Sparta noch unter dem Mutterrecht, ein Zustand, der den meisten Griechen ein gänzlich fremder geworden war. Die Sage erzählt: Eines Tages fragt ein Grieche einen Spartaner: was für eine Strafe in Sparta die Ehebrecher treffe. Darauf antwortete dieser: „Fremdling, bei uns giebt's keine Ehebrecher!" Der Fremde: „Wenn aber doch einer wäre?" „So muß er zur Strafe", entgegnet der Spartaner spöttisch, „einen Ochsen geben, so groß, daß er mit seinem Kopf über den Taygetus reichen und aus dem Eurotas saufen kann." Auf die verwunderte Antwort des Fremden: „Wie ein Ochse so groß sein könne?" erwidert der Spartaner lachend: „Wie ist's möglich, daß zu Sparta ein Ehebrecher sein kann!" Dagegen drückt sich das Selbstbewußtsein der spartanischen Frau in der stolzen Antwort aus, die das Weib des Leonidas einer Fremden giebt, als diese zu ihr sagt: „Ihr Lacedämonerinnen seid die einzigen Frauen, die über ihre Männer herrschen!" worauf sie antwortet: „Wir sind auch die einzigen Frauen, die Männer zur Welt bringen."

Der freie Zustand der Frau unter dem Mutterrecht förderte ihre Schönheit, hob ihren Stolz, ihre Würde und ihre Selbständigkeit. Das Urtheil aller alten Schriftsteller geht dahin, daß im Zeitalter der Gynäkokratie diese Eigenschaften bei den Frauen in hohem Grade entwickelt waren. Der unfreie Zustand, der später eintrat, wirkte nothwendig nachtheilig auf sie; er kommt sogar in der Ver-

schiedenartigkeit der Kleidung in den beiden Perioden zum Ausdruck. Das Kleid der dorischen Frau haftete frei und leicht auf der Schulter, es ließ die Arme frei und die Schenkel blos, es ist das Kleid, das Diana trägt, die frei und kühn in unseren Museen dargestellt ist. Das ionische Kleid hingegen verhüllte die Gestalt und hemmte die Bewegung. Die Art, wie die Frau sich kleidet, ist weit mehr, als man gemeiniglich annimmt, und zwar bis in unsere Tage, ein Zeichen ihrer Abhängigkeit und Hilflosigkeit. Die Art der Frauenkleidung bei den meisten Völkern bis in die heutige Zeit macht die Frau unbehilflich, sie zwingt ihr das Gefühl der Schwäche auf und macht sie feig, was schließlich in ihrer Haltung und in ihrem Charakter zum Ausdruck kommt. Die Gewohnheit der Spartaner, die Mädchen bis ins mannbare Alter nackt gehen zu lassen — ein Zustand, den das Klima des Landes erlaubte — trug nach der Meinung eines alten Schriftstellers wesentlich dazu bei, ihnen Geschmack für Einfachheit und Sorgfalt für äußerlichen Anstand beizubringen, und hatte, nach den Anschauungen jener Zeit, durchaus nichts die Schamhaftigkeit Verletzendes oder die Wollust Erregendes. Weiter nahmen die Mädchen gleich den Knaben an allen körperlichen Uebungen theil, und so wurde ein kräftiges, stolzes, selbstbewußtes Geschlecht erzogen, das sich seines Werths bewußt war, wie die Antwort der Frau des Leonidas an die Fremde beweist.

Im engsten Zusammenhang mit dem geschwundenen Mutterrecht standen gewisse Gebräuche, die moderne Schriftsteller in vollständiger Verkennung ihrer Bedeutung als „Prostitution" bezeichnen. So war es in Babylon religiöse Pflicht der mannbar gewordenen Jungfrau, einmal im Tempel der Mylitta zu erscheinen, um ihre Jungfrauschaft zu opfern, indem sie sich einem Manne preisgab. Aehnliches trug sich zu im Serapeum zu Memphis, in Armenien zu Ehren der Göttin Anaïtis, auf Cypern, in Tyrus und Sidon zu Ehren der Astarte oder Aphrodite. Aehnlichen Sitten dienten die Isisfeste der Aegypter. Dieses Opfer der Jungfräulichkeit wurde verlangt, um der Göttin Sühne zu leisten für die Ausschließlichkeit der Hingabe der Frau an einen Mann in der Ehe. „Denn nicht um in den Armen eines Einzelnen zu verwelken wird das Weib von der Natur mit allen Reizen, über welche es gebietet, ausgestattet."* Das fernere Wohlwollen der Göttin mußte durch jenes

* Bachofen: Das Mutterrecht.

Opfer der Jungfräulichkeit an einen Fremden erkauft werden. — Im Sinne der alten Auffassung war es auch, wenn die libyschen Mädchen durch ihre Preisgabe ihre Mitgift erwarben. Im Anklang an das Mutterrecht waren sie während des unehelichen Standes geschlechtlich frei, und die Männer fanden in diesem Erwerb so wenig Anstößiges, daß diejenige von ihnen als Frau vorgezogen wurde, die am meisten begehrt worden war. Aehnlich war es zu Herodot's Zeit bei den Thrakern: „Die Jungfrauen bewachen sie nicht, sondern lassen ihnen volle Freiheit, sich mit wem sie mögen zu vermischen. Die Frauen dagegen bewachen sie streng; sie kaufen sie von ihren Eltern um großes Gut." Berühmt waren die Hierodulen im Tempel der Aphrodite zu Korinth, in dem stets über 1000 Mädchen vereinigt waren, die einen Hauptanziehungspunkt für die griechische Männerwelt bildeten. Und von der Tochter des König Cheops in Aegypten erzählt die Sage, daß sie aus den Erträgnissen der Preisgabe ihrer Reize eine Pyramide bauen ließ.

Gleiche Zustände wie in jenen Zeiten bestehen heute noch auf den Mariannen, auf den Philippinen und den polynesischen Inseln, ferner nach Waitz bei verschiedenen afrikanischen Volksstämmen. Eine andere Sitte, die noch spät auf den Balearen bestand und das Recht aller Männer an die Frau ausdrückte, war, daß in der Brautnacht die blutsverwandten Männer bei der Braut zugelassen wurden, der Altersreihe nach. Zuletzt erst kam der Bräutigam, der sie dann als Frau in alleinigen Besitz nahm. Diese Sitte hat sich bei anderen Völkerschaften dahin umgewandelt, daß Priester oder Stammeshäuptlinge (Könige) als Vertreter der Männer des Stammes dieses Vorrecht bei der Braut üben. So dingen auf Malabar die Caimars Patamaren (Priester), um ihren Frauen die Blüthe zu nehmen.... Der oberste Priester (Namburi) ist verpflichtet, dem König (Zamorin) bei seiner Verehelichung diesen Dienst zu erweisen, und der König bezahlt denselben mit fünfzig Goldstücken.* In Hinterindien und auf verschiedenen Inseln des Großen Ozeans sind es bald die Priester, bald die Stammeshäuptlinge (Könige), die sich diesem Amte unterziehen.** Dasselbe kommt in Senegambien vor, wo das Stammesoberhaupt die Deflorirung der Jungfrau als Amtspflicht übt und dafür ein Geschenk erhält. Bei anderen Völkern wieder wurde,

* K. Kautsky: Die Entstehung der Ehe und der Familie. Kosmos 1883.
** Mantegazza: Die Liebe in der Menschheit.

und wird hier und da noch, die Deflorirung der Jungfrau, manchmal sogar des wenige Monate alten Kindes weiblichen Geschlechts, durch Götzenbilder vorgenommen, die für diesen Zweck entsprechend hergerichtet sind. Es darf auch als unzweifelhaft angenommen werden, daß das jus primae noctis (das Recht der ersten Nacht), das bis ins späte Mittelalter in Deutschland und Europa in Anwendung war, der gleichen Tradition seine Entstehung verdankt, wie auch Friedrich Engels bemerkt. Der Grundherr, der als Herr seiner Hörigen oder Leibeigenen, sich als ihr Gebieter ansah, übte das, wie er annahm, auf ihn überkommene Recht des Stammesoberhauptes und als Gebieter über Leben und Existenz seiner Unterthanen. Später hierüber mehr.

Anklänge an das Mutterrecht zeigen sich ferner in der eigenthümlichen Sitte bei südamerikanischen Stämmen — die auch noch bei den Basken sich erhalten haben soll, die als ein Volk mit uralten Sitten und Gebräuchen gelten müssen —, daß an Stelle der Wöchnerin der Mann sich ins Bett legt, wie eine Kreißende sich geberdet und von der Wöchnerin sich pflegen läßt. Die Sitte bedeutet, daß der Vater das Neugeborene als das seine anerkennt. Indem der Mann die Wehen der Gebärenden nachäfft, erfüllt er die Fiktion, daß auch die Geburt sein Werk sei, er also ein Anrecht auf das Kind habe, das nach der früheren Sitte der Mutter, beziehentlich der Gens der Mutter angehörte. Diese Sitte soll ferner noch bei verschiedenen Gebirgsstämmen Chinas bestehen, und sie bestand vor nicht langer Zeit noch auf Korsika.

In Griechenland wurde die Frau ebenfalls Kaufobjekt. Sobald sie das Haus des Eheherrn betrat, hörte sie auf, für ihre Familie zu existiren. Dieses wurde symbolisch dadurch ausgedrückt, daß der schön geschmückte Wagen, der sie in das Haus des Eheherrn gebracht hatte, vor der Thüre desselben verbrannt wurde. Bei den Ostiaken in Sibirien verkauft heute noch der Vater die Tochter; er unterhandelt mit den Abgesandten des Bräutigams um die Höhe des zu zahlenden Preises. Ebenso besteht noch bei verschiedenen afrikanischen Stämmen wie zu Jakobs Zeit, die Sitte, daß der Mann, der um ein Mädchen wirbt, bei der künftigen Schwiegermutter in Dienst tritt. Auch bei uns ist die Kaufehe nicht ausgestorben, sie herrscht sogar in der bürgerlichen Gesellschaft schlimmer als je. Die Geldehe, die unter unseren herrschenden Klassen fast allgemein üblich ist, ist nichts anderes als Kaufehe. Für die Erwerbung der Frau als

Eigenthum ist auch das Brautgeschenk ein Symbol, das in allen Kulturstaaten der Bräutigam der Braut gewährt.

Neben der Kaufehe bestand die Raubehe. Der Frauenraub war nicht nur bei den alten Juden, sondern ein im Alterthum überall geübter Brauch, der sich bei fast allen Völkern findet. Das bekannteste geschichtliche Beispiel des Frauenraubs ist das der Sabinerinnen durch die Römer; Raub der Frauen war eine naheliegende Erwerbung, wo Frauen fehlten, wie der Sage nach bei den ersten Römern, oder wo Vielweiberei Sitte war, wie allgemein im Orient. In diesem hat sie namentlich während des Araberreichs, vom 7. bis zum 12. Jahrhundert unserer Zeit, einen großen Umfang angenommen.

Symbolisch kommt der Frauenraub noch heute z. B. bei den Araukanern im südlichen Chile vor. Während die Freunde des Bräutigams mit dem Vater der Braut unterhandeln, schleicht sich der Bräutigam mit seinem Pferde in die Nähe des Hauses und sucht die Braut zu erhaschen. Sobald er sie erfaßt, wirft er sie aufs Pferd und flieht mit ihr nach dem nahen Walde. Weiber, Männer und Kinder erheben darauf ein großes Geschrei und suchen die Flucht zu verhindern. Aber sobald der Bräutigam mit seiner Braut das Dickicht des Waldes erreicht hat, wird die Ehe als geschlossen angesehen. Dies gilt auch, wenn die Entführung wider den Willen der Eltern stattfand. Aehnliche Sitten bestehen bei australischen Völkerschaften.

Bei uns erinnert die Sitte der Hochzeitsreisen noch an den Frauenraub; die Braut wird dem häuslichen Herde entführt. Dagegen erinnert der Ringwechsel an die Unterwürfigkeit und die Kettung der Frau an den Mann. Ursprünglich tauchte in Rom diese Sitte auf, die Braut bekam als Zeichen ihrer Fesselung an den Mann von diesem einen eisernen Ring. Später wurde dieser Ring aus Gold gefertigt, und noch viel später erst wurde der gegenseitige Ringtausch, als Zeichen beiderseitiger Verbindung, eingeführt.

Die alte Familienverbindung in den Gentes hatte also durch die Entwicklung der Produktionsverhältnisse und die Herrschaft des Privateigenthums ihren Boden verloren. Nach Aufhebung der mutterrechtlichen Gens trat zunächst die vaterrechtliche, wenn auch nicht auf lange Dauer, an ihre Stelle, mit wesentlich abgeschwächten Funktionen. Ihre Aufgabe war in der Hauptsache Pflege der ge-

meinsamen religiösen Angelegenheiten und Ordnung des Begräbnißwesens, ferner: gegenseitige Verpflichtung zum Schutz und zur Hilfe gegen Vergewaltigung; das Recht und in gewissen Fällen die Verpflichtung, in der Gens zu heirathen, namentlich wenn es sich um reiche Erbinnen oder Waisentöchter handelte. Weiter verwaltete die Gens den noch vorhandenen gemeinsamen Besitz. Aber die Trennung zwischen Ackerbau und Handwerk, die immer weitere Ausdehnung des Handels und die durch beides nöthig gewordene Städtegründung, die Eroberung von Beute und Kriegsgefangenen, welch letztere in Beziehungen zu dem Hauswesen traten, sprengten gänzlich die alten Beziehungen und Verbindungen. Das Handwerk hatte sich allmälig in eine große Zahl einzelner Handwerksverrichtungen — Weberei, Töpferei, Schmiederei, Waffenverfertigung, Bauhandwerk, Schiffsbau u. s. w. — getheilt und strebte nach einer besonderen Organisation. Die immer weitere Einführung der Sklaverei, die Aufnahme Fremder in das Gemeinwesen, waren neue Elemente, welche die alte Gesellschaftsverfassung immer unmöglicher machten.

Mit dem Privateigenthum und dem persönlichen Erbrecht entstanden die Klassenunterschiede und die Klassengegensätze. Es fand ein Zusammenschluß der reichen Besitzenden gegen die weniger oder die nichts Besitzenden statt. Erstere suchten die Verwaltungsstellen in dem neuen Gemeinwesen in ihre Hände zu bekommen und sie erblich zu machen. Die nothwendig gewordene Geldwirthschaft schuf früher ungekannte Verschuldungsverhältnisse. Die Kämpfe gegen Feinde nach Außen und die gegensätzlichen Interessen im Innern, sowie die verschiedenartigen Interessen und Beziehungen, die Ackerbau, Handwerk und Handel untereinander hatten, machten komplizirte Rechtsregeln nothwendig, und erforderten Organe, die über den ordnungsmäßigen Gang der gesellschaftlichen Maschine wachten und Streitigkeiten entschieden. Dasselbe galt für die Beziehungen zwischen Herren und Sklaven, Schuldnern und Gläubigern. Es war demnach eine Macht nöthig, die alle diese Verhältnisse übersah, leitete, ordnete, ausglich, schützend und strafend eingriff. So entstand der Staat, der also das Produkt der in der neuen Gesellschaftsordnung hervortretenden gegensätzlichen Interessen war. Und dessen Leitung fiel naturgemäß in die Hände derer, die an seiner Begründung das lebhafteste Interesse hatten, und kraft ihrer sozialen Macht den größten Einfluß besaßen, in die

Hände der Reichen. Aristokratie des Besitzes und Demokratie standen sich also gegenüber, auch dort, wo äußerlich völlige Gleichheit der politischen Rechte herrschte.

Unter den alten mutterrechtlichen Verhältnissen bestand kein geschriebenes Recht. Die Verhältnisse waren einfache und der Gebrauch war geheiligt. In der neuen, viel komplizirteren Ordnung war geschriebenes Recht eines der wichtigsten Erfordernisse und waren besondere Organe nöthig, die es handhabten. Als dann die Rechtsbeziehungen und Rechtsverhältnisse immer verwickeltere wurden, bildete sich eine besondere Klasse von Leuten, die sich das Studium der Rechtsregeln zur Aufgabe machte, und schließlich ein spezielles Interesse hatte, sie immer mehr zu kompliziren. Es entstanden die Rechtsgelehrten, die Juristen, die durch die Bedeutung, die das geschaffene Recht für die ganze Gesellschaft hatte, zum einflußreichsten Stande wurden. Die neue Rechtsordnung fand im römischen Staat im Laufe der Zeit ihren klassischsten Ausdruck, daher der Einfluß, den das römische Recht bis auf die Gegenwart ausübt.

Eine Staatsordnung ist also die nothwendige Folge einer Gesellschaft, die auf höherer Stufe der Arbeitstheilung in eine große Zahl verschiedener Berufe gespalten ist, mit verschiedenen sich häufig bekämpfenden Interessen und daher Unterdrückung des Schwächeren zur Folge hat. Das erkannte sogar ein Araberstamm, wie die Nabatäer, der nach Diodor das Gebot erließ: nicht zu säen, nicht zu pflanzen, keinen Wein zu trinken und keine Häuser zu bauen, sondern in Zelten zu wohnen, weil, wenn sie dergleichen thäten, sie leicht von einer Obermacht (Staatsgewalt) gezwungen werden könnten, zu gehorchen. Auch bei den Rachebiten, den Nachkommen des Schwiegervaters von Mose, bestanden ähnliche Vorschriften.* Ja die ganze mosaische Gesetzgebung ist darauf gerichtet, die Juden über eine ackerbautreibende Gesellschaft nicht hinauskommen zu lassen, weil sonst, so fürchteten ihre Gesetzgeber, ihr demokratisch-kommunistisches Gemeinwesen untergehen werde. Daher die Auswahl des „gelobten Landes" in einem Länderstrich, der auf der einen Seite von einem wenig zugänglichen Gebirge, dem Libanon, auf anderen

* Mosaisches Recht, von Joh. David Michaelis. Reutlingen 1793. I. Band, 2. Auflage.

Seiten, im Osten und Süden, von wenig fruchtbaren Gegenden und zum Theil von Wüsten begrenzt war, also die Isolirung ermöglichte. Daher die Fernhaltung der Juden vom Meere, das Handel, Kolonisation und Reichthumsanhäufung begünstigt; daher die strengen Gesetze über die Abschließung gegen andere Völkerschaften, die strengen Eheverbote nach Außen, die Armengesetze, die Agrargesetze, das Jubeljahr, alles Einrichtungen, darauf berechnet, die Ansammlung großen Reichthums bei Einzelnen zu verhindern. Die Juden sollten in Unfähigkeit gehalten werden, ein eigentlich staatenbildendes Volk zu werden. Daher blieb die auf der Gentilordnung beruhende Stammesorganisation ihnen bis zu ihrer gänzlichen Auflösung erhalten und wirkt noch heute bei ihnen fort.

Bei der Gründung Roms betheiligten sich augenscheinlich lateinische Stämme, die über die mutterrechtliche Entwicklung geraume Zeit hinaus waren, daher wurde Rom von vornherein als Staat gegründet. Die ihnen fehlenden Frauen raubten sie, wie die Sage erzählt, aus dem Stamme der Sabiner und sie nannten sich nach ihren sabinischen Frauen Quiriten. Noch in später Zeit wurden die römischen Bürger in der Volksversammlung mit Quiriten angeredet. Populus Romanus bedeutete die freie Bevölkerung Roms überhaupt, aber populus Romanus quiritium drückte die Abstammung und die Eigenschaft als römischer Bürger aus. Die römische Gens war vaterrechtlich. Die Kinder erbten als Leibeserben; fehlten Kinder, so erbten die Verwandten in männlicher Linie, und waren diese nicht vorhanden, so fiel das Vermögen in die Gens. Durch die Heirath verlor die Frau das Erbrecht an das Vermögen ihres Vaters und an dasjenige von dessen Brüdern, sie trat aus ihrer Gens und so konnte weder sie noch ihre Kinder von ihrem Vater oder dessen Brüdern erben. Das Erbtheil ging sonst der väterlichen Gens verloren. Die Eintheilung nach Gentes, Phratrien und Stämmen bildete in Rom noch Jahrhunderte lang die Grundlage der militärischen Organisation und für die Ausübung bürgerlicher Rechte. Aber mit dem Verfall der vaterrechtlichen Gentes und dem Sinken ihrer Bedeutung gestalteten sich die Verhältnisse günstiger für die römische Frau; sie erbte nicht blos, sondern ihr stand auch die Verwaltung ihres Vermögens zu, sie war also weit günstiger gestellt als ihre griechischen Schwestern. Die freiere Stellung, die sie sich allmälig, ungeachtet aller gesetzlichen Hindernisse, zu erobern wußte, war für den älteren Cato, geboren 234 vor unserer Zeit-

rechnung, die Veranlassung, zu klagen: „Wenn jeder Hausvater nach dem Beispiel der Vorfahren sein Weib in der gehörigen Unterwürfigkeit zu erhalten strebte, so würde man öffentlich mit dem ganzen Geschlecht nicht so viel zu schaffen haben."*

So lange der Vater lebte, besaß dieser in Rom über seine Tochter die Vormundschaft, auch wenn sie verheirathet war, es sei denn, er ernannte einen Vormund. Starb der Vater, so trat der nächste männliche Verwandte, auch wenn er als Agnat unfähig erklärt war, als Vormund ein. Der Vormund besaß das Recht, die Vormundschaft jeden Augenblick einem beliebigen Dritten zu übertragen. Die römische Frau hatte also vor dem Gesetz keinen eigenen Willen.

Die Eheschließungsformen waren verschieden und erhielten im Laufe der Jahrhunderte mannigfache Abänderungen. Die feierlichste Eheschließung wurde vor dem obersten Priester, in Gegenwart von mindestens zehn Zeugen, geschlossen, hierbei aß das Brautpaar, zum Zeichen der Verbindung, gemeinsam einen aus Mehl, Salz und Wasser gebackenen Kuchen. Man sieht, es handelt sich hier um eine Zeremonie, die große Aehnlichkeit mit dem Brechen der Hostie bei dem christlichen Abendmahl hat. Eine zweite Form der Eheschließung war die Besitzergreifung, die als vollzogen angesehen wurde, sobald eine Frau, unter Zustimmung ihres Vaters oder Vormunds, mit ihrem Auserwählten ein Jahr unter einem Dache zusammen lebte. Eine dritte Form der Eheschließung war eine Art gegenseitigen Kaufs, indem beide sich gegenseitig Geldmünzen und das Versprechen gaben, Eheleute sein zu wollen. Zu Cicero's Zeit** war bereits die freie Scheidung für beide Theile allgemein eingeführt und wurde sogar bestritten, daß eine Ankündigung der Scheidung nöthig sei. Die lex Julia de adulteriis schrieb aber dann vor, daß die Scheidung feierlich angekündigt werden müsse, was verordnet wurde, weil häufig Frauen, die Ehebruch begangen hatten und zur Verantwortung gezogen werden sollten, sich darauf beriefen, die Ehe geschieden zu haben. Justinian (der Christ)*** verbot die freie Scheidung, es sei denn, daß beide Theile ins Kloster gehen wollten. Sein Nachfolger Justinus II. sah sich aber genöthigt, sie wieder zuzulassen.

---

* Karl Heinzen: Ueber die Rechte und Stellung der Frauen.

** Geboren 106 vor unserer Zeitrechnung.

*** Lebte von 527—565 unserer Zeitrechnung.

Mit der wachsenden Macht und dem steigenden Reichthum Roms traten an Stelle der ehemaligen Sittenstrenge Laster und Ausschweifungen der tollsten Art. Rom wurde die Zentrale, von der aus sich Unzucht, Schwelgerei und sinnliches Raffinement über die ganze damalige Kulturwelt verbreiteten. Die Ausschweifungen nahmen namentlich in der Kaiserzeit, und zu einem großen Theil durch die Kaiser selbst, Formen an, die nur der Wahnsinn eingeben konnte. Männer und Weiber wetteiferten in der Lasterhaftigkeit. Die Zahl der öffentlichen Frauenhäuser wurde immer größer und daneben fand die griechische Liebe (die Knabenliebe) in der Männerwelt immer mehr Eingang. Zeitweilig war in Rom die Zahl der jungen Männer, die sich prostituirten, größer als die Zahl der prostituirten Frauen.

„Die Hetären erschienen, von ihren Verehrern umgeben, pomphaft auf den Straßen, der Promenade, im Zirkus und Theater, oft auf Ruhebetten von Negern getragen, wo sie, einen Spiegel in der Hand, von Schmuck und Edelsteinen funkelnd, stark entblößt lagen, fächerwedelnde Sklaven neben sich, umgeben von einem Schwarm von Knaben, Eunuchen, Flötenspielern; groteske Zwerge schlossen den Aufzug."

Diese Ausschweifungen nahmen im römischen Reich einen Umfang an, daß sie eine Gefahr für den Bestand des Reiches wurden. Dem Beispiel der Männer folgten die Frauen; es gab Frauen, so berichtet Seneca,* welche die Jahre nicht, wie üblich, nach Konsuln, sondern nach der Zahl ihrer Gatten zählten. Ehebruch war allgemein, und damit die Frauen den schweren Strafen, die auf denselben gesetzt waren, entgingen, ließen sie sich, darunter die vornehmsten Damen Roms, in die Register der Aedilen als Prostituirte eintragen.

Neben diesen Ausschweifungen steigerten Bürgerkriege und Latifundiensystem die Ehe- und Kinderlosigkeit in solchem Grade, daß sich die Zahl der römischen Bürger und Patrizier bedeutend verminderte. Daher erließ im Jahre 16 v. Chr. Augustus das sog. Julische Gesetz,** das Belohnung für Kinderzeugung und Strafen auf Ehelosigkeit der römischen Bürger und Patrizier setzte. Wer Kinder besaß, sollte dem Kinder- oder Ehelosen im Range vorgehen.

---

* Er lebte von 2 bis 65 unserer Zeitrechnung.

** Augustus, der Adoptivsohn des Cäsar, gehörte durch die Adoption der Gens Julia an, daher die Bezeichnung Julisches Gesetz.

Ehelose durften keine Erbschaft, außer von ihren nächsten Anverwandten annehmen. Kinderlose konnten nur die Hälfte erben. Das übrige fiel dem Staate zu. Frauen, die eines Ehebruchs bezichtigt werden konnten, mußten einen Theil ihrer Mitgift dem geprellten Ehemann abtreten. Daraufhin gab es Männer, die heiratheten, indem sie auf den Ehebruch ihrer Frauen spekulirten. Das veranlaßte Plutarch zu der Bemerkung: die Römer heirathen nicht, um Erben zu bekommen, sondern um zu erben.

Später wurde das Julische Gesetz noch verschärft. Tiberius gebot, daß keine Frau für Geld sich preisgeben dürfe, deren Großvater, Vater oder Ehemann römischer Ritter gewesen sei oder sei. Ehefrauen, die sich in die Register der Prostituirten eintragen ließen, sollten als Ehebrecherinnen außerhalb Italiens verbannt werden. Für die Männer gab's natürlich dergleichen Strafen nicht. Wie ferner Juvenal berichtet, war auch Gattenmord durch Gift in dem Rom seiner Zeit (in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts vor Christus) eine häufige Erscheinung.

Der Vielweiberei (Polygamie), wie wir sie bei den orientalischen Völkern kennen lernten, und wie sie bei diesen noch heute besteht, aber in Rücksicht auf die zur Verfügung stehende Zahl der Frauen und die Kosten ihres Unterhalts nur von den Bevorrechteten und Besitzenden geübt werden kann, steht gegenüber die Vielmännerei (Polyandrie). Diese letztere existirt hauptsächlich bei den Hochgebirgsvölkern in Tibet, bei den Garras an der indisch-chinesischen Grenze, den Baïgas in Godwana, den Naïrs im äußersten Süden Indiens, und sie soll auch bei den Eskimos und Aleuten vorhanden sein. Die Abstammung wird, wie nicht anders möglich, nach der Mutter bestimmt, die Kinder gehören ihr. Die Männer der Frau sind in der Regel Brüder. Heirathet der älteste Bruder, so werden die übrigen Brüder ebenfalls Gatten der Frau, doch hat die Frau das Recht, auch andere Männer zu nehmen. Dagegen sollen auch die Männer das Recht haben, eine zweite, dritte, vierte Frau u. s. w. zu nehmen. Welchen Verhältnissen die Polyandrie ihre Entstehung verdankt, ist noch unaufgeklärt. Da die polyandrischen Völkerschaften ausnahmslos entweder auf hohen Gebirgsländern oder in der kalten Zone leben, so ist wahrscheinlich eine Erscheinung

für die Polyandrie maßgebend, über die Tarnowsky berichtet.* Tarnowsky hat von zuverlässigen Reisenden vernommen, daß längerer Aufenthalt auf bedeutenden Höhen die sinnliche Lust herabsetzt und die Erektion schwächt, die mit neuer Kraft beim Hinabsteigen wiederkehrt. Diese Herabsetzung der Geschlechtsthätigkeit, meint Tarnowsky, könne zum Theil wohl als Erklärung für den verhältnißmäßig geringen Anwuchs der Bevölkerung in hochgebirgigen Ländern dienen und, indem sie sich vererbe, eines der Degenerationsmomente werden, die auf die Perversität des Geschlechtssinnes einwirkten.

Die dauernde Wohn- und Lebensweise in sehr hohen oder kalten Länderstrichen kann alsdann aber auch, setzen wir hinzu, verursachen, daß Vielmännerei keine übermäßigen Anforderungen an eine Frau stellt. Die Frauen selbst sind schon dementsprechend in ihrer Natur beeinflußt, wofür die Thatsache spricht, daß bei den Eskimomädchen die Menstruation in der Regel erst im neunzehnten Lebensjahre eintritt, während sie in der heißen Zone schon im zehnten oder elften Lebensjahr und in der gemäßigten zwischen dem vierzehnten und sechzehnten Lebensjahre sich einstellt. Ueben heiße Länder, wie allgemein anerkannt ist, einen sehr stimulirenden Einfluß auf den Geschlechtstrieb aus, weshalb die Vielweiberei gerade in heißen Ländern ihre Hauptverbreitung hat, so dürften kalte Länderstriche, und dazu gehören hohe Gebirgsländer, in denen noch die dünnere Luft von Einfluß sein mag, sehr erheblich restringirend auf den Geschlechtstrieb wirken. Auch ist wohl zu beachten, daß erfahrungsgemäß eine Konzeption seltener eintritt bei Frauen, die mit mehreren Männern kohabitiren. Die Bevölkerungszunahme ist also bei Polyandrie eine schwache und paßt sich der Schwierigkeit der Gewinnung des Lebensunterhaltes an, die in kalten Ländern und im Hochgebirge vorhanden ist, womit wieder bewiesen wäre, daß auch in diesem, uns so fremdartig erscheinenden Zustande der Polyandrie, die Art der Produktionsweise auf die Beziehungen der Geschlechter von maßgebendem Einfluß ist. Endlich wäre auch noch zu untersuchen, ob bei diesen, auf hohen Gebirgen oder in der kalten Zone lebenden Völkerschaften Tödtung der Kinder weiblichen Geschlechts nicht häufig in Uebung ist, wie dies mehrfach von mongolischen Völkerstämmen in den Hochgebirgen Chinas berichtet wird.

* Tarnowsky: Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes. Berlin 1886. August Hirschwald.

Ganz entgegengesetzt den Gewohnheiten der Römer zur Kaiserzeit, Ehe- und Kinderlosigkeit immer mehr überhand nehmen zu lassen, handelten die Juden. Zwar besaß die Jüdin kein Recht zur Wahl, der Vater bestimmte ihr den Gatten, aber die Ehe war eine Pflicht, die sie getreulich befolgte. Der Talmud räth: „Wenn deine Tochter mannbar ist, so schenke einem deiner Sklaven die Freiheit und verlobe sie mit ihm.“ Ebenso befolgten die Juden redlich das Gebot ihres Gottes: „Seid fruchtbar und mehret euch.“ Dem entsprechend haben sie sich, allen Verfolgungen und Unterdrückungen zum Trotz, fleißig vermehrt; sie sind die geschworenen Gegner des Malthusianismus.

Schon Tacitus sagt von ihnen: „Unter ihnen herrscht hartnäckiges Zusammenhalten und bereitwillige Freigebigkeit, aber gegen alle Anderen feindseliger Haß. Nie speisen, nie schlafen sie mit Feinden, und obwohl zur Sinnlichkeit äußerst geneigt, enthalten sie sich der Begattung mit Ausländerinnen. . . . . Doch trachten sie auf Vermehrung des Volks. Denn eines der Nachgeborenen tödten, ist ihnen Sünde; und die Seelen der im Treffen oder durch Hinrichtung Umgekommenen halten sie für unsterblich. Daher die Liebe zur Fortpflanzung neben der Verachtung des Todes.“ Tacitus haßte und verabscheute die Juden, weil sie, ihre väterliche Religion verachtend, Gaben und Schätze zusammenhäuften. Er nennt sie die „schlechtesten Menschen“, ein „häßliches Volk“.*

Unter der Herrschaft der Römer schlossen sich die Juden immer enger untereinander an. Und unter der langen Leidenszeit, die sie von da ab fast das ganze christliche Mittelalter hindurch zu erdulden hatten, erwuchs jenes innige Familienleben, das der heutigen bürgerlichen Welt als eine Art Muster gilt. Dagegen vollzog sich in der römischen Gesellschaft der Zersetzungs- und Auflösungsprozeß, der das Reich seinem Ende entgegenführte. Der an Wahnsinn grenzenden Ausschweifung trat, als anderes Extrem, die strengste Enthaltsamkeit gegenüber. Jetzt nahm, wie früher die Ausschweifung, die Ascese religiöse Formen an. Ein schwärmerischer Fanatismus machte Propaganda für sie. Die alle Schranken niederreißende Schwelgerei und Ueppigkeit der herrschenden Klassen stand im grellsten Gegensatz zu der Noth und dem Elend der Millionen und aber Millionen, die das erobernde Rom aus allen Ländern der damals bekannten

* Tacitus: Historien V. Buch.

Welt nach Italien in die Sklaverei schleppte. Unter diesen befanden sich auch zahllose Frauen, die vom häuslichen Herd, von den Eltern oder vom Manne getrennt, von den Kindern gerissen, das Elend am tiefsten empfanden und nach Erlösung sich sehnten. Eine große Zahl römischer Frauen, angeekelt von dem, was um sie vorging, befand sich in ähnlicher Geistesverfassung, jede Veränderung ihrer Lage erschien ihnen willkommen. Ein tiefes Sehnen nach Veränderung, nach Erlösung ergriff weite Schichten, und der Erlöser schien zu nahen. Die Eroberung Jerusalems und des jüdischen Reichs durch die Römer hatte die Vernichtung aller nationalen Selbständigkeit zur Folge und erzeugte unter den ascetischen Sekten jenes Landes Schwärmer, welche die Entstehung eines neuen Reiches, das Allen Freiheit und Glück bringen werde, verkündigten.

Christus kam und es entstand das Christenthum. Es verkörperte die Opposition gegen den bestialischen Materialismus, der unter den Großen und Reichen des römischen Reiches herrschte, es repräsentirte die Auflehnung gegen die Mißachtung und die Unterdrückung der Massen. Aber da es dem Judenthum entstammte, das nur die Rechtlosigkeit der Frau kannte und, in der biblischen Vorstellung befangen, sie als die Urheberin der herrschenden Uebel ansah, predigte es die Verachtung der Frau. Es predigte ferner die Enthaltsamkeit, die Vernichtung des Fleisches, das in jener Zeit so sündigte, und wies mit seinen doppelsinnigen Redewendungen auf ein künftiges Reich, das die Einen als himmlisches, die Anderen als irdisches deuteten, das Freiheit und Gerechtigkeit Allen bringe. Mit diesen Lehren fand es in dem Sumpfboden des römischen Reichs einen fruchtbaren Untergrund. Die Frau, wie alle Elenden, auf Befreiung und Erlösung aus ihrer Lage hoffend, schloß sich ihm eifrig und bereitwillig an. Hat doch bis heute keine große bedeutungsvolle Bewegung in der Welt sich vollzogen, in der nicht auch Frauen, als Kämpferinnen und Märtyrerinnen, hervorragend thätig waren. Diejenigen, die das Christenthum als eine große Kulturerrungenschaft preisen, sollten nicht vergessen, daß es gerade die Frau war, der es einen großen Theil seiner Erfolge zu danken hat. Ihr Bekehrungseifer spielte sowohl im Römerreiche, als unter den barbarischen Völkern des Mittelalters eine gewichtige Rolle und die Mächtigsten wurden durch sie zum Christenthum bekehrt. So war es z. B. Chlotilde, die Chlodwig, den Frankenkönig, zur Annahme des Christenthums bewog. Es waren ferner Bertha, Königin von Kent, und Gisela, Königin

von Ungarn, die das Christenthum in ihren Ländern einführten. Dem Einfluß der Frauen ist die Bekehrung vieler Großen zu danken. Aber das Christenthum lohnte der Frau schlecht. Es enthält in seinen Lehren dieselbe Verachtung der Frau, die alle Religionen des Orients enthalten. Es gebietet ihr, die gehorsame Dienerin des Mannes zu sein, und das Gelöbniß des Gehorsams muß sie ihm heute noch vor dem Altare ablegen.

Hören wir, wie die Bibel und das Christenthum von der Frau und der Ehe sprechen.

Die zehn Gebote des alten Testaments richten sich nur an den Mann, im neunten Gebot wird die Frau mit dem Gesinde und den Hausthieren zugleich genannt. Der Mann wird gewarnt, sich weder nach des Nächsten Weib, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch seines Ochsens, noch seines Esels, noch Alles was der Nächste habe, gelüsten zu lassen. Die Frau erscheint also als Objekt, als ein Stück Eigenthum, nach dem der Mann, wenn es in fremdem Besitz war, kein Verlangen haben solle. Jesus, der einer Sekte angehörte, die sich strenge Ascese (Enthaltsamkeit) und die Selbstentmannung auferlegt hatte,* von seinen Jüngern befragt, ob ehelichen gut sei, antwortet: Das Wort fasset nicht Jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren, und sind etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind; und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen.** Die Entmannung ist also hiernach ein gottgefälliges Werk und Entsagung der Liebe und der Ehe eine gute That.

Paulus, der in höherem Grade als selbst Jesus der Gründer des Christenthums genannt werden kann, Paulus, der dieser Lehre erst den internationalen Charakter aufdrückte und sie der beschränkten jüdischen Sektirerei entriß, schreibt den Korinthern: „Worüber ihr mir geschrieben habt, antworte ich: es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre." Mann und Mensch erscheinen hier, nach seinen Worten, als gleichbedeutend. Die Frau zählt nicht und gilt nicht. „Die Ehe ist ein niedriger Stand; heirathen ist gut, nicht heirathen besser." „Wandelt im Geist und widersteht den Wünschen des Fleisches. Das Fleisch verschwört sich wieder den Geist und

---

* Mantegazza: L'amour dans l'humanité.

** Matthäi Kap. 19, Vers 11 und 12.

der Geist wider das Fleisch." „Diejenigen, die Christus erworben hat, haben ihr Fleisch gekreuzigt, mitsammt seinen Leidenschaften und Begierden." Er selbst befolgte seine Lehren und heirathete nicht. Dieser Haß gegen das Fleisch, das ist der Haß gegen die Frau, aber auch die Furcht vor der Frau, die als die Verführerin des Mannes — siehe die Paradiesszene — dargestellt wird. In diesem Geiste predigten die Apostel und die Kirchenväter, in diesem Geiste wirkte die Kirche das ganze Mittelalter hindurch, indem sie die Klöster schuf und das Zölibat der Priester einführte, und noch heute wirkt sie in diesem Geiste.

Die Frau ist nach dem Christenthum die Unreine, die Verführerin, welche die Sünde in die Welt brachte und den Mann zu Grunde richtete. Daher haben die Apostel und die Kirchenväter die Ehe stets nur als ein nothwendiges Uebel angesehen, wie man das heute von der Prostitution sagt. Tertullian ruft: „Weib, du solltest stets in Trauer und Lumpen gehen, dem Blick deine Augen voll Thränen der Reue darbietend, um vergessen zu machen, daß du das Menschengeschlecht zu Grunde gerichtet hast. Weib! Du bist die Pforte zur Hölle!" Hieronymus sagt: „Die Ehe ist immer ein Laster, Alles, was man thun kann, ist, sie zu entschuldigen und zu heiligen", weshalb man sie zum kirchlichen Sakrament machte. Origenes erklärt: „Die Ehe ist etwas Unheiliges und Unreines, Mittel der Sinnenlust", und um der Versuchung zu widerstehen, entmannte er sich. Tertullian erklärt: „Ehelosigkeit muß gewählt werden, wenn auch das Menschengeschlecht zu Grunde geht." Augustin lehrt: „Die Ehelosen werden glänzen am Himmel wie leuchtende Sterne, während ihre Eltern (die sie gezeugt) den dunklen Sternen gleichen." Eusebius und Hieronymus stimmen darin überein, daß der Ausspruch der Bibel: „Seid fruchtbar und mehret euch", nicht länger der Zeit mehr entspreche und die Christen nicht kümmere. Es ließen sich noch Hunderte von Zitaten der einflußreichsten Kirchenlehrer anführen, die alle in der gleichen Richtung lehrten. Und sie haben durch ihr fortgesetztes Lehren und Predigen jene unnatürlichen Anschauungen über geschlechtliche Dinge und den Verkehr der Geschlechter verbreitet, der doch ein Gebot der Natur, und dessen Erfüllung eine der wichtigsten Pflichten des Lebenszwecks ist. An diesen Lehren krankt die heutige Gesellschaft noch schwer, und sie erholt sich nur langsam davon.

Den Frauen ruft Petrus mit Nachdruck zu: „Frauen, seid ge-

horsam euren Männern." Paulus schreibt an die Epheser: „Der Mann ist das Oberhaupt des Weibes, wie Christus das Oberhaupt der Kirche", und an die Korinther: „Der Mann ist das Ebenbild und der Ruhm Gottes und die Frau der Ruhm des Mannes." Darnach kann sich jeder Pinsel von Mann für besser halten als die ausgezeichnetste Frau, und in der Praxis ist es bis heute so. Auch gegen die höhere Bildung der Frau erhebt Paulus seine gewichtige Stimme, indem er, Thimotheum 1, 2. 11 u. s. w., sagt: „Ein Weib lerne in der Stille mit aller Unterthänigkeit. Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei." Und Korinther 14, 34 und 35: „Eure Weiber lasset schweigen unter der Gemeinde, denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden, sondern unterthan sein, wie auch das Gesetz sagt. Wollen sie aber etwas lernen, so laßt sie daheim die Männer fragen. Es stehet den Weibern übel an, unter der Gemeinde zu reden."

Solche Lehren waren allerdings dem Christenthum nicht allein eigenthümlich. Wie das Christenthum ein Gemisch von Judenthum und griechischer Philosophie ist, und diese beiden wieder ihre Wurzeln in den älteren Kulturen der Aegypter, Babylonier und Indier finden, so war die untergeordnete Stellung, die das Christenthum der Frau anwies, eine der alten Kulturwelt gemeinsame. So heißt es z. B. im indischen Gesetzbuch des Manu bezüglich der Frau: „Der Unehre Ursache ist das Weib, der Feindschaft Ursache ist das Weib, des weltlichen Daseins Ursache ist das Weib; darum soll man meiden das Weib." Neben dieser Herabsetzung der Frau kommt immer wieder die Furcht vor ihr in naiver Weise zum Ausdruck; so heißt es weiter im Manu: „Weiber sind von Natur immer zur Verführung der Männer geneigt: daher darf ein Mann selbst mit seiner nächsten Verwandten nicht an einem einsamen Orte sitzen." Das Weib ist also nach indischer, wie nach alttestamentarisch und christlicher Auffassung die Verführerin. Jedes Herrschaftsverhältniß enthält die Degradation des Beherrschten. Und die untergeordnete Stellung der Frau ist bis heute, bei der zurückgebliebenen Kulturentwicklung des Orients noch mehr, als unter den Völkern mit sogenannter christlicher Weltanschauung, aufrecht erhalten worden. Was in der sogenannten christlichen Welt die Stellung der Frau allmälig verbesserte, war nicht das Christenthum, sondern die im

Kampfe wider christliche Auffassung fortgeschrittene Kultur des Abendlandes.

Das Christenthum ist unschuldig, wenn die Stellung der Frau heute eine höhere ist, als zur Zeit seiner Entstehung. Es hat nur widerwillig und gezwungen sein wahres Wesen in Bezug auf die Frau verleugnet. Diejenigen, welche für die die „Menschheit befreiende Mission des Christenthums" schwärmen, sind freilich in dieser wie in anderer Beziehung anderer Ansicht. Sie behaupten, das Christenthum habe die Frau aus der früheren niederen Stellung befreit, und sie stützen sich dabei insbesondere auf den später im Christenthum aufgetauchten Marien-, beziehentlich Mutter-Gottes-Kultus, ein Kultus, der ein Zeichen der Achtung für das ganze Geschlecht sei. Die katholische Kirche, die diesen Kultus pflegt, dürfte von einer solchen Auffassung nichts wissen wollen. Die bereits zitirten Heiligen und Kirchenväter, deren Aussprüche leicht vermehrt werden könnten — und es sind die ersten und größten Kirchenführer unter ihnen — sprechen sich sammt und sonders frauen- und ehefeindlich aus. Das Konzil zu Macon, das im 6. Jahrhundert darüber stritt, ob die Frau eine Seele habe, und mit einer Stimme Mehrheit sich dafür entschied, spricht ebenfalls gegen jene frauenfreundliche Auffassung. Die Einführung des Zölibats der Geistlichen durch Gregor VII,* das allerdings zunächst und hauptsächlich veranlaßt war, um in den ehelosen Geistlichen eine Macht zu besitzen, die durch keine Familieninteressen dem Dienst der Kirche entfremdet würden, war nur möglich bei den der Kirche zu Grunde liegenden Anschauungen über die Sündigkeit fleischlicher Begehren und bestätigt also unsere Auffassung. Und auch die Reformatoren, namentlich Calvin und die schottischen Geistlichen, haben durch ihr Wüthen gegen des „Fleisches Lüste" an der frauenfeindlichen Auffassung des Christenthums keinen Zweifel gelassen.**

* Ein Schritt, gegen den unter anderem die Pfarr-Geistlichen der Diözese Mainz sich beschwerten und also äußerten: Ihr Bischöfe und Aebte besitzt große Reichthümer, eine königliche Tafel und üppige Jagdequipagen, wir armen, einfachen Priester haben zu unserer Tröstung nur eine Frau. Die Enthaltsamkeit mag eine schöne Tugend sein, aber sie ist in Wahrheit „schwer und hart". Yves Guyot: Les theories sociales du Christianisme. II. Aufl. Paris.

** Beispiele in großer Menge liefert hierfür Buckle in seiner „Geschichte der Zivilisation in England", ins Deutsche übersetzt von Arnold Ruge. Leipzig und Heidelberg. 1870. IV. Ausgabe.

Indem die katholische Kirche den Marienkultus einführte, setzte sie mit kluger Berechnung den Kultus der Maria an Stelle des Kultus der heidnischen Göttinnen, der bei allen Völkern, über die das Christenthum sich damals ausbreitete, vorhanden war. Maria trat an die Stelle der Kybele, Mylitta, Aphrodite, Venus, Ceres ꝛc. der südlichen Völker, an die Stelle der Freia, Frigga ꝛc. der germanischen Völker, sie wurde nur christlich-spiritualistisch idealisirt.

Die urwüchsigen, physisch gesunden, zwar rohen, aber unverdorbenen Völker, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von Osten und Norden wie ungeheure Meereswogen heranflutheten und das erschlaffte römische Weltreich überschwemmten, in dem das Christenthum allmälig zum Herrn sich aufgeworfen hatte, widerstanden mit aller Kraft den ascetischen Lehren der christlichen Prediger, und diese mußten wohl oder übel diesen gesunden Naturen Rechnung tragen. Mit Verwunderung sahen die Römer, daß die Sitten jener Völker ganz andere als die ihrigen waren. Tacitus zollte dieser Thatsache seine Anerkennung, der er in Bezug auf die Deutschen mit den Worten Ausdruck giebt: „Ihre Ehen sind sehr strenge und keine ihrer Sitten ist mehr zu loben als diese, denn sie sind fast die einzigen Barbaren, die sich mit einem Weibe begnügen; sehr wenig hört man bei diesem zahlreichen Volke von Ehebruch, der aber auch auf der Stelle bestraft wird, welches den Männern selbst erlaubt ist. Mit abgeschnittenen Haaren jagt der Mann die ehebrecherische Frau nackt vor den Verwandten aus dem Dorfe, denn verletzte Sittsamkeit findet keine Nachsicht. Weder durch Schönheit, noch durch Jugend oder Reichthum findet eine solche Frau einen Mann. Dort lacht Niemand über das Laster; auch wird dort das Verführen oder Verführtwerden nicht als Lebensart bezeichnet. Spät verheirathen sich die Jünglinge und daher behalten sie ihre Kraft; auch die Jungfrauen werden nicht eilfertig verheirathet, und bei ihnen findet sich dieselbe Jugendblüthe, die gleiche körperliche Größe. Von gleichem Alter, gleich kräftig, vermählen sie sich und die Stärke der Eltern geht auf die Kinder über."

Tacitus hat, um den Römern ein Muster vorzuhalten, die ehelichen Zustände der alten Germanen etwas sehr rosig gemalt. Allerdings wurde die ehebrecherische Frau bei ihnen strenge bestraft, aber das galt nicht von dem ehebrecherischen Manne. Zur Zeit des Tacitus stand die Gens unter den Germanen noch in Blüthe. Er,

dem unter den vorgeschrittenen römischen Verhältnissen die alte Gentilverfassung und ihre Grundlagen fremd und unverständlich sein mußte, erzählt mit Verwunderung, daß bei den Germanen der Mutter Bruder seinen Neffen wie einen Sohn ansehe, ja einige hielten das Blutband, zwischen dem Onkel von der Mutterseite und dem Neffen, noch heiliger und enger, als das zwischen Vater und Sohn, so daß, wenn Geiseln gefordert würden, der Schwestersohn für eine größere Garantie gelte, als der eigene Sohn. Engels bemerkt dazu: Wurde von Genossen einer solchen Gens der eigene Sohn zum Pfand eines Gelöbnisses gegeben und fiel als Opfer bei Vertragsbruch des Vaters, so hatte dieser das mit sich selbst auszumachen. War es aber der Schwestersohn, der geopfert wurde, so war das heiligste Gentilrecht verletzt. Der nächste zum Schutz des Knaben oder Jünglings vor allen anderen verpflichtete Gentilverwandte hatte seinen Tod verschuldet; entweder durfte er ihn nicht verpfänden oder er mußte den Vertrag halten.*

Im Uebrigen war, wie Engels nachweist, zu Tacitus' Zeiten bei den Deutschen das Mutterrecht bereits dem Vaterrechte gewichen. Die Kinder erbten vom Vater, fehlten solche, so erbten die Brüder und der Onkel von Vaters- und Mutterseite. Die Zulassung des Mutterbruders als Erben, obgleich die Abstammung vom Vater für das Erbe maßgebend war, erklärt sich dadurch, daß das alte Recht eben erst geschwunden war. Die Erinnerung an das alte Recht war auch die Ursache, daß Tacitus eine ihm, dem Römer, unbegreifliche Achtung der Deutschen vor dem weiblichen Geschlecht vorfand. Er fand ferner, daß ihr Muth von den Frauen aufs Aeußerste entfacht wurde. Der Gedanke, daß ihre Frauen in Gefangenschaft und Sklaverei fallen könnten, war der schrecklichste, den der alte Deutsche zu fassen vermochte, und stachelte sie zum äußersten Widerstande an. Aber auch die Frauen waren von einem Geiste beseelt, der den Männern imponirte. Als Marius den gefangenen Frauen der Teutonen verweigerte, sie der Vesta (der Göttin jungfräulicher Keuschheit) als Priesterinnen zu widmen, begingen sie Selbstmord.

Zu des Tacitus Zeit waren die Deutschen bereits ansässig geworden; die Austheilung des Landes nach Loosen fand alljährlich statt, daneben bestand Gemeineigenthum an Wald, Wasser und Weideland. Ihre Lebensweise war noch sehr einfach, ihr Reichthum

* Engels: Der Ursprung der Familie 2c.

hauptsächlich Vieh; ihre Kleidung bestand aus grobem Wollmantel oder Thierfellen. Frauen und Vornehme trugen leinene Unterkleider. Metallbearbeitung war nur bei den Stämmen im Gebrauch, die zu entfernt wohnten für die Einfuhr römischer Industrieprodukte. Das Recht sprach in geringeren Sachen der Rath der Vorsteher, in wichtigeren entschied die Volksversammlung. Die Vorsteher wurden gewählt, und zwar meist aus derselben Familie, aber der Uebergang zum Vaterrecht begünstigt die Erblichkeit der Stellung und führte schließlich zur Gründung eines Stammadels, dem später das Königthum entspringt. Wie in Griechenland und Rom, so ging die deutsche Gens, an dem Aufkommen des Privateigenthums, der Entwicklung der Gewerbe und des Handels, und durch die Vermischung mit Angehörigen fremder Stämme und Völker, zu Grunde. An Stelle der Gens trat der Gemeindeverband, die Markgenossenschaft, die demokratische Organisation freier Bauern, die im Laufe vieler Jahrhunderte in den Kämpfen gegen Adel, Kirche und Fürsten ein festes Bollwerk bildete, das erst nach und nach unterlag, aber selbst dann nicht ganz verschwand, nachdem der Feudalstaat zur Herrschaft gelangt war, und die ehemals freien Bauern in Schaaren zu Leibeigenen und Hörigen herabgedrückt worden waren.

Die Markgenossenschaft ward repräsentirt durch die Familienhäupter. Ehefrauen, Töchter, Schwiegertöchter waren vom Rath und von der Leitung ausgeschlossen. Die Zeiten, in denen Frauen die Leitung der Geschäfte eines Stammes besorgten — ein Vorgang, der Tacitus ebenfalls aufs Höchste befremdete, und über den er mit verächtlichen Bemerkungen berichtet — waren vorüber. Das salische Gesetz hob im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Erbnachfolge des weiblichen Geschlechts für Erbstammgüter auf.

Jeder männliche Markgenosse hatte, sobald er heirathete, ein Anrecht auf ein Loos vom gemeinsamen Grund und Boden. In der Regel lebten Großeltern, Eltern und Kinder unter einem Dache in Hausgenossenschaft, und so kam es häufig vor, daß, um ein weiteres Loos zugetheilt zu erhalten, der noch unmündige, geschlechtsunreife Sohn durch den Vater an eine mannbare Jungfrau verheirathet wurde, und daß dann der Vater, an Stelle des Sohnes, die ehemännlichen Pflichten erfüllte.* Junge Eheleute erhielten ein Fuder

* Dasselbe trug sich unter der Herrschaft des Mir in Rußland zu. Siehe de Laveleye: „Das Ureigenthum", übersetzt von Karl Bücher. Autorisirte deutsche Ausgabe. S. 35. Leipzig 1879.

Buchenholz und das Holz zum Blockhaus. Wurde den Eheleuten eine Tochter geboren, so erhielten sie ein Fuder Holz; war das Neugeborene dagegen ein Sohn, zwei.* Das weibliche Geschlecht wurde als halbwerthig geschätzt.

Die Eheschließung war einfach. Eine religiöse Handlung war unbekannt, die beiderseitige Willenserklärung genügte, und sobald das Paar das Ehebett beschritten hatte, war die Ehe geschlossen. Die Sitte, daß die Ehe zu ihrer Giltigkeit eines kirchlichen Aktes bedurfte, kam erst im neunten Jahrhundert auf, und erst im sechzehnten Jahrhundert wurde auf Beschluß des Trientiner Konzils die Ehe für ein Sakrament der katholischen Kirche erklärt.

Mit dem Entstehen des Feudalstaats verschlechterte sich der Zustand einer großen Zahl Gemeinfreier. Die siegreichen Heerführer benutzten ihre Gewalt, um sich großer Länderstrecken zu bemächtigen; sie betrachteten sich als Herren des Gemeinguts, das sie an die ihnen ergebene Gefolgschaft: Sklaven, Leibeigene, Freigelassene meist fremder Abstammung, auf Zeit oder mit dem Rechte der Vererbung vergaben. Sie schufen sich dadurch einen Hof- und Dienstadel, der ihnen in Allem zu Willen war. Die Bildung eines großen Frankenreichs machte dann den letzten Resten der alten Gentilverfassung ein Ende. An die Stelle des Raths der Vorsteher traten die Unterführer des Heeres und der neu aufgekommene Adel.

Allmälig gerieth die große Masse der Gemeinfreien durch die fortgesetzten Eroberungskriege und Zwistigkeiten der Großen, für die sie die Lasten zu tragen bekamen, in einen Zustand der Erschöpfung und Verarmung. Der Verpflichtung, den Heerbann zu stellen, konnten sie nicht mehr nachkommen. An ihrer Stelle warben die Fürsten und der hohe Adel Dienstleute, dafür stellten die Bauern sich und ihr Besitzthum in den Schutz eines weltlichen oder geistlichen Herrn — denn die Kirche hatte es verstanden, binnen wenigen Jahrhunderten eine große Macht zu werden — wofür sie Zins und Abgaben leisteten. So wurde das bisher freie Bauerngut in ein Zins-

* Eyn iglich gefurster man, der ein kindbette hat, ist sin kint eyn dochter, so mag er eyn wagen vol bornholzes von urholz verkaufen of den samstag. Ist iz eyn sone, so mag he iz tun of den dinstag und of den samstag von ligendem holz oder von urholz und sal der frauwen davon kaufen, win und schon brod dyeweile sie kintes june lit. G. L. v. Maurer: Geschichte der Markenverfassung in Deutschland.

gut umgewandelt, das mit der Zeit mit immer neuen Verpflichtungen beschwert wurde.

Einmal in diese abhängige Lage gekommen, währte es nicht lange und der Bauer verlor auch die persönliche Freiheit. So gewannen Hörigkeit und Leibeigenschaft immer mehr an Ausdehnung.

Der Grundherr besaß die fast unumschränkte Verfügung über seine Leibeigenen und Hörigen. Ihm stand das Recht zu, jedem Manne, sobald er das 18. Lebensjahr erreicht hatte, und jedes Mädchen, sobald es 14 Jahre alt geworden war, zu einer Ehe zu nöthigen. Er konnte dem Mann die Frau, der Frau den Mann verschreiben. Dasselbe Recht hatte er gegen Witwer und Witwen. In dieser Eigenschaft als Herr seiner Unterthanen betrachtete er sich auch als Verfüger über die geschlechtliche Benützung seiner weiblichen Leibeigenen und Hörigen, eine Gewalt, die in dem jus primae noctis (Recht der ersten Nacht) zum Ausdruck kam. Dieses Recht besaß auch sein Stellvertreter (Meyer), falls nicht auf die Ausübung dieses Rechts gegen Leistung einer Abgabe verzichtet wurde, die schon durch ihren Namen ihre Natur verräth: Bettmund, Jungfernzins, Hemdschilling, Schürzenzins, Bunzengroschen u. s. w.

Es wird vielfach bestritten, daß dieses Recht der ersten Nacht bestand. Dasselbe ist manchen Leuten recht unbequem, weil es noch in einer Zeit geübt wurde, die man heute von gewisser Seite gern als mustergiltig hinstellen möchte, mustergiltig an sogenannter guter Sitte und Frömmigkeit. Es wurde schon darauf hingewiesen, wie dieses Recht der ersten Nacht das letzte Rudiment einer Sitte war, die mit der Zeit des Mutterrechts, als alle Frauen die Ehefrauen aller Männer eines Clans waren, zusammenhing. Mit dem Verschwinden der alten Familienorganisation erhielt sich der Gebrauch in der Preisgabe der Braut an die Männer der Genossenschaft in der Brautnacht fort. Aber das Recht schränkt sich im Laufe der Zeit ein und geht schließlich auf das Stammesoberhaupt oder den Priester, als Ausüber eines religiösen Aktes, über. Der Feudalherr übernimmt es, als Ausfluß seiner Gewalt über die Person, die zu dem Grund und Boden gehört, der sein Eigen ist, und er übt dieses Recht, falls er will, oder verzichtet darauf gegen eine Leistung von Naturalien oder Geld. Wie real dieses Recht der ersten Nacht war, geht hervor aus Jakob Grimms „Weisthümer" I, 43, woselbst es heißt: „Aber sprechend die Hoflüt, weller hie zu der helgen see kumbt, der sol einen meyer (Gutsverwalter) laden und ouch sin

frowen, da sol der meyer lien dem brütgam ein haffen, da er wol mag ein schaff in geseyden, ouch sol der meyer bringen ein fuder holtz an das hochtzit, ouch sol ein meyer und sin frow bringen ein viertenteyl eines schwynsbachen, und so die hochtzit vergat, so sol der brütgam den meyer by sim wib lassen ligen die ersten nacht, oder er sol sy lösen mit 5 schilling 4 pfenning."

Sugenheim* sagt, das jus primae noctis als ein Recht des Grundherrn stamme daher, daß er die Zustimmung zur Verheirathung zu geben hatte. Aus diesem Rechte entsprang in Béarn, daß alle erstgeborenen Kinder einer Ehe, in der das jus primae noctis geübt worden war, freien Standes waren. Später wurde dieses Recht allgemein durch eine Steuer ablösbar. Am hartnäckigsten hielten an dieser, nach Sugenheim, die Bischöfe von Amiens fest, und zwar bis zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts. In Schottland wurde dieses Recht von König Malcolm III. zu Ende des elften Jahrhunderts durch eine Steuer für ablösbar erklärt. In Deutschland bestand dieses Recht aber noch weit länger. Nach dem Lagerbuche des schwäbischen Klosters Adelberg vom Jahre 1496 mußten zu Börtlingen feßhafte Leibeigene das Recht damit ablösen, daß der Bräutigam eine Scheibe Salz, die Braut aber 1 Pfund 7 Schilling Heller oder eine Pfanne, „daß sie mit dem Hinteren darein sitzen kann oder mag", entrichtete. Anderwärts hatten die Bräute dem Grundherrn als Ablösungsgebühr so viel Käse oder Butter zu entrichten, „als dick und schwer ihr Hintertheil war". An noch anderen Orten mußten sie einen zierlichen Korduanfessel, „den sie just damit ausfüllen konnten", geben.** Nach den Schilderungen des bayerischen Oberappellationsgerichtsraths Welsch bestand die Verpflichtung zur Ablösung des jus primae noctis noch im letzten Jahrhundert in Bayern. (Ueber Stetigung und Ablösung der bäuerlichen Grundlasten mit besonderer Rücksicht auf Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Preußen und Oesterreich. Landshut 1848.) Ferner berichtet Engels,*** daß bei den Walisern und Skoten das Recht der ersten Nacht sich durch das ganze Mittelalter erhielt, nur

* Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa bis um Mitte des 19. Jahrhunderts. St. Petersburg 1861.

** Memminger, Stälin und Andere: Beschreibung der württembergischen Aemter. Heft 20. (Oberamt Göppingen.) Hormayr: Die Bayern im Morgenlande. Anmerkung S. 38. Siehe Sugenheim: A. a. O., S. 360.

*** A. a. O., S. 97.

daß hier, bei dem Fortbestand der Gentilorganisation, nicht der Grundherr oder sein Vertreter, sondern der Clanhäuptling, als letzter Vertreter der früheren gemeinsamen Ehemänner, dieses Recht ausübte, sofern es nicht abgekauft wurde.

Es besteht also gar kein Zweifel, daß das sogenannte Recht der ersten Nacht nicht nur während des ganzen Mittelalters, sondern selbst noch bis in die Neuzeit bestand, und seine Rolle im Kodex des Feudalrechts spielte. In Polen maßten sich die Edelleute das Recht an, jede Jungfrau zu schänden, die ihnen gefiel, und sie ließen 100 Stockstreiche dem geben, der sich beklagte. Daß die Opferung jungfräulicher Ehre auch heute noch auf dem Lande dem Grundherrn oder seinen Beamten als etwas Selbstverständliches erscheint, das kommt nicht nur, weit häufiger als man glaubt, in Deutschland vor, sondern auch sehr häufig, wie Kenner von Land und Leuten versichern, im ganzen Osten und Südosten Europas.

In der Feudalzeit lagen die Eheschließungen im Interesse des Grundherrn, denn die daraus erwachsenden Kinder traten zu ihm in dasselbe Unterthänigkeitsverhältniß wie ihre Eltern, seine Arbeitskräfte wurden vermehrt und steigerten sein Einkommen. Daher begünstigten geistliche und weltliche Grundherren die Eheschließungen ihrer Unterthanen. Anders gestaltete sich das Verhältniß insbesondere für die Kirche, wenn sie Aussicht hatte, in Folge von Eheverhinderungen Land durch Vermächtniß in kirchlichen Besitz zu bringen. Dies betraf aber in der Regel nur die niederen Freien, deren Lage durch Umstände, wie sie angedeutet wurden, immer unhaltbarer wurde, und die, religiösen Einflüsterungen und Vorurtheilen folgend, ihr Besitzthum an die Kirche abtraten, um hinter den Klostermauern Schutz und Frieden zu suchen. Andere wieder begaben sich gegen Leistung von Abgaben und Diensten in den Schutz der Kirche. Häufig verfielen aber ihre Nachkommen auf diesem Wege dem Loos, dem ihre Vorfahren entrinnen wollten, sie gelangten allmälig in die Hörigkeit der Kirche, oder man machte sie zu Novizen für die Klöster.

Die seit dem elften Jahrhundert aufblühenden Städte hatten ein lebhaftes Interesse, den Bevölkerungszuwachs zu begünstigen, indem sie die Niederlassung und die Eheschließung möglichst erleichterten; sie wurden insbesondere Asyle für die dem unerträglichen Drucke sich entziehenden Landbewohner, für flüchtige Leibeigene und Hörige. Aber später änderten sich diese Verhältnisse. Sobald die

Städte Macht erlangt hatten und ein wohl organisirter Handwerkerstand vorhanden war, wuchs die Feindseligkeit gegen Neuhinzuziehende, meist eigenthumslos gemachte Bauern, die sich als Handwerker niederlassen wollten, weil man unbequeme Konkurrenten in ihnen erblickte. Die Schranken wurden vervielfältigt, die man gegen die Neuanziehenden aufrichtete. Hohe Niederlassungsgebühren, kostspielige Meisterprüfungen, Beschränkungen eines Gewerbes auf eine gewisse Kopfzahl von Meistern und Gesellen zwangen Tausende zur Unselbständigkeit, zum außerehelichen Leben und zur Vagabondage. Als dann im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts, aus später noch anzuführenden Ursachen, die Blüthezeit der Städte vorüberging und ihr Verfall begann, lag es in den beschränkten Anschauungen der Zeit, daß die Hindernisse zur Niederlassung und Selbständigmachung sich noch vermehrten. Andere Ursachen wirkten ebenfalls demoralisirend.

Die Tyrannei der Grundherren steigerte sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt so, daß viele ihrer Unterthanen vorzogen, ihr Jammerleben mit dem Geschäft des Bettlers, des Landstreichers oder Räubers, das durch die großen Wälder und den schlechten Zustand der Verkehrswege sehr begünstigt wurde, zu vertauschen. Oder sie wurden, bei den vielen kriegerischen Streitigkeiten jener Zeit, Landsknechte (Söldner), die sich dorthin verkauften, wo der Sold am größten war und die Beute am reichlichsten schien. Es entstand ein zahlreiches männliches und weibliches Lumpenproletariat, das zur Landplage wurde. Die Kirche trug zur allgemeinen Verderbniß redlich bei. Lag schon in der zölibatärischen Stellung der Geistlichkeit eine Hauptursache zur Förderung geschlechtlicher Ausschweifungen, so wurden diese durch den unausgesetzten Verkehr mit Italien und Rom noch begünstigt.

Rom war nicht blos die Hauptstadt der Christenheit, weil Residenz des Papstthums, es war auch, getreu seiner Vergangenheit, in der heidnischen Kaiserzeit das neue Babel, die europäische Hochschule der Unsittlichkeit geworden und der päpstliche Hof ihr vornehmster Sitz. Bei seinem Zerfall hatte das römische Reich dem christlichen Europa alle seine Laster hinterlassen. Diese wurden in Italien besonders gepflegt und sie drangen von dort, wesentlich begünstigt durch den Verkehr der deutschen Geistlichkeit mit Rom, nach Deutschland. Die ungemein zahlreiche Geistlichkeit, die zu einem großen Theil aus kräftigen Männern bestand, deren geschlecht-

liche Bedürfnisse durch träges und üppiges Leben aufs Aeußerste gesteigert wurden, und durch erzwungene Ehelosigkeit auf illegitime Befriedigung oder auf widernatürliche Wege gewiesen war, trug die Sittenlosigkeit in alle Kreise der Gesellschaft. Diese Geistlichkeit wurde für die Moral des weiblichen Geschlechts in Städten und Dörfern eine pestartige Gefahr. Mönchs- und Nonnenklöster, und ihre Zahl war Legion, unterschieden sich nicht selten nur dadurch von öffentlichen Häusern, daß darin das Leben noch zügelloser und ausschweifender war, und zahlreiche Verbrechen, namentlich Kindesmorde, um so leichter verborgen werden konnten, weil in den Klöstern nur Diejenigen die Gerichtsbarkeit auszuüben hatten, die an der Spitze dieser Verderbniß standen. Vielfach suchten Bauern ihre Frauen und Töchter vor geistlicher Verführung dadurch sicher zu stellen, daß sie keinen als Seelenhirten annahmen, der sich nicht verpflichtete, eine Konkubine zu nehmen. Ein Umstand, der einen Bischof von Konstanz veranlaßte, den Pfarrern seiner Diözese eine Konkubinensteuer aufzuerlegen. Aus solchen Zuständen erklärt sich denn auch die historisch beglaubigte Thatsache, daß in dem von blöden Romantikern uns als so fromm und sittsam dargestellten Mittelalter z. B. auf dem Konzil zu Konstanz 1414 nicht weniger als 1500 fahrende Frauen erschienen.

Diese Zustände traten aber keineswegs erst beim Verfall des Mittelalters auf, sie begannen schon frühzeitig und gaben unausgesetzt zu Klagen und Verordnungen Anlaß. So erließ im Jahre 802 Karl der Große eine solche, in der es hieß: „Die Frauenklöster sollen streng bewacht werden, die Nonnen dürfen nicht umherschweifen, sondern sollen mit größtem Fleiß verwahrt werden, auch sollen sie nicht in Streit und Hader untereinander leben, und in keinem Stück den Meisterinnen und Aebtissinnen ungehorsam oder zuwider handeln. Wo sie aber unter eine Klosterregel gestellt sind, sollen sie dieselbe durchaus einhalten. Nicht der Hurerei, nicht dem Volltrinken, nicht der Habsucht sollen sie dienen, sondern auf jede Weise gerecht und nüchtern leben. Auch soll kein Mann in ihr Kloster eintreten, als blos zur Messe, und dann soll er gleich wieder weggehen.“ Und eine Verordnung vom Jahre 869 bestimmte: „Wenn Priester mehrere Frauen halten, oder das Blut von Christen oder Heiden vergießen, oder die kanonische Regel brechen, so sollen sie des Priesterthums beraubt werden, weil sie schlechter sind als Laien!“ Die Thatsache, daß der Besitz mehrerer Frauen in jener Zeit nur

den Priestern verboten wurde, spricht dafür, daß die Ehe mit mehreren Frauen noch im neunten Jahrhundert keine Seltenheit war, und in der That bestanden keine Gesetze, die dieses verboten.

Ja, noch später, zur Zeit der Minnesänger, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, fand man den Besitz mehrerer Frauen in der Ordnung. So heißt es z. B. in einem Gedicht Albrechts von Johansdorf in der Sammlung „Minnesangs-Frühling“:*

waere ez niht unstaete
der zwein wîben wolte sîn für eigen jehen,
bei diu tougenlîche? sprechet, herre, wurre ez iht?
(man sol ez den man erlouben und den vrouwen nicht.)

Die Offenheit, mit der hier zweierlei Recht, je nach dem Geschlecht, als selbstverständlich angesehen wird, entspricht nur den Anschauungen, die auch heute noch gelten.

Die Lage der Frauen wurde dadurch noch besonders ungünstig, daß neben all den Hindernissen, die allmälig die Verehelichung und die Niederlassung erschwerten, auch ihre Zahl die der Männer bedeutend überschritt. Als besondere Ursachen hierfür sind anzusehen die zahlreichen Kämpfe und Fehden und die gefahrvollen Handelsreisen jener Zeit. Ferner war die Sterblichkeit der Männer größer in Folge von Unmäßigkeit und Völlerei, und die aus dieser Lebensweise hervorgehende erhöhte Disposition zu Krankheiten und Tod machte sich besonders geltend bei den zahlreichen pestartigen Krankheiten, die im Mittelalter wütheten. So zählte man in dem Zeitraum von 1326—1400 zweiunddreißig, von 1400—1500 einundvierzig und von 1500—1600 dreißig Pestjahre.**

Schaaren von Frauen trieben sich als Gauklerinnen, Sängerinnen, Spielerinnen, in Gesellschaft von fahrenden Schülern und Klerikern, auf den Landstraßen umher und überschwemmten die Messen und Märkte und waren zu finden, wo immer Massenansammlungen und Festlichkeiten stattfanden. In den Heeren der Landsknechte bildeten sie besondere Abtheilungen mit ihrem eigenen Weibel. Hier wurden sie, dem Zunftcharakter der Zeit entsprechend, nach Schönheit und Alter, den verschiedenen Chargen zugewiesen und durften, bei schwerer Strafe, sich außerhalb dieses Kreises Keinem hingeben. In den

* Sammlung von Karl Lachmann und Moriz Haupt. Leipzig 1857. S. Hirzel.

** Dr. Karl Bücher: Die Frauenfrage im Mittelalter. Tübingen.

Lagern mußten sie mit den Troßbuben Heu, Stroh und Holz herbeischleppen, Gräben, Teiche und Gruben ausfüllen, die Reinigung des Lagers besorgen. Bei Belagerungen hatten sie mit Reisig, Wellen und Büscheln die Gräben auszufüllen, um das Stürmen zu erleichtern; sie waren behilflich, die Geschütze in Position zu bringen, und wenn diese in den grundlosen Wegen stecken blieben, mußten sie an der Fortschaffung derselben helfen.*

Um dem Elend dieser zahlreichen hilflosen Frauen einigermaßen entgegen zu wirken, errichtete man in vielen Städten sog. Bettinenanstalten, die unter städtischer Verwaltung standen. In diesen untergebracht, waren sie gehalten, einen anständigen Lebenswandel zu führen. Aber weder waren diese Anstalten, noch die zahlreichen Frauenklöster im Stande, alle Hilfesuchenden aufzunehmen.

Die Eheerschwerniße, die Reisen der Fürsten, der Herren weltlichen und geistlichen Standes mit ihrem Troß an Rittern und Knechten, die nach den Städten kamen, die Männerjugend in den Städten selbst, nicht zu vergessen die verheirathete Männerwelt, die lebenslustig, von Skrupeln nicht berührt, nach Abwechslung im Lebensgenuß trachtete, schufen auch in den Städten des Mittelalters das Bedürfniß nach Prostituirten. Und wie jedes Gewerbe in jener Zeit organisirt und regulirt wurde und ohne Zunftordnung nicht bestehen konnte, so geschah das auch mit der Prostitution. Es gab in allen größeren Städten Frauenhäuser, die städtisches, landesfürstliches oder kirchliches Regal waren, deren Reinerträge in die bezüglichen Kassen flossen. Die Frauen in diesen Häusern hatten eine selbstgewählte Altmeisterin, die auf Zucht und Ordnung zu sehen und insbesondere eifrig darüber zu wachen hatte, daß nichtzünftige Konkurrentinnen, die „Bönhasen", nicht dem legitimen Geschäft schadeten. Im Falle des Ertapptwerdens wurden diese behördlich bestraft. So beschwerten sich die Bewohnerinnen eines Nürnberger Frauenhauses über ihre nichtzünftigen Konkurrentinnen bei dem Magistrat, „daß auch andere Wirthe Frauen halten, die Nachts auf die Gassen gehen und Ehemänner und andere Männer beherbergen und solches (ihr Gewerbe) inmaßen und viel gröber denn sie es halten, in dem gemeinen (zünftigen) Tochterhaus, daß solches zum Erbarmen sei, daß solches in dieser löblichen Stadt also gehalten werde".** Die

* Dr. Karl Bücher: A. a. O.

** Joh. Scherr: Geschichte der deutschen Frauenwelt. 4. Auflage. Leipzig 1879.

Frauenhäuser genossen besonderen Schutz; Ruhestörungen in ihrer Nähe wurden doppelt hart geahndet. Auch hatten die weiblichen Zunftgenossen das Recht, bei Prozessionen und Festlichkeiten, bei welchen bekanntlich die Zünfte stets mitwirkten, ebenfalls im Zuge zu erscheinen. Nicht selten wurden sie auch zu fürstlichen und Rathstafeln als Gäste gezogen. Die Frauenhäuser wurden für dienlich erachtet „zu besserer Bewahrung der Ehe und der Ehre der Jungfrauen". Das ist genau dieselbe Begründung, mit der man in Athen die Staatsbordelle rechtfertigte und heute noch die Prostitution entschuldigt. Indeß fehlte es auch nicht an den gewaltthätigsten Verfolgungen der Freudenmädchen, die von derselben Männerwelt ausgingen, die durch ihre Anforderungen und ihr Geld sie unterhielten. So verordnete Kaiser Karl der Große, daß eine Prostituirte nackt auf den Markt geschleppt und ausgepeitscht werden solle; er selbst, der „allerchristlichste" König und Kaiser, hatte aber nicht weniger als sechs Frauen auf einmal; auch waren seine Töchter, die dem Beispiele des Vaters folgten, keineswegs Tugendboldinnen. Sie bereiteten ihm durch ihren Lebenswandel manche unangenehme Stunde und brachten ihm auch mehrere uneheliche Kinder heim. Alkuin, Karl des Großen Freund und Rathgeber, warnte seine Schüler vor den „gekrönten Tauben, die nächtlich durch die Pfalz fliegen", worunter er des Kaisers Töchter verstand.

Dieselben Gemeinwesen, die offiziell das Bordellwesen organisirten und es unter ihren Schutz nahmen und den Priesterinnen der Venus allerlei Privilegien einräumten, hatten die härtesten und grausamsten Strafen für eine arme, verlassene Gefallene. Die Kindesmörderin, die aus Verzweiflung ihre Leibesfrucht getödtet hatte, wurde in der Regel den grausamsten Todesstrafen unterworfen, nach dem gewissenlosen Verführer krähte kein Hahn. Er saß vielleicht mit im Gericht, welches das Todesurtheil über das arme Opfer fällte. Dergleichen kommt übrigens noch heute vor.* Auch der Ehebruch der Frau wurde aufs Härteste bestraft, mindestens war der

* Leon Richer berichtet in „La femme libre" einen Fall, wonach in Paris ein Dienstmädchen wegen Kindesmordes durch den Vater ihres eigenen Kindes, einen angesehenen frommen Advokaten, der mit im Schwurgericht saß, verurtheilt wurde. Noch mehr. Der Advokat war sogar selbst der Mörder und die Mutter vollkommen unschuldig, wie diese erst nach ihrer Verurtheilung vor dem Gericht bekannte.

Pranger ihr sicher, aber über den Ehebruch des Mannes wurde der Mantel christlicher Liebe gedeckt.

In Würzburg schwor im Mittelalter der Frauenwirth dem Magistrat: „Der Stadt treu und hold zu sein und Frauen zu werben.“ Aehnlich in Nürnberg, Ulm, Leipzig, Köln, Frankfurt und anderwärts. In Ulm, in dem 1537 die Frauenhäuser aufgehoben wurden, beantragten 1551 die Zünfte wieder ihre Einführung, „um größeres Unwesen zu verhüten!“ Hohen Fremden wurden auf Stadtkosten Freudenmädchen zur Verfügung gestellt. Als König Ladislaus 1452 in Wien einzog, sandte ihm der Magistrat eine Deputation aus öffentlichen Dirnen entgegen, die, nur mit leichter Gaze bekleidet, die schönsten Körperformen zeigten. Und Kaiser Karl V. wurde bei seinem Einzug in Brügge ebenfalls von einer Deputation nackter Mädchen begrüßt. Solche Vorkommnisse erregten in jener Zeit kaum Anstoß.

Phantasiereiche Romantiker und Leute von schlauer Berechnung haben den Versuch gemacht, das Mittelalter als besonders „sittlich“, als von wahrer Frauenverehrung beseelt darzustellen. Dazu mußte besonders die Zeit der Minnesänger — vom 12. bis zum 14. Jahrhundert — die Folie geben. Der Minnedienst (Liebesdienst) des Ritterthums, den das französische, italienische und deutsche Ritterthum zuerst bei den Moriscos in Spanien kennen gelernt hatte, soll Zeugniß für die hohe Achtung ablegen, in der zu jener Zeit die Frau stand. Da ist nun zunächst an Einiges zu erinnern. Erstens bildete das Ritterthum nur einen sehr geringen Prozentsatz der Bevölkerung und dementsprechend die Ritterfrauen von den Frauen überhaupt; zweitens hat nur ein sehr kleiner Theil der Ritterschaft jenen sogenannten Minnedienst geübt; drittens ist die wahre Natur dieses Minnedienstes stark verkannt oder absichtlich entstellt worden. Das Zeitalter, in dem dieser Minnedienst blühte, war zugleich das Zeitalter des schlimmsten Faustrechts in Deutschland, in dem alle Bande der Ordnung gelöst waren und das Ritterthum der Wegelagerei, dem Raub und der Brandschatzung ungezügelt sich hingab. Eine solche Zeit der brutalsten Gewaltthätigkeiten ist keine Zeit, in der in besonderem Maße milde und poetische Gefühle vorherrschen. Das Gegentheil ist richtig. Diese Zeit trug dazu bei, die etwa vorhandene Achtung vor dem weiblichen Geschlecht nach Möglichkeit zu zerstören. Die Ritterschaft, und zwar auf dem Lande und in den Städten, bestand zum größten Theil aus rohen, wüsten Gesellen, deren vor-

nehmste Leidenschaft, neben Fehden und unmäßigem Trinken, die zügellosesste Befriedigung geschlechtlicher Begierden war. Alle Chroniken der damaligen Zeit wissen nicht genug von Nothzucht und Gewaltthat zu erzählen, die sich der Adel auf dem Lande und insbesondere auch in den Städten zu schulden kommen ließ, in denen er, als Patriziat auftretend, bis zum 13. und theilweise bis ins 14. und 15. Jahrhundert das Stadtregiment in der Hand hatte. Und die Mißhandelten besaßen kein Mittel, sich Recht zu verschaffen, denn in der Stadt besetzten die Junker die Schöffenbank, und auf dem Lande war der Grundherr, dem der Blutbann zustand, der Ritter, Abt oder Bischof. Es ist also die ärgste Uebertreibung, daß der Adel und das Herrenthum mit solchen Sitten und Gewohnheiten eine besondere Achtung vor ihren Frauen und Töchtern gehabt und sie als eine Art höherer Wesen auf den Händen getragen hätten, geschweige, daß sie diese Achtung vor den Frauen und Töchtern der Bürger oder Bauern hegten, gegen die weltliche und geistliche Herren nur Verachtung empfanden und kund gaben.

Eine sehr kleine Minderheit der Ritterschaft bestand aus aufrichtigen Schwärmern für Frauenschönheit, aber diese Schwärmerei war keineswegs platonisch, sondern verfolgte sehr reale Zwecke. Und zwar verfolgten diese realen Zwecke auch jene, bei denen christlicher Mystizismus und angeborene Sinnenlust ein eigenthümliches Eheverhältniß eingingen. Selbst jener Harlekin unter den Schwärmern „für minnigliche Frauen", jener Ulrich von Lichtenstein lächerlichen Angedenkens, blieb nur so lange Platoniker, als er mußte. Im Grunde war jener Minnedienst die Vergötterung der Liebsten auf Kosten — der legitimen Frau, ein ins Mittelalterlich-christliche übertragener Hetärismus, wie er zur Zeit des Perikles in Griechenland bestand. In der That war im Mittelalter die gegenseitige Verführung der Frauen in der Ritterschaft ein stark geübter Minnedienst, ganz so wie sich heute Aehnliches in gewissen Kreisen unserer Bourgeoisie wiederholt. Soviel über die „Romantik" des Mittelalters und seine Hochschätzung der Frau.

Unzweifelhaft lag in dem offenen Rechnungtragen der Sinnenlust in jenem Zeitalter die Anerkennung, daß der in jeden gesunden und reifen Menschen eingepflanzte Naturtrieb die Berechtigung hat, befriedigt zu werden, und insofern lag darin ein Sieg der gesunden Natur über die Ascese des Christenthums. Andererseits muß aber immer wieder hervorgehoben werden, daß diese Anerkennung und

Begünstigung nur dem einen Geschlecht zu Theil wurde, daß man hingegen das andere behandelte, als könnte und dürfte es die gleichen Triebe nicht haben, und wurde die geringste Uebertretung der von der Männerwelt vorgeschriebenen Moralgesetze auf das Härteste bestraft. Die engen und beschränkten Verhältnisse, in welchen der mittelalterliche Bürger sich bewegte, ließen ihn auch in Bezug auf die Stellung der Frau einen engen und beschränkten Maßstab anlegen. Und das weibliche Geschlecht hat in Folge fortgesetzter Unterdrückung und eigenartiger Erziehung sich so in den Ideengang seines Beherrschers hineingelebt, daß es diesen Zustand natürlich und in der Ordnung findet.

Gab es nicht auch Millionen Sklaven, welche die Sklaverei natürlich fanden und sich nie befreit hätten, erstanden nicht aus der Klasse der Sklavenhalter die Befreier? Petitionirten doch preußische Bauern, als sie in Folge der Stein'schen Gesetzgebung aus der Hörigkeit befreit werden sollten, darum, sie darin zu lassen, „denn wer solle für sie sorgen, wenn sie krank würden oder alt seien?" Und ist es bei der modernen Arbeiterbewegung nicht ähnlich? Wie viele Arbeiter lassen sich noch von ihren Ausbeutern beeinflussen und willenlos leiten.

Der Unterdrückte bedarf des Anregers und Anfeuerers, weil ihm die Unabhängigkeit und die Fähigkeit zur Initiative fehlt. So war es in der modernen Proletarierbewegung, und so ist es auch in dem Kampfe für die Emanzipation der Frau, der mit dem des Proletariers auf das Innigste zusammenhängt. Sogar dem in seinem Befreiungskampfe vergleichsweise günstig gestellten Bürgerthum brachen adelige und geistliche Wortführer die Bahn.

Wie viel Mängel das Mittelalter naturgemäß auch hatte, es besaß eine gesunde Sinnlichkeit, die einer kernhaften, lebensfrohen Volksnatur entsprang, die das Christenthum nicht zu unterdrücken vermochte. Die heuchlerische Prüderie und Blödigkeit, und die versteckte Lüsternheit unserer Zeit, die sich scheut und sperrt, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und über natürliche Dinge natürlich zu sprechen, war ihm fremd. Es kannte auch nicht jene pikante Zweideutigkeit, in die man Dinge, die man aus mangelnder Natürlichkeit und aus Sitte gewordener Prüderie nicht offen nennen will, einhüllt, und damit nur um so gefährlicher macht, weil eine solche Sprache reizt, aber nicht befriedigt, nur ahnen läßt, aber nicht klar ausspricht. Unsere gesellschaftliche Unterhaltung, unsere Romane

und unsere Theater sind voll dieser pikanten Zweideutigkeiten, und die Wirkung liegt am Tage. Dieser Spiritualismus, der nicht der Spiritualismus des transszendenten Philosophen, sondern der des Roué ist, und sich hinter den religiösen Spiritualismus versteckt, hat heute eine gewaltige Macht.

Die gesunde Sinnlichkeit des Mittelalters fand in Luther ihren klassischen Dolmetsch. Mit dem religiösen Reformator haben wir es hier weniger zu thun, denn mit Luther als Mensch. Im Menschlichen trat Luthers kräftige urwüchsige Natur unverfälscht hervor; diese zwang ihn, rückhaltlos und treffend, sein Liebes- und Genußbedürfniß auszusprechen. Seine Stellung als ehemaliger römischer Geistlicher hatte ihm die Augen geöffnet. Er hatte die Unnatur des Mönchs- und Nonnenlebens in der Praxis, so zu sagen am eigenen Leibe, kennen gelernt. Daher die Wärme, mit der er das priesterliche und klösterliche Zölibat bekämpfte. Seine Worte gelten auch heute noch allen Jenen, die da glauben, wider die Natur sündigen zu dürfen, und meinen mit ihren Begriffen von Moral und Sittlichkeit es vereinigen zu können, wenn die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen Millionen verhindern, ihren Naturzweck zu erfüllen. Luther sagt: „Ein Weib, wo nicht die hohe seltsame Gnade da ist, kann eines Mannes ebenso wenig entrathen als essen, schlafen, trinken und andere natürliche Nothdurft. Wiederum also auch ein Mann kann eines Weibes nicht entrathen. Ursache ist die: es ist ebenso tief eingepflanzt der Natur Kinder zu zeugen, als essen und trinken. Darum hat Gott dem Leib die Glieder, Adern, Flüsse und Alles was dazu dient, gegeben und eingesetzt. Wer nun diesem wehren will und nicht lassen gehen, wie Natur will und was thut er anders, denn er will wehren, daß Natur nicht Natur sei, daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke, noch schlafe?“ Und in seiner Predigt vom ehelichen Leben sagt er: „Also wenig als in meiner Macht steht, daß ich kein Mannsbild sei, also wenig steht es auch dir, daß du ohne Mann seiest, denn es ist nicht eine freie Willkür oder Rath, sondern ein nöthig natürlich Ding, daß Alles was ein Mann ist, muß ein Weib haben, und was ein Weib ist, muß einen Mann haben.“ Luther sprach sich aber nicht blos in dieser energischen Weise für das Eheleben und die Nothwendigkeit des Geschlechtsverkehrs aus, er wendet sich auch dagegen, daß Ehe und Kirche etwas miteinander gemein hätten. Er stand hierin voll auf dem Boden der alten

Zeit, welche die Ehe als einen freien Willensakt der Betheiligten ansah, der die Kirche nichts angehe. Er sagte darüber: „Darum wisse, daß die Ehe ein äußerlich Ding ist, wie eine andere weltliche Hantierung. Wie ich nun mag mit einem Heiden, Juden, Türken, Ketzer essen, trinken, schlafen, gehen, reiten, kaufen, reden und handeln, also mag ich auch mit ihm ehelich werden und bleiben. Und kehre dich an der Narren Gesetze, die solches verbieten, nichts. . . . Ein Heide ist ebenso wohl ein Mann und Weib, von Gott wohl und gut geschaffen, als St. Peter und St. Paul und St. Lukas, schweige denn als ein loser, falscher Christ." Luther erklärte sich ferner, gleich anderen Reformatoren, gegen jede Beschränkung der Ehe und wollte auch die Ehe Geschiedener wieder zulassen, wogegen die Kirche sich sträubte. Er sagte: „Wie aber jetzt bei uns die Ehesachen oder ein Scheiden zu halten sei, hab' ich gesagt, daß man's den Juristen soll befehlen und unter das weltliche Regiment werfen, weil der Ehestand gar ein weltlich, äußerlich Ding ist." Entsprechend dieser Anschauung wurde auch erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts die kirchliche Trauung bei den Protestanten Voraussetzung zu einer giltigen Ehe. Bis dahin galt die sogenannte Gewissensehe, d. h. die bloße gegenseitige Verpflichtung, sich als Mann und Weib anzusehen und ehelich zusammen leben zu wollen. Eine solche Ehe wurde nach deutschem Recht für legal geschlossen angesehen. Luther ging sogar so weit, daß er dem in der Ehe unbefriedigt gebliebenen Theil — auch wenn dieser die Frau war — das Recht zusprach, außer der Ehe sich Befriedigung zu verschaffen, „damit der Natur Genüge gethan werde, welcher man nicht widerstehen könne".* Diese Ansicht von der Ehe ist dieselbe, die im Alterthum galt und später in der französischen Revolution wieder hervortrat. Luther stellte hier Grundsätze auf, welche die lebhafte Entrüstung eines großen Theils der „ehrbaren Männer und Frauen" unserer Zeit hervorrufen werden, die sich so gerne in ihrem frommen Eifer auf Luther berufen. In seinem Traktat „Vom ehelichen Leben" II, 146, Jena 1522, sagt er: „Wenn ein tüchtig Weib zur Ehe einen untüchtigen Mann überkäme und könnte doch keinen anderen öffentlich nehmen und wollte auch nicht gerne wider Ehre thun, soll sie zu ihrem Manne

* Dr. Karl Hagen: Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. Frankfurt a. M. 1868.

also sagen: Siehe, lieber Mann, du kannst mein nicht schuldig werden, und hast mich und meinen jungen Leib betrogen, dazu in Gefahr der Ehre und Seligkeit bracht, und ist für Gott keine Ehre zwischen uns beiden, vergönne mir, daß ich mit deinem Bruder oder nächsten Freund eine heimliche Ehe habe und du den Namen habst, auf daß dein Gut nicht an fremde Erben komme, und laß dich wiederum williglich betrügen durch mich, wie du mich ohne deinen Willen betrogen hast." Der Mann, führt Luther weiter aus, habe die Pflicht, solches zu bewilligen. „Will er nicht, hat sie das Recht, von ihm zu laufen in ein ander Land und einen Andern zu freien. Wiederum wenn ein Weib die eheliche Pflicht nicht ausüben will, hat der Mann das Recht, eine andere zu beschlafen, nur soll er ihr es vorher sagen."* Man sieht, es sind wundersam radikale, in den Augen unserer an heuchlerischer Prüderie so reichen Zeit, sogar recht „unsittliche" Anschauungen, die der große Reformator entwickelt.

Luther sprach allerdings nur aus, was zu jener Zeit Volksauffassung war. So theilt Jakob Grimm mit:**

„Daer ein Man were, der sinen echten wive ver frowelik recht niet gedoin konde, der sall si sachtelik op sinen ruggen setten und draegen sie over negen erstnine und setten si sachtelik neder sonder stoeten, slaen und werpen und sonder enig quaed woerd of oevel sehen, und roipen dae sine naebur aen, dat sie inne sines wives lives noet helpen weren, und of sine naebur dat niet doen wolden of kunden, so sall he si senden up die neiste kermisse daerbi gelegen und dat sie sik süverlik toe make und verzere und hangen ör einen buidel wail mit golde bestikt up die side, dat sie selst wat gewerven kunde; kumpt sie dannoch wider ungeholpen, so help ör dar der duifel."

Der deutsche Bauer des Mittelalters wollte also durch die Ehe in erster Linie Erben haben, und vermochte er selbst diese nicht zu zeugen, so überließ er als praktischer Mann, ohne besondere Skrupel, dieses Vergnügen einem Anderen. Die Hauptsache war, daß er seinen Zweck erreichte. Wir wiederholen: Der Mensch beherrscht nicht das Eigenthum, das Eigenthum beherrscht ihn.

---

* Dr. Karl Hagen: A. a. O., S. 234.

** Deutsche Rechtsalterthümer. Weisthum aus dem Amte Blankenburg. S. 444.

Die angezogenen Stellen aus den Schriften und Reden Luthers über die Ehe sind um deswillen besonders wichtig, weil diese Anschauungen mit den heute in der Kirche herrschenden im schärfsten Widerspruch stehen. Die Sozialdemokratie kann in dem Kampfe, den sie neuerdings mit der Geistlichkeit zu führen hat, sich mit vollstem Fug und Recht auf Luther berufen, der in der Frage der Ehe einen durchaus vorurtheilsfreien Standpunkt einnimmt.

Luther und die Reformatoren gingen aber in der Ehefrage noch weiter, allerdings aus rein opportunistischen Gründen, und aus Gefälligkeit gegen die in Frage kommenden Fürsten, deren kräftige Unterstützung oder dauerndes Wohlwollen sie sich zu erwerben beziehentlich zu erhalten suchten. Der reformationsfreundliche Landgraf von Hessen, Philipp I., besaß neben seiner legitimen Frau eine Geliebte, die ihm nur unter der Bedingung, daß er sie heirathe, zu Willen sein wollte. Der Fall war heikel. Eine Scheidung von der Gemahlin ohne durchschlagende Gründe verursachte großen Skandal, und eine Ehe mit zwei Frauen zugleich war bei einem christlichen Fürsten der neueren Zeit ein unerhörtes Ereigniß, das nicht minder Skandal verursachen mußte. Gleichwohl entschloß sich Philipp in seiner Verliebtheit für den letzteren Schritt, und es galt jetzt nur festzustellen, daß dieser Schritt mit der Bibel nicht im Widerspruch stand, und die Zustimmung der Reformatoren, insbesondere Luthers und Melanchthons, fand. Es begannen die Unterhandlungen des Landgrafen zunächst mit Butzer, der sich mit dem Plane einverstanden erklärte und versprach, Luther und Melanchthon zu gewinnen. Butzer motivirte seine Ansicht damit, daß er sagte: Mehrere Weiber zugleich zu besitzen, sei nicht wider das Evangelium. Paulus, der doch viel vermeldet, die das Reich Gottes nicht erben sollten, aber von denen, die zwei Weiber haben, thue er keine Meldung; Paulus sage vielmehr, „daß ein Bischof nur eines Weibes haben, desgleichen die Diener. Wär's nun Noth gewesen, daß Jeder haben solle ein Weib, so hätt' er's also geboten, und mehr Weiber verboten." Luther und Melanchthon schlossen sich diesen Gründen an und billigten die Doppelehe, nachdem auch des Landgrafen Frau in die Ehe mit der zweiten Frau unter der Bedingung willigte, „daß er die ehelichen Pflichten noch mehr als bisher gegen sie erfüllen werde".* Luther hatte die

* Joh. Janssen: Geschichte des deutschen Volks 1525—1555. Freiburg i. Br.

Frage nach der Berechtigung der Bigamie schon früher, als es sich um die Billigung einer Doppelehe Heinrichs VIII. von England handelte, Kopfschmerzen verursacht, wie aus einem Briefe an den sächsischen Kanzler Brink, Januar 1524, hervorgeht, dem er schrieb: „Grundsätzlich freilich könne er, Luther, die Bigamie nicht verwerfen, denn sie widerstreite nicht der heiligen Schrift,* aber er halte es für ärgerlich, wenn sie unter Christen vorkäme, die auch erlaubte Dinge unterlassen müßten." Und nach der Trauung des Landgrafen, die im März 1540 wirklich stattfand, schrieb er (10. April) auf ein Anerkennungsschreiben desselben: „Daß Ew. Gnaden guter Dinge sei über unsern gegebenen Rathschlag, den wir gern heimlich sehen halten. Sonst möchten zuletzt auch noch die groben Bauern (dem Beispiel des Landgrafen folgen wollen) vielleicht eben so große und größere Ursache fürwenden, dadurch wir denn gar viel zu schaffen möchten kriegen."

Melanchthon mochte die Zustimmung zu der Doppelehe des Landgrafen weniger schwer gefallen sein, denn er hatte schon früher an Heinrich VIII. geschrieben, „jeder Fürst habe das Recht, in seinem Gebiete die Polygamie einzuführen". Aber die Doppelehe des Landgrafen machte in seinem Lande so großes und unliebsames Aufsehen, daß er — 1541 — eine Schrift verbreiten ließ, in der die Polygamie als nicht wider die Schrift verstoßend vertheidigt wurde.** Man lebte eben nicht mehr im neunten oder zwölften Jahrhundert, in denen noch Vielweiberei ohne Anstoß ertragen wurde. Die sozialen Verhältnisse hatten mittlerweile sich sehr bedeutend verändert, die Markgenossenschaft hatte in großem Maße der Macht der Fürsten, des Adels und der Kirche weichen müssen, sie war vielfach verschwunden und wurde nach dem unglücklichen Ausgang der Bauernkriege noch weiter ausgetilgt. Das Privateigenthum war die allgemeine Grundlage der Gesellschaft geworden. Neben der ackerbautreibenden Landbevölkerung war ein starker, von seinen Standesinteressen beherrschter, selbstbewußter Handwerkerstand emporgewachsen. Der Handel hatte große Dimensionen angenommen und hatte einen Kaufmannsstand geschaffen, der durch Glanz der äußeren

* Was vollkommen richtig, aber auch erklärlich ist, da die Bibel zu einer Zeit entstand, in der Polygamie unter den Völkern des Abend- und des Morgenlandes weit verbreitet war, aber im 16. Jahrhundert widersprach sie aufs Stärkste den Sitten. Der Verfasser.

** Joh. Janssen: A. a. O., III. Band.

Stellung und Reichthum den Neid und die Feindseligkeit des immer mehr der Verarmung und Verlotterung verfallenden Adels erweckte. Das bürgerliche Privateigenthum hatte obgesiegt, wie die allseitige Einführung des römischen Rechts zu jener Zeit bewies, die Klassengegensätze waren also vorhanden und platzten überall aufeinander. Die monogamische Ehe wurde unter solchen Verhältnissen die natürliche Basis für die geschlechtlichen Beziehungen, und ein Schritt, wie ihn der Landgraf von Hessen gethan, verstieß gegen die herrschende Moral und Sitte, die ja stets nur der Ausdruck der jeweilig herrschenden ökonomischen Verhältnisse ist. Dagegen fand man sich mit der Prostitution, als einer neben der Einehe nothwendigen, sie ergänzenden Einrichtung, ab und tolerirte sie.

Indem Luther die Befriedigung des Geschlechtstriebs als ein Gebot der Natur anerkannte, sprach er aus, was die gesammte Männerwelt dachte und offen für sich in Anspruch nahm. Er half aber auch durch die Reformation, welche die Beseitigung des Zölibats der Geistlichen und die Aufhebung der Klöster in den protestantischen Ländern durchsetzte, daß Hunderttausenden die Möglichkeit geboten wurde, ihrem Naturtrieb unter legitimen Formen gerecht zu werden. Hunderttausende Andere blieben freilich, auf Grund der bestehenden Eigenthumsordnung und der auf Grund derselben geschaffenen Gesetze, auch ferner davon ausgeschlossen. Die Reformation, war der erste Protest des im Entstehen begriffenen Großbürgerthums gegen die Gebundenheit der feudalen Zustände in Kirche, Staat und Gesellschaft; es strebte nach Befreiung aus den engen Banden der Zunft-, Hof- und Bannrechte, nach Zentralisation des Staatswesens, nach Vereinfachung des verschwenderisch ausgestatteten Kirchenwesens, nach Aufhebung der zahlreichen Sitze müßiger Menschen, der Klöster, und verlangte deren Verwendung im praktischen Erwerb. Indem man versuchte, die feudale Form des Eigenthums und des Erwerbes aufzuheben, sollte das bürgerlich freie Eigenthum an dessen Stelle treten, d. h. an Stelle des genossenschaftlichen Schutzes kleiner, abgeschlossener Kreise sollte der freie, individuelle Kampf der Kräfte um Eigenthum im Wettbewerb sich entfalten.

Luther war auf religiösem Gebiet der Vertreter dieser bürgerlichen Bestrebungen. Wenn er für die Freiheit der Ehe eintrat, so konnte es sich nur um die bürgerliche Ehe handeln, die in Deutschland erst in unserem Zeitalter, durch das Zivilehegesetz und die damit verbundene bürgerliche Gesetzgebung, Freizügigkeit, Gewerbe- und

Niederlassungsfreiheit verwirklicht wurde. Wie weit dadurch die Stellung der Frau sich veränderte und verbesserte, soll später gezeigt werden. Einstweilen waren in der Reformationszeit die Dinge noch nicht soweit gediehen. Wurde durch die Maßregeln der Reformation Vielen die Ehemöglichkeit gegeben, so wurde später durch die stärkste Verfolgung dem freien Geschlechtsverkehr nachgestellt. Hatte die katholische Geistlichkeit gegen die geschlechtlichen Ausschweifungen eine gewisse Laxheit und Toleranz gezeigt, so eiferte jetzt die protestantische Geistlichkeit, nachdem sie selbst versorgt war, um so wüthender dagegen. Den öffentlichen Frauenhäusern wurde der Krieg erklärt, sie wurden als „Höhlen des Satans" geschlossen, die Prostituirten als „Töchter des Teufels" verfolgt, und jede Frau, die einen „Fehltritt" beging, als Ausbund aller Schlechtigkeit an den Pranger gestellt.

Aus dem lebenslustigen Kleinbürger des Mittelalters, der lebte und leben ließ, wurde ein bigotter, sittenstrenger, finsterer Spießbürger, der „sparte", damit seine großbürgerlichen Nachkommen im neunzehnten Jahrhundert um so flotter leben, und um so mehr verschwenden konnten. Der ehrsame Bürger mit seiner steifen Kravatte, seinem engen Gesichtskreis, seiner strengen Moral ward das Prototyp der Gesellschaft. Die legitime Frau, der die katholischerseits tolerirte Sinnlichkeit des Mittelalters nicht sonderlich behagt hatte, war mit dem puritanischen Geiste des Protestantismus sehr einverstanden. Aber es traten andere Umstände ein, die, wie sie die allgemeinen Verhältnisse in Deutschland ungünstig beeinflußten, auch auf die Stellung der Frau im Allgemeinen von ungünstigem Einfluß waren.

Die Umwandlung der Produktions-, Geld- und Absatzverhältnisse, die durch die Entdeckung von Amerika und den Seeweg nach Ostindien u. s. w. speziell für Deutschland herbeigeführt wurde, erzeugte zunächst eine große Reaktion auf sozialem Gebiete. Deutschland hörte auf, der Mittelpunkt des europäischen Verkehrs und Handels zu sein. Spanien, Portugal, Holland, England übernahmen nacheinander die leitende Stellung, und letzteres behielt sie bis in unsere Zeit. Das deutsche Gewerbewesen, der deutsche Handel geriethen in Verfall. Gleichzeitig hatte die kirchliche Reformation die politische Einheit der Nation zerstört. Die Reformation wurde der Deckmantel, unter dem das deutsche Fürstenthum sich von der Kaisergewalt zu emanzipiren suchte. Andererseits unterjochte dieses Fürstenthum die Adelsgewalt, und begünstigte, um diesen Zweck leichter zu

erreichen, die Städte. Auch begaben sich nicht wenige Städte, angesichts der immer trüber werdenden Zeitläufte, freiwillig unter die Herrschaft der Fürsten. Aber die Wirkung war schließlich, daß das durch den ökonomischen Rückgang in seinem Erwerb erschreckte Bürgerthum immer höhere Schranken errichtete, um sich vor unliebsamer Konkurrenz zu schützen. Die Verknöcherung der Zustände nahm zu, aber damit auch die Verarmung.

Im weiteren Verlauf hatte die Reformation die Folge, die religiösen Kämpfe und Verfolgungen — allerdings stets als Deckmantel für die politischen und ökonomischen Zwecke der Fürsten — hervorzurufen, die Deutschland mit Unterbrechungen länger als ein Jahrhundert durchtobten, und mit seiner vollständigen Erschöpfung, am Ende des dreißigjährigen Krieges, 1648, endeten. Deutschland war ein ungeheures Leichen- und Trümmerfeld geworden, ganze Länder und Provinzen waren verwüstet, Hunderte von Städten, Tausende von Dörfern waren theilweise oder gänzlich niedergebrannt, viele unter ihnen sind seitdem für immer vom Erdboden verschwunden. In anderen Orten war die Bevölkerung auf den dritten, vierten, fünften, selbst den achten und zehnten Theil gesunken. Das galt z. B. von Städten wie Nürnberg und von ganz Franken. Und jetzt in der äußersten Noth kam man, um die entvölkerten Städte und Dörfer möglichst rasch wieder mit einer größeren Menschenzahl zu versehen, zu dem drastischen Mittel, ausnahmsweise einem Mann zwei Frauen zu erlauben. Die Männer hatten die Kriege vernichtet, Frauen gab es in der Ueberzahl. Am 14. Februar 1650 faßte der Fränkische Kreistag zu Nürnberg den Beschluß, „daß Männer unter 60 Jahren nicht in Klöster aufgenommen werden durften"; des weiteren befahl er „denen Jenigen Priestern, Pfarrherrn, so nicht ordensleuth, oder auff den Stifftern Canonikaten, sich Ehelich zu verheyrathen". „Darzu sollte jeder Mannßperson 2 Weyber zu heyrathen erlaubt sein: dabey doch alle und jede Mannßperson ernstlich erinnert, auch auff den Kanzeln öffters ermanth werden sollen, Sich dergestalten hierinnen zu verhalten und vorzusehen, daß er sich völlig und gebürender Discretion und vorsorg befleißige, damit Er als Ehelicher Mann, der ihm 2 Weiber zu nemmen getraut, beide Ehefrauen nicht allein nothwendig versorge, sondern auch under Ihnen allen Unwillen verhuette."

Man sieht, daß man zu jener Zeit Dinge, über die heute das tiefste Geheimniß verbreitet wird, offen auf der Kanzel als etwas

Selbstverständliches erörterte. Aber es stockte nicht blos Handel. Wandel und Gewerbe in dieser langen Zeit, sie waren vielfach gänzlich zu Grunde gerichtet, und konnten erst nach und nach sich erholen. Ein großer Theil der Bevölkerung war verroht und demoralisirt, aller geordneten Thätigkeit entwöhnt. Waren während der Kriege es die raubenden, plündernden, schändenden und mordenden Söldnerheere, die Deutschland von einem Ende zum anderen durchzogen, Freund und Feind gleichmäßig brandschatzten und niederwarfen, so waren nach den Kriegen es ungezählte Räuber-, Bettler- und Vagabundenschaaren, welche die Bevölkerung in Angst und Schrecken setzten, und Handel und Verkehr hinderten oder vernichteten. Insbesondere war für das weibliche Geschlecht eine große Leidenszeit angebrochen. Die Verachtung der Frau hatte in dieser Zeit der Zügellosigkeit große Fortschritte gemacht, die allgemeine Erwerbslosigkeit lastete auf ihren Schultern am stärksten, zu Tausenden bevölkerten die Frauen, gleich den vagabundirenden Männern, die Landstraßen und Wälder, und füllten fürstliche und städtische Armenhäuser und Gefängnisse. Zu all diesen Leiden kam die gewaltsame Vertreibung zahlreicher Bauernfamilien durch einen landhungrigen Adel. Hatte der letztere seit der Reformation immer mehr sich unter die Fürstenmacht ducken müssen, und war er, durch die Hofämter und militärischen Stellen, von dieser in immer größere Abhängigkeit gerathen, so suchte er jetzt den Schaden, den ihm die Fürsten zugefügt, durch Raub am Bauerngut doppelt und dreifach hereinzubringen. Die Reformation bot den Fürsten den erwünschten Vorwand, sich des reichen Kirchenguts zu bemächtigen, das sie in ungezählten Morgen Landes schluckten. Der Kurfürst August von Sachsen z. B. hatte, bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts, nicht weniger als dreihundert geistliche Güter dem ursprünglichen Zweck entfremdet,* und wie er, hatten es seine Herren Brüdern und Vettern, die übrigen protestantischen Fürsten, allen voran die Brandenburger, gemacht. Der Adel ahmte das Beispiel nach, indem er herrenlos gewordene Bauerngüter einsackte und sowohl freie als leibeigene Bauern von Haus und Hof vertrieb und mit deren Gütern sich bereicherte. Die verunglückten Bauernaufstände im sechzehnten Jahrhundert lieferten dazu den besten Vorwand. Nachdem einmal der Versuch gelungen war, fehlte es an Gründen nicht, um in gleicher gewaltthätiger

* Joh. Janssen: Geschichte des deutschen Volks. III. Band.

Weise weiter zu gehen. Mit Hilfe von allerlei Chikanen, Drangsalirungen und Rechtsverdrehungen, zu denen das mittlerweile allgemein eingebürgerte römische Recht bequeme Handhabe bot, wurden die Bauern zu niedrigsten Preisen ausgekauft, oder von ihrem Eigenthum verdrängt, um des Adels Besitz zu arrondiren. Ganze Dörfer, die Bauernhöfe halber Provinzen wurden auf diese Weise niedergeworfen. So waren, um nur einige Beispiele anzuführen, von 12 543 ritterschaftlichen Bauernstellen, die Mecklenburg noch zur Zeit des 30jährigen Krieges besaß, im Jahre 1848 nur noch 1213 vorhanden. In Pommern gingen seit 1628 über 12 000 Bauernhöfe ein. Die Umwandlung in der bäuerlichen Wirthschaftsweise, die im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts sich vollzog, war ein weiterer Anreiz, die Expropriation der Bauernhöfe vorzunehmen, und namentlich die letzten Reste des Gemeindelands in adeliges Besitzthum zu verwandeln. Es wurde die Koppelwirthschaft eingeführt, die erlaubte, in bestimmten Zeitabschnitten einen Wechsel in der Bebauung des Grund und Bodens eintreten zu lassen. Getreideland wurde zeitweilig in Weide verwandelt, was die Viehzucht begünstigte und die Zahl der Arbeitskräfte zu vermindern ermöglichte. Die Schaar der Bettler und Vagabunden wurde immer größer, und so jagte ein landesherrliches Dekret das andere, um unter Anwendung der strengsten Strafen die Zahl der Bettler und Vaganten zu vermindern.

In den Städten sah es nicht besser aus als auf dem Lande. Vordem waren in den verschiedensten gewerblichen Berufsarten Frauen sowohl als Arbeiterinnen wie als selbständige Unternehmer thätig. Es gab z. B. weibliche Kürschner in Frankfurt und in den schlesischen Städten, Bäcker in den mittelrheinischen Städten, Wappensticker und Gürtler in Köln und Straßburg, Riemenschneider in Bremen, Tuchscheerer in Frankfurt, Lohgerber in Nürnberg, Goldspinner und Goldschläger in Köln.* Die Frauen wurden jetzt immer mehr zurückgedrängt. Allein die Beseitigung des prunkvollen katholischen Kultus, der durch die Protestantisirung eines großen Theils von Deutschland beseitigt worden war, hatte eine Menge Gewerbe, namentlich Kunstgewerbe, aufs Schwerste geschädigt, oder gänzlich vernichtet, und gerade in diesen Gewerben waren viele Arbeiterinnen beschäftigt gewesen. Und wie es immer ist, wenn ein sozialer Zustand dem Verfall entgegengeht, es werden die verkehrtesten Maß-

* Dr. Karl Bücher: Die Frauenfrage im Mittelalter.

regeln ergriffen und das Uebel dadurch noch verschärft. Der traurige wirthschaftliche Zustand der meisten Länder Deutschlands ließ die dezimirte Bevölkerung noch als Uebervölkerung erscheinen, und führte vielfach zu Erschwerungen der Existenz und zu Eheverboten.

Erst im achtzehnten Jahrhundert begann eine langsame Besserung der Verhältnisse einzutreten. Die absoluten Fürsten hatten das lebhafte Interesse, um ihre äußere Machtstellung zu heben, die Bevölkerung zu vermehren; einestheils um Soldaten für ihre Kriege zu erhalten, anderntheils um Steuerzahler zu gewinnen, die, sei es die Kosten für die großen Armeen, oder die Kosten für die verschwenderischen Aufwendungen der Höfe, oder für Beides zugleich, aufbrachten. Dem Beispiele Ludwigs XIV. von Frankreich folgend, entfaltete die große Mehrzahl der in jener Zeit außerordentlich zahlreichen deutschen Fürstenhöfe eine Verschwendung in allerlei Glanz und Flitter, und namentlich durch die Maitressenwirthschaft, die im umgekehrten Verhältniß zur Größe und Leistungsfähigkeit der Länder und Ländchen stand. Die Geschichte der Fürstenhöfe des achtzehnten Jahrhunderts gehört zu den häßlichsten Kapiteln der Geschichte. Mit den Skandalgeschichten jener Zeit sind Bibliotheken gefüllt worden. Ein Potentat suchte den anderen an hohler Aufgeblasenheit, verrückter Verschwendungssucht und an kostspieligen militärischen Spielereien zu übertreffen. Vor Allem aber wurde in toller Weiberwirthschaft das Unglaublichste geleistet. Es ist schwer zu sagen, welchem von den vielen deutschen Höfen in dieser verschwenderischen, das öffentliche Leben korrumpirenden Lebensweise die Palme gebührt. Heute war es dieser, morgen jener Hof, kein deutscher Staat blieb von diesem Treiben verschont. Der Adel machte es den Fürsten nach, und die Bürger in den Residenzstädten wieder dem Adel. Hatte die Tochter einer bürgerlichen Familie das Glück, einem hohen Herrn am Hofe, oder gar Serenissimus zu gefallen, so war dieselbe unter zwanzig Fällen neunzehnmal von dieser Gnade aufs Höchste beglückt und die Familie war bereit, sie zur adeligen oder fürstlichen Maitresse herzugeben. Dasselbe war bei den meisten Adelsfamilien der Fall, wenn eine ihrer Töchter das Wohlgefallen des Fürsten fand. Charakterlosigkeit und Schamlosigkeit beherrschten weite Kreise.

Mit am schlimmsten stand es in den beiden deutschen Hauptstädten, in Wien und Berlin. Im deutschen Capua, in Wien, herrschte zwar einen großen Theil des Jahrhunderts die sittenstrenge Maria

Theresia, aber sie war ohnmächtig gegenüber dem Treiben eines reichen, in sinnlichen Genüssen versunkenen Adels und der ihm nacheifernden bürgerlichen Kreise. Mit ihren Keuschheitskommissionen, die sie niedersetzte, und mit Hilfe deren ein ausgedehntes Spionirsystem organisirt wurde, rief sie theils Erbitterung hervor, theils machte sie sich damit lächerlich, und der Erfolg war gleich Null. Im frivolen Wien machten in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Sprüchelchen die Runde wie jene: „Man muß seinen Nächsten lieben, wie sich selbst, d. h. man muß das Weib eines Anderen so lieb haben, wie sein eigenes." Oder: „Wenn die Frau rechts geht, darf der Mann links marschiren. Nimmt sie sich einen Aufwärter, so sucht er sich eine Freundin." Wie frivol man in jener Zeit über die Ehe und Ehebrüche dachte, geht aus einem Brief des Dichters Ew. Chr. von Kleist hervor, den dieser 1751 an seinen Freund Gleim schrieb. Darin hieß es unter Anderem: „Sie wissen doch schon die Aventure des Markgrafen Heinrich. Er hat seine Gemahlin auf seine Güter geschickt und will sich von ihr separiren, weil er den Prinzen von Holstein bei ihr im Bette getroffen hat. . . . Der Markgraf hätte wohl besser gethan, wenn er den Handel verschwiegen hätte, statt daß er jetzt ganz Berlin und die halbe Welt von sich sprechen macht. Ueberdem soll man eine so natürliche Sache nicht so übel nehmen, zumalen wenn man selber nicht so glaubensfest ist wie der Markgraf. Der Ekel ist doch ganz unausbleiblich in der Ehe und alle Männer und Frauen sind durch ihre Vorstellungen von anderen liebenswürdigen Personen necessiret, untreu zu sein. Wie kann dies bestraft werden, wozu man gezwungen ist?" Ueber die Zustände in Berlin schrieb der englische Gesandte Lord Malmesbury 1772: „Eine totale Sittenverderbniß beherrscht beide Geschlechter aller Klassen, wozu noch die Dürftigkeit kommt, die nothwendigerweise theils durch die vom jetzigen König ausgehende Besteuerung, theils durch die Liebe zum Luxus, die sie seinem Großvater abgelernt, herbeigeführt worden sind. Die Männer führen mit beschränkten Mitteln ein ausschweifendes Leben, die Frauen aber sind Harpyen, ohne alle Scham. Sie geben sich dem Preis, der am besten bezahlt, Zartgefühl und wahre Liebe sind ihnen unbekannte Dinge."*

Am ärgsten ging es in Berlin unter Friedrich Wilhelm II. zu,

* Joh. Scherr: Geschichte der deutschen Frauenwelt.

der von 1786—1797 regierte. Er ging mit dem schlimmsten Beispiel voran, und sein Hofpfaffe Zöllner erniedrigte sich sogar dazu, die Maitresse des Königs, Julie von Voß, ihm als zweite Frau anzutrauen, und als diese bald darauf im ersten Wochenbett starb, ging Zöllner abermals darauf ein, ihm die Gräfin Sophie von Dönhoff als zweite Frau, neben der Königin, anzutrauen.

Mehr Soldaten und mehr Steuerzahler war hauptsächlich die Sehnsucht der größeren Fürsten. Ludwig XIV, nach dessen Tode Frankreich an Geld und Menschen vollständig verarmt war, setzte für Eltern, die zehn Kinder hatten, Gnadengehalte aus, die erhöht wurden, sobald sie deren zwölf hatten; sein General, der Marschall von Sachsen, machte ihm sogar den Vorschlag, Ehen nur mit fünfjähriger Dauer zuzulassen. Fünfzig Jahre später, 1741, schrieb Friedrich der Große: „Ich betrachte die Menschen wie ein Rudel Hirsche im Thiergarten eines großen Herrn, denen weiter nichts obliegt, als den Park zu bevölkern und auszufüllen."*

Er hat später durch seine Kriege den „Hirschpark" stark entvölkert, den dann durch Zuzug Fremder wieder zu „peubliren" er sich Mühe gab.

Die deutsche Vielstaaterei, die im achtzehnten Jahrhundert in vollster Blüthe stand, bot eine bunte Musterkarte der verschiedenen Sozialzustände und der Gesetzgebung für dieselben. Während man in der Minderzahl der Staaten die Erwerbsverhältnisse durch Begünstigung neuer Betriebszweige zu heben suchte, die Niederlassung erleichterte und die Ehegesetzgebung im Sinne einer Erleichterung der Eheschließung umgestaltete, blieb man in der Mehrzahl der Staaten und Stätchen den rückständigsten Anschauungen treu und verschärfte die Ehe- und Niederlassungsverhältnisse für Männer und Frauen. Aber da nun einmal die menschliche Natur sich nicht unterdrücken läßt, so entstanden, allen Hemmnissen und Scherereien zum Trotz, Konkubinatsverhältnisse in Menge und die Zahl der unehelichen Kinder war zu keiner Zeit größer als in jener, in der das „väterliche Regiment" der unumschränkten Landesherren in „christlicher Einfalt" herrschte.

Die verheirathete Frau des Bürgerstandes lebte in strenger Zurückgezogenheit; die Zahl ihrer Arbeiten und Verrichtungen war

---

* Karl Kautsky: Ueber den Einfluß der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft. Wien 1880.

eine so große, daß sie als eine gewissenhafte Hausfrau von früh bis spät auf dem Posten sein mußte, um ihre Pflichten zu erledigen, und das war ihr nur mit Hilfe ihrer Töchter vollkommen möglich. Da waren nicht blos die täglichen häuslichen Arbeiten zu vollbringen, die auch heute noch die kleinbürgerliche Hausfrau zu verrichten hat, sondern noch eine Menge anderer, von welchen die Frau der Gegenwart durch die moderne Entwicklung befreit ist. Sie mußte spinnen, weben, bleichen, die Wäsche und die Kleider selber fertigen, Seife kochen, Lichter ziehen, Bier brauen, kurz, sie war das reine Aschenbrödel, und ihre einzige Erholung der Kirchgang am Sonntag. Die Eheschließungen kamen nur innerhalb desselben gesellschaftlichen Kreises vor, der strengste und lächerlichste Kastengeist beherrschte alle Verhältnisse und duldete keine Ueberschreitung. Die Töchter wurden in demselben Geiste erzogen, sie wurden in strengster häuslicher Klausur gehalten, ihre geistige Ausbildung war unbedeutend und ihr Gesichtskreis ging nicht über den Rahmen der engsten häuslichen Beziehungen hinaus. Zu all diesem kam ein leeres und hohles Formenwesen, das Bildung und Geist zu ersetzen hatte, und machte das ganze Leben, insbesondere das der Frau, zu einem wahren Tretmühlengang. So artete der Geist der Reformation in das ärgste Zopfthum aus, und wurden die natürlichsten Triebe im Menschen und seine Lebensfreudigkeit, unter einem Wust von „würdig" vorgetragenen, aber geisttödtenden Lebensregeln und Gewohnheiten zu ersticken versucht.

Aber allmälig vollzog sich eine ökonomische Umwälzung, die zunächst Westeuropa ergriff, dann aber auch auf Deutschland sich erstreckte. Die Entdeckung Amerikas, die Umschiffung Afrikas, die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und die weiter daran sich knüpfenden Entdeckungen und schließlichen Erdumseglungen revolutionirten die Lebens- und Anschauungsweise der vorgeschritteneren Kulturvölker Europas. Die ungeahnte rasche Ausdehnung des Welthandels, hervorgerufen durch die Eröffnung immer neuer Absatzgebiete für europäische Industrie- und Gewerbeerzeugnisse, revolutionirte die alte handwerksmäßige Produktionsweise. Es entstand die Manufaktur und aus ihr ging hervor die große Industrie. Deutschland, das durch die Religionskriege und seine politische Zerrissenheit — begünstigt durch die religiöse Spaltung — so lange in seiner materiellen Entwicklung zurückgehalten worden war, wurde endlich in den Strom des allgemeinen Fortschritts gedrängt. Es entwickelte sich in den verschiedensten Gegenden die Massenproduktion

unter der Form der Manufaktur: die Flachs- und Wollspinnerei und Weberei, die Tuchfabrikation, der Bergbau und Hüttenbetrieb, die Eisenmanufaktur, die Glas- und Porzellanmanufaktur, die Verkehrsgewerbe u. s. w. Neue Arbeitskräfte, darunter auch zahlreiche weibliche, wurden erfordert. Aber diese neu aufkommende Form der gewerblichen Arbeit fand den heftigsten Widerstand in den im Zunft- und Innungswesen verknöcherten Handwerkern, die jede Veränderung der Produktionsweise wüthend bekämpften und einen Todfeind in ihr erblickten. Es kam die französische Revolution, und indem sie in Frankreich die alte Ordnung hinwegfegte, führte sie auch nach Deutschland einen frischen Luftzug, dem das Alte auf die Dauer nicht widerstehen konnte. Die französische Invasion beschleunigte den Sturz des Alten, Abgelebten auch diesseits des Rheins, und was immer in der Reaktionsperiode nach 1815 versucht wurde, das Rad der Zeit zurückzudrehen, das Neue war bereits zu mächtig geworden, es blieb schließlich Sieger.

Das Aufkommen der Maschinerie, die Anwendung der Naturwissenschaften im Produktionsprozeß, die neuen Bahnen in Handel und Verkehr sprengten die letzten überlieferten Einrichtungen. Die Zunftprivilegien, die persönliche Gebundenheit, die Markt- und Bannrechte mit Allem, was drum und dran hing, wanderten in die Rumpelkammer. Das stetig steigende Bedürfniß nach Arbeitskräften begnügte sich nicht mit dem Mann, es verlangte auch nach der Frau, als einer billigeren Arbeitskraft. Die unhaltbar gewordenen Zustände mußten fallen und sie fielen. Der Augenblick dazu, von der neu aufgekommenen Klasse, der Bourgeoisie, längst ersehnt, war gekommen, sobald Deutschland seine politische Einheit erlangte. Die Bourgeoisie verlangte gebieterisch nach freier Entfaltung aller gesellschaftlichen Kräfte, zum Vortheil ihrer kapitalistischen Interessen, die in jenem Augenblick, bis zu einem gewissen Grade, die Interessen der sehr großen Mehrheit waren. So kam die Gewerbefreiheit, die Freizügigkeit, die Aufhebung der Ehebeschränkungen und jene ganze Gesetzgebung, die sich mit einem Wort als die bürgerlich liberale Gesetzgebung charakterisirt. Verzopfte Reaktionäre erwarteten von diesen Maßregeln den Untergang aller Sitte und Moral. Der verstorbene Bischof Ketteler von Mainz jammerte bereits 1865, also bevor noch die neue Sozialgesetzgebung allgemeinere Geltung erlangt hatte, „daß die Niederreißung der vorhandenen Schranken der Eheschließungen die Auflösung der Ehe bedeute, denn nunmehr sei es den

Ehegenossen möglich, nach Belieben auseinander zu laufen". Ein hübsches Eingeständniß, daß die moralischen Bande der heutigen Ehe so schwach sind, daß nur Zwang die Ehegenossen zusammenhalten soll.

Der Umstand, daß die naturgemäß jetzt zahlreicher eingegangenen Ehen einerseits eine rasche Bevölkerungszunahme bewirkten, und andererseits das unter der neuen Aera riesenhaft sich entfaltende Industriesystem viele früher nie gekannte Uebelstände schuf, ließ wiederum das Gespenst der Uebervölkerung erscheinen. Konservative und liberale Oekonomen ziehen seitdem an dem gleichen Strang. Wir werden zeigen, was diese Furcht vor sogenannter Uebervölkerung zu bedeuten hat, und werden sie auf ihre Ursachen zurückführen. Unter jenen, die an der Uebervölkerungsangst kranken und Einschränkung der Ehefreiheit, namentlich für die Arbeiter, verlangen, gehört insbesondere Prof. Ad. Wagner. Ihm zufolge heirathen die Arbeiter im Vergleich zur Mittelklasse zu früh. Er wie andere, die das Gleiche finden, übersehen, daß die männlichen Angehörigen der höheren Klassen nur später heirathen, um sogenannte standesgemäße Ehen einzugehen, die vor Erlangung einer gewissen Stellung zu schließen ihnen nicht möglich ist. Für diese Entsagung halten sich aber die männlichen Angehörigen der höheren Klassen bei der Prostitution schadlos. Man verweist also die Arbeiter ebenfalls auf dieselbe, sobald man ihnen die Heirath erschwert, oder unter gewissen Umständen verbietet. Aber man wundere sich auch dann nicht über die Konsequenzen und schreie nicht über den „Verfall der Moral", wenn alsdann auch die Frauen, welche die gleichen Triebe haben wie die Männer, in illegitimen Verhältnissen die Befriedigung des stärksten Naturtriebs suchen. Ueberdies widersprechen die Ansichten Wagners und der ihm Gleichdenkenden den Interessen der Bourgeoisie, die viele „Hände" nöthig hat, um billige Arbeitskräfte zu besitzen, die sie konkurrenzfähig auf dem Weltmarkt machen. Mit so kleinlichen, der kurzsichtigsten Philisterei entsprungenen Gesichtspunkten und Hilfsmitteln heilt man nicht die riesengroß emporwachsenden Uebel der Zeit.

Die Frau in der Gegenwart.

Der Geschlechtstrieb. Die Ehe. Ehehemmnisse und Ehehindernisse.

Plato dankte den Göttern für acht Wohlthaten, die sie ihm erwiesen hatten. Als die erste Wohlthat betrachtete er, daß sie ihn als Freien und nicht als Sklaven geboren sein ließen, die zweite aber war, daß er als Mann und nicht als Frau geboren wurde. Ein ähnlicher Gedanke spricht sich im Morgengebet der Judenmänner aus. Diese beten: „Gelobt seist du Gott unser Herr und Herr aller Welt, der mich nicht zu einem Weibe gemacht hat." Dagegen beten die Judenfrauen an der entsprechenden Stelle: „. . . der mich nach seinem Willen geschaffen hat." Der Gegensatz in der Stellung der Geschlechter kann nicht schärfer zum Ausdruck kommen, als es im Ausspruch Platos und in der Verschiedenheit des Gebets bei den Juden geschieht. Der Mann ist der eigentliche Mensch, der Gebieter der Frau. Mit diesen Anschauungen Platos und der Juden stimmt der größte Theil der Männerwelt überein. Auch viele Frauen hegen den Wunsch, daß sie als Männer statt als Frauen möchten geboren worden sein. In dieser Auffassung widerspiegelt sich die Lage des weiblichen Geschlechts.

Ganz unabhängig von der Frage, ob die Frau als Proletarierin unterdrückt ist, ist sie es in der heutigen Welt des Privateigenthums als Geschlechtswesen. Eine Menge Hemmnisse und Hindernisse, die der Mann nicht kennt, bestehen für sie und hemmen sie auf Schritt und Tritt. Vieles, was dem Mann erlaubt ist, ist ihr versagt; eine Menge gesellschaftlicher Rechte und Freiheiten, die jener genießt, sind, von ihr ausgeübt, ein Fehler oder ein Verbrechen. Sie leidet

als soziales wie als Geschlechtswesen, und es ist schwer zu sagen, in welcher dieser beiden Beziehungen sie am meisten leidet.

Unter allen Naturtrieben, die der Mensch besitzt, ist neben dem Trieb zu essen um zu leben, der Geschlechtstrieb der stärkste. Der Trieb, die Gattung fortzupflanzen, ist der potenzirteste Ausdruck des „Willens zum Leben"; er ist jedem normal entwickelten Menschen aufs Tiefste eingepflanzt, und nach erlangter Reife des Menschen ist seine Befriedigung eine wesentliche Bedingung für seine physische und geistige Gesundheit. Luther hatte vollkommen Recht, wenn er sagte: „Wer nun dem Naturtrieb wehren will und nicht lassen gehen, wie Natur will und muß, was thut er anders, denn er will wehren, daß Natur nicht Natur sei, daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke, noch schlafe." Das sind Worte, die man in Stein über die Thüren unserer Kirchen meißeln sollte, in welchen so eifrig gegen das „sündhafte Fleisch" gepredigt wird. Treffender kann kein Arzt und kein Physiologe die Nothwendigkeit der Befriedigung des Liebesbedürfnisses im gesunden Menschen, das durch den Geschlechtstrieb seinen Ausdruck erhält, bezeichnen.

Es ist ein Gebot des Menschen gegen sich selbst, das er erfüllen muß, wenn er in normaler und gesunder Weise sich entwickeln will, daß er kein Glied seines Körpers in der Uebung vernachlässigt, keinem natürlichen Trieb seine Befriedigung versagt. Jedes Glied soll die Funktionen vollziehen, für die es von Natur bestimmt ist, bei Strafe der Verkümmerung und der Schädigung des Organismus. Die Gesetze der physischen Entwicklung des Menschen müssen ebenso studirt und befolgt werden, wie die Gesetze der geistigen Entwicklung. Die geistige Thätigkeit des Menschen ist der Ausdruck der physiologischen Beschaffenheit seiner Organe. Die volle Gesundheit der ersteren hängt mit der Gesundheit der letzteren auf das Innigste zusammen. Eine Störung in dem einen Theil muß auch störend auf den anderen wirken. Aber auch die sogenannten thierischen Leidenschaften nehmen keine tiefere Stufe ein wie die sogenannten geistigen. Die einen wie die anderen sind Wirkung desselben Gesammtorganismus, und die einen sind von den anderen beständig beeinflußt. Das gilt für den Mann wie für die Frau.

Daraus folgt für beide, daß die Kenntniß der Eigenschaften der Geschlechtsorgane ebenso nothwendig ist, wie die jener Organe, welche die geistige Thätigkeit erzeugen, und daß der Mensch ihrer

Pflege die gleiche Sorgfalt angedeihen lassen muß. Er muß begreifen, daß Organe und Triebe, die jedem Menschen eingepflanzt sind und einen sehr wesentlichen Theil seiner Natur ausmachen, ja in gewissen Lebensperioden ihn vollständig beherrschen, nicht Gegenstand der Geheimnißthuerei, falscher Scham und kompleter Unwissenheit sein dürfen. Daraus folgt weiter, daß Kenntniß der Physiologie und Anatomie, der geschlechtlichen Organe und ihrer Funktionen, bei Männern und Frauen ebenso verbreitet sein sollte als irgend ein anderer Zweig menschlichen Wissens. Ausgestattet mit einer genauen Kenntniß unserer physischen Natur, würden wir viele Lebensverhältnisse mit anderen Augen ansehen. Es würde die Frage nach Beseitigung von Uebelständen sich von selbst aufdrängen, an denen gegenwärtig die Gesellschaft schweigend in heiliger Scheu vorübergeht, die aber fast in jeder Familie Beachtung erzwingen. In allen sonstigen Dingen gilt Wissen für eine Tugend, gilt sie als das erstrebenswertheste, menschlich schönste Ziel, aber nur nicht das Wissen in den Dingen, die mit dem Wesen und der Gesundheit unseres eigenen Ichs und mit der Grundlage aller gesellschaftlichen Entwicklung in engster Beziehung stehen.

Kant sagt: „Mann und Frau bilden erst zusammen den vollen und ganzen Menschen, ein Geschlecht ergänzt das andere." Schopenhauer erklärt: „Der Geschlechtstrieb ist die vollkommenste Aeußerung des Willens zum Leben, mithin Konzentration alles Wollens." Ferner: „Die Bejahung des Willens zum Leben konzentrirt sich im Zeugungsakt und dieser ist ihr entschiedenster Ausdruck." In Uebereinstimmung damit sagt Mainländer: „Der Schwerpunkt des menschlichen Lebens liegt im Geschlechtstrieb. Er allein sichert dem Individuum das Leben, welches er vor Allem will. . . . . Der Mensch widmet keiner Sache einen größeren Ernst als dem Zeugungsgeschäft und zur Besorgung keiner anderen Geschäfte verdichtet und konzentrirt er in so auffallender Weise die Intensität seines Willens, wie im Zeugungsakt." Und vor diesen allen äußerte Buddha: „Der Geschlechtstrieb ist schärfer als der Haken, womit man wilde Elephanten zähmt; er ist heißer als Flammen, er ist wie ein Pfeil, der in den Geist des Menschen getrieben wird." *

---

* Mainländer: Philosophie der Erlösung. II. Band, 12 Essays. Frankfurt a. M. 1886. C. Koenitzer.

Bei solcher Intensität des Geschlechtstriebs darf es nicht verwundern, daß geschlechtliche Enthaltsamkeit im reifen Alter bei dem einen wie bei dem anderen Geschlecht derart auf das Nervenleben und den ganzen Organismus des Menschen einwirkt, daß sie oft zu schweren Störungen und Verirrungen, und unter Umständen zu Wahnsinn und Tode führt. Allerdings macht sich der Geschlechtstrieb nicht bei allen Naturen gleich heftig geltend, und kann viel zu seiner Zügelung geschehen durch Erziehung und Selbstbeherrschung, und namentlich durch Vermeidung des Anreizes in Folge von Unterhaltung, Lektüre und dergleichen. Im Allgemeinen soll es leichter bei Frauen als bei Männern vorkommen, daß der Reiz sich weniger bemerkbar macht, ja sogar ein gewisser Widerwille gegen den Geschlechtsakt besteht. Aber das ist eine kleine Minderzahl, bei der physiologische und psychologische Anlagen und Zustände dafür maßgebend sind. „Die Vereinigung der Geschlechter ist eines der großen Gesetze der lebenden Natur; Mann und Frau sind demselben wie alle Geschöpfe unterworfen und können dasselbe nicht übertreten, besonders in reifem Alter, ohne daß ihr Organismus mehr oder weniger darunter leidet."* Debay führt unter den Krankheiten, die durch die Unthätigkeit der Sexualorgane verursacht werden, Satyriasis, Nymphomanie und Hysterie auf, und führt weiter an, das Zölibat übe auf die intellektuellen Fähigkeiten namentlich der Frau einen höchst nachtheiligen Einfluß aus. Ueber die Schädlichkeit geschlechtlicher Enthaltsamkeit bei Frauen äußert sich Busch in seinem Werk: „Das Geschlechtsleben des Weibes, in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt", unter Anderem: „Die Enthaltsamkeit ist zu allen Zeiten für das weibliche Geschlecht als besonders schädlich angesehen worden, und es ist Thatsache, daß sowohl Ausschweifungen wie Enthaltsamkeit in gleichem Grade nachtheilig auf den weiblichen Organismus einwirken und sich die Folgen stärker und intensiver zeigen als bei dem männlichen."

Man darf also sagen, daß in dem Maße, wie die Triebe und Lebensäußerungen bei den Geschlechtern sich ausprägen, sowohl in organischer als in seelischer Ausbildung, und sie in Form und Charakter zum Ausdruck kommen, der Mensch vollkommener ist, sei er

* Dr. A. Debay: Hygiène et Physiologie du Mariage. Paris 1884. Zitat: „Im freien Reich", von Irma v. Troll-Borostyani. Zürich 1884.

Mann oder Frau. Jedes Geschlecht ist zur höchsten Vollendung seiner selbst gekommen. „Bei dem sittlichen Menschen", sagt Klencke in seiner Schrift „Das Weib als Gattin", „ist allerdings der Zwang des Gattungslebens unter die Leitung des von der Vernunft diktirten sittlichen Prinzips gestellt, aber es wäre selbst der höchstmöglichsten Freiheit nicht möglich, die zwingende Mahnung der Gattungserhaltung, welche die Natur in den normalen organischen Ausdruck beider Geschlechter legte, gänzlich zum Schweigen zu bringen, und wo gesunde männliche oder weibliche Individuen dieser Pflicht gegen die Natur zeitlebens nicht nachkommen, da war es nicht der freie Entschluß des Widerstandes, auch wo er als solcher ausgegeben oder in Selbsttäuschung als Willensfreiheit bezeichnet werden sollte, sondern die Folge sozialer Hemmungen und Folgerungen, die das Naturrecht schmälerten und die Organe verwelken ließen, aber auch dem Gesammtorganismus den Typus der Verkümmerung, des geschlechtlichen Gegensatzes, sowohl in der Erscheinung als im Charakter aufdrücken, und durch Nervenverstimmung krankhafte Richtungen und Zustände des Gemüths und Körpers hervorrufen. Der Mann wird weibisch, das Weib männlich in Gestalt und Charakter, weil der Geschlechtsgegensatz nicht zur Verwirklichung im Naturplane gelangte, der Mensch einseitig blieb und nicht zur Ergänzung seiner selbst, nicht zum vollen Höhepunkt seines Daseins kam." Und Dr. Elisabeth Blackwell sagt in ihrer Schrift: „The moral education of the young in relation to sex": „Der Geschlechtstrieb existirt als eine unerläßliche Bedingung des Lebens und der Begründung der Gesellschaft. Er ist die stärkste Kraft in der menschlichen Natur. Unentwickelt, kein Gegenstand der Gedanken, aber nichtsdestoweniger das Zentralfeuer des Lebens, ist dieser unvermeidliche Trieb der natürliche Hüter vor jeder Möglichkeit der Vernichtung."

Die exakte Wissenschaft stimmt also mit den Ansichten der Philosophen und mit dem gesunden Menschenverstande Luthers überein. Daraus folgt, daß jedes menschliche Wesen den Anspruch hat, Triebe nicht blos befriedigen zu dürfen, sondern auch befriedigen zu müssen, die mit seinem innersten Sein aufs Innigste verknüpft, das Sein selbst sind. Wird es daran verhindert, wird dies ihm durch die gesellschaftlichen Einrichtungen oder Vorurtheile unmöglich gemacht, so folgt daraus, daß es in der Entwicklung seines Wesens gehemmt, auf die Verkrüppelung und Rückbildung angewiesen ist.

Was die Folgen davon sind, darüber wissen unsere Aerzte, die Spitäler, Irrenhäuser und Gefängnisse zu erzählen, zu schweigen von den Tausenden gestörter Familienleben. In einer in Leipzig erschienenen Schrift meint zwar der Verfasser: „Der Geschlechtstrieb ist weder moralisch noch unmoralisch, er ist eben nur natürlich, wie Hunger und Durst, und die Natur weiß nichts von Moral",* aber von der allgemeinen Anerkennung dieses Satzes ist die bürgerliche Gesellschaft weit entfernt.

Weit verbreitet ist unter Aerzten und Physiologen die Anschauung, daß selbst eine mangelhaft ausgestattete Ehe besser ist als Ehelosigkeit, und die Erfahrungen sprechen für sie. In Bayern gab es 1858 4899 Geisteskranke, und zwar 2576 Männer (53 %) und 2323 Frauen (47 %). Die Männer waren also stärker vertreten als die Frauen. Aber von der Gesammtzahl betrug die Zahl der Unverheiratheten beider Geschlechter 81 %, die der Verheiratheten nur 17 %, von 2 % war der Zivilstand unbekannt. Abschwächend bei diesem erschreckend ungünstigen Verhältniß der Verheiratheten zu den Nichtverheiratheten dürfte wirken, daß eine nicht geringe Zahl der Nichtverheiratheten von Jugend auf geisteskrank war. In Hannover kam im Jahre 1856 ein Geisteskranker auf 457 Unverheirathete, auf 564 Verwitwete und auf 1316 Verheirathete. Am schlagendsten aber zeigt sich die Einwirkung unbefriedigter sexueller Verhältnisse in der Zahl der Selbstmorde bei Männern und Frauen. Im Allgemeinen ist in allen Ländern die Zahl der Selbstmorde erheblich höher bei den Männern als bei den Frauen, und zwar kamen z. B. auf je 1000 Selbstmörderinnen in

England	von 1872—76	2861	Männer
Schweden	„ 1870—74	3310	„
Frankreich	„ 1871—76	3695	„
Italien	„ 1872—77	4000	„
Preußen	„ 1871—78	4239	„
Oesterreich	„ 1873—78	4586	„ **

Aber im Lebensalter zwischen 21 und 30 Jahren ist bei allen Völkern Europas die Selbstmordziffer der Frauen höher als der Männer, und zwar, wie auch Oettingen annimmt, aus sexuellen

---

* Die Prostitution vor dem Gesetz. Von Veritas. Leipzig 1893.

** v. Oettingen: Moralstatistik. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. Erlangen 1882.

Ursachen. In Preußen betrug der Prozentsatz der Selbstmörder im Lebensalter zwischen 21—30 Jahren im Durchschnitt der Jahre

	bei den Männern:	bei den Frauen:
1869—72 . . .	15,8	21,4
1873—78 . . .	15,7	21,5

In Sachsen kamen auf 1000 Selbstmörder im Lebensalter zwischen 21—30 Jahren im Durchschnitt der Jahre von

	Männer	Frauen
1854—1868 . .	14,95	18,64
1868—1880 . .	14,71	18,79

Die höhere Selbstmordziffer zeigt sich auch bei Verwitweten und Geschiedenen im Vergleich zur Durchschnittsziffer der Selbstmörder. In Sachsen kommen auf die geschiedenen Männer siebenmal, auf die geschiedenen Frauen dreimal so viel Selbstmorde, als die Durchschnittsziffer der Selbstmorde bei Männern oder Frauen beträgt. Auch ist der Selbstmord unter geschiedenen oder verwitweten Männern und Frauen häufiger, wenn dieselben keine Kinder haben. Von 491 verwitweten Selbstmördern in Preußen (darunter 119 Frauen und 372 Männer) waren 353 ohne Kinder.

Muß man auch annehmen, daß unter den unverheiratheten Frauen, die im Alter von 21—30 Jahren zum Selbstmord getrieben werden, gar manche ist, die wegen verrathener Liebe, oder weil sie die Folgen eines „Fehltritts" nicht verschmerzen kann, sich das Leben nimmt, die Thatsache bleibt bestehen, daß sexuelle Gründe eine entscheidende Rolle bei dem Selbstmord in diesem Lebensalter spielen. Bei den weiblichen Selbstmördern ist auch die Zahl derselben im Alter von 16—21 Jahren ungewöhnlich groß, was ebenfalls darauf zurückzuführen sein dürfte, daß unbefriedigter Geschlechtstrieb, Liebesgram, heimliche Schwangerschaften, Betrug seitens der Männerwelt hauptsächlich in Frage kommen. Ueber die Lage der Frauen unserer Zeit als Geschlechtswesen äußert sich Professor v. Krafft-Ebing:* „Eine nicht zu unterschätzende Quelle für das Irresein beim Weib liegt dagegen wieder in der sozialen Position desselben. Das Weib, von Natur aus geschlechtsbedürftiger als der Mann, wenigstens im idealen Sinn, kennt keine andere ehrbare Befriedigung dieses Bedürfnisses als die Ehe (Maudsley).

---

* Lehrbuch der Psychiatrie. Band I, 2. Aufl. Stuttgart 1883.

„Diese bietet ihm auch die einzige Versorgung. Durch unzählige Generationen hindurch ist sein Charakter nach dieser Richtung hin ausgebildet. Schon das kleine Mädchen spielt Mutter mit seiner Puppe. Das moderne Leben mit seinen gesteigerten Anforderungen bietet immer weniger Aussichten auf Befriedigung durch die Ehe. Dies gilt namentlich für die höheren Stände, in welchen die Ehen später und seltener geschlossen werden.

„Während der Mann als der Stärkere, durch seine größere intellektuelle und körperliche Kraft und seine freie soziale Stellung, sich geschlechtliche Befriedigung mühelos verschafft, oder in einem Lebensberuf, der seine ganze Kraft beansprucht, leicht ein Aequivalent findet, sind diese Wege ledigen Weibern aus besseren Ständen verschlossen. Dies führt zunächst bewußt oder unbewußt zu Unzufriedenheit mit sich und der Welt, zu krankhaftem Brüten. Eine Zeit lang wird vielfach in der Religion ein Ersatz gesucht, allein vergeblich. Aus der religiösen Schwärmerei, mit oder ohne Masturbation, entwickelt sich ein Heer von Nervenleiden, unter denen Hysterie und Irresein nicht selten sind. Nur so begreift sich die Thatsache, daß die größte Frequenz des Irreseins bei ledigen Weibern in die Zeit des 25.—35. Lebensjahres fällt, d. h. die Zeit, wo Blüthe und damit Lebenshoffnungen schwinden, während bei Männern das Irresein am häufigsten im 35.—50. Jahr, der Zeit der größten Anforderungen im Kampf ums Dasein, auftritt.

„Es ist gewiß kein Zufall, daß mit der zunehmenden Ehelosigkeit die Frage der Frauenemanzipation immer mehr auf die Tagesordnung gelangt ist. Ich möchte sie als Nothsignal eines mit der fortschreitenden Ehelosigkeit immer unerträglicher werdenden sozialen Verhältnisses des Weibes in der modernen Gesellschaft betrachtet wissen, einer berechtigten Forderung an diese, dem Weib ein Aequivalent für das zu verschaffen, worauf es von der Natur angewiesen ist, und was ihm die modernen sozialen Zustände zum Theil versagen."

Und Dr. H. Ploß sagt in seinem Werk: „Das Weib in der Natur und Völkerkunde",* indem er die Wirkungen erörtert, die mangelnde Befriedigung des Geschlechtstriebs für unverheirathete Frauen im Gefolge hat: „Es ist im höchsten Grad bemerkenswerth, nicht allein für den Arzt, sondern auch für den Anthropologen, daß

* II. Bd. Leipzig 1887.

es ein wirksames und niemals versagendes Mittel giebt, diesen Prozeß des Verwelkens (bei alternden Jungfrauen) nicht nur in seinem Fortschreiten aufzuhalten, sondern auch die bereits geschwundene Blüthe, wenn auch nicht ganz in der alten Pracht, doch in nicht unerheblichem Grade, wieder zurückkehren zu lassen, nur schade, daß unsere sozialen Verhältnisse in den allerseltensten Fällen seine Anwendung zulassen und ermöglichen. Dieses Mittel besteht in einem regelmäßigen und geordneten Geschlechtsverkehr. Man sieht nicht eben selten, daß bei einem bereits verblühten oder dem Verwelktsein nicht mehr fernstehenden Mädchen, wenn sich ihm noch die Gelegenheit zur Ehe bietet, bereits kurze Zeit nach seiner Vermählung alle Formen sich wieder runden, die Rosen auf den Wangen zurückkehren und die Augen ihren einstigen frischen Glanz wieder erhalten. Die Ehe ist also der wahre Jugendbrunnen für das weibliche Geschlecht. So hat die Natur ihre feststehenden Gesetze, welche mit unerbittlicher Strenge ihr Recht fordern, und jede vita praeter naturam, jedes unnatürliche Leben, jeder Versuch der Anpassung an Lebensverhältnisse, welche der Art nicht entsprechen, kann nicht ohne bemerkenswerthe Spuren der Degeneration an dem Organismus, dem thierischen sowohl als auch dem menschlichen, vorübergehen."

Ueber die Wirkungen, die Verheirathung und Nichtverheirathung auf den Gemüthszustand ausüben, legen noch folgende Zahlen Zeugniß ab. 1882 gab es in Preußen, auf je 10000 Einwohner des gleichlautenden Zivilstandes, unverheirathete männliche Wahnsinnige 33,2, weibliche 29,3, verheirathete männliche Wahnsinnige 9,5, weibliche 9,5, verwitwete männliche Wahnsinnige 32,1, weibliche 25,6. Soziale Zustände können als gesund nicht angesehen werden, die eine normale Befriedigung der Naturtriebe verhindern und zu Uebeln, wie die gekennzeichneten führen.

Es entsteht nun die Frage: Hat die gegenwärtige Gesellschaft die Anforderungen an eine vernünftige Lebensweise der Menschen, insbesondere des weiblichen Geschlechts erfüllt? Und falls sie verneint wird, entsteht die andere Frage: Kann sie dieselben erfüllen? Müssen beide Fragen verneint werden, so entsteht die dritte: Wie können dieselben erfüllt werden?

„Ehe und Familie sind die Grundlagen des Staats, wer daher Ehe und Familie angreift, greift die Gesellschaft und den Staat an und untergräbt beide", rufen die Vertheidiger der heutigen Ord-

nung. Nun ist die monogamische Ehe, die ein Ausfluß der bürgerlichen Erwerbs- und Eigenthumsordnung ist, unbestreitbar eine der wichtigsten Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft, aber ob diese Ehe den natürlichen Bedürfnissen und einer gesunden Entwicklung der menschlichen Gesellschaft entspricht, ist eine andere Frage. Wir werden zeigen, daß die auf den bürgerlichen Eigenthumsverhältnissen basirte Ehe mehr oder weniger Zwangsehe ist, die zahlreiche Uebelstände mit sich führt, und vielfach ihren Zweck nur unvollkommen oder gar nicht erreicht. Wir werden ferner zeigen, daß sie eine soziale Einrichtung ist, die für Millionen unerreichbar bleibt, und keineswegs jene auf freier Liebeswahl beruhende Ehe ist, die einzig und allein dem Naturzweck entspricht, wie ihre Lobredner behaupten.

Mit Bezug auf die heutige Ehe ruft John Stuart Mill: „Die Ehe ist die einzige wirkliche Leibeigenschaft, welche das Gesetz kennt." Nach der Auffassung Kants bilden Mann und Frau erst den ganzen Menschen. Auf der normalen Verbindung der Geschlechter beruht die gesunde Entwicklung des Menschengeschlechts. Die naturgemäße Befriedigung des Geschlechtstriebs ist eine Nothwendigkeit für die tüchtige physische und geistige Entwicklung des Mannes wie der Frau. Aber der Mensch ist kein Thier, und so genügt ihm für die vollkommenere Befriedigung seines energischsten und ungestümsten Triebes die blos physische Stillung nicht, er verlangt auch die geistige Anziehungskraft und Uebereinstimmung mit dem Wesen, mit dem er eine Verbindung eingeht. Ist diese nicht vorhanden, so vollzieht sich die geschlechtliche Vermischung rein mechanisch, und man nennt eine solche Verbindung eine unsittliche. Sie genügt nicht höheren menschlichen Anforderungen, denn nur in der gegenseitigen Zuneigung zweier Menschen verschiedenen Geschlechts kann die geistige Veredelung eines auf rein physischen Gesetzen beruhenden Verhältnisses erblickt werden. Der höherstehende Mensch verlangt, daß die beiderseitige Anziehungskraft auch über die Vollziehung des Geschlechtsaktes hinaus dauere und feine veredelnde Wirkung auf das, aus der beiderseitigen Verbindung entsprießende Lebewesen ausdehne.* Die Thatsache, daß

* „Die Stimmungen und Gefühle, mit denen zwei Gatten sich nahen, üben unzweifelhaft einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Wirkung des Geschlechtsaktes aus und übertragen gewisse Charaktereigenschaften auf das

diese Ansprüche an unzählige Ehen in der heutigen Gesellschaft nicht gestellt werden können, veranlaßte auch Varnhagen von Ense zu sagen: „Was wir in dieser Art vor Augen hatten, sowohl von geschlossenen, als von noch zu schließenden Ehen, war nicht gemacht, uns von solcher Verbindung einen guten Begriff zu geben; im Gegentheil, die ganze Einrichtung, der nur Liebe und Achtung zu Grunde liegen sollte, und die wir in allen diesen Beispielen (in Berlin. D. V.) eher auf alles andere gegründet sahen, wurde uns gemein und verächtlich, und wir stimmten schreiend in den Spruch von Friedrich Schlegel ein, den wir in den Fragmenten des „Athenäums" lasen: Fast alle Ehen sind Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen nach allen geistigen und weltlichen Rechten darin besteht, daß mehrere Personen nur eine werden sollen."* Das ist also ganz im Sinne Kants gedacht.

Die Verpflichtung gegen und die Freude an der Nachkommenschaft machen das Liebesverhältniß zweier Menschen, wenn ein solches wirklich vorhanden ist, zu einem dauernden. Ein Paar, das in ein Eheverhältniß treten will, muß sich also in erster Linie darüber klar sein, ob die beiderseitigen physischen und moralischen Eigenschaften sich zu einer solchen Verbindung eignen. Die Antwort müßte aber auch unbeeinflußt erfolgen können. Das kann wieder nur geschehen, erstens: durch die Fernhaltung jedes anderen Interesses, das mit dem eigentlichen Zweck der Verbindung, Befriedigung des Naturtriebs und Fortpflanzung des eigenen Wesens in der Fortpflanzung der Rasse, nichts zu thun hat; zweitens, durch ein Maß von Einsicht, das die blinde Leidenschaft zügelt. Da aber beide Bedingungen, wie nachzuweisen sein wird, in der gegenwärtigen Gesellschaft in ungemein zahlreichen Fällen fehlen, so ergiebt sich daraus, daß die heutige Ehe vielfach entfernt ist, ihren wahren Zweck zu erfüllen, und daß es daher nicht gerechtfertigt ist, sie, wie es geschieht, als eine Art idealer Institution hinzustellen.

werdende Wesen." Dr. Elisabeth Blackwell: „The moral education of the young in relation to sex." Siehe auch Goethes „Wahlverwandtschaften", der dort deutlich schildert, welche Wirkung die Gefühle ausüben, die zwei Menschen zu intimem Umgang führen.

* Denkwürdigkeiten, I. Band, S. 239. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Wie groß die Zahl der Ehen ist, die von ganz anderen Anschauungen aus, als den dargelegten, geschlossen wird, läßt sich statistisch natürlich nicht beweisen. Die Betheiligten sind interessirt, ihre Ehe vor der Welt anders erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit ist. Es besteht auf diesem Gebiet ein Zustand der Heuchelei, wie er, in ähnlichem Maße, keiner früheren Gesellschaftsperiode eigenthümlich war. Und der Staat, der politische Repräsentant dieser Gesellschaft, hat kein Interesse nur versuchsweise Untersuchungen anzustellen, deren Resultat die Gesellschaft, die seine Grundlage bildet, in ein bedenkliches Licht setzten. Die Maximen, die der Staat selbst in Bezug auf die Verehelichung großer Kategorien seiner Beamten und Diener verfolgt, vertragen das Anlegen jenes Maßstabes nicht, der angeblich der Ehe zu Grunde liegen soll.

Die Ehe soll, darin stimmen auch die bürgerlichen Idealisten überein, eine Verbindung sein, die zwei Menschen nur aus gegenseitiger Liebe eingehen, um ihren Naturzweck zu erreichen. Dieses Motiv ist aber in den seltensten Fällen gegenwärtig rein vorhanden. Von der großen Mehrzahl der Frauen wird die Ehe als eine Art Versorgungsanstalt angesehen, in die sie um jeden Preis eintreten müssen. Umgekehrt betrachtet auch ein großer Theil der Männerwelt die Ehe von dem reinen Geschäftsstandpunkt aus, und werden aus materiellen Gesichtspunkten alle Vortheile und Nachtheile genau abgewogen und berechnet. Und selbst in die Ehen, für die niedrige egoistische Motive nicht maßgebend waren, bringt die rauhe Wirklichkeit so viel Störendes und Auflösendes, daß nur in seltenen Fällen die Hoffnungen erfüllt werden, welche die Eheschließenden in ihrem jugendlichen Enthusiasmus und Liebesfeuer erwarten.

Das ist nur zu natürlich. Soll die Ehe für beide Gatten ein befriedigendes Zusammenleben gewähren, so erfordert sie, neben der gegenseitigen Liebe und Achtung, die Sicherung der materiellen Existenz, das Vorhandensein desjenigen Maßes von Lebensnothwendigkeiten und Annehmlichkeiten, das die Gatten für sich und ihre Kinder glauben nothwendig zu haben. Die schwere Sorge, der harte Kampf um das Dasein, sind der erste Nagel zum Sarge ehelicher Zufriedenheit und ehelichen Glücks. Die Sorge wird aber um so größer, je fruchtbarer die eheliche Gemeinschaft sich erweist, also in je höherem Grade die Ehe ihren Zweck erfüllt. Der Bauer z. B. ist vergnügt über jedes Kalb, das seine Kuh ihm bringt, er zählt mit Behagen

die Zahl der Jungen, die ein Mutterschwein ihm wirft, und berichtet mit Befriedigung das Ereigniß seinen Nachbarn, aber derselbe Bauer blickt düster, wenn seine Frau ihm zu der Zahl seiner Sprößlinge, die er ohne zu schwere Sorge glaubt erziehen zu können — und groß darf sie nicht sein — einen neuen Zuwachs schenkt, um so düsterer, wenn das Neugeborene das Unglück hat, ein Mädchen zu sein. —

Wir werden nun zeigen, wie überall sowohl die Eheschließungen wie die Geburten vollständig von den ökonomischen Zuständen beherrscht werden. Am klassischsten zeigt sich dieses in Frankreich. Dort herrscht auf dem Lande vorwiegend das Parzellensystem. Grund und Boden unter eine gewisse Grenze zerstückelt, ernährt eine Familie nicht mehr. Der gesetzlich zulässigen unbegrenzten Theilbarkeit des Grund und Bodens wirkt der französische Bauer dadurch entgegen, daß er selten mehr als zwei Kindern das Leben giebt, daher das berühmt und berüchtigt gewordene Zweikindersystem, das in Frankreich zur sozialen Institution sich ausgebildet hat, und zum Schrecken der Staatslenker die Bevölkerung fast stationär erhält, ja in vielen Provinzen sogar einen erheblichen Rückgang derselben verursachte. Die Zahl der Geburten fällt in Frankreich stetig, aber nicht blos in Frankreich, sondern in den meisten Kulturstaaten. Es drückt sich darin eine Entwicklung unserer sozialen Zustände aus, die den herrschenden Klassen zu denken geben sollte. In Frankreich wurden 1881 937 057 Kinder geboren, aber 1890 nur noch 838 059, die Geburten blieben also im Jahre 1890 gegen das Jahr 1881 um 98 998 zurück. Charakteristisch aber ist, daß die Zahl der unehelichen Geburten, die in Frankreich im Jahre 1881 70 079 betrug und im Jahre 1884 mit 75 754 in der Periode von 1881 bis 1890 den höchsten Stand erreichte, 1890 immer noch 71 086 Köpfe stark war, so daß die ganze Verminderung der Geburten ausschließlich auf die ehelichen fiel. Diese Abnahme der Geburten, und wir setzen hinzu, auch der Eheschließungen, wie nachgewiesen werden wird, ist ein Charakteristikum, das durch das ganze Jahrhundert sich bemerkbar macht. Es fielen in Frankreich Geburten auf je 10 000 Einwohner im Jahre:

1801	333	1841	282	1868	269
1821	307	1851	270	1886	230
1831	303	1856	261	1890	219

Das ist eine Abnahme der Geburten im Jahre 1890 gegen 1801 um 114 auf je 10 000 Einwohner. Man kann sich vorstellen, daß dieses Resultat den französischen Staatsmännern und Sozialpolitikern große Kopfschmerzen bereitet. Aber Frankreich steht in dieser Beziehung nicht allein. Deutschland weist seit geraumer Zeit eine ähnliche Erscheinung auf. In Deutschland kamen Geburten auf je 10 000 Einwohner im Jahre:

1869	406	1883	358
1876	403	1887	369
1880	390	1890	357

Also auch Deutschland zeigt in einem Zeitraum von nur 21 Jahren eine Abnahme der Geburten um 49 auf je 10 000 Einwohner, und die Mehrzahl der übrigen Staaten Europas zeigt uns ein ähnliches Bild. So kamen Lebendgeborene auf je 10 000 Einwohner in den

Staaten	Im Zeitraume von 1865—1867	und 1886—1888	Abnahme	Zunahme
Irland	262	231	31	—
Schottland	353	313	40	—
England u. Wales	353	314	39	—
Niederlande	388	344	44	—
Belgien	320	293	27	—
Schweiz	320	278	42	—
Oesterreich	374	380	—	6
Ungarn	399	445	—	46
Italien	378	371	7	—
Schweden	320	297	23	—
Norwegen	344	308	36	—*

Die Abnahme der Geburten ist also ziemlich allgemein, sie ist nur in Frankreich unter allen europäischen Staaten am stärksten. In dem Zeitraum von 1886 bis 1888 hatte Frankreich auf je 1000 Einwohner durchschnittlich 23,9 Geburten, England 32,9, Preußen 41,27 und Rußland 48,8.

Die angeführten Thatsachen zeigen, daß die Geburt eines Menschen, „Gottes Ebenbild", wie die Religiösen sagen, allgemein viel unterwerthiger taxirt wird, als ein neugeborenes Hausthier,

* Levasseur: Ueber die Bevölkerung Frankreichs.

das zeigt aber den unwürdigen Zustand, in dem wir uns befinden, und es ist vorzugsweise das weibliche Geschlecht, das darunter leidet. In mancher Beziehung unterscheiden sich unsere Anschauungen wenig von jener barbarischer Völker. Bei jenen wurden Neugeborene häufig getödtet, und insbesondere traf dieses Schicksal die Mädchen, und manche halbwilde Völker halten es heute noch so. Wir tödten sie nicht mehr, dafür sind wir zu zivilisirt, aber sie werden nur zu oft als Parias in der Gesellschaft und in der Familie behandelt. Der stärkere Mann drängt sie überall im Kampfe um das Dasein zurück, und nehmen sie dennoch, getrieben von der Liebe zum Leben, den Kampf auf, so werden sie als unliebsame Konkurrentinnen von dem stärkeren Geschlecht mit Haß verfolgt. Insbesondere sind es die Männer in den höheren Schichten unserer Gesellschaft, die gegen die weibliche Konkurrenz am erbittertsten sind und sie am heftigsten bekämpfen. Daß Arbeiter den Ausschluß der Frauenarbeit aus Prinzip fordern, kommt nur ganz ausnahmsweise vor. Als ein solcher Antrag im Jahr 1877 auf einem französischen Arbeiterkongreß gestellt wurde, erklärte sich die große Mehrheit dagegen. Seitdem hat gerade unter den klassenbewußten Arbeitern aller Länder die Auffassung, daß die Arbeiterinnen gleichberechtigte Wesen sind, gewaltige Fortschritte gemacht, wie das insbesondere die Beschlüsse des internationalen Arbeiterkongresses zu Paris im Jahre 1889 zeigten. Der klassenbewußte Arbeiter weiß, daß die gegenwärtige ökonomische Entwicklung die Frau zwingt, sich zum Konkurrenten des Mannes aufzuwerfen, er weiß aber auch, daß die Frauenarbeit zu verbieten ebenso unsinnig wäre wie ein Verbot der Anwendung von Maschinen, und so trachtet er darnach, die Frau über ihre Stellung in der Gesellschaft aufzuklären, und sie zur Mitkämpferin in den Befreiungskämpfen des Proletariats gegen den Kapitalismus zu erziehen. Allerdings wird bei der immer stärker werdenden Anwendung der Frauenarbeit in Landwirthschaft, Industrie, Verkehr und Handwerk das Familienleben des Arbeiters zerstört, und nimmt die Degenerirung des weiblichen Geschlechts unter dem Doppeljoch der Arbeit für die Existenz und der Erfüllung häuslicher Pflichten rapide zu. Daher das Bestreben, die Frau von Arbeiten, die dem weiblichen Organismus besonders nachtheilig sind, durch gesetzliche Bestimmungen fern zu halten, und ihr durch Schutzgesetze besondere Fürsorge als Mutter und Erzieherin der Kinder angedeihen zu lassen. Andererseits zwingt der

Existenzkampf die Frauen, in immer größerer Zahl sich gewerblicher und industrieller Arbeit zuzuwenden, und insbesondere ist es die verheirathete Frau, die den schmalen Verdienst des Ehemannes durch ihre Arbeit erhöhen muß und sie ist dem Unternehmer besonders angenehm.*

Die heutige Gesellschaft ist zweifellos kultivirter als jede frühere, und die Frau steht dementsprechend höher, aber die Auffassung in Bezug auf das Verhältniß der beiden Geschlechter ist im Grunde dieselbe geblieben. Professor L. von Stein veröffentlichte eine Schrift: „Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie", die, beiläufig bemerkt, wenig ihrem Titel entspricht, in der er ein poetisch gefärbtes Gemälde der heutigen Ehe giebt, wie sie angeblich sein soll. Nun in diesem Gemälde zeigt sich die unterthänige Stellung der Frau gegenüber dem „Löwen" Mann. Stein schreibt unter Anderem: „Der Mann will ein Wesen, das ihn nicht blos liebt, das ihn auch versteht. Er will Jemanden, dem nicht blos das Herz für ihn schlägt, sondern dessen Hand ihm auch die Stirne glättet, das in seiner Erscheinung den Frieden, die Ruhe, die Ordnung, die stille Herrschaft über sich selbst und die tausend Dinge ausstrahlt, zu denen er täglich zurückkehrt; er will Jemanden, der um alle diese Dinge jenen unaussprechlichen Duft der Weiblichkeit verbreitet, der die belebende Wärme für das Leben des Hauses ist."

In diesem Lobgesang auf die Frau verbirgt sich ihre Erniedrigung und der niedrigste Egoismus des Mannes. Der Herr Professor malt die Frau als ein duftiges Wesen, das dabei mit der nöthigen praktischen Rechenkunst ausgestattet, das Soll und Haben der Wirthschaft im Gleichgewicht zu erhalten versteht, und im Uebrigen zephirartig, wie holder Frühling, um den Herrn des Hauses,

---

* „Herr E., ein Fabrikant, unterrichtet mich, daß er ausschließlich Frauen bei seinen mechanischen Webstühlen beschäftigt; er gebe verheiratheten Frauen den Vorzug, besonders solchen mit Familien zu Hause, die von ihnen für den Unterhalt abhängen; sie sind viel aufmerksamer und gelehriger als unverheirathete, und zur äußersten Anstrengung ihrer Kräfte gezwungen, um die nothwendigen Lebensmittel beizuschaffen. So werden die Tugenden, die eigenthümlichen Tugenden des weiblichen Charakters zu seinem Schaden verkehrt — so wird alles Sittliche und Zarte ihrer Natur zum Mittel ihrer Sklaverei und ihres Leidens gemacht." Rede des Lord Ashley über die Zehnstunden-Bill, 1844. Karl Marx: „Das Kapital", 2. Auflage.

den gebietenden Löwen, schwebt, um ihm jeden seiner Wünsche an den Augen abzusehen, und ihm mit der kleinen weichen Hand die Stirne zu glätten, die er, der „Herr des Hauses", vielleicht im Brüten über seine eigenen Dummheiten runzelte. Kurz, der Herr Professor schildert eine Frau und eine Ehe, wie unter hundert kaum eine vorhanden ist und vorhanden sein kann. Von den vielen Tausenden unglücklicher Ehen, und der großen Zahl der Frauen, die nie dazu kommen, eine Ehe zu schließen, wie von den Millionen, die neben dem Ehegatten als Lastthiere von früh bis spät zu sorgen haben und sich abrackern müssen, um das bischen Brot für den laufenden Tag zu erwerben, sieht und weiß der gelehrte Herr nichts. Bei allen diesen Armen streift die herbe, rauhe Wirklichkeit die poetische Färbung leichter ab, als die Hand den Farbenstaub von den Flügeln des Schmetterlings. Ein Blick auf jene ungezählten Dulderinnen würde dem Herrn Professor sein poetisch gefärbtes Gemälde arg zerstört und ihm das Konzept verdorben haben. Die Frauen, die er sieht, bilden nur eine winzige Minorität, und daß diese gerade auf der Höhe ihrer Zeit stehen, möchten wir bezweifeln.

Ein viel zitirter Satz lautet: „Der beste Maßstab für die Kultur eines Volkes ist die Stellung, welche die Frau in ihm einnimmt." Wir lassen das gelten, aber es wird sich zeigen, daß unsere so gerühmte Kultur noch nicht weit her ist. In seiner Schrift: „Die Hörigkeit der Frau" — der Titel charakterisirt die Auffassung, die der Verfasser von der heutigen Stellung der Frau hat — äußert John Stuart Mill: „Das Leben der Männer ist häuslicher geworden. Die steigende Zivilisation legt dem Manne gegen die Frau mehr Fesseln an." Das ist bedingt richtig. Insofern zwischen Mann und Frau ein aufrichtiges, eheliches Verhältniß besteht, mag er gelten, aber es ist zu bezweifeln, ob er nur eine starke Minderheit trifft. Der verständige Mann wird es für sich selbst von Vortheil erachten, daß die Frau mehr aus dem engen Kreis der häuslichen Thätigkeit in das Leben tritt und mit den Zeitströmungen vertraut wird. Die „Fesseln", die er sich damit auferlegt, drücken ihn nicht. Dagegen entsteht die Frage, ob das moderne Leben nicht Faktoren in das Eheleben einführte, die in höherem Grade als früher die Ehe zerstören.

Die Einehe ist von Anfang an Gegenstand materieller Spekulation geworden. Der Mann, der heirathet, trachtet auch darnach, mit der Frau Eigenthum zu erheirathen, und dieses war mit der

vornehmste Grund, daß die Töchter, nachdem man sie anfangs vom Erbe ausgeschlossen, als die Vaterfolge maßgebend wurde, bald das Erbrecht erlangten. Aber nie war die Ehe in früherer Zeit in so zynischer Weise, sozusagen auf offenem Markte, Gegenstand der Spekulation und bloßes Geldgeschäft wie heute. Gegenwärtig wird der Eheschacher in den besitzenden Klassen — für die nichtbesitzenden hat er keinen Sinn — sehr häufig mit einer Schamlosigkeit betrieben, daß die stetig wiederholte Phrase von der „Heiligkeit" der Ehe als purer Hohn erscheint. Diese Erscheinung hat allerdings, wie Alles, ihren zulänglichen Grund. In keiner früheren Zeit wurde es der großen Mehrzahl der Menschen schwerer, sich zu einem den allgemeinen Begriffen entsprechenden Wohlstand empor zu schwingen, als gegenwärtig; zu keiner Zeit war aber auch das berechtigte Streben nach menschenwürdiger Existenz und nach Lebensgenuß so allgemein als jetzt. Wer das gesteckte Ziel nicht erreicht, empfindet dies um so schwerer, weil Alle das gleiche Recht zu genießen zu haben glauben. Formell besteht kein Stände- und Klassenunterschied. Jeder will erlangen, was er, nach seiner Lebenslage, als erstrebenswerthes Ziel ansieht, um zum Genuß zu kommen. Aber Viele fühlen sich berufen und Wenige sind auserwählt. Damit in der bürgerlichen Gesellschaft Einer in Behaglichkeit leben kann, müssen zwanzig Andere darben. Und damit Einer in allen Genüssen schwelgen kann, müssen Hunderte oder Tausende auf Lebensglück verzichten. Aber Jeder will zu dieser Minorität der Begünstigten gehören und ergreift jedes Mittel, das ihn zum Ziel zu führen scheint, vorausgesetzt, daß er sich nicht zu stark kompromittirt. Eines der bequemsten und naheliegendsten Mittel, die bevorzugte soziale Position zu erreichen, ist die Geldehe. Das Verlangen, möglichst viel Geld zu erlangen, auf der einen, und die Sehnsucht nach Rang, Titeln und Würden auf der anderen Seite, findet auf diese Weise in den sogenannten höheren Schichten der Gesellschaft seine gegenseitige Befriedigung. Hier wird die Ehe meist als Geschäft angesehen, sie ist rein konventionelles Band, das beide Theile äußerlich respektiren, während im Uebrigen häufig jeder Theil nach seinen Neigungen handelt. Die Ehe aus Politik in den höchsten Kreisen sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. In diesen Ehen hat auch in der Regel, und zwar wieder für den Mann in weit höherem Grade als für die Frau, stillschweigend das Privilegium bestanden, sich nach Laune und Bedürfniß außerehelich schadlos zu halten.

Es gab Perioden in der Geschichte, in denen es für einen Fürsten zum guten Ton gehörte, Maitressen zu unterhalten; es war eines der fürstlichen Attribute. So unterhielt, nach Scherr, der sonst als solid bekannte Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1713—1740) wenigstens zum Schein mit einer Generalin ein Verhältniß. Allgemein dagegen ist bekannt, daß z. B. August der Starke, König von Polen und Sachsen, an 300 unehelichen Kindern das Leben gab, und König Viktor Emanuel von Italien, der ré galantuomo, 32 uneheliche Kinder hinterließ. Gegenwärtig existirt noch eine romantisch gelegene kleine deutsche Residenz, in der sich ungefähr ein Dutzend der reizendsten Villen befinden, die der betreffende „Landesvater" seinen abgedankten Maitressen als Ruhesitze erbauen ließ. Ueber dieses Kapitel ließen sich dicke Bücher schreiben, wie auch bekanntlich eine umfängliche Bibliothek über diese pikanten Dinge vorhanden ist.

Die interne Geschichte der meisten europäischen Fürstenhöfe und Adelsfamilien ist für jeden Wissenden eine fast ununterbrochene Chronique scandaleuse, und sie wurde nicht selten durch Verbrechen schlimmster Art befleckt. Gegenüber solchen Thatsachen ist es denn allerdings recht nöthig, daß Geschichte malende Sykophanten die „Legitimität" der verschiedenen sich folgenden „Landesväter und Landesmütter" nicht nur unbezweifelt lassen, sondern auch sich bemühen, alle als Muster häuslicher Tugenden, als treue Ehemänner und gute Familienväter darzustellen. Die Auguren sind noch nicht ausgestorben und sie leben noch heute, wie die römischen, von der Unwissenheit der Massen.

In jeder größeren Stadt giebt es bestimmte Orte und Tage, an denen die höheren Klassen wesentlich zu dem Zweck zusammentreffen, um den Abschluß von Ehen zu befördern. Diese Zusammenkünfte werden deshalb sehr passend die „Ehebörse" genannt. Denn wie an der Börse, so spielen auch hier Spekulation und Schacher die Hauptrolle, und bleiben Betrug und Schwindel nicht aus. Mit Schulden überladene Offiziere, die aber einen alten Adelstitel präsentiren können, durch die Debauche brüchig gewordene Roués, die im ehelichen Hafen die ruinirte Gesundheit wieder herstellen möchten und einer Pflegerin bedürfen, Fabrikanten, Kaufleute, Banquiers, die vor dem Bankerott und nicht selten vor dem Zuchthaus stehen und gerettet werden wollen, endlich Alle, die nach Erlangung oder Vermehrung von Geld und Reichthum trachten, erscheinen neben Beamten,

die Aussicht auf Avancement besitzen, einstweilen aber in Geldnöthen sind, als Kunden auf diesen Börsen und schließen den Ehehandel ab. Und dabei ist es oft genug einerlei, ob die künftige Frau jung oder alt, hübsch oder häßlich, grade oder buckelig, gebildet oder ungebildet, fromm oder frivol, Christin oder Jüdin ist. Lautete nicht der Ausspruch eines sehr berühmten Staatsmannes: „Eine Ehe zwischen einem christlichen H. und einer jüdischen St. ist sehr empfehlenswerth"?* Das bezeichnender Weise dem Pferdestall entnommene Bild findet, wie die Erfahrung lehrt, in den hohen Kreisen unserer Gesellschaft lebhaften Beifall. Das Geld gleicht alle Schäden aus und wiegt alle Untugenden auf. Das deutsche Strafgesetzbuch (§§ 180 und 181) bestraft die Kuppelei mit schwerer Zuchthausstrafe, aber wenn Eltern, Vormünder und Verwandte ihre Kinder, Mündel oder Anverwandte an einen ungeliebten Mann oder an eine ungeliebte Frau für das Leben verkuppeln, nur des Geldes, des Gewinnes, des Ranges, kurz äußerer Vortheile wegen, findet sich kein Staatsanwalt, der eingreifen kann und doch liegt ein Verbrechen vor. Es giebt zahlreiche, wohl organisirte Heirathsbureaus und Kuppler und Kupplerinnen aller Art, die auf Beute ausgehen und die Kandidaten und Kandidatinnen für den „heiligen Stand der Ehe" suchen. Solche Geschäfte sind besonders profitabel, wenn sie für die Glieder der höheren Stände „arbeiten". 1878 fand in Wien ein Kriminalprozeß gegen eine Kupplerin wegen Giftmischerei statt, der mit ihrer Verurtheilung zu fünfzehn Jahren Zuchthaus endete; aber in demselben wurde festgestellt, daß der frühere französische Gesandte in Wien, Graf Banneville, für die Beschaffung seiner Frau diesem Weibe 22 000 fl. Kuppellohn bezahlte. Andere Mitglieder der hohen Aristokratie wurden ebenfalls in diesem Prozeß aufs Schwerste kompromittirt. Offenbar ließen gewisse staatliche Organe das Weib in seinem dunklen und verbrecherischen Treiben Jahre lang gewähren. Das Warum dürfte nach dem Mitgetheilten nicht zweifelhaft sein. Aus der deutschen Reichshauptstadt erzählt man sich ähnliche Geschichten. Besonderer Gegenstand des Eheschachers sind seit einer Reihe Jahren für den geldbedürftigen europäischen Adel die Töchter und Erbinnen der reichen nordamerikanischen Bourgeoisie, die ihrerseits wieder Bedürfniß nach Rang und Würden haben, die es in ihrer amerikanischen Heimath nicht giebt. Ueber dieses Treiben giebt

* Siehe: „Fürst Bismarck und seine Leute", von Busch.

charakteristische Aufschlüsse eine Reihe von Veröffentlichungen, die im Herbst 1889 ein Theil der deutschen Presse brachte. Darnach hatte ein adeliger Industrieritter, der in Kalifornien hauste, sich als Eheagent in deutschen und österreichischen Zeitungen empfohlen. Die Anerbietungen, die er erhielt, zeigen zur Genüge, welche Auffassung über die „Heiligkeit" der Ehe und ihre „ethische" Seite in den betreffenden Kreisen herrschen. Zwei preußische Gardeoffiziere, beide, wie sie selbst sagen, dem ältesten preußischen Adel angehörend, erklärten, daß sie auf die Heirathsanerbietungen einzugehen bereit seien, weil sie, wie sie offenherzig erklärten, zusammen über 60 000 Mark Schulden hätten. In ihrem Schreiben an den Kuppler sagen sie wörtlich: „Es ist selbstverständlich, daß wir kein Geld im Voraus bezahlen. Ihre Remuneration erhalten Sie nach der Hochzeitsreise. Empfehlen Sie uns nur Damen, gegen deren Familien kein Anstand erhoben werden kann. Ebenso wäre es sehr erwünscht, mit Damen von möglichst einnehmendem Aeußern bekannt gemacht zu werden. Wenn verlangt, übergeben wir Ihrem Agenten, der uns die näheren Umstände erklären und Photographien 2c. zeigen wird, unsere Photographien für diskretionäre Zwecke. Wir betrachten die ganze Angelegenheit im vollsten Vertrauen als eine Sache der Ehre (!) und verlangen natürlich dasselbe von Ihnen. Wir erwarten baldigst Antwort durch ihren hiesigen Agenten, falls Sie einen solchen haben."

Berlin, Friedrichsstraße 107, Baron v. M . . . . . .
15. Dezember 1889. Arthur v. W . . . . . .

Auch ein österreichischer Adeliger, Karl Freiherr v. M. aus Göding in Mähren, ergriff die Gelegenheit, nach einer reichen amerikanischen Braut zu fischen und sandte zu diesem Zwecke folgenden Brief an das Schwindel-Bureau in San Francisco:

„Nach einem Inserat in den hiesigen Zeitungen sind Ihnen amerikanische Damen bekannt, die zu heirathen wünschen. Mit Bezug darauf stelle ich mich Ihnen zu Diensten, theile Ihnen jedoch mit, daß ich keinerlei Vermögen besitze. Ich bin von sehr altem Adel (Baron), 34 Jahre alt, ledig, war Kavallerie-Offizier und bin gegenwärtig im Eisenbahnbau beschäftigt. Es wäre mir angenehm, eine oder mehrere Photographien zu sehen, welche ich auf Ehrenwort wieder retournire. Sollten Sie meine Photographie benöthigen, so würde ich Ihnen dieselbe übersenden. Ich bitte Sie auch, mich wenn möglich das Nähere wissen zu lassen. Eine diesbezügliche baldige Antwort erwartend, verbleibe ich mit größter Achtung Ihr

Karl Freiherr v. M. — Göding, Mähren in Oesterreich, 29. November 1889."

Ein junger deutscher Adeliger, Hans v. H., schrieb aus London, er sei 5 Fuß 10 Zoll groß, von altadeliger Familie und im diplomatischen Dienst beschäftigt. Er machte das Geständniß, daß sein Vermögen durch unglückliche Wetten bei Pferderennen sehr zusammengeschmolzen sei, und er sich deshalb in die Nothwendigkeit versetzt sehe, Ausschau nach einer reichen Braut zu halten, um das Defizit decken zu können. Auch sei er bereit, sofort eine Reise nach den Vereinigten Staaten zu unternehmen.

Der erwähnte Industrieritter behauptete, außer vielen Grafen, Baronen u. s. w. hätten sich drei Prinzen und 16 Herzöge als Heirathskandidaten gemeldet. Aber nicht nur Adelige, auch Bürgerliche gelüstet es nach reichen Amerikanerinnen. So verlangte ein Architekt Max W. aus Leipzig eine Braut, die nicht nur Geld, sondern auch Schönheit und Bildung besitzen müsse. Aus Kehl am Rhein schrieb ein junger Fabrikbesitzer, Robert D., daß er sich mit einer Braut, die blos 400 000 Mark habe, zufrieden gebe und versprach im Voraus, sie glücklich zu machen. Aber wozu in die Ferne schweifen, liegt das Gute doch so nahe. Ein sehr patriotisches konservatives Blatt in Leipzig, das sich ganz besonders auch mit seiner christlichen Tendenz brüstet, hatte im Frühjahr 1894 eine Annonce, die lautete: „Ein Garde-Kavallerie-Offizier, große, schöne Erscheinung, von altem Adel, 27 Jahre alt, wünscht Finanzheirath. Adressen bitte lagernd Hauptpost in Dresden unter Graf v. W. I.". Gegen einen Menschen, der ein solch cynisches Anerbieten macht, ist die Straßendirne, die aus bitterer Noth ihr Gewerbe betreibt, ein Ausbund von Anstand und Tugend. Aehnliche Annoncen findet man aber fast Tag für Tag in den Zeitungen aller politischen Parteien, mit Ausnahme der sozialdemokratischen. Ein sozialdemokratischer Redakteur oder Expedient, der einer solchen oder ähnlichen Annonce Aufnahme in sein Blatt gewährte, würde als ehrlos aus seiner Partei ausgestoßen. Die bürgerliche Presse genirt solche Annoncen nicht, sie bringen Geld ein, und sie denkt wie Kaiser Vespasianus non olet (es riecht nicht). Das verhindert aber diese Presse nicht, gegen die ehezerstörerischen Tendenzen der Sozialdemokratie zu wüthen. Es hat nie ein heuchlerischeres Zeitalter gegeben als das unsere, und um das wieder einmal hervorzuheben, erwähnten wir die vorgeführten Beispiele.

Werbebüreaus für Heirathen sind heute die Annoncenblätter der meisten unserer Zeitungen. Wer immer, sei es Männlein oder Weiblein, unter der Hand nichts Passendes zur Heirath findet, vertraut sein Herzensbedürfniß frommen konservativen oder moralisch liberalen Zeitungen an, die für Geld und ohne gute Worte sorgen, daß die gleichgesinnten Seelen sich finden. Mit der Ausbeute eines einzigen Tages aus einer Anzahl der größeren Zeitungen ließen sich ganze Seiten füllen. Ab und zu kommt auch die interessante Thatsache zum Vorschein, daß man auf dem Wege der Annonce sogar Geistliche als Ehemänner zu erobern sucht und umgekehrt Geistliche nach einer Ehefrau angeln. Manchmal erbieten sich auch die Bewerber unter der Bedingung, daß die gesuchte Frau reich sei, einen Fehltritt zu übersehen. Kurz, die moralische Verkommenheit gewisser Kreise unserer Gesellschaft kann nicht besser als durch diese Art von Heirathsbewerbung an den Pranger gestellt werden.

Staat und Kirche spielen bei solch einer „heiligen Ehe" eine keineswegs hübsche Rolle. Mag der staatliche Beamte oder Geistliche, dem die Eheschließung obliegt, überzeugt sein, daß das vor ihm stehende Brautpaar durch die schmutzigsten Praktiken zu einander geführt wurde; mag es offenbar sein, daß beide weder nach ihrem Alter, noch nach ihren körperlichen oder geistigen Eigenschaften zu einander passen; mag z. B. die Braut zwanzig, der Bräutigam siebenzig Jahre alt sein oder umgekehrt; mag die Braut jung, schön, lebenslustig, der Bräutigam alt, mit Gebresten behaftet, mürrisch sein, den Vertreter des Staates oder der Kirche ficht es nicht an; sie haben nicht darnach zu fragen. Der Ehebund wird „gesegnet", und in der Regel mit um so größerer Feierlichkeit gesegnet, je reichlicher die Bezahlung für die „heilige Handlung" fließt.

Stellt sich aber nach einiger Zeit heraus, daß eine solche Ehe, wie Jedermann vorausgesehen, und das unglückliche Opfer, das in der Mehrzahl der Fälle die Frau ist, selbst vorausfah, eine höchst unglückliche wurde, und entschließt sich der eine Theil zur Trennung, dann erheben Staat wie Kirche, die vorher nicht fragen, ob wirkliche Liebe und natürliche, moralische Triebe das Band geknüpft, oder nackter, schmutziger Egoismus, die größten Schwierigkeiten. Jetzt wird als genügender Grund für die Trennung nur selten der moralische Abscheu angesehen, jetzt werden in der Regel handgreifliche Beweise verlangt, Beweise, die immer den einen Theil in der öffentlichen Meinung entehren oder herabsetzen, sonst wird die Trennung

nicht ausgesprochen. Daß die katholische Kirche die Ehescheidung überhaupt nicht zuläßt, es sei denn durch besonderen Dispens des Papstes, der sehr schwer zu erlangen ist und äußersten Falls sich nur zu einer Trennung von Tisch und Bett versteht, verschlimmert den Zustand, unter dem alle katholischen Bevölkerungen leiden. Deutschland hat die Aussicht, in nicht zu ferner Zeit ein das ganze Reich umfassendes Zivilrecht zu erlangen und da ist es sehr lehrreich für unsere Zeit, daß, obgleich der oberflächlichste Beobachter zu der Erkenntniß kommen muß, daß in keiner früheren Periode die unglücklichen Ehen so zahlreich waren als jetzt — was in unserer ganzen sozialen Entwicklung liegt, — der neue Entwurf für ein Zivilgesetzbuch dennoch die Ehescheidung wesentlich erschwert. Es bestätigt sich wieder die alte Erfahrung, eine im Zusammenbruch und im Auflösungsprozeß begriffene Gesellschaft sucht durch künstliche Mittel und Zwangsmaßnahmen sich aufrecht zu erhalten und über ihren Zustand hinwegzutäuschen. Im zerfallenden Römerreich suchte man durch staatliche Prämien die Eheschließung und die Kinderzeugung zu befördern. Im Deutschen Reich, dessen Gesellschaftsordnung unter einer ähnlichen Konstellation steht, wie einst das verfaulende Zäsarenreich, sucht man das immer häufiger werdende Verlangen nach Lösung von Ehen gewaltsam zu verhindern. Der Erfolg wird hier wie dort derselbe sein.

So bleiben also Menschen wider ihren Willen ihr Leben lang aneinander gekettet. Der eine Theil wird zum Sklaven des anderen und gezwungen, sich den intimsten Umarmungen des anderen Theils aus „ehelicher Pflicht" zu unterwerfen, die er vielleicht mehr verabscheut als Schimpfworte und schlechte Behandlung. Mit vollem Recht sagt Mantegazza:* „Es giebt wohl keine größere Tortur, als die, welche ein menschliches Leben zwingt, sich die Liebkosungen einer ungeliebten Person gefallen zu lassen. . . . ."

Wir fragen, ist eine solche Ehe — und es giebt deren unendlich viele — nicht schlimmer als Prostitution? Die Prostituirte hat bis zu einem gewissen Grade die Freiheit, sich ihrem schmählichen Gewerbe zu entziehen, und sie hat, wenn sie nicht in einem öffentlichen Hause lebt, das Recht, den Kauf der Umarmung desjenigen zurückzuweisen, der ihr aus irgend einem Grunde nicht zusagt. Aber eine verkaufte Ehefrau muß sich die Umarmungen ihres Mannes ge-

* Die Physiologie der Liebe.

fallen lassen, habe sie auch hundert Gründe ihn zu hassen und zu verachten.

Ist die Ehe von vornherein, mit Wissen beider Theile, als Geld- oder Standesehe geschlossen, dann liegt die Sache in der Regel etwas günstiger. Man akkommodirt sich gegenseitig und trifft einen modus vivendi. Man will keinen Skandal haben, und namentlich zwingt die Rücksicht auf die Kinder ihn zu vermeiden, obgleich es gerade die Kinder sind, die unter einem kalten, liebeleeren Leben der Eltern am meisten leiden, auch wenn dasselbe nicht in offene Feindschaft, in Zank und Hader übergeht; häufig akkommodirt man sich auch, um materiellen Schaden zu verhüten. In der Regel ist es der Mann, dessen Verhalten in der Ehe den Stein des Anstoßes bildet, das zeigen die Ehescheidungsprozesse. Kraft seiner Herrschaftsstellung weiß er sich anderwärts zu entschädigen, wenn ihm die Ehe nicht zusagt und er darin keine Befriedigung findet. Die Frau kann Abwege weit weniger betreten, einmal weil aus physiologischen Gründen, als empfangender Theil, das weit gefährlicher für sie ist, dann weil jede Uebertretung ehelicher Treue ihr als Verbrechen angerechnet wird, das weder der Mann noch die Gesellschaft verzeiht. Die Frau begeht allein einen „Fehltritt" — sie sei Ehefrau, Witwe oder Jungfrau — der Mann handelt im gleichen Falle höchstens „inkorrekt". Ein und dieselbe Handlung wird von der Gesellschaft total verschieden beurtheilt, je nachdem sie ein Mann oder eine Frau begeht, und die Frauen selbst urtheilen in der Regel über eine „gefallene" Schwester am härtesten und unbarmherzigsten.*

In der Regel wird die Frau nur in den Fällen schwerster männlicher Untreue oder Mißhandlung sich entschließen, die Scheidung zu beantragen, weil sie meist in einer materiell abhängigen Lebenslage sich befindet, und gezwungen ist, die Ehe als Versorgungsanstalt anzusehen; dann auch, weil sie als geschiedene Frau gesellschaftlich in keiner beneidenswerthen Lage sich befindet. Sie wird gesellschaftlich sozusagen als Neutrum angesehen und behandelt, falls nicht besondere Gründe den Umgang mit ihr wünschens-

---

* Alexander Dumas sagt sehr richtig in „Monsieur Alphonse": „Der Mann hat zwei Arten von Moral gemacht: eine für sich selbst, eine für das Weib; eine, die ihm die Liebe mit allen Frauen gestattet, und eine, die der Frau als Ersatz für ihre auf immer verlorene Freiheit die Liebe mit blos einem Mann gestattet."

werth erscheinen lassen. Gehen dennoch die meisten Ehescheidungsklagen von den Frauen aus, so ist dies ein Beweis, unter welch schwerer moralischer Tortur sie leiden. In Frankreich stellten die Frauen schon, bevor die neuere Ehescheidungsgesetzgebung in Kraft trat (1884), die weitaus meisten Anträge auf Trennung von Tisch und Bett. Auf Ehescheidung konnten sie gegen den Mann nur klagen, falls dieser die Frau, mit der er in intimem Umgang lebte, gegen den Willen der Ehefrau in die eheliche Wohnung aufnahm. So wurden Anträge auf Trennung von Tisch und Bett gestellt

	Durchschnittlich pro Jahr von Frauen	Durchschnittlich pro Jahr von Männern
von 1856—1861	1729	184
„ 1861—1866	2135	260
„ 1866—1871	2591	330*

Aber nicht allein stellten die Frauen die weitaus meisten Anträge, die Zahlen zeigen auch, daß dieselben von Periode zu Periode zunahmen.

Auch anderwärts zeigt sich, soweit uns zuverlässige Mittheilungen vorliegen, daß die Anträge auf Ehescheidung in der Mehrzahl der Fälle von der Frau ausgehen. Im Königreich Sachsen wurden in dem Zeitraum von 1860 bis 1868 im Ganzen 8402 Ehescheidungsklagen eingereicht, davon wurden von den Ehemännern beantragt 3537 = 42%, von den Ehefrauen 4865 = 58%.

In dem Zeitraum von 1871 bis 1878 wurden Ehescheidungsanträge gestellt in Sachsen:

Jahr	von Männern	von Frauen
1871	475	574
1872	576	698
1873	553	673
1874	643	697
1875	717	752
1876	722	839
1877	746	951
1878	754	994
Zusammen	5186	6158**

* L. Bridel: La Puissance Maritale. Lausanne 1879.

** v. Oettingen: Moralstatistik. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. Erlangen 1882.

Die Thatsache, daß durch die Ehescheidung die Frauen in der Regel am meisten geschädigt werden, verhinderte sie auch in Sachsen nicht, die meisten Anträge zu stellen. Die Gesammtzahl der Anträge auf Ehescheidung wuchs aber sowohl in Sachsen wie in Frankreich weit rascher als die Bevölkerung. In der Schweiz wurden im Jahre 1892 im Ganzen 1036 Ehescheidungsklagen erledigt. Von diesen hatte die Frau 493, der Mann 229, beide Ehegatten 314 veranlaßt.

Die Statistik belehrt uns aber nicht allein, daß die Frauen die meisten Anträge auf Ehescheidung stellen, sie belehrt uns auch, daß die Zahl der Ehescheidungen in rascher Zunahme begriffen ist. In Frankreich ist die Ehescheidung seit 1884 gesetzlich neu geregelt; und seitdem haben die Ehescheidungen von Jahr zu Jahr erheblich zugenommen. Es fielen Ehescheidungen in die Jahre:

1884	1657	1887	3636
1885	2477	1888	4708
1886	2950	1889	4786
	1890	5457	

In Wien fanden 1870 bis 1871 148 Ehescheidungen statt, sie stiegen Jahr für Jahr und beliefen sich 1878 bis 1879 auf 319 Fälle*. Aber in Wien, als einer überwiegend katholischen Stadt, sind Ehescheidungen sehr schwer durchzusetzen, nichtsdestoweniger machte schon Mitte der achtziger Jahre ein Wiener Richter die Aeußerung: „Die Klagen wegen gebrochener Ehe sind so häufig wie die wegen zerbrochener Fensterscheiben." In England und Wales kam 1867 eine Ehescheidung auf 1378 Ehen, aber im Jahre 1877 kam bereits eine auf 652 Ehen und im Jahre 1886 schon auf 527. In den Vereinigten Staaten betrug die Zahl der Ehescheidungen 1867 9937, 1886 aber bereits 25535. Im Ganzen betrug die Zahl der Ehescheidungen in dem Zeitraum von 1867 bis 1886 in den Vereinigten Staaten 328716, und zwar traf die Schuld an der Ehescheidung in 216176 Fällen den Mann und in 112540 Fällen die Frau.

In den Vereinigten Staaten kommen überhaupt relativ die meisten Ehescheidungen vor. Das Verhältniß, in dem im Zeitraum von 1867 bis 1886 Eheschließungen und Ehescheidungen standen,

---

* v. Oettingen: Moralstatistik. Dritte Auflage.

war in den Staaten, in welchen eine genaue Registrirung derselben gehandhabt wurde, folgendes: Es fanden statt im

Staat	Eheschließungen	Ehescheidungen	auf eine Ehescheidung fielen Eheschließungen
Connecticut . .	96 737	8542	11,32
Columbia . . .	24 065	1105	21,77
Massachusetts .	308 195	9853	31,28
Ohio	544 362	26367	20,65
Rhode Island .	49 593	4462	11,10
Vermont . . .	54 913	3238	19,95

In den anderen Staaten der Union, aus welchen weniger genaue Aufstellungen vorliegen, sind die Verhältnisse augenscheinlich dieselben. Die Gründe, warum in den Vereinigten Staaten die Ehescheidungen häufiger sind, als in jedem anderen Lande, dürften darin zu suchen sein, daß erstens die Ehescheidung leichter ist als in anderen Ländern, und zweitens, daß die Frauen in den Vereinigten Staaten eine weit unabhängigere Stellung einnehmen, als in jedem anderen Lande, und sich daher weniger tyranniſiren lassen von ihren Eheherren.

In Deutschland fiel eine rechtskräftig aufgelöste Ehe

in den Jahren	auf Einwohner	auf Ehen
1881—1885	8410	1430
1886	7585	1283
1887	7261	1237
1888	6966	1179
1889	7155	1211

Nach Dr. S. Wernicke kamen auf 1000 Eheschließungen Ehescheidungen in

	Belgien	Schweden	Frankreich
1841—1845	0,7	4,2	2,7
1846—1850	0,9	4,4	2,8
1851—1855	1,0	4,4	4,0
1856—1860	1,4	4,3	4,9
1861—1865	1,6	4,8	6,0
1866—1870	1,9	5,0	7,6
1871—1875	2,8	5,8	6,5
1876—1880	4,2	7,1	9,0

Es würde verkehrt sein, wollte man aus der großen Verschiedenheit der Zahlenhöhe zwischen den aufgeführten Ländern zu

Schlußfolgerungen über ihren verschiedenen „Moralzustand" kommen. Niemand wird behaupten wollen, daß die schwedische Bevölkerung doppelt oder dreifach mehr Neigung oder Ursachen zu Ehescheidungen habe als die belgische. In erster Linie ist die bezügliche Gesetzgebung ins Auge zu fassen, die in einem Lande die Ehescheidung erschwert, und sie in einem anderen bald mehr bald weniger erleichtert. In zweiter Linie kommt erst der Moralzustand in Betracht, d. h. ein Durchschnittsmaß von Gründen, das bald der Mann, bald die Frau als maßgebend für die Stellung eines Antrags auf Trennung ansieht. Aber alle diese Zahlen bestätigen: die Ehescheidungen wachsen weit rascher als die Bevölkerung, und sie wachsen, während die Eheschließungen fallen. Darüber weiter unten.

Ueber die Frage, wie sich die Ehescheidungsklagen auf die verschiedenen Schichten der Bevölkerung vertheilen, liegt uns nur eine Berechnung vor und zwar aus Sachsen, die aber schon aus dem Jahre 1851 herrührt.* Damals kamen auf 100 000 Ehen Anträge auf Scheidung aus dem Kreise:

der Dienstboten	289	oder	1	Klage	auf	346 Ehen,
der Tagelöhner	324	„	1	„	„	309 „
der Beamten	337	„	1	„	„	298 „
der Gewerbe- und Handeltreibenden	354	„	1	„	„	283 „
der Künstler und Wissenschaftler	485	„	1	„	„	206 „

Die Ehescheidungsanträge waren also in jenem Zeitraum in Sachsen, in den gesellschaftlich höher stehenden Schichten um 50 % häufiger als in den unteren Schichten.

Die wachsende Zahl der Ehescheidungen spricht dafür, daß die Eheverhältnisse im Allgemeinen immer ungünstiger werden, und die Faktoren sich vermehren, welche die Ehe zerstören. Andererseits sind sie wieder ein Beweis dafür, daß eine immer größere Zahl Ehegatten, namentlich Frauen, sich entschließen, das ihnen unerträglich dünkende Joch abzuschütteln.

Die ehelichen Uebel wachsen aber, und die Korrumpirung der Ehe nimmt zu in dem Maße, wie der Kampf ums Dasein sich verschärft und die Ehe immer mehr Geld- beziehentlich Kaufehe wird.

---

* v. Oettingen: Moralstatistik. Dritte Auflage.

Die wachsende Schwierigkeit, eine Familie zu unterhalten, bestimmt ferner Viele, auf die Ehe überhaupt zu verzichten, und so erscheint die Redensart, die Frau müsse in ihrer Thätigkeit auf das Haus beschränkt bleiben, sie müsse als Hausfrau und Mutter ihren Beruf erfüllen, immer mehr als gedankenlose Phrase. Andererseits müssen diese Zustände die außereheliche Befriedigung des Geschlechtsverkehrs begünstigen, und so vermehrt sich die Zahl der Prostituirten, während die Zahl der Eheschließenden sich vermindert; außerdem steigt die Zahl derer, die an unnatürlicher Befriedigung des Geschlechtstriebs krankt.

In den besitzenden Klassen sinkt die Frau nicht selten, ganz wie im alten Griechenland, zum bloßen Gebärapparat für legitime Kinder herab, zur Hüterin des Hauses oder zur Pflegerin des in der Debauche ruinirten Gatten. Der Mann unterhält zu seinem Vergnügen und für sein Liebesbedürfniß Hetären — bei uns Courtisanen oder Maitressen genannt — die in eleganten Wohnungen in den schönsten Stadtvierteln wohnen. Andere, deren Mittel ihnen keine Maitressen zu unterhalten gestatten, halten es in der Ehe wie vor der Ehe mit den Phrynen, für die ihr Herz mehr als für die Ehefrau schlägt; mit ihnen amüsiren sie sich, und ein Theil unserer Ehefrauen „in den besitzenden und gebildeten Klassen" ist so korrupt, daß er diese Unterhaltungen in der Ordnung findet.*

In den oberen und mittleren Klassen der Gesellschaft ist also die Geld- und Standesheirath die Hauptquelle der Uebel in der

* Bücher beklagt in seiner schon mehrfach von uns zitirten Schrift „Die Frauenfrage im Mittelalter" den Zerfall der Ehe und des Familienlebens; er verurtheilt die zunehmende Frauenarbeit in der Industrie, und verlangt die „Rückkehr" auf das „eigenste Gebiet der Frau", wo sie allein „Werthe" schaffe, ins Haus und in die Familie. Die Bestrebungen der modernen Frauenfreunde erscheinen ihm als „Dilettantismus", und er hofft schließlich, „daß man bald in richtigere Bahnen einlenke", ist aber offenbar außer Stande, einen erfolgreichen Weg zu zeigen. Das ist auch, vom bürgerlichen Standpunkt aus, unmöglich. Die Ehezustände, wie die Lage der gesammten Frauenwelt, sind nicht willkürlich geschaffen, sie sind das naturgemäße Produkt unserer gesellschaftlichen Entwicklung. Aber die Kulturentwicklung der Völker schießt keine Böcke und macht keine falschen Zirkelschlüsse, sondern vollzieht sich nach immanenten Gesetzen. Aufgabe des Kulturforschers ist es, diese Gesetze zu entdecken und, gestützt auf sie, den Weg zur Beseitigung der vorhandenen Uebel zu zeigen.

Ehe, aber die Ehe wird noch verderbt durch die Lebensweise dieser Klassen. Dies trifft insbesondere auch die Frau, die sich häufig dem Müßiggang oder korrumpirenden Beschäftigungen überläßt. Ihre geistige Nahrung besteht oft im Lesen zweideutiger Romane und in Zotenlektüre, im Sehen und Hören frivoler Theaterstücke, im Genusse sinnenkitzelnder Musik, in berauschenden Nervenstimulanzien, in der Unterhaltung über die nichtigsten Dinge oder über Skandalaffären der lieben Mitmenschen. Dabei jagt sie von einem Vergnügen in das andere, von einem Gastmahl zum anderen, und eilt im Sommer in die Bäder und Sommerfrischen, um sich von den Schwelgereien des Winters zu erholen und neue Unterhaltung zu finden. Die Chronique scandaleuse findet bei dieser Lebensweise ihre Rechnung; man verführt und läßt sich verführen. In den unteren Klassen ist die Geldehe in der Regel unbekannt, obgleich sie auch manchmal eine Rolle spielt. Keiner kann sich dem Einfluß der Gesellschaft, in der er lebt, ganz entziehen, und die gesellschaftlichen Zustände wirken auf die Lage der unteren Klassen besonders drückend ein. In der Regel heirathet der Arbeiter aus Neigung, aber an störenden Ursachen in der Ehe fehlt es nicht. Reicher Kindersegen schafft Sorgen und Mühen, nur zu oft kehrt die Noth ein. Krankheiten und Tod sind in den Arbeiterfamilien häufig gesehene Gäste. Arbeitslosigkeit treibt das Elend auf seinen Gipfel. Und wie vieles schmälert dem Arbeiter den Verdienst oder raubt ihm denselben zeitweilig ganz. Handels- und Industriekrisen machen ihn arbeitslos, die Einführung neuer Maschinen oder Arbeitsmethoden wirft ihn als überzählig aufs Pflaster, Kriege, ungünstige Zoll- und Handelsverträge, Einführung neuer indirekter Steuern, Maßregelung seitens der Unternehmer wegen Bethätigung seiner Ueberzeugungen u. s. w. vernichten seine Existenz oder schädigen sie schwer. Bald tritt das Eine, bald das Andere ein, wodurch er bald längere, bald kürzere Zeit ein Arbeitsloser, d. h. ein Hungernder wird. Unsicherheit ist die Signatur seiner Existenz. Treten solche Schicksalsschläge ein, so erzeugen sie Mißstimmung und Verbitterung, und im häuslichen Leben kommt diese Stimmung zunächst zum Ausbruch, wenn täglich, stündlich Anforderungen für das Allernothwendigste von Frau und Kindern gestellt werden, die der Mann nicht befriedigen kann. Aus Verzweiflung besucht er das Wirthshaus und sucht bei ordinärem Fusel Trost. Das letzte Geld wird verthan, Zank und Streit brechen aus. Der Ruin von Ehe und Familie ist da.

Nehmen wir ein anderes Bild. Beide, Mann und Frau, gehen auf Arbeit. Die Kinder sind sich selbst oder der Ueberwachung älterer Geschwister überlassen, die selbst der Ueberwachung und Erziehung bedürfen. In der Mittagstunde wird in fliegender Eile das sogenannte Mittagessen hinabgeschlungen, vorausgesetzt, daß die Eltern überhaupt Zeit haben nach Hause zu eilen, was in Tausenden von Fällen, wegen der Kürze der Pausen und der Entfernung der Arbeitsstätte von der Wohnung, nicht möglich ist; müde und abgespannt kehren Beide Abends heim. Statt einer freundlichen, anmuthenden Häuslichkeit finden sie eine enge, ungesunde Wohnung, die oft Luft und Licht entbehrt, und meist auch der nöthigsten Bequemlichkeiten. Die zunehmende Wohnungsnoth, mit den daraus erwachsenden entsetzlichen Mißständen, ist eine der dunkelsten Seiten unserer sozialen Ordnung, die zu zahlreichen Uebeln, zu Lastern und Verbrechen führt. Und die Wohnungsnoth wird in allen Städten und Industriebezirken mit jedem Jahre größer, und erfaßt mit ihren Uebeln immer weitere Schichten: kleine Gewerbetreibende, Beamte, Lehrer, kleine Kaufleute u. s. w. Die Frau des Arbeiters, die Abends müde und abgehetzt nach Hause kommt, hat jetzt von Neuem alle Hände voll zu thun; sie muß Hals über Kopf arbeiten, um nur das Nothwendigste in der Wirthschaft in Stand zu setzen. Die schreienden und lärmenden Kinder werden eiligst ins Bett gebracht, die Frau sitzt und näht und flickt bis in die späte Nacht. Die so nöthige geistige Unterhaltung und Aufrichtung fehlt ihr. Der Mann ist oft ungebildet und weiß wenig, die Frau noch weniger, das Wenige, was man sich zu sagen hat, ist rasch erledigt. Der Mann geht ins Wirthshaus und sucht dort die Unterhaltung, die ihm zu Hause fehlt; er trinkt, und ist es noch so wenig, was er verbraucht, für seine Verhältnisse ist es zu viel. Unter Umständen verfällt er dem Laster des Spiels, das auch in den höhern Kreisen der Gesellschaft viele Opfer fordert, und er verliert noch mehr als er vertrinkt. Unterdeß sitzt die Frau zu Hause und grollt; sie muß wie ein Lastthier arbeiten, für sie giebt es keine Ruhepause und Erholung; der Mann benutzt die Freiheit, die ihm der Zufall giebt, als Mann geboren zu sein. So entsteht die Disharmonie. Ist aber die Frau weniger pflichtgetreu, sucht sie am Abend, nachdem sie müde von der Arbeit heimgekehrt ist, eine berechtigte Erholung, dann geht die Wirthschaft rückwärts und das Elend ist doppelt groß. Ja wir leben in „der besten aller Welten".

Durch diese und ähnliche Umstände wird auch die Ehe des Proletariers immer mehr zerrüttet. Sogar günstige Arbeitszeiten üben ihren zersetzenden Einfluß, denn sie zwingen ihn zur Sonntag- und Ueberstundenarbeit, sie nehmen ihm die Zeit, die er für seine Familie noch übrig hatte. In unzähligen Fällen hat er Stunden bis zur Arbeitsstätte; die Mittagspause zum Heimweg zu benutzen, ist eine Unmöglichkeit; er steht Morgens mit dem Frühesten auf, wenn die Kinder noch im tiefsten Schlafe liegen, und kehrt erst am Abend spät, wenn sie bereits wieder in dem gleichen Zustand sich befinden, an den Herd zurück. Tausende, namentlich die Bauarbeiter in den größeren Städten, bleiben der weiten Entfernung wegen die ganze Woche von Hause fern, und kehren erst am Schluß derselben zu ihrer Familie zurück; und bei solchen Zuständen soll das Familienleben gedeihen. Nun nimmt aber auch die Frauenarbeit immer mehr überhand, insbesondere in der Textilindustrie, die ihre Tausende von Dampfwebstühlen und Spindelmaschinen von billigen Frauen- und Kinderhänden bedienen läßt. Hier hat sich das Verhältniß der Geschlechter und der Lebensalter umgekehrt. Frau und Kind gehen in die Fabrik, der brotlos gewordene Mann sitzt zu Hause und besorgt die häuslichen Verrichtungen. In Nordamerika, das bei seiner rapiden großen kapitalistischen Entwicklung alle Uebel europäischer Industriestaaten in viel größeren Dimensionen erzeugt, hat man für den Zustand, den dieses Verhältniß hervorrief, einen sehr charakteristischen Namen erfunden. Man nennt Industrieorte, die hauptsächlich Frauen beschäftigen, während die Männer zu Hause sitzen, she towns, wörtlich „Siestädte", Frauenstädte.

Die Zulassung der Frauen zu allen handgewerblichen Berufen ist heute allseitig zugestanden. Die bürgerliche Gesellschaft, stets nach Profit und Gewinn jagend, hat längst erkannt, welch ein vortreffliches Ausbeutungsobjekt die im Vergleich mit dem Manne sich leichter fügende und schmiegende und anspruchslosere Arbeiterin ist, und so ist die Zahl der Berufe und Beschäftigungsarten, in welchen Frauen als Arbeiterinnen Anwendung finden, eine mit jedem Jahre wachsende. Die Ausdehnung und Verbesserung der Maschinerie, die Vereinfachung des Arbeitsprozesses durch immer größere Arbeitstheilung, die wachsende Konkurrenz der Kapitalisten unter sich, wie der Konkurrenzkampf der verschiedenen auf dem Weltmarkt in Rivalität stehenden Industrieländer, begünstigen die immer weitere Anwendung der Frauenarbeit. Das ist eine Erscheinung, die in

allen modernen Industriestaaten gleichmäßig wahrgenommen wird. Aber in demselben Maße wie die Zahl der Arbeiterinnen sich vermehrt, wächst durch sie die Konkurrenz für die männlichen Arbeiter. Ein Industriezweig nach dem anderen, eine Arbeitsbranche nach der anderen wird von Arbeiterinnen besetzt, und diese verdrängen mehr und mehr die männlichen Arbeiter. Zahlreiche Aeußerungen in den Berichten der Fabrikinspektoren wie in den statistischen Angaben über die Beschäftigung von Arbeiterinnen bestätigen dieses.

Am schlimmsten ist die Lage der Frauen in denjenigen Gewerbezweigen, in welchen sie überwiegend beschäftigt sind, wie z. B. in der Bekleidungs- und Wäsche-Industrie, überhaupt in den Arbeitszweigen; in welchen die Arbeit für den Unternehmer in der eigenen Wohnung verrichtet wird. Die Untersuchungen über die Lage der Arbeiterinnen in der Wäschefabrikation und der Konfektionsbranche, die im Jahre 1886 der Bundesrath veranstaltete, haben auch ergeben, daß die Lohnverhältnisse dieser Arbeiterinnen vielfach so erbärmliche sind, daß sie zum Nebenverdienst durch Preisgabe ihres Körpers gezwungen werden. Ein großer Theil der Prostituirten rekrutirt sich aus den Kreisen der schlecht bezahlten Industriearbeiterinnen.

Unser „christlicher" Staat, dessen „Christenthum" man in der Regel dort vergeblich sucht, wo es angewendet werden sollte, und dort findet, wo es überflüssig oder schädlich ist, dieser christliche Staat handelt genau wie der christliche Bourgeois, was den nicht wundert, der weiß, daß der christliche Staat nur der Kommis unseres christlichen Bourgeois ist. Der Staat entschließt sich nur schwer zu Gesetzen, welche die Frauenarbeit auf ein normales Maß beschränken und die Kinderarbeit gänzlich verbieten, wie er auch vielen seiner Beamten weder ausreichende Sonntagsruhe, noch eine normale Arbeitszeit gewährt und so ihr Familienleben erheblich stört. Post-, Eisenbahn-, Gefängnißbeamte u. s. w. müssen häufig weit über das zulässige Zeitmaß ihren Dienst versehen, und ihre Entlohnung steht im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Leistung. Das ist aber heute überall der Normalzustand, den die Mehrheit bis jetzt noch in der Ordnung findet.

Da ferner die Wohnungsmiethen im Vergleich zu den Löhnen und zu dem Einkommen des Arbeiters, des niederen Beamten und des kleinen Mannes viel zu hoch sind, so müssen sie sich aufs Aeußerste einschränken. Es werden sogenannte Schlafburschen oder Logirmädchen in die Wohnung genommen, öfter beide Geschlechter

zugleich. Alte und Junge wohnen auf engstem Raume, ohne Scheidung der Geschlechter, und sind selbst bei den intimsten Vorgängen zusammengepfercht. Wie dabei Schamgefühl und Sittlichkeit fahren, darüber giebt es schauerliche Thatsachen. Die so vielfach erörterte Zunahme der Verrohung und Verwilderung der Jugend ist vorzugsweise den Zuständen in unserem Industriesystem geschuldet, mit dem die Wohnungsmisere in engster Beziehung steht. Und welche Wirkung muß die industrielle Arbeit für die Kinder haben? Die schlechteste, die sich denken läßt, sowohl physisch wie moralisch.

Die immer mehr zunehmende industrielle Beschäftigung auch der verheiratheten Frau ist namentlich bei Schwangerschaften, Geburten und während der ersten Lebenszeit der Kinder, während welcher diese auf die mütterliche Nahrung angewiesen sind, von den verhängnißvollsten Folgen. Es entstehen eine Menge Krankheiten während der Schwangerschaft, die sowohl auf die Leibesfrucht als auf den Organismus der Frau zerstörend wirken und Früh- und Todtgeburten hervorrufen, worüber noch Einiges gesagt werden wird. Ist das Kind zur Welt, so ist die Mutter gezwungen, so rasch als möglich wieder zur Fabrik zurückzukehren, damit nicht ihr Platz von einer Konkurrentin besetzt wird. Die unausbleiblichen Folgen für die kleinen Würmer sind: vernachlässigte Pflege, unpassende Nahrung oder gänzlicher Mangel an Nahrung; sie werden mit Opiaten gefüttert, um ruhig zu sein. Und die weiteren Folgen sind: massenhaftes Sterben oder Siechthum und Verkümmerung, mit einem Wort: Degeneration der Rasse. Die Kinder wachsen vielfach auf, ohne rechte mütterliche oder väterliche Liebe genossen und ihrerseits wahre Elternliebe empfunden zu haben. So gebiert, lebt und stirbt das Proletariat. Und der „christliche" Staat, diese „christliche" Gesellschaft, wundern sich, daß Rohheit, Sittenlosigkeit und Verbrechen sich häufen.

Als im Anfang der sechziger Jahre in den englischen Baumwollendistrikten in Folge des nordamerikanischen Sklavenbefreiungskrieges viele Tausende von Arbeiterinnen feiern mußten, machten die Aerzte die auffallende Entdeckung, daß ungeachtet der großen Noth der Bevölkerung die Kindersterblichkeit abnahm. Die Ursache war einfach; die Kinder genossen jetzt die Nahrung von der Mutter und eine bessere Pflege, als sie in den besten Arbeitszeiten je gehabt hatten. Die gleiche Thatsache ist in der Krise der siebziger Jahre in Nordamerika, besonders in New York und Massachusetts, seitens

der Aerzte konstatirt worden. Die allgemeine Arbeitslosigkeit zwang die Frauen zu feiern und ließ ihnen Zeit zur Kinderpflege. Aehnliche Beobachtungen hat Dr. v. Rechenberg bei Untersuchung der Lage der Weber der Zittauer Gegend in Sachsen gemacht, wie er in einer im Sommer 1890 von ihm verfaßten Schrift nachweist.

In der Hausindustrie, die volkswirthschaftliche Romantiker gern so idyllisch darstellen, liegen die Verhältnisse für das Familienleben und die Moral nicht besser. Hier ist die Frau neben dem Mann von früh bis in die Nacht an die Arbeit gekettet, die Kinder werden vom frühesten Alter zu gleichem Werk angehalten. Zusammengepfercht auf den denkbar kleinsten Raum leben Mann, Frau und Familie, Burschen und Mädchen, mitten unter den Arbeitsabfällen, in den unangenehmsten Dünsten und Gerüchen, und entbehren die nothwendigste Reinlichkeit. Dem Wohn- und Arbeitslokal entsprechen die Schlafräume. In der Regel dunkle Löcher, ohne Ventilation, müßten diese schon für die Gesundheit bedenklich gelten, wenn nur ein Theil der in ihnen untergebrachten Menschen darin hauste. Kurz, es existiren dort Zustände, die einem an eine menschenwürdige Existenz Gewöhnten die Haut schaudern machen.

Der immer schwerer werdende Kampf ums Dasein zwingt Frauen und Männer oft auch zu Handlungen oder Duldungen, die sie unter anderen Verhältnissen verabscheuten. So wurde 1877 in München konstatirt, daß unter den polizeilich eingetragenen und überwachten Prostituirten nicht weniger als 203 Frauen von Arbeitern und Handwerkern waren. Und wie viele verheirathete Frauen geben aus Noth sich preis, ohne daß sie sich der polizeilichen Kontrolle unterwerfen, die das Schamgefühl und die Menschenwürde aufs Tiefste verletzt.

Aber wir sind von unserem eigentlichen Thema etwas abgekommen. Es wurde nachgewiesen, daß die Zahl der Anträge auf Ehescheidungen in allen Kulturstaaten im Wachsen ist und daß die Mehrzahl dieser Anträge von den Frauen ausgeht. Diese stetig steigende Zahl der Ehescheidungsanträge ist ein Zeichen des Verfalls der bürgerlichen Ehe, die immer weniger ihrem Zweck gerecht wird. Aber ein noch viel schlimmeres Zeichen ihres Verfalls ist die Thatsache, daß die Zahl der Eheschließungen in fast allen Kulturstaaten in beständigem Rückgang begriffen ist. Erfahrungsmäßig wirken die hohen Kornpreise eines einzigen Jahres nachtheilig ein, sowohl auf die Zahl der Eheschließungen wie die

der Geburten. Lange Geschäftskrisen und wachsende Verschlechterung der allgemeinen Wirthschaftslage müssen also dauernd ungünstig wirken. Das bestätigt die Ehestatistik fast aller Kulturländer.

In Frankreich zeigen die Eheschließungen in dem Zeitraum von 1881—1890 folgendes Bild.

Es wurden Ehen geschlossen:

1881	282 079	1886	283 208
1882	281 060	1887	277 060
1883	284 519	1888	276 848
1884	289 555	1889	272 934
1885	283 170	1890	269 332

Es hat also eine erhebliche Abnahme der Eheschließungen stattgefunden.

Im Deutschen Reich war die Zahl der Eheschließungen *nach* Schluß des deutsch-französischen Krieges, *während* dem sie stockten, am höchsten. Es wurden 1872 423 900 Ehen geschlossen, aber sie betrugen 1876 nur noch 366 912 und sanken im stärksten Krisenjahr, im Jahre 1879, auf 335 113.

Alsdann stiegen sie wieder langsam und betrugen

1882	350 457	1889	389 339
1886	372 326	1892	398 775

Obgleich im Jahre 1892 die Bevölkerung Deutschlands 8 Millionen Köpfe stärker war als 1872, war die Zahl der Eheschließungen nicht einmal so hoch, wie im Jahre 1874, in dem sie 400 282 betrug. In der Periode von 1871/80 kamen auf 1000 der mittleren Bevölkerung Deutschlands 8,6 Eheschließungen, in der Periode von 1881/88 nur 7,8.

In Preußen heiratheten auf 10 000 der mittleren Bevölkerung

in der Periode	von 1831—35	1849
„ „ „	„ 1866—70	1605
„ „ „	„ 1871—75	1896
„ „ „	„ 1881—85	1529
„ „ „	„ 1888	1624

Ein ähnliches, zum Theil noch ungünstigeres Bild als Deutschland, liefern die statistischen Nachweise aus anderen europäischen Staaten.

Es heiratheten von je 10 000 Personen:*

	Holland	Schweiz	Oesterreich	Frankreich	Italien	Belgien	England	Schottland	Irland	Dänemark	Norwegen	Schweden	Ungarn
1873	171	152	188	178	159	156	176	155	96	162	145	146	226
1874	168	166	181	167	153	152	170	152	92	164	153	145	214
1875	167	179	171	164	168	145	167	148	91	170	157	140	218
1876	165	162	165	158	163	142	166	150	99	171	154	141	198
1877	162	157	150	150	154	149	157	144	93	161	151	137	182
1878	155	147	152	151	142	135	152	134	95	148	146	129	187
1879	153	138	155	152	150	136	144	128	87	147	135	126	205
1880	150	137	152	149	140	141	149	132	78	152	133	126	182
1881	146	136	160	150	162	142	151	139	85	156	128	124	198
1882	143	135	164	149	157	140	155	140	86	154	134	127	203
1883	142	136	157	150	161	136	154	140	85	154	132	128	205
1884	144	136	157	153	164	136	151	135	91	156	137	131	201
1885	139	138	152	149	158	136	144	129	86	151	133	133	—
1886	139	137	155	149	158	134	141	124	84	142	131	—	—
Durchschnittl.	153	147	161	155	156	141	156	139	89	156	141	133	202

Diese Zahlen sind nach mehreren Richtungen interessant. Zunächst beweisen sie, daß in sämmtlichen aufgeführten Staaten die Zahl der Eheschließungen eine fallende ist. Gleich Deutschland zeigen sämmtliche aufgeführte Staaten im Anfang der siebziger Jahre die höchste Ehefrequenz, die aber alsdann bei den meisten rasch sinkt. Ungarn steht am günstigsten, äußerst ungünstig hingegen steht Irland, das von allen Ländern die niedrigsten Zahlen aufweist. Die Verdrängung der irischen Bevölkerung von ihrem Grund und Boden, und der sich immer stärker konzentrirende Besitz desselben in den Händen der großen Landlords, kommt in den aufgeführten Eheziffern deutlich zum Ausdruck.

Der Zustand der Erwerbsverhältnisse wirkt entscheidend auf die Zahl der Eheschließungen ein, und da diese seit Mitte der siebenziger Jahre durchschnittlich ungünstiger wurden, kann die fallende Ehe-

* „Neue Zeit", Jahrgang 1888, Seite 239. Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart.

schließungsziffer nicht verwundern. Aber nicht blos die Erwerbsverhältnisse, auch die Art wie die Eigenthumsverhältnisse sich entwickeln, wirkt in hohem Grade auf die Eheschließungen ein, wie wir bereits an Irland sahen. Das Schmollersche Jahrbuch für 1885, Heft 1, giebt Mittheilungen über die Bevölkerungsstatistik des Königreichs Württemberg, aus welchen schlagend hervorgeht, daß mit der Zunahme des Großgrundbesitzes die Zahl der verheiratheten Männer im Alter von 25—30 Jahren abnimmt, und die Zahl der unverheiratheten Männer zwischen 40—50 Jahren zunimmt.

	Prozentantheil des Grundbesitzes in Hektaren			Prozentantheil der Männer,	
	bis 5	5—20	über 20	verheiratheter im Alter von 25-30 J.	unverheiratheter im Alter von 40-50 J.
Oberamt Neuenbürg	79,6	20,4	0,0	63,6	4,4
Oestlich von Stuttgart . . .	78,9	17,7	3,4	51,3	8,1
Südlich von Stuttgart . . .	67,6	24,8	7,6	48,6	8,7
Nördlich von Stuttgart . . .	56,5	34,8	8,8	50,0	10,0
Schwarzwald	50,2	42,2	7,6	48,6	10,1
Oberer Neckar	43,6	40,3	16,1	44,3	10,8
Uebergang zum Osten . . .	39,5	47,6	12,8	48,7	10,0
Nordosten, außer nördl. v. Hall	22,2	50,1	27,7	38,8	10,6
Schwäbische Alb	20,3	40,8	38,3	38,8	7,5
Nördliches Oberschwaben . .	19,7	48,0	32,3	32,5	9,7
Von Hall nach Osten . . .	15,5	50,0	34,5	32,5	13,8
Bodenseegebiet	14,2	61,4	24,4	23,5	26,4
Mittl. u. südl. Oberschwaben .	12,6	41,1	46,3	30,0	19,1

Kein Zweifel, der kleine Grundbesitz begünstigt die Eheschließungen, er ermöglicht einer größeren Zahl von Familien eine Existenz, wenn auch eine bescheidene, dagegen wirkt der große Grundbesitz direkt den Eheschließungen entgegen und befördert Ehelosigkeit. Sämmtliche Zahlen, die wir anführten, beweisen also, daß nicht moralische Ursachen, sondern rein materielle Ursachen das entscheidende Gewicht in die Wagschale werfen. Die Zahl der Eheschließungen wie der Moralzustand einer Gesellschaft ist einzig von ihren materiellen Grundlagen abhängig.

Die Furcht vor Mangel und Bedenken, die Kinder nicht standesgemäß erziehen zu können, sind es ferner, die hauptsächlich Frauen aus allen Ständen zu Handlungen treiben, die weder mit dem Naturzweck noch immer mit dem Strafgesetzbuch in Uebereinstimmung sind. Dahin gehören die verschiedensten Mittel zur Verhinderung der Empfängniß, oder, wenn diese wider Willen stattgefunden hat, die Beseitigung der unreifen Leibesfrucht, der Abortus. Es wäre fehlgegangen, wollte man behaupten, daß diese Mittel nur von leichtfertigen, gewissenlosen Frauen angewandt werden. Vielmehr sind es oft sehr pflichttreue Frauen, welche die Kinderzahl einschränken möchten, und um dem Dilemma zu entgehen, sich dem Gatten versagen zu müssen oder ihn auf Abwege zu drängen, die zu wandeln er leicht Neigung hat, sich lieber der Gefahr der Anwendung abortativer Mittel unterwerfen. Daneben giebt es wieder andere Frauen, besonders in den höheren Ständen, die, um einen „Fehltritt" zu verdecken, oder aus Widerwillen gegen die Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft, des Gebärens und der Erziehung, oder aus Furcht ihre Reize rascher einzubüßen und dann bei dem Gatten oder der Männerwelt an Ansehen zu verlieren, solche strafgesetzlich verfolgbare Handlungen begehen, und für schweres Geld bereitwillig ärztliche und geburtshelferische Unterstützung finden.

Der künstliche Abortus kommt, nach den verschiedensten Anzeichen zu schließen, bei schwangeren Frauen leider immer mehr in Uebung, und diese Uebung ist keine neue. Der künstliche Abortus war bei den alten Völkern vielfach in Anwendung, und er ist es heute von den zivilisirtesten bis herab zu den barbarischen Völkern. Nach Jules Rouger* nahmen die Frauen Roms Zuflucht zum Abortus aus mehreren Gründen. Einmal wollten sie das Ergebniß ihrer unerlaubten Beziehungen verschwinden machen, — ein Grund, der auch heute häufig dafür maßgebend ist —, ferner wollten sie sich ununterbrochen der Ausschweifung hingeben können. Aber es gab auch noch andere Gründe; sie wollten die Veränderungen vermeiden, die Schwangerschaft und Geburt am Körper der Frau erzeugen. Bei den Römern war eine Frau mit 25 bis 30 Jahren alt, und so wollte dieselbe Allem aus dem Wege gehen, was ihre Reize beeinträchtigte. Im Mittelalter war der Abortus mit schweren Leibesstrafen, häufig sogar mit der Todesstrafe bedroht, und wurde eine

* Etudes medicales sur l'ancienne Rome. Paris 1859.

freie Frau, die ihn ausführte, Leibeigene. In der Gegenwart ist der Abortus besonders in den Vereinigten Staaten in Uebung. In allen großen Städten der Union giebt es Anstalten, in welchen Mädchen und Frauen eine frühzeitige Entbindung bewerkstelligen; viele amerikanische Zeitungen enthalten Anzeigen solcher Anstalten. Man spricht dort in der Gesellschaft fast ebenso ungenirt über künstlichen Abortus, wie über eine regelrechte Geburt. In Deutschland und Europa bestehen andere Begriffe darüber, und bedroht beispielsweise das deutsche Strafgesetzbuch den Thäter wie den Helfer mit Zuchthausstrafe.

Der Abortus ist in vielen Fällen von den schlimmsten Folgen begleitet. Die Operation ist gefährlich, nicht selten tritt der Tod ein, in vielen Fällen ist Zerstörung der Gesundheit für immer das Endergebniß. „Die Beschwerden der beschwerlichsten Schwangerschaft und Geburt sind unendlich geringer, als die künstlichem Abortus folgenden Leiden.“* Unfruchtbarwerden ist eine seiner gewöhnlichsten Wirkungen. Trotz alledem wird er auch in Deutschland immer häufiger aus den angegebenen Gründen angewandt. In den Jahren 1882—1888 stieg in Berlin die Zahl der Fälle, die wegen Abtreibung der Leibesfrucht zur gerichtlichen Cognition kamen, um 155 Prozent. Die Chronique scandaleuse der letzten Jahre hatte sich mehrfach mit Fällen von Abortus zu befassen, die großes Aufsehen erregten, weil angesehene Aerzte und Frauen aus der vornehmen Gesellschaft eine Rolle dabei spielten. Ferner mehren sich, nach der steigenden Zahl der bezüglichen Offerten in unseren Zeitungen zu schließen, die Anstalten und Orte, in welchen verheiratheten und unverheiratheten Frauen der besitzenden Klasse Gelegenheit geboten wird, die Folgen von „Fehltritten“ in aller Heimlichkeit abzuwarten.

Die Furcht vor starker Vermehrung der Kinder in Rücksicht auf das vorhandene Eigenthum und die Kosten der Erziehung hat in ganzen Klassen, ja bei ganzen Völkern die Anwendung von Präventivmaßregeln zu einem System entwickelt, das hier und da zur öffentlichen Kalamität geworden ist. So ist es eine allgemein bekannte Thatsache, daß in allen Schichten der französischen Gesellschaft das Zweikindersystem durchgeführt wird. In wenig Kulturländern der Welt sind verhältnißmäßig die Ehen so zahlreich als in Frankreich,

* Geschichte und Gefahren der Fruchtabtreibung. Von Dr. Ed. Reich. Zweite Auflage. Leipzig 1893.

und in keinem Lande ist die durchschnittliche Kinderzahl eine so geringe und die Bevölkerungsvermehrung eine so langsame. Der französische Bourgeois wie der Kleinbürger und Parzellenbauer befolgen dieses System, und der französische Arbeiter schließt sich ihnen an. In manchen Gegenden Deutschlands scheinen die eigenthümlich bäuerlichen Verhältnisse zu ähnlichen Zuständen geführt zu haben. So ist uns eine reizende Gegend Südwestdeutschlands bekannt, in welcher in dem Garten eines jeden Bauernhofs der sogenannte Sevenbaum steht, dessen Bestandtheile als abortatives Mittel angewandt werden. In einem anderen Bezirk desselben Landes besteht unter den Bauern das Zweikindersystem; sie wollen ihre Höfe nicht theilen. Ferner ist es auffällig, in welchem Maß die Literatur in Deutschland an Umfang und Absatz zunimmt, in welcher die Mittel für „fakultative Sterilität" behandelt und anempfohlen werden. Natürlich stets unter „wissenschaftlicher" Flagge und mit Hinweis auf die angeblich gefahrdrohende Uebervölkerung.

Neben dem Abortus und der künstlichen Verhinderung der Empfängniß spielt das Verbrechen eine Rolle. In Frankreich sind Kindermorde und Kinderaussetzungen bedeutend im Steigen, beides befördert durch das Verbot des französischen Zivilgesetzes, nach der Vaterschaft zu forschen. Der § 340 des „Code civil" bestimmt: „La recherche de la paternité est interdite", dagegen der § 314: „La recherche de la maternité est admise." Nach der Vaterschaft eines Kindes zu forschen ist verboten, aber nach der Mutterschaft zu forschen gestattet, ein Gesetz, das die Ungerechtigkeit gegen die Verführte unverhüllt zum Ausdruck bringt. Die Männer Frankreichs können so viel Frauen und Mädchen verführen, als sie vermögen, sie sind von jeder Verantwortung frei und haben keine Alimente an das Kind zu bezahlen. Diese Bestimmungen sind unter dem Vorwand erlassen worden, man müsse das weibliche Geschlecht abschrecken, Männer zu verführen. Man sieht, überall ist es der schwache Mann, dieser Angehörige des starken Geschlechts, der verführt wird und nie selbst verführt. Die Konsequenz des Artikels 340 des Code civil war der Artikel 312, der bestimmt: „L'enfant conçu pendant le mariage a pour père le mari" (das während der Ehe empfangene Kind hat zum Vater den Ehemann). Ist die Nachforschung nach der Vaterschaft verboten, so muß sich der mit Hörnern gekrönte Ehemann auch logischerweise gefallen lassen, daß er das Kind, das

seine Ehefrau von einem Fremden empfing, als das seine ansehen muß. Man kann der französischen Bourgeoisie wenigstens nicht die Konsequenz absprechen. Alle Versuche, den Artikel 340 zu ändern, scheiterten bis jetzt. Neuerdings, Februar 1895, haben die sozialistischen Deputirten der französischen Deputirtenkammer einen Gesetzentwurf eingebracht, der dieser Rechtlosigkeit der verführten oder im Stiche gelassenen Frau ein Ende machen soll. Ob der Versuch von Erfolg gekrönt wird, ist zweifelhaft.

Andererseits suchte die französische Bourgeoisie, da sie die Grausamkeit wohl fühlte, die sie beging, als sie durch Gesetz den betrogenen Frauen unmöglich machte, sich an den Vater ihres Kindes um Alimente zu wenden, durch die Gründung von Findelhäusern ihre Schuld auszugleichen. Vatergefühl existirt bekanntlich, nach unserer famosen „Moral", dem unehelichen Kinde gegenüber nicht, das besteht nur für die „legitimen Erben". Durch die Findelhäuser wurde den Neugeborenen auch die Mutter genommen. Nach der französischen Fiktion sind Findelkinder Waisenkinder, und so läßt die französische Bourgeoisie ihre unehelichen Kinder auf Staatskosten als „Kinder des Vaterlandes" erziehen. Eine herrliche Einrichtung. In Deutschland ist man auf dem besten Wege, in französische Bahnen zu lenken. Die Bestimmungen in dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich enthalten über die Rechtsverhältnisse der unehelichen Kinder Grundsätze, die mit dem bis jetzt geltenden humaneren Recht im schroffen Widerspruch stehen.

Nach dem Entwurf steht einem entehrten Mädchen, auch wenn es unbescholten war, das durch das Versprechen der späteren Eheschließung verführt oder durch eine strafbare Handlung zur Duldung des Beischlafes gebracht wurde, gegen den Verführer ein Anspruch nur zu auf Ersatz der Kosten der Entbindung und des Unterhalts während der ersten sechs Wochen nach der Geburt des Kindes, und zwar innerhalb der Grenzen der Nothdurft. Nur bei einigen der schwersten Sittlichkeitsverbrechen kann der Verführten, auch ohne Nachweis einer Vermögensschädigung, nach freiem Ermessen eine billige Geldentschädigung zugesprochen werden. Das uneheliche Kind kann von dem Verführer seiner Mutter in jedem Falle nur den nothdürftigen Unterhalt, und diesen nur bis zur Zurücklegung des vierzehnten Lebensjahres fordern. Jeder Anspruch des Kindes an den Vater ist jedoch ausgeschlossen, wenn auch von einem Anderen,

innerhalb der Empfängnißzeit, der Beischlaf mit der Mutter vollzogen wurde. Nach den Motiven hat überdies das klagende Kind zu beweisen, daß die Mutter sich mit einem Anderen nicht eingelassen hat.

Menger, dessen Ausführungen in seiner Abhandlung „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Klassen"* wir hier folgen, macht mit vollem Recht diesen Bestimmungen den schweren Vorwurf, daß sie nur den wohlhabenden, sittenlosen Männern, die unwissende, oft aus Armuth fehlende Mädchen verführen, zum Vortheile gereichen, die gefallenen Mädchen aber und deren völlig schuldlose Kinder schutzlos lassen, ja in Elend und Verderben nur tiefer hinabstoßen. Menger erinnert hierbei an die Bestimmungen des preußischen Landrechts. Nach diesem ist eine außer der Ehe geschwängerte, unbescholtene ledige Frauensperson oder Witwe, von dem Schwängerer nach dessen Stande und Vermögen abzufinden. Die Abfindungssumme darf indeß den vierten Theil des Vermögens des Schwängerers nicht übersteigen. Einem unehelichen Kinde aber steht ein Anspruch gegen den Vater auf Unterhalt und Erziehung zu, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob die Mutter eine unbescholtene Person gewesen ist, jedoch nur in dem Betrage, den die Erziehung eines ehelichen Kindes Leuten vom Bauern- oder gemeinen Bürgerstande kosten würde. Hat der außereheliche geschlechtliche Verkehr unter der Zusage einer künftigen Ehe stattgefunden, so hat der Richter weiter nach den Bestimmungen des preußischen Landrechts der Geschwächten regelmäßig den Namen, Stand und Rang des Schwängerers, sowie überhaupt alle Rechte einer geschiedenen, für den unschuldigen Theil erklärten Ehefrau zuzuerkennen, und das uneheliche Kind hat in einem solchen Falle die Rechte der aus einer vollgiltigen Ehe erzeugten Kinder. Man darf gespannt sein, ob die der Frau feindlichen Bestimmungen des Entwurfs zu einem bürgerlichen Gesetzbuch in Deutschland Geltung erlangen. Die Rückwärtserei ist allerdings in unserer Gesetzgebung das Leitmotiv.

In der Periode von 1830—1880 wurden vor den französischen Assisen 8563 Kindesmorde verhandelt, und zwar stieg ihre Zahl von 471 im Jahre 1831 auf 980 im Jahre 1880. In demselben Zeitraum wurde über 1032 Fälle Abortus abgeurtheilt, und zwar im Jahre 1831 über 41, im Jahre 1880 über 100. Selbstverständlich

* Tübingen 1890.

kommt nur der kleinste Theil der Fälle von Abortus zur Kenntniß der Gerichte, in der Regel nur, wenn schwere Erkrankungen oder Todesfälle folgen. Bei den Kindesmorden war die Landbevölkerung mit 75 Prozent und beim Abortus die Städte mit 67 Prozent betheiligt. In der Stadt haben die Frauen mehr Mittel an der Hand, die normale Geburt zu verhindern, daher viele Fälle von Abortus und verhältnißmäßig wenig Kindesmorde. Auf dem Lande liegen die Verhältnisse umgekehrt.

So ist das Bild beschaffen, das die heutige Gesellschaft in Bezug auf ihre intimsten Beziehungen bietet. Es weicht stark ab von dem Gemälde, das Poeten und poetisch angehauchte Phantasten von ihr entwerfen, nur hat es den Vorzug — wahr zu sein. Aber diesem Bilde müssen noch einige es weiter charakterisirende Pinselstriche hinzugefügt werden.

Im Allgemeinen dürfte darüber keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß gegenwärtig das weibliche Geschlecht im Durchschnitt geistig unter dem männlichen steht. Balzac, der durchaus kein Frauenfreund war, behauptet zwar: „Eine Frau, die eine männliche Bildung erhalten, besitzt in der That die glänzendsten und fruchtbarsten Eigenschaften zur Begründung ihres eigenen Glücks und das ihres Gatten", und Goethe, der Frauen und Männer seiner Zeit gut kannte, äußert bissig in Wilhelm Meisters Lehrjahre (Bekenntnisse einer schönen Seele): „Man hat die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich weil man für unhöflich hielt, so viel unwissende Männer zu beschämen", und wir stimmen Beiden zu; aber dadurch wird an der Thatsache, daß im Allgemeinen die Frauen geistig hinter den Männern zurückstehen, nichts geändert. Dieser Unterschied *muß vorhanden sein, weil die Frau das ist, wozu der Mann als ihr Beherrscher sie gemacht hat.* Die Bildung der Frau ist noch mehr als jene des Proletariers von jeher vernachlässigt worden, und was heute Besseres geleistet wird, ist unzulänglich. Wir leben in einer Zeit, in der das Bedürfniß nach Ideenaustausch in allen Kreisen wächst, auch in der Familie, und da stellt sich die vernachlässigte geistige Ausbildung der Frau als ein großer Fehler heraus und rächt sich an dem Mann.

Der Grund der Ausbildung bei dem Manne richtet sich, das behauptet man wenigstens, obgleich der Zweck durch die angewandten verkehrten Mittel oft nicht erreicht wird, auch vielfach nicht erreicht

werden soll, auf die Entwicklung des Verstandes, Schärfung des Denkvermögens, Erweiterung des realen Wissens und Festigung der Willenskraft, kurz auf die Ausbildung der Verstandesfunktionen. Bei der Frau hingegen erstreckt sich die Ausbildung, soweit sie überhaupt in höherem Maße vorhanden ist, hauptsächlich auf die Vertiefung des Gemüths, auf formale und schöngeistige Bildung, durch welche nur ihre Nervenreizbarkeit und Phantasie erhöht wird, wie durch Musik, Belletristik, Kunst, Poesie. Das ist das Verkehrteste und Ungesundeste, was geschehen kann. Hier zeigt sich, daß die Mächte, die das Bildungsmaß der Frau zu bestimmen haben, sich nur leiten lassen von ihren eingefleischten Vorurtheilen über das Wesen des weiblichen Charakters und die beschränkte Lebensstellung der Frau. Es darf sich nicht darum handeln, das Gemüthsleben und die Phantasie der Frau noch mehr zu entwickeln, was ihre Anlage zur Nervosität nur steigert, noch darf sich die Erziehung auf das formale und schöngeistige Gebiet beschränken, sondern es handelt sich darum, so gut wie beim Manne, auch bei der Frau die Verstandesthätigkeit zu entwickeln und sie mit den Erscheinungen des praktischen Lebens vertraut zu machen. Es wäre für beide Geschlechter von größtem Vortheil, besäße die Frau an Stelle überschüssigen Gemüths, das oft recht ungemüthlich wird, eine gute Portion geschärften Verstandes und exakter Denkfähigkeit, besäße sie an Stelle nervöser Ueberreiztheit und verschüchterten Wesens Charakterfestigkeit und physischen Muth, statt des formalen, schöngeistigen Wissens, soweit sie solches überhaupt besitzt, Kenntniß von Welt und Menschen und natürlichen Kräften.

Am Allgemeinen ist, was man das Gemüths- und Seelenleben der Frau nennt, bisher bei ihr ins Maßlose genährt, ihre Verstandesentwicklung hingegen gehemmt, schwer vernachlässigt und unterdrückt worden. Sie leidet in Folge dessen buchstäblich an einer Hypertrophie des Gemüths- und Seelenlebens, und ist darum meist jedem Aberglauben und Wunderschwindel zugänglich, ein überdankbarer Boden für religiöse und sonstige Charlatanerien, ein gefügiges Werkzeug für jede Reaktion. Die bornirte Männerwelt beklagt das häufig, wenn sie darunter leidet, aber sie ändert es nicht, weil sie selbst noch in der großen Mehrheit bis über die Ohren in Vorurtheilen steckt.

Dadurch, daß die Frauen fast allgemein so wie geschildert sind, sehen sie die Welt anders an, als die Männer, und damit ist aber-

mals eine starke Quelle von Differenzen zwischen den beiden Geschlechtern geschaffen.

Die Betheiligung am öffentlichen Leben ist heute für jeden Mann eine seiner wesentlichsten Pflichten; daß viele Männer das noch nicht begreifen, ändert nichts an der Sache. Aber der Kreis Derjenigen wird immer größer, die erkennen, daß die öffentlichen Institutionen im innigsten Zusammenhange stehen mit den privaten Beziehungen jedes Einzelnen, daß Wohl und Wehe der Person und Familie weit mehr vom Zustand der öffentlichen Einrichtungen, als von den persönlichen Eigenschaften und Handlungen des Einzelnen abhängen. Man erkennt, daß die höchste Kraftanstrengung des Einzelnen gegen Mängel, die in dem Zustand der Dinge liegen und seine Lage bestimmen, machtlos ist. Andererseits erfordert der Kampf um die Existenz weit höhere Anstrengungen als früher. Es werden Anforderungen an den Mann gestellt, die seine Zeit und Kräfte in immer höherem Maße in Anspruch nehmen. Die unwissende, indifferente Frau steht verständnißlos ihm gegenüber und fühlt sich zurückgesetzt. Man kann sogar sagen, daß heute die geistige Differenzirung zwischen Mann und Frau größer ist als früher, als noch die Verhältnisse für beide Theile kleine und enge waren und dem zurückgehaltenen Verständniß der Frau näher lagen. Ferner nimmt gegenwärtig die Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten eine große Zahl Männer in einem früher nicht gekannten Maße in Anspruch, was ihren Gesichtskreis erweitert, sie aber auch mehr und mehr dem häuslichen Kreise entzieht. Die Frau fühlt sich zurückgesetzt und eine neue Quelle zu Differenzen ist geöffnet. Nur selten versteht der Mann, sich mit der Frau zu verständigen und die Frau zu überzeugen, alsdann ist er über eine schwere Klippe hinweg. In der Regel hat der Mann die Ansicht, daß was er wolle, die Frau nichts angehe, sie verstehe es nicht. Er nimmt sich nicht die Mühe, sie aufzuklären. „Das verstehst Du nicht", ist die stereotype Antwort, sobald die Frau klagt, daß er sie hintansetze. Das Nichtverständniß der Frauen wird durch den Unverstand der meisten Männer nur gefördert. Ein günstigeres Verhältniß zwischen Mann und Frau bildet sich aus dem Proletariat heraus, insofern beide erkennen, daß sie an dem gleichen Strange ziehen, und es für ihre und ihrer Familie befriedigende Zukunft nur noch ein Mittel giebt, die gründliche gesellschaftliche Umgestaltung, die Alle zu freien Menschen macht. In dem Maße, wie diese Erkenntniß sich auch unter den Frauen

des Proletariats immer mehr verbreitet, idealisirt sich, trotz Noth und Elend, das Eheleben desselben, denn beide Theile haben jetzt ein gemeinsames Ziel, nach dem sie streben, und eine unversiegbare Quelle der Anregung durch den Meinungsaustausch, zu dem ihr gemeinsamer Kampf sie führt. Die Zahl der Proletarierfrauen wird mit jedem Jahre größer, die zu dieser Erkenntniß kommt. Hier entwickelt sich eine Bewegung, die von ausschlaggebender Bedeutung für die Zukunft der Menschheit ist.

In anderen Kreisen machen sich die Bildungs- und Anschauungsdifferenzen, die im Anfang der Ehe, wenn die Leidenschaft noch vorherrscht, leicht übersehen werden, in reiferen Jahren immer fühlbarer. Die geschlechtliche Leidenschaft erlischt mehr und mehr und sollte um so nöthiger durch geistige Uebereinstimmung ersetzt werden. Aber davon abgesehen, ob der Mann einen Begriff von staatsbürgerlichen Pflichten hat und ihnen nachkommt, er tritt schon durch seine berufliche Stellung und den beständigen Verkehr mit der Außenwelt in fortgesetzte Berührung mit den verschiedensten Elementen und Anschauungen, bei den verschiedensten Gelegenheiten, und kommt so in eine geistige Atmosphäre, die seinen Gesichtskreis erweitert. Er befindet sich meist, im Gegensatz zur Frau, in einer Art geistiger Mauserung, wohingegen der letzteren durch ihre häusliche Thätigkeit, die sie von früh bis spät in Anspruch nimmt, die Zeit zur Ausbildung geraubt wird, und sie so geistig verkümmert und versauert.

Die häusliche Misere, in der die Mehrzahl der Ehefrauen in der Gegenwart lebt, schildert durchaus richtig der bürgerlich denkende Gerhard von Amyntor in „Randglossen zum Buche des Lebens“.* In dem Kapitel „Tödtliche Mückenstiche“ heißt es unter Anderem:

„Nicht die erschütternden Ereignisse, die für Keinen ausbleiben und hier den Tod des Gatten, dort den moralischen Untergang eines geliebten Kindes bringen, hier in langer schwerer Krankheit, dort in dem Scheitern eines warm gehegten Planes bestehen, untergraben ihre (der Hausfrau) Frische und Kraft, sondern die kleinen täglich wiederkehrenden, Mark und Knochen auffressenden Sorgen.... Wie viele Millionen braver Hausmütterchen verkochen und verscheuern ihren Lebensmuth, ihre Rosenwangen und Schelmengrübchen im Dienste der häuslichen Sorgen, bis sie runzlige, vertrocknete, gebrochene Mumien geworden sind. Die ewig neue Frage: „Was

* Sam. Lucas, Elberfeld.

soll heute gekocht werden", die immer wiederkehrende Nothwendigkeit des Fegens und Klopfens und Bürstens und Abstäubens, ist der stetig fallende Tropfen, der langsam, aber sicher Geist und Körper verzehrt. Der Kochherd ist der Ort, wo die traurigsten Bilanzen zwischen Einnahme und Ausgabe gezogen, die deprimirendsten Betrachtungen über die steigende Vertheuerung der Lebensmittel und die immer schwieriger werdende Beschaffung der nöthigen Geldmittel angestellt werden. Auf dem flammenden Altar, wo der Suppentopf brodelt, wird Jugend und Unbefangenheit, Schönheit und frohe Laune geopfert, und wer erkennt in der alten, kummergebeugten, triefäugigen Köchin die einst blühende, übermüthige, züchtigkokette Braut in dem Schmucke ihrer Myrtenkrone? — Schon den Alten war der Herd heilig, und neben ihm stellten sie ihre Laren und Schutzgötter auf —, lasset auch uns den Herd heilig halten, auf dem die pflichttreue deutsche Bürgerfrau einen langsamen Opfertod stirbt, um das Haus behaglich, den Tisch gedeckt und die Familie gesund zu erhalten." Das ist der Trost, den man in der bürgerlichen Welt der an der gegenwärtigen Ordnung der Dinge elend zu Grunde gehenden Frau bietet.

Jene Frauen, die durch ihre sozialen Verhältnisse in freierer Stellung sich befinden, besitzen in der Regel eine einseitige, oberflächliche Erziehung, die in Verbindung mit ererbten weiblichen Charaktereigenschaften sich nachdrücklich geltend macht. Sie haben meist nur Sinn für reine Aeußerlichkeiten, bekümmern sich nur um Tand und Putz, und suchen in der Befriedigung eines verdorbenen Geschmacks und in der Fröhnung üppig wuchernder Leidenschaften ihren Lebenszweck. Für die Kinder und ihre Erziehung haben sie kaum Interesse, sie verursachen ihnen zu viel Mühe und Langeweile und überlassen sie deshalb den Ammen und Dienstboten, und überantworten sie später der Pension. Allenfalls ist ihre Hauptaufgabe, die Töchter zu Zierpuppen und die Söhne als Zöglinge für die jeunesse dorée (goldene Jugend) heranzubilden, aus der sich das Gigerlthum rekrutirt, jene verächtlichste Klasse von Männern, die man mit dem Zuhälterthum so ziemlich auf eine Stufe stellen darf. Diese jeunesse dorée stellt auch das Hauptkontingent zur Verführung der Töchter des arbeitenden Volks, sie betrachtet Nichtsthun und Verschwendung als Beruf.

Weitere Ehehemmnisse und Ehehindernisse. Das Zahlenverhältniß der Geschlechter; seine Ursachen und Wirkungen.

Aus den geschilderten Zuständen haben sich mancherlei Charaktereigenschaften der Frau gebildet, die sich von Generation zu Generation immer vollkommener entwickelten. Die Männerwelt hält sich mit Vorliebe darüber auf, sie vergißt aber, daß sie selbst die Ursache ist und durch ihr Verhalten denselben Vorschub leistet. Zu diesen vielfach getadelten weiblichen Eigenschaften gehören die gefürchtete Zungenfertigkeit und Klatschsucht, die Neigung, über die nichtigsten und unbedeutendsten Dinge unendliche Unterhaltungen zu führen, die Gedankenrichtung auf das rein Aeußerliche, die Putz- und Gefallsucht, und der daraus folgende Hang für alle Modethorheiten; ferner leicht erregbarer Neid und Eifersucht gegen die Geschlechtsgenossinnen.

Diese Eigenschaften machen sich allgemein, nur im Grade verschieden, bei dem weiblichen Geschlecht schon im jugendlichen Alter bemerkbar. Es sind Eigenschaften, die unter dem Drucke der sozialen Verhältnisse entstanden sind und durch Vererbung, Beispiel und Erziehung weiter entwickelt werden. Ein unvernünftig Erzogener kann Andere nicht vernünftig erziehen.

Um über Entstehungsursachen und Entwicklung guter oder schlimmer Eigenschaften bei den Geschlechtern oder ganzen Völkern sich klar zu werden, muß man nach derselben Methode verfahren, welche die moderne Naturwissenschaft anwendet, um die Entstehung und Entwicklung von Lebewesen nach Gattungen und Arten und ihre Charaktereigenschaften festzustellen. Es sind jene Gesetze, die aus den materiellen Lebensbedingungen sich ableiten, das Lebewesen nöthigen, sich denselben anzupassen und schließlich zur Natur des betreffenden Lebewesens werden.

Der Mensch macht keine Ausnahme von dem, was in der Natur für alle Lebewesen gilt;* der Mensch steht nicht außerhalb der Natur, er ist, physiologisch betrachtet, das höchst entwickelte Thierwesen. Das will man allerdings vom Menschen nicht gelten lassen. Die

* Siehe oben das Urtheil von Krafft-Ebing, S. 99 und 100.

Alten hatten schon vor Jahrtausenden, obgleich sie die moderne Naturwissenschaft nicht kannten, in vielen menschlichen Dingen vernünftigere Anschauungen als die Modernen, und die Hauptsache ist, sie wandten ihre auf Erfahrung begründeten Anschauungen praktisch an. Mit enthusiastischer Bewunderung preist man die Schönheit und Kraft der Männer und Frauen Griechenlands, übersieht aber, daß es nicht das glückliche Klima und die bezaubernde Natur des Landes an dem buchtenreichen Meere war, das auf Wesen und Entwicklung der Bevölkerung so einwirkte, sondern daß dieses die von Staatswegen mit Konsequenz durchgeführten Körperausbildungs- und Erziehungsmaximen verursachten, die darauf berechnet waren, Schönheit, Kraft und Gewandtheit mit Schärfe und Elastizität des Geistes zu verbinden, was beides sich auf die Nachkommen übertrug. Das Weib wurde allerdings auch damals schon im Vergleich zum Mann in geistiger Beziehung vernachlässigt, aber nicht in Bezug auf körperliche Entwicklung.* In Sparta, das in der körperlichen Ausbildung beider Geschlechter am weitesten ging, wandelten Knaben und Mädchen bis ins mannbare Alter nackt und übten sich gemeinsam in körperlichen Exerzitien, in Spielen und Ringkämpfen. Die nackte Schaustellung des menschlichen Körpers und die natürliche Behandlung des Natürlichen hatte den Vorzug, daß sinnliche Uebereizungen, die heute vorzugsweise durch die Trennung des Verkehrs der beiden Geschlechter von Jugend auf künstlich erzeugt werden, nicht entstanden. Der Körperzustand des einen Geschlechts und seine besonderen Organe waren dem anderen kein Geheimniß. Da konnte kein Spiel mit Zweideutigkeiten aufkommen. Natur war Natur. Ein Geschlecht freute sich an den Schönheiten des anderen. Zur Natur und zum natürlichen Verkehr der Geschlechter muß die Menschheit zurückkehren, sie muß die jetzt herrschenden ungesunden spiritualistischen Anschauungen über den Menschen von sich werfen, indem sie Erziehungsmethoden schafft, die unserem Kulturstandpunkt entsprechen und eine physische und geistige Regeneration herbeiführen.

* Plato fordert in seinem „Staat“: „Daß die Frauen den Männern ähnlich erzogen werden“, und verlangt sorgfältig vorgenommene Zuchtwahl; er kannte also sehr wohl die Wirkung sorgfältiger Auslese für die Entwicklung des Menschen. Aristoteles stellt als Erziehungsgrundsatz auf: „Erst muß der Körper und dann der Verstand gebildet werden.“ Aristoteles: „Politik.“ Bei uns denkt man, wenn überhaupt, zuletzt an den Körper, der dem Verstande erst das Rüstzeug liefert

Bei uns herrschen, insbesondere über weibliche Erziehung, noch sehr bedenkliche Begriffe. Daß auch die Frau Kraft, Muth und Entschlossenheit haben soll, wird als ketzerisch, als „unweiblich" angesehen, obgleich Niemand wird leugnen können, daß durch solche Eigenschaften die Frau sich vor vielen Unbilden und Unannehmlichkeiten schützen könnte. Dahingegen wird die Frau in ihrer körperlichen Entwicklung, genau wie in ihrer geistigen, möglichst gehemmt, wobei die Unvernunft der Kleidung eine wesentliche Rolle spielt. Diese hemmt die Frau nicht nur in unverantwortlicher Weise in ihrer physischen Entwicklung, sie richtet sie direkt zu Grunde, und doch wagen selbst die wenigsten Aerzte, dagegen einzuschreiten, obgleich sie die Schädlichkeit der Kleidung genau kennen. Die Furcht, der Patientin zu mißfallen, veranlaßt sie oft zu schweigen, oder sie schmeicheln sogar ihren Verrücktheiten. Die moderne Kleidung hindert die Frau an dem freien Gebrauche ihrer Kräfte, schädigt ihre körperliche Ausbildung und erweckt in ihr das Gefühl der Ohnmacht und der Schwäche. Ferner ist diese Kleidung eine Gefahr für ihre und ihrer Umgebung Gesundheit, die Frau ist in der Wohnung und auf der Straße eine wandelnde Stauberzeugerin. Die strenge Scheidung der Geschlechter im geselligen Verkehr und in der Schule, eine Erziehungsmethode, die ganz den spiritualistischen Anschauungen entspricht, die das Christenthum in Bezug auf Alles, was die menschliche Natur betrifft, uns tief eingepflanzt hat, hemmt ebenfalls die Entwicklung der Frau.

Die Frau, die nicht zur Entfaltung ihrer Anlagen gelangt, in der Ausbildung ihrer Fähigkeiten verkrüppelt, im engsten Ideenkreis befangen gehalten wird und fast nur in Verkehr mit ihren weiblichen Angehörigen kommt, kann sich unmöglich über das Alltäglichste und Gewöhnlichste erheben. Ihr geistiger Gesichtskreis dreht sich nur um die Vorgänge in ihrer nächsten Umgebung, um verwandtschaftliche Beziehungen und was damit zusammenhängt. Die breitspurige Unterhaltung um die größten Nichtigkeiten, die Neigung zur Klatschsucht wird mit aller Macht gefördert, denn die in ihr lebenden geistigen Eigenschaften drängen nach irgend einer Bethätigung und Uebung. Und der dadurch oft in Unannehmlichkeiten verwickelte, zur Verzweiflung getriebene Mann verwünscht dann Eigenschaften, die er, das „Haupt der Schöpfung", hauptsächlich auf dem Gewissen hat.

Die Frau wird durch unsere sozialen und geschlechtlichen Beziehungen mit allen Fasern ihrer Existenz auf die Ehe hingewiesen,

ganz natürlich bilden Ehe- und Heirathsangelegenheiten einen wesentlichen Theil ihrer Unterhaltung und Aspiration. Ferner ist für die physisch schwächere, durch Sitten und Gesetze dem Manne unterworfene Frau die Zunge die Hauptwaffe gegen ihn, und selbstverständlich benutzt sie diese. Aehnlich verhält es sich mit der heftig getadelten Putz- und Gefallsucht, die in den Modethorheiten ihre abschreckende Höhe erreicht und Väter und Ehemänner oft in die größten Nöthen und Verlegenheiten bringt. Die Erklärung dafür liegt nahe. Die Frau ist für den Mann in erster Linie Genußobjekt; ökonomisch und gesellschaftlich unfrei, muß sie in der Ehe ihre Versorgung erblicken, sie hängt also vom Manne ab und wird ein Stück Eigenthum von ihm. Ihre Lage wird dadurch noch ungünstiger, daß in der Regel die Zahl der Frauen größer ist als die der Männer — ein Kapitel, das noch näher besprochen werden wird. Durch dieses Mißverhältniß steigt die Konkurrenz der Frauen unter sich, die noch verstärkt wird, weil eine Anzahl Männer, aus den verschiedensten Gründen, nicht heirathet. Die Frau ist also genöthigt, durch möglichst günstige Darstellung ihrer äußeren Erscheinung in den Wettbewerb um den Mann mit ihren Geschlechtsgenossinnen einzutreten.

Man beachte nun die lange Dauer dieser Mißverhältnisse durch viele Generationen und man wird sich nicht mehr wundern, daß diese Erscheinungen, bei dauernd wirkenden gleichen Ursachen, ihre heutige extreme Gestalt angenommen haben. Dazu kommt ferner, daß vielleicht in keinem Zeitalter der Konkurrenzkampf der Frauen um die Männer so heftig war als im gegenwärtigen, theils aus bereits angeführten, theils aus noch zu erörternden Ursachen. Endlich weisen sowohl die Schwierigkeiten, eine auskömmliche Existenz zu erlangen, wie die gesellschaftlichen Anforderungen, die Frau mehr als je zuvor auf die Ehe als eine „Versorgungsanstalt" hin.

Die Männer lassen sich diesen Zustand gern gefallen, denn sie ziehen die Vortheile daraus. Es sagt ihrem Stolz, ihrer Eitelkeit, ihrem Interesse zu, die Rolle des Stärkeren und des Herrn zu spielen, und in dieser Herrscherrolle sind sie, wie alle Herrschenden, Vernunftgründen schwer zugänglich. Umsomehr liegt es im Interesse der Frauen, sich für die Herstellung von Zuständen zu erwärmen, die sie aus dieser entwürdigenden Stellung befreien. Die Frauen dürfen auf die Hilfe der Männer aus ihrer Lage nicht warten, so wenig wie die Arbeiter auf die Hilfe der Bourgeoisie warteten.

Erwägt man ferner, welche Charaktereigenschaften der Kampf um die bevorzugte Stellung auch auf anderen Gebieten, z. B. auf dem industriellen, zur Entfaltung bringt, sobald die Unternehmer sich gegenüberstehen; mit welch niederträchtigen, selbst schurkenhaften Mitteln gekämpft wird, und Haß, Neid und Verleumdungssucht geweckt werden, so hat man die Erklärung für die Thatsache, daß in dem Konkurrenzkampf der Frauen um die Männer sich ähnliche Charaktereigenschaften zeigen. Daher kommt es, daß Frauen durchschnittlich sich weniger miteinander vertragen als Männer, daß sogar die besten Freundinnen leicht in Streit gerathen, handelt es sich um das Ansehen bei einem Mann, um die einnehmendere Persönlichkeit u. s. w. Daher ferner die Wahrnehmung, daß, wo immer Frauen sich begegnen, sie, und seien sie sich wildfremd, in der Regel sich wie zwei Feinde ansehen. Mit einem einzigen Blick haben sie gegenseitig entdeckt, wo die Andere eine unpassende Farbe anwandte, oder eine Schleife unrichtig anbrachte, oder ein ähnliches Kardinalvergehen beging. In den Blicken, mit denen Beide sich begegnen, liegt unwillkürlich das Urtheil zu lesen, das die Eine über die Andere fällt. Es ist, als wollte Jede zu der Anderen sagen: „Ich verstehe es doch besser als du, mich zu putzen und die Blicke auf mich zu lenken."

Andererseits ist die Frau von Natur impulsiver als der Mann, sie reflektirt weniger als dieser, sie ist selbstloser, naiver, daher ist sie von größerer Leidenschaftlichkeit beherrscht, die sich in der wahrhaft heroischen Aufopferung, mit der sie für ihr Kind eintritt, oder für Angehörige sorgt und in Krankheitsfällen sie pflegt, im schönsten Lichte zeigt. In der Furie findet dagegen diese Leidenschaftlichkeit ihren häßlichen Ausdruck. Aber die guten wie die schlimmen Seiten bei Mann und Frau werden durch die soziale Stellung in erster Linie beeinflußt, begünstigt oder gehemmt, oder umgewandelt. Derselbe Trieb, der unter ungünstigen Verhältnissen als ein Fehler sich darstellt, wird unter günstigen eine Quelle des Glücks für die Person und für Andere. Fourier hat das Verdienst, den Nachweis glänzend geführt zu haben, wie ein und dieselben Triebe des Menschen, unter verschiedenen Verhältnissen, ganz entgegengesetzte Resultate erzeugen.*

Neben den Einwirkungen einer verkehrten Erziehung laufen nicht minder wichtige Einwirkungen von verkehrter oder mangeln-

* Charles Fourier, sein Leben und seine Theorien. Von A. Bebel. Stuttgart 1888. J. H. W. Dietz.

der physischer Erziehung, in Rücksicht auf den Naturzweck. Alle Aerzte stimmen darin überein, daß die Vorbildung der Frau für ihren Beruf als Mutter und Kindererzieherin fast Alles zu wünschen übrig läßt. „Man übt den Soldaten in der Führung seiner Waffe und den Handwerker in der Handhabung seiner Werkzeuge, jedes Amt erfordert seine Studien; selbst der Mönch hat sein Noviziat. Nur die Frau wird für ihre ernsten Mutterpflichten nicht erzogen."* Neun Zehntel von den Jungfrauen, die zu heirathen Gelegenheit haben, treten mit fast vollkommener Unwissenheit über die Mutterschaft und ihre Pflichten in die Ehe. Die unverantwortliche Scheu, selbst der Mütter, mit der erwachsenen Tochter über die so wichtigen geschlechtlichen Funktionen zu sprechen, läßt sie über ihre Pflichten gegen sich und ihren künftigen Gatten in der schwärzesten Unwissenheit. Mit dem Eintritt in die Ehe betritt die Frau ein ihr vollkommen fremdes Gebiet; sie hat sich ein Phantasiegemälde davon entworfen, meist aus Romanen der nicht empfehlenswerthesten Art, das zu der Wirklichkeit sehr wenig paßt.** Die mangelnden Wirthschaftskenntnisse, die, wie heute noch die Dinge liegen, nothwendig sind, wenn auch der Frau viele früher als selbstverständlich zugefallene Thätigkeiten ihr abgenommen wurden, geben ebenfalls manchen Anlaß zu Differenzen. Die Einen verstehen von der Wirthschaft nichts, weil sie sich zu gut dafür halten, sich darum zu bekümmern, und meinen, das sei Sache der Dienstboten; zahlreiche Andere, aus den breiten Massen, verhindert der Kampf um die Existenz, sich für den Beruf als Wirthschafterinnen auszubilden, sie

* Die Mission unseres Jahrhunderts. Eine Studie zur Frauenfrage von Irma v. Troll-Borostyani. Preßburg und Leipzig.

** In „Les femmes qui tuent et les femmes qui votent" erzählt Alexander Dumas Sohn: Ein hochgestellter katholischer Geistlicher habe ihm in einer Unterhaltung mitgetheilt, daß von hundert seiner früheren weiblichen Zöglinge, die sich verheiratheten, nach Verlauf eines Monats wenigstens achtzig zu ihm kamen und ihm sagten: sie seien von der Ehe enttäuscht, sie bereuten, geheirathet zu haben. Das klingt sehr wahrscheinlich. Die voltairianisch gesinnte französische Bourgeoisie findet es mit ihrem Gewissen vereinbar, ihre Töchter in den Klöstern erziehen zu lassen, sie geht von der Ansicht aus, die unwissende Frau sei leichter zu leiten als eine wissende. Da müssen Konflikte und Enttäuschungen entstehen. Räth doch Laboulaye direkt, die Frauen in mäßiger Unwissenheit zu erhalten, denn „notre empire est détruit, si l'homme est reconnu". (Unsere Herrschaft ist zerstört, sobald der Mann erkannt wird.)

müssen von früh bis spät in die Fabrik und an die Arbeit. Es zeigt sich, daß die Einzelwirthschaft durch die Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse immer mehr ihren Boden verliert und nur durch Opfer an Geld und Zeit aufrecht erhalten werden kann, welche die große Mehrzahl nicht zu bringen vermag.

Eine andere Ursache, die den Ehezweck für nicht wenige Männer aufhebt, liegt in der physischen Entwicklung vieler Frauen. Unsere Nahrungs-, Wohn-, Arbeits- und Unterhaltungsweise, kurz die Art der Lebenshaltung wirkt vielfach mehr zerstörend als wohlthuend auf uns ein. Mit Fug und Recht kann man von einem nervösen Zeitalter sprechen; aber diese Nervosität geht Hand in Hand mit physischer Degeneration. Anämie (Blutarmuth) und Nervosität sind namentlich in ganz enormem Maße bei dem weiblichen Geschlecht verbreitet; sie werden zu einer gesellschaftlichen Kalamität, die, falls sie noch einige Generationen wie bisher währt, ohne daß es gelingt, unsere gesellschaftliche Organisation auf normale Entwicklungsbedingungen zu stellen, unser Geschlecht dem Verderben entgegenführt.*

Der weibliche Organismus bedarf in Rücksicht auf den Geschlechtszweck ganz besonderer Pflege, namentlich gute Ernährung und in besonderen Perioden auch auskömmliche Schonung. Beides ist für die sehr große Mehrzahl des weiblichen Geschlechts — wenigstens in den Städten und Industriebezirken — nicht vorhanden und unter den heutigen Verhältnissen auch nicht zu schaffen. Auch hat sich die Frau so an die Bedürfnißlosigkeit gewöhnt, daß z. B. zahllose Frauen es für eine eheliche Pflicht halten, die guten Bissen dem Manne vorzusetzen und sich selbst mit dürftiger Nahrung zu begnügen. Ebenso werden häufig die Knaben vor den Mädchen in der Ernährung bevorzugt. Der Glaube ist allgemein verbreitet, daß

---

* Die Paralyse (Gehirnerweichung) nimmt nach Beobachtungen in der Wiener psychiatrischen Klinik weit rascher zu unter den Frauen als unter den Männern. Es gab dort unter 100 Aufgenommenen in den Jahren:

1873—1877: 15,7 paralytische Männer und 4,4 Frauen.
1888—1892: 19,7 „ „ „ 10,0 „

In den sechziger Jahren kam durchschnittlich auf 8 paralytische Männer eine paralytische Frau und heute kommt bereits eine paralytische Frau auf 3,49 paralytische Männer in Dänemark, auf 3,22 in Mittel- und Oberitalien, 2,89 in England, 2,77 in Belgien und 2,40 in Frankreich.

Wiener Arbeiter-Zeitung vom 31. Januar 1895.

die Frau nicht allein mit weniger, sondern auch mit schlechterer Nahrung sich begnügen könne als der Mann. Daher das traurige Bild, das insbesondere unsere weibliche Jugend namentlich dem Sachverständigen bietet. Ein großer Theil unserer jungen Frauen ist körperlich schwach, blutarm, extrem nervös. Die Folgen sind Menstruationsbeschwerden, Krankheiten der Organe, die mit dem Geschlechtszweck in Verbindung stehen, die sich oft bis zur Unfähigkeit oder Lebensgefährlichkeit, Kinder zu gebären oder zu säugen, steigern. „Wenn diese Degeneration unserer Frauen noch weiterhin in derselben Weise wie bisher fortschreiten sollte, so dürfte der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo es zweifelhaft werden könnte, ob die Kulturmenschen noch länger zu den Säugethieren zu zählen seien oder nicht."* Statt einer gesunden heiteren Gefährtin, einer fähigen Mutter, einer ihren häuslichen Obliegenheiten nachkommenden Gattin, hat der Mann eine kranke, nervöse Frau, bei welcher der Arzt nicht aus dem Hause kommt, die keinen Luftzug, nicht das geringste Geräusch vertragen kann. Wir wollen uns über diesen Gegenstand nicht weiter verbreiten, jeder Leser — und so oft wir in dieser Schrift vom Leser sprechen, meinen wir auch selbstverständlich die Leserin — kann das Bild sich weiter ausmalen, er hat in seinem eigenen Familien- und Bekanntenkreise Beispiele in Fülle vor sich.

Erfahrene Aerzte versichern, daß die größere Hälfte der Ehefrauen, namentlich in den Städten, in mehr oder weniger anormalen Zuständen sich befindet. Nach dem Grade der Uebel und dem Charakter der Eheleute müssen solche Verbindungen unglückliche sein, und sie geben dem Manne in der öffentlichen Meinung das Recht, sich außereheliche Freiheiten zu erlauben, deren Kenntniß bei der Frau die unglücklichste Stimmung erzeugen. Auch sind die manchmal sehr verschiedenen geschlechtlichen Anforderungen des einen oder anderen Theils Veranlassung zu tiefgehenden Differenzen, ohne daß die so wünschbare Trennung möglich wäre. Vielerlei Rücksichten machen sie in den meisten Fällen unmöglich.

Hierbei darf nicht verschwiegen werden, daß ein erheblicher Theil der Männer der schuldige Theil ist an schweren physischen Leiden ihrer Frauen, von welchen diese nicht selten in der Ehe betroffen werden. Ein erheblicher Theil

* Dr. F. B. Simon: Die Gesundheitspflege des Weibes. Zweite Auflage, S. 239. Stuttgart 1893. J. H. W. Dietz.

der Männerwelt leidet in Folge von Ausschweifungen während des ledigen Standes an chronischen Geschlechtskrankheiten, die, weil sie ihnen keine großen Unbequemlichkeiten verursachen, auf die leichte Achsel genommen werden. Aber im geschlechtlichen Verkehr mit der Frau erzeugen sie bei dieser sehr unangenehme und verhängnißvoll wirkende Unterleibskrankheiten, die alsbald nach der Eheschließung sich einstellen und häufig bis zur Unfähigkeit zu empfangen oder Kinder zu gebären sich steigern. Die unglückliche Frau hat gewöhnlich keine Ahnung von der wahren Ursache ihrer Krankheit, die ihr Gemüth bedrückt, ihr das Leben verbittert und den Zweck der Ehe zerstört, und macht sich und empfängt Vorwürfe über einen Zustand, den der andere Theil verschuldete. So verfällt gar manches blühende Weib nach kaum geschlossener Ehe chronischem Siechthum, für das weder sie noch die Angehörigen eine Erklärung haben.

„Wie neuere Untersuchungen ergeben haben, ist dieser Umstand — daß in Folge von Gonorrhoe die Samenflüssigkeit des Mannes keine Samenzellen mehr enthält und daher der Mann zeitlebens unfähig ist, Kinder zu zeugen — eine verhältnißmäßig häufige Ursache ehelicher Unfruchtbarkeit, im Gegensatz zu der alten bequemen Tradition der Herren der Schöpfung, welche immer bereit sind, die Schuld an dem mangelnden Kindersegen auf die Frau abzuwälzen."*

Man sieht, es sind eine große Menge verschiedener Ursachen wirksam, die das heutige Eheleben in der überwiegenden Zahl der Fälle nicht zu dem werden lassen, was es sein soll: ein Bund zweier Menschen verschiedenen Geschlechts, die sich aus gegenseitiger Liebe und Achtung angehören wollen, und zusammen, nach dem treffenden Ausspruche Kants, das ganze Menschenwesen bilden sollen. Es ist also immerhin eine Anweisung von zweifelhaftem Werth, wenn selbst Gelehrte die Emanzipationsbestrebungen der Frau damit abgethan glauben, daß sie dieselbe auf die Häuslichkeit, auf die Ehe verweisen, die durch unsere sozialen Zustände immer mehr zu einem Zerrbild wird und immer weniger ihrem wahren Zweck entspricht.

Der Rath an die Frau, in der Ehe ihr Heil zu suchen, da dies ihr eigentlicher Beruf sei, ein Rath, der von der Mehrzahl der

* Dr. F. B. Simon, a. a. O. S. 265. Simon widmet diesem Thema und dem verwandten, warum so viele Ehefrauen kurz nach der Hochzeit krank werden, ohne zu wissen woher, eine ausführliche Besprechung, in der namentlich unserer Männerwelt der Spiegel vorgehalten wird.

Männer gedankenlos applaudirt wird, klingt aber wie der bitterste Hohn, wenn sowohl die Rathgeber wie ihre Beifallklatscher das Gegentheil thun. Schopenhauer, der Philosoph, hat für die Frau und ihre Stellung nur das Verständniß des Spießbürgers. Er sagt: „Das Weib ist nicht zu großen Arbeiten berufen. Sein Charakteristikon ist nicht das Thun, sondern das Leiden. Es bezahlt die Lebensschuld durch die Wehen der Geburt, Sorge für das Kind, Unterwürfigkeit unter den Mann. Die heftigsten Aeußerungen der Lebenskraft und Empfindung sind ihm versagt. Sein Leben soll stiller und unbedeutsamer sein als das des Mannes. Zur Pflegerin und Erzieherin der Kindheit ist das Weib berufen, weil es selbst kindisch, zeitlebens ein großes Kind bleibt, eine Art Mittelstufe zwischen Kind und Mann, welcher der eigentliche Mensch ist.... Zur Häuslichkeit und Unterwürfigkeit sollen die Mädchen erzogen werden.... Die Weiber sind die gründlichsten und unheilbarsten Philister."

Im Geiste Schopenhauers, der auch mehrfach zitirt wird, ist das Werk vom Lombroso und Ferrero gehalten: „Das Weib als Verbrecherin und Prostituirte."* Wir haben kein wissenschaftliches Werk von solchem Umfang kennen gelernt — es umfaßt 590 Seiten —, das so wenig beweiskräftiges Material enthält über das Thema, das darin abgehandelt wird. Das statistische Material, aus dem die kühnsten Schlüsse gezogen werden, ist meist sehr dürftig. Oft genügt den Verfassern ein Dutzend Fälle, um die schwerwiegendsten Konsequenzen daraus zu ziehen. Das Material, das in dem Werk als das brauchbarste gelten kann, ist charakteristischer Weise von einer Frau — Frau Dr. Tarnowskaja — beschafft worden. Der Einfluß der sozialen Verhältnisse, der kulturellen Entwicklung wird fast gänzlich bei Seite gelassen, Alles wird vom einseitig physiologisch-psychologischen Standpunkt beurtheilt, und werden eine große Zahl ethnographischer Mittheilungen von den verschiedensten Völkerschaften in die Beweisführung verwebt, ohne daß man die Natur dieser Mittheilungen tiefer untersuchte. Nach den Verfassern ist, ganz wie bei Schopenhauer, das Weib ein großes Kind, eine Lügnerin par excellence, urtheilsschwach, in der Liebe wankelmüthig, keiner eigentlich heroischen That fähig. Die Inferiorität des Weibes gegenüber dem Mann sei durch eine große Zahl körperlicher Unterscheidungen und

* Autorisirte Uebersetzung von Dr. med. H. Kurella. Hamburg 1894.

Eigenschaften erwiesen. „Die Liebe des Weibes ist im Grunde nichts als sekundärer Charakter der Mutterschaft, all die Gefühle der Zuneigung, welche die Frau an den Mann fesseln, entstehen nicht aus sexuellen Impulsen, sondern aus den durch Anpassung erworbenen Instinkten der Unterwerfung und Hingabe."* Wie diese „Instinkte" erworben wurden und sich anpaßten, unterlassen die Verfasser zu untersuchen; sie würden dann die soziale Stellung der Frau im Laufe der Jahrtausende zu untersuchen gehabt haben und finden, daß diese sie zu dem gemacht hat, was sie ist. Die Verfasser schildern zwar theilweise die Sklaverei- und Abhängigkeitszustände der Frau unter den verschiedensten Völkern und Kulturperioden, aber als Darwinianer, die Scheuklappen an den Augen haben, leiten sie das Alles aus physiologischen und psychologischen Ursachen und nicht aus gesellschaftlichen und ökonomischen ab, welche die physiologische und psychologische Entwicklung der Frau aufs Allerstärkste beeinflußten.

Die Verfasser kommen weiter auch auf die Eitelkeit der Frau zu sprechen und stellen die Ansicht auf, bei Völkern niedrigerer Kulturstufe seien die Männer das eitle Geschlecht, das sehe man z. B. noch heute auf den Neuen Hebriden, auf Madagaskar, bei den Orinokovölkern, auf vielen Inseln des polynesischen Archipels und bei einer Anzahl afrikanischer und Südseevölker. Dagegen seien bei Völkern auf höherer Kulturstufe die Frauen das eitle Geschlecht. Aber warum und woher? Die Antwort scheint uns nahe zu liegen. Bei den Völkern auf niedrigerer Kulturstufe herrschen vielfach mutterrechtliche Zustände, oder dieselben sind noch nicht lange überwunden. Die Rolle, die bei solchen die Frau spielt, überhebt diese der Nothwendigkeit, sich um den Mann zu bewerben, der Mann wirbt um sie und zu diesem Zweck schmückt er sich, er wird eitel. Bei den Völkern auf höherer Kulturstufe, und namentlich bei allen Kulturvölkern, wirbt mit Ausnahmen nicht der Mann um die Frau, sondern die Frau um den Mann, wenn es auch selten vorkommt, daß die Frau die Initiative ergreift und sich dem Manne anbietet. Das verbietet ihr der sogenannte Anstand; thatsächlich aber geschieht das Anbieten durch die Art ihres Auftretens, durch die Kleiderpracht, den Luxus, den sie entfaltet, die Art, wie sie sich schmückt und gesellschaftlich präsentirt und kokettirt. Die

* A. a. O., S. 140.

weibliche Ueberzahl und die soziale Nothwendigkeit, die Ehe als Versorgungsanstalt zu betrachten, oder als eine Institution, durch die sie allein ihren Geschlechtstrieb befriedigen kann und gesellschaftlich etwas gilt, zwingt ihr dieses Verhalten auf. Es sind also auch hier wieder rein ökonomische und soziale Ursachen, die eine Eigenschaft, einmal bei dem Mann, das andere Mal bei der Frau hervorrufen, die man bisher als gänzlich unabhängig von sozialen und ökonomischen Ursachen anzusehen gewohnt war. Daraus darf man weiter schließen, daß sobald die Gesellschaft in soziale Zustände kommt, unter denen jede Abhängigkeit des einen Geschlechts vom anderen aufhört und beide gleich frei sind, die lächerliche Eitelkeit und die Modethorheiten ebenso verschwinden werden, wie viele andere Untugenden, die wir heute für unausrottbar halten, weil sie den Menschen angeblich angeboren sind. Schopenhauer beurtheilt als Philosoph die Frau eben so einseitig, wie die meisten unserer Anthropologen und Mediziner, die in ihr nur das Geschlechtswesen, nie das Gesellschaftswesen sehen. Schopenhauer war auch nie verheirathet, er für sein Theil hat also nicht dazu beigetragen, daß eine Frau mehr die von ihm den Frauen zugeschriebene Lebensschuld erfüllte. Und hier kommen wir zu der anderen Seite der Medaille, die aber keineswegs die schönere ist.

Viele Frauen heirathen nicht, weil sie nicht heirathen können, das weiß Jeder. Die Sitte verbietet der Frau, sich anzubieten, sie muß sich freien, d. h. wählen lassen, sie selbst darf nicht freien. Findet sich kein Freier, so tritt sie zu der großen Armee jener Armen, die ihren Lebenszweck verfehlten und, bei dem Mangel eines sicheren materiellen Bodens, meist der Noth und dem Elend verfallen, oft genug auch dem Spotte Preis gegeben sind. Nur Wenige wissen, wodurch das Mißverhältniß der Geschlechter entsteht, und Viele sind rasch mit der Antwort zur Hand: es werden zu viel Mädchen geboren. Die das behaupten, sind falsch unterrichtet, wie sich zeigen wird. Andere schließen aus der Thatsache, daß die Frauen in der Mehrzahl der Kulturstaaten zahlreicher sind als die Männer, und sie die Unnatur der Ehelosigkeit zugeben, daß wohl oder übel Polygamie (Vielweiberei) zugelassen werden müsse. Die Polygamie widerspricht aber nicht nur unseren Sitten, sie ist auch für die Frau eine Herabwürdigung, was allerdings Schopenhauer bei seiner Geringschätzung und Verachtung der Frau nicht abhält, zu erklären: „Für das weibliche Geschlecht im Ganzen ist Polygamie eine Wohlthat."

Viele Männer heirathen nicht, weil sie die Ansicht haben, eine Frau und die etwa nachfolgenden Kinder nicht standesgemäß erhalten zu können. Zwei Frauen zu erhalten ist aber nur einer kleinen Minderheit möglich, und unter dieser sind Viele, die zwei und mehr Frauen besitzen, eine legitime und eine oder mehrere illegitime. Diese, durch Reichthum Privilegirten, lassen sich durch nichts abhalten, zu thun, was sie gelüstet. Aber auch im Orient, in dem die Polygamie nach Sitte und Gesetz seit Jahrtausenden besteht, besitzen vergleichsweise wenige Männer mehr als eine Frau. Man spricht von dem entsittlichenden Einfluß des türkischen Haremlebens. Aber man übersieht, daß dieses Haremleben nur einem winzigen Bruchtheil der Männer, und zwar in der herrschenden Klasse, möglich ist, während die Masse der Männer in Einehe lebt. In der Stadt Algier waren Ende der sechziger Jahre unter 18282 Ehen nicht weniger als 17319 mit nur einer Frau, in 888 Ehen waren zwei Frauen und nur in 75 mehr als zwei Frauen. Konstantinopel, die Hauptstadt des türkischen Reichs, dürfte kein wesentlich anderes Resultat aufweisen. Unter der Landbevölkerung im Orient ist das Verhältniß zu Gunsten der Einehe noch auffälliger. Im Orient kommen, genau wie bei uns, in erster Linie die materiellen Verhältnisse in Betracht, welche die meisten Männer zur Beschränkung auf eine Frau nöthigen. Wären aber die materiellen Verhältnisse für alle Männer gleich günstig, die Polygamie wäre dennoch nicht durchführbar, weil es an Frauen fehlt. Die unter normalen Verhältnissen fast gleiche Kopfzahl der beiden Geschlechter weist überall auf die Einehe hin.

Wir lassen zum Beweis hierfür die Tabellen folgen, welche Bücher in einem Aufsatz in „Allgemeines Statistisches Archiv" veröffentlichte.* Es ist in diesen Tabellen zu unterscheiden zwischen der gezählten und der geschätzten Bevölkerung; soweit dieselbe gezählt wurde, ist dies bei der summarischen Uebersicht für die einzelnen Erdtheile ausdrücklich bemerkt. Die Geschlechter vertheilten sich innerhalb der Bevölkerung der einzelnen Erdtheile und Länder folgendermaßen:

* Karl Bücher: Ueber die Vertheilung der beiden Geschlechter auf der Erde. Vortrag, gehalten am 6. Januar 1892 im Verein für Geographie und Statistik zu Frankfurt a. M. Allgem. Statistisches Archiv. Herausgegeben von Dr. Georg v. Mayr. Tübingen 1892. Zweiter Jahrgang.

	Jahr der Zählung	Männliche Personen	Weibliche Personen	Bevölkerung überhaupt	Auf je 1000 männl. Personen kommen weibliche
1. Europa.					
Großbritannien und Irland	1891	18 388 756	19 499 397	37 888 153	1060
Dänemark u. Farör	1890	1 065 447	1 119 712	2 185 159	1052
Norwegen	1891	951 496	1 037 501	1 988 997	1090
Schweden	1890	2 317 105	2 467 570	4 784 675	1065
Finnland	1889	1 152 111	1 186 293	2 338 404	1030
Rußland	1886	42 499 324	42 895 885	85 395 209	1009
Polen	1886	3 977 406	4 279 156	8 256 562	1076
Deutsches Reich . .	1890	24 231 832	25 189 232	49 421 064	1039
Oesterreich	1880	10 819 737	11 324 507	22 144 244	1047
Ungarn	1880	7 799 276	7 939 192	15 738 468	1019
Liechtenstein . . .	1886	4 897	4 696	9 593	959
Luxemburg	1890	105 419	105 669	211 088	1002
Niederlande . . .	1889	2 228 487	2 282 928	4 511 415	1024
Belgien	1890	3 062 656	3 084 385	6 147 041	1007
Schweiz	1888	1 427 377	1 506 680	2 934 057	1055
Frankreich	1886	18 900 312	19 030 447	37 930 759	1007
Spanien m. den kanarischen Inseln . .	1887	8 608 532	8 950 776	17 559 308	1039
Gibraltar (Zivilbevölkerung) . .	1890	9 201	9 326	18 527	1013
Portugal	1878	2 175 829	2 374 870	4 550 699	1091
Italien	1881	14 265 383	14 194 245	28 459 628	995
Bosnien u. Herzegowina	1885	705 025	631 066	1 336 091	895
Serbien	1890	1 110 731	1 052 028	2 162 759	947
Bulgarien	1881	1 519 953	1 462 996	2 982 949	962
Rumänien	1860	2 276 558	2 148 403	4 424 961	944
Griechenland . . .	1889	1 133 625	1 053 583	2 187 208	929
Malta	1890	82 086	83 576	165 662	1018
Gezählte Bevölkerung zusammen . . .		170 818 561	174 914 119	345 732 680	1024

	Jahr der Zählung	Männliche Personen	Weibliche Personen	Bevölkerung überhaupt	Auf je 1000 männl. Personen kommen weibliche
2. Amerika.					
Dänisch Grönland .	1888	4 838	5 383	10 221	1112
Britisch Nordamerika	1881	2 288 196	2 229 735	4 517 931	974
Vereinigte Staaten von N.-Amerika .	1880	25 518 820	24 636 963	50 155 783	965
Bermuda Inseln .	1890	7 767	8 117	15 884	1046
Mexiko	1882	5 072 054	5 375 920	10 447 974	1060
Nordamerika und Inseln zusammen	—	32 891 675	32 256 118	65 147 793	981
Nicaragua	1883	136 249	146 596	282 845	1076
Britisch Honduras .	1881	14 108	13 344	27 452	946
Cuba	1877	850 520	671 164	1 521 684	789
Puertoriko	1877	369 054	362 594	731 648	983
Britisch Westindien .	1881	589 012	624 132	1 213 144	1060
Französisch „ .	1885	176 364	180 266	356 630	1022
Dänische Besitzungen	1880	14 889	18 874	33 763	1268
Holländ. Gouv. Curaçao	1889	20 234	25 565	45 799	1263
Mittelamerika u. Westindien zus.	—	2 170 430	2 042 535	4 212 965	941
Britisch Guiana . .	1891	151 759	126 569	278 328	834
Französisch „ . .	1885	15 767	10 735	26 502	681
Niederländ. „ . .	1889	30 187	28 764	58 951	953
Brasilien	1872	5 123 869	4 806 609	9 930 478	938
Chile	1885	1 258 616	1 268 353	2 526 969	1008
Falkland Inseln . .	1890	1 086	703	1 789	647
Südamerika zus. .	—	6 581 284	6 241 733	12 823 017	949
Gezählte Bevölkerung Amerikas überhaupt .		41 643 389	40 540 386	82 183 775	973

	Jahr der Zählung	Männliche Personen	Weibliche Personen	Bevölkerung überhaupt	Auf je 1000 männl. Personen kommen weibliche
3. Asien.					
Russisch Kaukasien .	1885	3 876 868	3 407 699	7 284 567	879
Sibirien ohne Amurland und Sachalin	1885	2 146 411	2 002 879	4 149 290	933
Provinz Uralsk . .	1885	263 915	263 686	527 601	999
Gen. Gouv. d. Steppe	1885	926 246	781 626	1 707 872	844
Prov. Fergana . .	1885	365 461	350 672	716 133	959
„ Ssamarkand .	1885	335 530	305 616	641 146	911
Russische Besitzungen zusammen	—	7 914 431	7 112 178	15 026 609	899
Britisch Indien (unmittelb. Besitzung.)	1891	112 150 120	108 313 980	220 464 100	966
Tributäre Staaten (soweit bekannt) .	1891	31 725 910	29 675 150	61 401 060	935
Hongkong	1889	138 033	56 449	194 482	409
Ceylon	1881	1 473 515	1 290 469	2 763 984	876
Von den französ. Besitzgn. Cambodscha	?	392 383	422 371	814 754	1076
Von den französ. Besitzgn. Cochinchina	1889	944 146	932 543	1 876 689	988
Philippinen (theilw.)	1877	2 796 174	2 762 846	5 559 020	988
Japan	1888	20 008 445	19 598 789	39 607 234	979
Cypern	1891	104 887	104 404	209 291	995
Gezählte Bevölkerung in Asien überhaupt . . .	—	177 648 044	170 269 179	347 917 223	958
4. Australien und Polynesien.					
Australien nebst Neuseeland u. Tasman.	1890/91	2 059 594	1 772 472	3 832 066	861
Fidschi Inseln . .	1890	67 902	57 780	125 682	851
Französ. Besitzungen (Tahiti, Marquesas 2c.)	1889	11 589	10 293	21 882	888
Hawaii	1890	58 714	31 276	89 990	533
Zusammen	—	2 197 799	1 871 821	4 069 620	852

	Jahr der Zählung	Männliche Personen	Weibliche Personen	Bevölkerung überhaupt	Auf je 1000 männl. Personen kommen weibliche
5. Afrika.					
Aegypten	1882	3 401 498	3 415 767	6 817 265	1004
Algerien (ohne Sahara)	1886	2 014 013	1 791 671	3 805 684	889
Senegal	1889	70 504	76 014	146 518	1078
Gambia	1881	7 215	6 935	14 150	961
Sierra Leone . . .	1881	31 201	29 345	60 546	940
Lagos	1881	37 665	37 605	75 270	998
St. Helena . . .	1890	2 020	2 202	4 222	1090
Kapland	1890	766 598	759 141	1 525 739	990
Natal	1890	268 062	275 851	543 913	1029
Orange Freistaat:					
Weiße	1890	40 571	37 145	77 716	915
Schwarze . . .	1890	67 791	61 996	129 787	914
Südafrik. Republik:					
Weiße	1890	66 498	52 630	119 128	791
Schwarze . . .	1890	115 589	144 045	259 634	1246
Reunion	1889	94 430	71 485	165 915	757
Mayotte	1889	6 761	5 509	12 270	815
St. Marie de Madagaskar . . .	1888	3 648	4 019	7 667	1102
Zusammen	—	6 994 064	6 771 360	13 765 424*	968

Das Resultat dieser Zusammenstellung dürfte für Viele ein überraschendes sein. Mit Ausnahme von Europa, in dem durchschnittlich auf 1000 männliche 1024 weibliche Einwohner kommen, ist in allen übrigen Erdtheilen das Gegentheil Thatsache. Nimmt man auch an, daß in den fremden Welttheilen, und zwar auch dort, wo Zählungen stattfanden, dieselben in Bezug auf das weibliche

* Dazu 550 430 Kinder ohne Angabe des Geschlechts.

Geschlecht besonders mangelhaft ausgefallen sind — das ist z. B. anzunehmen von allen Ländern mit mohammedanischer Bevölkerung, wo die Zahl der weiblichen Einwohner niedriger angegeben sein dürfte, als sie in Wirklichkeit ist —, so steht doch fest, daß abgesehen von einzelnen europäischen Ländern, das weibliche Geschlecht nirgends die Kopfzahl des männlichen erheblich übertrifft. Anders liegen die Verhältnisse in Europa, das uns vorzugsweise interessirt. Hier ist mit Ausnahme Italiens und der südosteuropäischen Länder — Bosnien und Herzegowina, Serbien, Bulgarien, Rumänien und Griechenland — überall die weibliche Bevölkerung stärker vertreten als die männliche. Von den europäischen Großstaaten ist dieses Verhältniß am günstigsten in Frankreich — auf 1000 männliche kommen 1002 weibliche Einwohner, nächstdem in Rußland — in dem auf 1000 männliche 1009 weibliche Einwohner fallen. Dagegen weisen Portugal, Norwegen und Polen, in dem auf 1000 männliche 1076 weibliche Einwohner kommen, das ungünstigste Verhältniß in Europa auf. Diesen zunächst steht Großbritannien mit Irland — auf 1000 männliche 1060 weibliche Einwohner. Deutschland und Oesterreich liegen in der Mitte, es kommen auf 1000 männliche Einwohner 1039, beziehentlich 1047 weibliche Einwohner.

Im Deutschen Reich war der Ueberschuß der weiblichen Bevölkerung über die männliche bei der Volkszählung am 1. Dezember 1890 957 400 Köpfe, gegen 988 376 Köpfe bei der Volkszählung am 1. Dezember 1885. Eine Hauptursache dieser Differenz bildet die Auswanderung, insofern weit mehr Männer als Frauen bei derselben betheiligt sind. Das zeigt deutlich der Gegenpol Deutschlands, die nordamerikanische Union, die einen fast eben so großen Mangel an Frauen hat, wie Deutschland einen Ueberschuß daran besitzt, und zwar weil die Union das Hauptland für die europäische Einwanderung bildet, und diese überwiegend aus Personen männlichen Geschlechts besteht. Ferner verunglücken weit mehr Männer als Frauen in Landwirthschaft, Gewerbe, Industrie und Verkehr, auch sind weit mehr Männer als Frauen vorübergehend im Ausland abwesend — Kaufleute, Seeleute, Marinemannschaften ꝛc. — Das geht deutlich hervor aus den Zahlen über den Familienstand, insofern im Jahre 1890 auf 8 372 486 verheirathete Männer 8 398 607 verheirathete Frauen, von letzteren also 26 121 mehr, gezählt wurden. Eine andere Erscheinung, die statistisch feststeht und erheblich ins Gewicht fällt, ist, daß die Frauen durchschnittlich *älter* werden als

die Männer, und es namentlich in den höheren Lebensaltern mehr Frauen als Männer giebt. Nach der Volkszählung von 1890 stellten die Altersverhältnisse der beiden Geschlechter sich folgendermaßen:

Es standen im Alter:

	Männlich	Weiblich	Mehr männlich	Mehr weiblich
Unter 10 Jahren . .	5 993 681	5 966 226	27 455	—
10 bis unter 20 Jahren	5 104 751	5 110 093	—	5 342
von 20—30 Jahren . .	3 947 324	4 055 321	—	107 997
„ 30—40 „ . .	3 090 174	3 216 704	—	126 530
„ 40—50 „ . .	2 471 617	2 659 609	—	187 992
„ 50—60 „ . .	1 826 951	2 041 377	—	214 426
„ 60—70 „ . .	1 177 142	1 391 227	—	214 085
„ 70 und mehr Jahren	619 192	757 081	—	137 889
	24 230 832	25 197 638	27 455	994 261

Diese Tabelle zeigt, daß bis zum zehnten Lebensjahre die Zahl der Knaben die der Mädchen übersteigt, und zwar ist dies in dem Verhältniß der Geburten begründet. Ueberall werden mehr Knaben als Mädchen geboren; so wurden z. B. im Deutschen Reich geboren

im Jahr	1872	auf 100	Mädchen	106,2	Knaben*
„ „	1878	„ 100	„	105,9	„
„ „	1884	„ 100	„	106,2	„
„ „	1888	„ 100	„	106,0	„
„ „	1891	„ 100	„	106,2	„

Aber das männliche Geschlecht stirbt früher als das weibliche, und zwar schon im Kindesalter, in dem mehr Knaben als Mädchen sterben. Und so zeigt die Tabelle, daß bereits in dem Alter zwischen 10 und 20 Jahren das weibliche Geschlecht das männliche an Zahl übertrifft.

Auf 100 weibliche Personen starben männliche

1872	107,0	1884	109,2
1878	110,5	1888	107,9
		1891	107,5**

* Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Jahrgang 1893.
** Ebendaselbst.

Die vorstehende Tabelle zeigt weiter, daß im eigentlich eheschließenden Alter zwischen 20 und 50 Jahren das weibliche Geschlecht das männliche um 422 519 Köpfe überragt, und im Alter von 50—70 Jahren und höher sogar um 566 400 Köpfe. Ein sehr starkes Mißverhältniß der Geschlechter stellt sich ferner unter den verwitweten und geschiedenen Personen heraus.

Bei der Volkszählung von 1890 betrug

die Zahl der verwitweten Männer 774 967
„ „ „ „ Frauen 2 157 870

mehr verwitwete Frauen 1 382 903

Von diesen Verwitweten standen im Alter

von 40—60 Jahren Männer 222 286, Frauen 842 920
60 und mehr Jahre „ 506 319, „ 1 158 712

Die Zahl der Geschiedenen betrug 1890: 25 271 Männer und 49 601 Frauen. Davon standen im Alter:

von 40—60 Jahren Männer 13 825, Frauen 24 842
60 Jahre und mehr „ 4 917, „ 7 244

Diese Zahlen belehren uns, daß in erster Linie die verwitweten und geschiedenen Frauen von einer Wiederverheirathung ausgeschlossen sind, und zwar auch im heirathsfähigsten Alter, denn im Alter von 15—40 Jahren gab es verwitwete Männer 46 362, verwitwete Frauen 156 235; geschiedene Männer 6519, geschiedene Frauen 17 515. Durch diese Zahlen ist ein neuer Beweis erbracht für den Nachtheil, der geschiedenen Ehefrauen aus der Ehescheidung erwächst.

Unter den Ledigen gab es 1890 im Alter

von 15—40 Jahren Männer 5 845 933, Frauen 5 191 453
„ 40—60 „ „ 375 881, „ 503 406
60 Jahren und mehr „ 130 154, „ 230 966*

Im Alter zwischen 15 und 40 Jahren ist also unter den Ledigen das männliche Geschlecht um 654 480 Köpfe stärker als das

* Statistik des Deutschen Reichs. Neue Folge. Band 68. Die Volkszählung am 1. Dezember 1890 im Deutschen Reich. Herausgegeben vom Kaiserl. Statistischen Amt.

weibliche, was für das Letztere sehr günstig zu sein scheint. Aber die Männer im Alter von 15—21 Jahren sind mit wenig Ausnahmen nicht heirathsfähig, das waren 3 590 622 gegen 3 774 025 Frauen. Ebenso ist von den Männern im Alter von 21—25 Jahren ein großer Theil außer Stande, eine Familie zu gründen — wir verweisen nur auf die Militärpersonen, Studirenden 2c. —, wohingegen die Frauen in diesem Alter sämmtlich heirathsfähig sind. Nehmen wir ferner an, daß eine große Zahl Männer aus den verschiedensten Ursachen überhaupt nicht heirathet — die Zahl der ledigen Männer über 40 Jahre betrug allein 506 035, wozu noch die verwitweten und geschiedenen kommen, denen 734 372 ledige Frauen gegenüberstanden, zu denen ebenfalls noch die verwitweten und geschiedenen mit über 2 Millionen Köpfen hinzukommen —, so ergiebt sich, daß die Lage des weiblichen Geschlechts in Bezug auf Eheschließung eine sehr ungünstige ist. Eine große Zahl von Frauen ist also unter den heutigen Zuständen gezwungen, auf die legitime Befriedigung des Geschlechtstriebs zu verzichten, wohingegen die Männerwelt in der Prostitution Befriedigung desselben sucht und findet. Die Lage der Frauen würde sofort anders, sobald durch Umgestaltung unserer sozialen Zustände die Hindernisse beseitigt würden, die gegenwärtig viele hunderttausend Männer verhindern, eine Ehe zu gründen und in legitimer Weise der Befriedigung ihres Naturtriebes gerecht zu werden.

Wie bereits bemerkt, führt eine nicht unerhebliche Verschiebung der Zahl der Geschlechter die überseeische Auswanderung herbei. In den Jahren 1872—1886 wanderten durchschnittlich jedes Jahr über 10 000 männliche Personen mehr aus als weibliche, das ergiebt für einen Zeitraum von 15 Jahren 150—160 000 männliche Personen, die sich zum größten Theil im kräftigsten Mannesalter befinden. Die Militärpflicht treibt ebenfalls viele junge Männer, und zwar die kräftigsten, ins Ausland. Im Jahre 1893 wurden nach der dem Reichstag offiziell vorgelegten Uebersicht über das Ergebniß des Heeres-Ergänzungsgeschäfts 25 851 Mann wegen unerlaubter Auswanderung verurtheilt und 14 522 waren aus dem gleichen Grunde noch in Untersuchung. Aehnliche Zahlen kehren Jahr für Jahr wieder. Der Verlust, der Deutschland an Männern aus dieser unerlaubten Auswanderung erwächst, ist in einem Jahrzehnt sehr bedeutend. Ganz besonders stark ist diese Auswanderung in den Jahren nach großen Kriegen, das zeigte sich nach 1866 und in den Jahren 1871 bis 1874. Große

Verluste an Männerleben haben wir ferner durch Unfälle. Im Laufe der Jahre von 1887 bis 1892 betrug die Zahl der getödteten Personen in Industrie, Landwirthschaft, Staats- und Kommunalbetrieben 30 568,* darunter ein kleiner Bruchtheil Frauen. Des weitern wird ein anderer erheblicher Theil der in diesen Betrieben beschäftigten Personen in Folge von Unfällen dauernd zum Krüppel und unfähig eine Familie zu gründen, Andere sterben frühzeitig und lassen ihre Familie in Noth und Elend zurück. Größere Verluste an Männerleben sind auch mit der Seeschiffahrt verbunden. In der Periode von 1882 bis 1891 gingen 1485 Hochseeschiffe in Verlust und verloren dabei 2436 Personen der Besatzung — mit wenig Ausnahmen männliche Personen — und 747 Passagiere das Leben.

Die Gesellschaft wird, wenn erst die richtige Werthschätzung des Menschenlebens Platz gegriffen hat — was in einer sozialistischen Gesellschaft im höchsten Maße der Fall sein wird —, die weitaus größte Zahl der Unfälle verhüten, insbesondere auch im Seeverkehr. In unzähligen Fällen fallen Menschenleben oder die Gesundheit der Gliedmaßen übel angebrachter Sparsamkeit der Unternehmerschaft zum Opfer, welche die Kosten für Schutzmaßregeln scheut, in vielen anderen Fällen ist Uebermüdung und Hast in der Arbeit die Ursache. Menschenfleisch ist billig; geht ein Arbeiter zu Grunde, so sind drei andere vorhanden, die an seine Stelle treten.

Ferner wird namentlich auf dem Gebiete der Seeschiffahrt, begünstigt durch die Schwierigkeit der Kontrolle, vielfach unverantwortlich gewirthschaftet. Durch die Enthüllungen Plimsolls Mitte der siebziger Jahre im englischen Parlament ist die Thatsache allgemein bekannt geworden, daß zahlreiche Schiffseigenthümer in verbrecherischer Gewinnsucht seeuntüchtige Schiffe hoch versichern und sie mitsammt ihrer Bemannung dem geringsten Seeunfall gewissenlos Preis geben, um die hohen Versicherungsprämien zu erhalten. Es sind dies sogenannte Sargschiffe, die auch in Deutschland nicht unbekannt sind. So sank im Jahre 1881 der Dampfer „Braunschweig" bei Helgoland, welcher der Firma Rocholl & Comp. in Bremen gehörte. Das Schiff war in vollständig seeuntüchtigem Zustand auf die See gelassen worden. Dasselbe Schicksal traf im Jahre 1889 den Dampfer „Leda" derselben Firma, der, kaum in See gegangen, vor der Elbmündung strandete. Das Schiff war für 50 000 Rubel

* Statistische Jahrbücher für das Deutsche Reich. Jahrg. 1889—1894.

bei dem russischen Lloyd versichert, dem Kapitän waren 8500 Rubel in Aussicht gestellt, wenn er dasselbe heil nach Odessa brächte, und dieser zahlte wieder dem Steuermann die vergleichsweise hohe Heuer von 180 Rubel monatlich. Das Seeamt fällte den Spruch: Der Unfall sei herbeigeführt worden, weil der Dampfer „Leda" seeuntüchtig und ungeeignet war, nach Odessa überführt zu werden. Dem Kapitän wurde das Schifferpatent entzogen. Nach bestehendem Recht konnten die eigentlich Schuldigen nicht gefaßt werden. Es vergeht kein Jahr, in dem nicht unsere Seeämter in die Lage kommen, über eine größere Zahl von Seeschiffunfällen ihr Urtheil abzugeben, das dahin lautet, daß zu hohes Alter, oder Ueberladung, oder mangelhafter Zustand, oder ungenügende Ausrüstung des Schiffes, oder mehrere dieser Ursachen zusammen die Verunglückung verschuldeten. Von einem sehr großen Theil der verunglückten Schiffe kann die Ursache ihres Untergangs überhaupt nicht festgestellt werden, weil sie mitten auf der See verunglückten und kein Ueberlebender übrig bleibt, der über die Ursache des Untergangs Auskunft geben könnte. Es wird auf diesem Gebiete vielfach unverantwortlich gehandelt. Die Schutzmaßregeln zur Rettung Schiffbrüchiger an den Küsten sind ebenfalls noch sehr mangelhaft und unzulänglich, weil die Einrichtung derselben ziemlich ausschließlich auf die Privatwohlthätigkeit angewiesen ist. Ganz trostlos sieht es mit der Rettung Schiffbrüchiger an den fernen fremden Küsten aus. Ein Gemeinwesen, das die gleiche Förderung des Wohles Aller zu seiner höchsten Aufgabe macht, wird auch das gesammte Schiffswesen und den Seeverkehr in einer Weise verbessern und mit Schutzmaßregeln versehen, daß diese Unglücksfälle zu den größten Seltenheiten gehören. Aber das gegenwärtige wirthschaftliche Raubsystem, das mit Menschen wie mit Zahlen nur rechnet, um möglichst großen Gewinn herauszuschlagen, vernichtet nicht selten ein Menschenleben, wenn ein Thaler Profit dabei herausspringt. Mit einer Veränderung der Gesellschaft in sozialistischem Sinne fällt ferner die Auswanderung in ihrer jetzigen Gestalt fort, hört die Flucht der Militärpflichtigen, hören die Selbstmorde im Militär ꝛc. auf.

Die geschilderten Vorgänge aus unserem staatlichen und wirthschaftlichen Leben zeigen uns, daß auch die Frau aufs Lebhafteste an diesen Zuständen interessirt ist. Ob die militärische Dienstzeit verkürzt wird oder nicht, ob die Armee verstärkt wird oder nicht,

ob wir eine friedliche oder kriegerische Politik verfolgen, ob die Behandlung der Soldaten eine menschenwürdige oder eine menschenunwürdige ist und in Folge davon die Zahl der Selbstmorde und der Desertionen steigt oder fällt, das sind alles Fragen, welche die Frau genau so angehen, wie den Mann. Dasselbe ist mit den Zuständen in Landwirthschaft, Industrie und Verkehr der Fall, in welchen obendrein die Frau in jedem Jahre mehr als Arbeiterin Aufnahme findet. Ueble Zustände und ungünstige Verhältnisse benachtheiligen die Frau als Gesellschafts- und Geschlechtswesen, gute Zustände und zufriedenstellende Verhältnisse nützen ihr.

Es giebt aber noch andere Momente, welche Eheschließungen erschweren oder unmöglich machen. Eine erhebliche Zahl von Männern wird durch den Staat an der Eheschließung gehindert. Man verdreht die Augen über das Zölibat, das der katholischen Geistlichkeit auferlegt ist, aber man hat kein Wort des Tadels über die weit größere Zahl der Soldaten, die dazu verurtheilt wird. Die Offiziere bedürfen nicht allein des Konsenses ihrer Vorgesetzten zur Ehe, sie sind auch in der freien Wahl der Frau eingeschränkt, indem vorgeschrieben ist, daß dieselbe ein gewisses, nicht unbedeutendes Vermögen besitzen muß. So erhielt z. B. erst 1889 das österreichische Offizierskorps eine gesellschaftliche „Aufbesserung", auf Kosten des weiblichen Geschlechts. Der Offizier als Heirathskandidat ist seitdem im Preise gestiegen. Der Hauptmann stieg um volle 8000 Gulden, wenn er über dreißig ist, während der Hauptmann unter dreißig künftig überhaupt schwer zu haben ist, und keinenfalls unter 30 000 Gulden Mitgift. „Dafür darf dann eine „Frau Hauptmann" (so wurde der „Kölnischen Zeitung" aus Wien geschrieben), die jetzt bisweilen ein Gegenstand des Mitleids ihrer Kolleginnen vom Bank- und selbst vom Regierungsfach war, ihr Haupt um Vieles höher heben, denn Jeder weiß jetzt, daß sie „zu leben" hat. Die gesellschaftliche Stellung des österreichischen Offiziers war bisher, ungeachtet der sehr gesteigerten persönlichen Tüchtigkeit, Bildung und Standesehre, eine unklare, weil einerseits zwar sehr vornehme Herren in des Kaisers Rock steckten, anderseits viele arme Offiziere sich nicht ohne Demüthigung durchbrachten, und weil namentlich arme Offiziersfamilien oft eine klägliche Rolle spielten. Der Offizier, der heirathen wollte, hatte bisher, wenn die Dreißig überschritten waren, ein gemeinsames Vermögen von 12 000 Gulden oder 600 Gulden Nebeneinkommen

aufzuweisen, und selbst bei diesem geringen Nebeneinkommen, welches ein standesgemäßes Auftreten kaum gestattete, sah man bisweilen durch die Finger und gewährte Erleichterungen. Die neuen Heirathsvorschriften sind grimmig streng, ob auch das Herze bricht. Der Hauptmann unter dreißig muß hinfort 30 000 Gulden, über dreißig 20 000 Gulden, der Stabsoffizier bis zum Obersten 16 000 Gulden Kaution sicherstellen, jedoch darf ohne Gnade nur der vierte Theil der Truppenoffiziere verheirathet sein, und von der Braut fordert man makelloses Vorleben und standesgemäße Lebensstellung. Dies gilt für Truppenoffiziere und Militärärzte. Für andere Militärbeamte mit Offiziersrang sind die neuen Heirathsvorschriften milder, für Generalstabsoffiziere aber noch strenger. Der dem Generalstab zugetheilte Offizier darf künftig gar nicht heirathen, der wirkliche Generalstabshauptmann unter dreißig Jahren bedarf einer Kaution von 36 000, später von 24 000 Gulden." In Deutschland und anderwärts bestehen ähnliche Vorschriften wie in Oesterreich. Auch das Unteroffizierkorps ist in Bezug auf die Eheschließung hemmenden Bestimmungen unterworfen, und bedarf der Unteroffizier der Genehmigung seiner höheren Vorgesetzten. Das sind sehr drastische Beweise für die rein materialistische Auffassung, die der Staat von der Ehe hat.

Im Allgemeinen erachtet die öffentliche Meinung als richtig, daß für Männer unter 24 oder 25 Jahren — 25 Jahre ist das Alter, welches das Reichs-Zivilehegesetz als Ehemündigkeitsalter für den Mann ansieht — die Heirath nicht empfehlenswerth sei, und zwar in Rücksicht auf die in der Regel erst in diesem Alter zu erwerbende bürgerliche Selbständigkeit. Nur bei Personen, die in der angenehmen Lage sind, eine unabhängige Stellung sich nicht erst erobern zu müssen, z. B. bei Personen fürstlichen Standes, findet die „öffentliche Meinung" es in der Ordnung, daß eventuell der Mann mit dem 18. oder 19., die Jungfrau mit dem 15. oder 16. Lebensjahr heirathet. Der Fürst wird mit dem 18. Lebensjahre auch für mündig erklärt und für fähig gehalten, das umfänglichste Reich und das zahlreichste Volk zu regieren. Gewöhnliche Sterbliche erlangen die Fähigkeit, ihr etwaiges Besitzthum selbständig zu verwalten, erst mit dem 21. Lebensjahre.

Die Verschiedenheit der Ansichten über das Alter, in dem eine Eheschließung wünschbar ist, zeigt, daß die öffentliche Meinung nach der gesellschaftlichen Stellung, in dem Eheschließende sich befinden,

urtheilt; ihre Gründe haben mit dem Menschen als Naturwesen, mit seinen Naturtrieben nichts zu thun. Aber der Naturtrieb bindet sich nicht an bestimmte soziale Zustände und die daraus hervorgegangenen Ansichten und Vorurtheile. Sobald der Mensch seine Reife erlangt hat, macht sich der Geschlechtstrieb mit ganzer Heftigkeit geltend; er ist eben die Inkarnation des menschlichen Wesens und verlangt von dem vollreifen Menschen Befriedigung, bei Strafe schwerer körperlicher und geistiger Leiden.

Der Eintritt der Geschlechtsreife ist nach dem Individuum, dem Klima und der Lebensweise verschieden. In der heißen Zone tritt sie bei dem weiblichen Individuum in der Regel im Alter von elf bis zwölf Jahren ein, und man trifft dort nicht selten Frauen, die in diesem Alter bereits den ersten Sprößling auf den Armen tragen, aber sie sind auch mit dem 25. bis 30. Lebensjahre verblüht. In der gemäßigten Zone ist bei dem weiblichen Geschlecht die Regel das 14. bis 16. Lebensjahr, in manchen Fällen noch später; auch ist die Zeit des Eintritts der Geschlechtsreife bei Frauen auf dem Lande und solchen in den Städten verschieden. Bei gesunden, robusten Landmädchen, die viel in frischer Luft verkehren und kräftig arbeiten, tritt Menstruation durchschnittlich später ein, als bei unseren schlecht genährten, verweichlichten, nervenüberreizten, ätherischen Stadtfräuleins. Dort entwickelt sich die Geschlechtsreife in der Regel normal, mit seltenen Störungen, hier ist die normale Entwicklung Ausnahme, es treten allerlei Erkrankungserscheinungen auf, die oft den Arzt zur Verzweiflung bringen. Wie oft sind Aerzte genöthigt zu erklären, das gründlichste Mittel zur Heilung sei, neben veränderter Lebensweise, die Heirath. Aber wie dieses Mittel zur Anwendung bringen? Unüberwindliche Hindernisse stellen sich diesem Vorschlage entgegen.

Alles das zeigt, wo die Aenderung gesucht werden muß. Erstens gilt es, eine total veränderte Erziehung zu ermöglichen, die sowohl den physischen wie den geistigen Menschen berücksichtigt, zweitens handelt es sich darum, eine gänzlich veränderte Lebens- und Arbeitsweise zu schaffen. Aber beides ist für Alle ohne Ausnahme nur möglich in gänzlich veränderten sozialen Zuständen.

Unsere gesellschaftlichen Verhältnisse haben einen tiefen Widerspruch erzeugt zwischen dem Menschen als Natur- und Geschlechtswesen und als Gesellschaftswesen. Dieser Widerspruch hat sich in

keinem Zeitalter so fühlbar gemacht, als in dem gegenwärtigen, und er erzeugt eine Menge Krankheiten, in deren Wesen wir nicht näher eingehen wollen, die aber vorzugsweise das weibliche Geschlecht treffen. Einmal hängt sein Organismus in weit höherem Grade als der des Mannes mit seiner geschlechtlichen Bestimmung zusammen und wird davon beeinflußt — z. B. regelmäßige Wiederkehr der Perioden — dann ergeben sich für das Weib die meisten Hemmungen, die es verhindern, seinen stärksten Naturtrieb in natürlicher Weise zu befriedigen. Dieser Widerspruch zwischen Naturbedürfniß und Gesellschaftszwang führt zur Unnatur, zu geheimen Lastern und Ausschweifungen, die jeden nicht starken Organismus untergraben.

Der widernatürlichen Befriedigung, namentlich des weiblichen Geschlechts, wird vielfach in der schamlosesten Weise Vorschub geleistet. Man preist mehr oder weniger versteckt gewisse Fabrikate an, die in den meisten Zeitungen, besonders aber in dem Annoncentheil der in das Innere der Familie dringenden Unterhaltungsblätter empfohlen werden. Diese Anpreisungen sind vorzugsweise auf den besser situirten Theil der Gesellschaft berechnet, denn die Preise der Fabrikate sind so hoch, daß ein gering Bemittelter sie kaum erschwingen kann. Hand in Hand mit diesen schamlosen Ankündigungen geht die auf beide Geschlechter berechnete Anpreisung obszöner Bilder (namentlich ganzer Serien Photographien), von Poesien und prosaischen Werken ähnlichen Gehaltes, deren Titel schon auf die geschlechtliche Erregung berechnet sind und die Verfolgung der Polizei und Staatsanwälte herausfordern. Aber diese haben zu viel mit der „Kultur, Ehe und Familie" zerstörenden Sozialdemokratie zu thun, um diesem Treiben volle Aufmerksamkeit schenken zu können. Ein Theil unserer Romanliteratur arbeitet in derselben Richtung. Da müßte es Wunder nehmen, wenn die geschlechtlichen Ausschweifungen, auch noch künstlich erregt, nicht in der ungesundesten und schädlichsten Weise sich fühlbar machten und zu einer sozialen Krankheit sich steigerten.

Das träge, üppige Leben vieler Frauen in den bemittelten Klassen, die Nervenstimulanz durch die raffinirtesten Mittel, die Ueberfütterung mit einer bestimmten Art von Kunstgenuß, der in gewissen Genres treibhausartig gepflegt wird, und von dem an Gemüthshypertrophie und nervöser Ueberreizung leidenden Theil des weiblichen Geschlechts oft als vornehmstes Unterhaltungs- und

Bildungsmittel betrachtet wird, steigert die geschlechtlichen Erregungen und führt nothwendig zu Exzessen.

Bei den Armen sind es gewisse anstrengende Beschäftigungsweisen, namentlich sitzender Natur, die Blutansammlungen in den Unterleibsorganen begünstigen und geschlechtliche Erregungen befördern. Eine der gefährlichsten Beschäftigungen in dieser Richtung ist die gegenwärtig sehr verbreitete an der Nähmaschine. Diese wirkt so zerstörend, daß bei 10—12stündiger täglicher Arbeit der kräftigste Organismus binnen wenig Jahren zerrüttet ist. Uebermäßige geschlechtliche Erregungen fördert auch das lange Arbeiten in Arbeitsräumen mit dauernd hoher Temperatur, z. B. in Zuckersiedereien, Bleichereien, Zeugdruckereien, Nachtarbeit bei Gaslicht in überfüllten Arbeitsräumen, besonders bei gemeinsamer Arbeit beider Geschlechter.

Wir haben hiermit abermals eine Reihe von Erscheinungen festgestellt, welche die Unvernunft und Ungesundheit unserer heutigen Zustände scharf beleuchten. Aber diese, tief in unseren sozialen Zuständen wurzelnde Uebel lassen sich weder durch Moralpredigten noch durch Palliativmittel, mit welchen soziale und religiöse Quacksalber und Quacksalberinnen so eilig bei der Hand sind, beseitigen. Die Axt muß an die Wurzel des Uebels gelegt werden. Es handelt sich darum, naturgemäße Erziehung und gesunde Lebens- und Beschäftigungsweisen im umfassendsten Maßstabe zu schaffen, und Jedem die normale Befriedigung natürlicher und gesunder Triebe zu ermöglichen.

Für den Mann bestehen eine Menge Rücksichten nicht, die für die Frau bestehen. Kraft seiner Herrschaftsstellung liegt auf seiner Seite, soweit nicht soziale Schranken ihn hindern, die freie Liebeswahl. Der Charakter der Ehe als Versorgungsanstalt, die weibliche Ueberzahl, die Sitte verhindern die Frau, ihren Willen kund zu thun, zwingen sie, abzuwarten, ob sie gesucht wird. In der Regel greift sie bereitwillig zu, sobald die Gelegenheit sich bietet, einen Mann zu finden, der sie vor der gesellschaftlichen Aechtung und Vernachlässigung rettet, die dem armen Wesen „alte Jungfer" zu Theil wird. Oft sieht sie mit Geringschätzung auf diejenigen ihrer Mitschwestern herab, die sich noch Gefühl für ihre Menschenwürde bewahrt haben, um sich nicht an den ersten Besten zu ehelicher Prostitution verkaufen, und es vorziehen, den dornenreichen Weg durchs Leben allein zu wandern.

Andererseits ist der Mann, der die Befriedigung seines Liebesbedürfnisses in der Ehe erreichen will, an die sozialen Schranken gebunden. Er muß sich die Frage stellen: kannst du eine Frau und etwa folgende Kinder so ernähren, daß drückende Sorgen, die Zerstörer deines Glücks, dir fern bleiben? Je besser seine Absichten für die Ehe sind, je idealer er sie auffaßt, je mehr er entschlossen ist, nur aus Neigung eine gleichgestimmte Frau zu ehelichen, um so ernster muß er sich die erwähnten Fragen stellen. Für Viele ist ihre Bejahung unter den heutigen Erwerbs- und Eigenthumsverhältnissen ein Ding der Unmöglichkeit, sie ziehen vor, unverheirathet zu bleiben. Anderen, die weniger gewissenhaft sind, drängen sich andere Bedenken auf. Tausende von Männern kommen erst verhältnißmäßig spät zu einer selbständigen, ihren Ansprüchen angemessenen Stellung, aber sie können eine Frau „standesgemäß" nur ernähren, wenn diese größeres Vermögen besitzt. Viele junge Männer haben allerdings von einem sogenannten standesgemäßen Leben übertriebene Begriffe, aber sie müssen sich auch, in Folge der geschilderten falschen Erziehung und sozialen Gewohnheiten einer großen Zahl Frauen, von dieser Seite auf Ansprüche gefaßt machen, die weit über ihre Kräfte gehen. Die guten, in ihren Ansprüchen bescheidenen Frauen lernen sie häufig nicht kennen, diese halten sich zurück und sind dort nicht zu finden, wo man sich gewöhnt hat, die Frau zu suchen. Und jene, die ihnen begegnen, sind nicht selten solche, die durch äußere Erscheinung den Mann zu gewinnen suchen, darauf ausgehen, durch äußere Mittel, durch den Schein, ihn über ihre persönlichen Eigenschaften und über ihre materielle Stellung zu täuschen. Die Lockmittel aller Art werden aber um so eifriger angewandt, je mehr diese Damen in das Alter kommen, in dem um zu heirathen Eile noth thut. Gelingt es einer solchen, einen Mann zu erobern, dann ist sie an Repräsentation, Tand, Flitter und kostspielige Vergnügungen so gewöhnt, daß sie das auch in der Ehe nicht vermissen will. Die Oberflächlichkeit ihres Wesens kommt nach allen Richtungen zum Vorschein und hier öffnet sich für die Männer ein Abgrund, so daß viele vorziehen, die Blume, die am Rande blüht und nur mit Gefahr des Halsbruchs gepflückt werden kann, ruhig stehen zu lassen. Sie gehen ihren Weg allein und suchen sich Unterhaltung und Genuß unter Wahrung ihrer Freiheit. Täuschung und Betrug sind Praktiken, die im geschäftlichen Verkehr der bürgerlichen Gesellschaft überall im Schwange sind, kein Wunder, daß sie

auch bei den Eheschließungen in Anwendung kommen, und gelingen sie, beide Theile in schwere Mitleidenschaft ziehen.

Nach C. Ansell betrug das Heirathsalter der Gebildeten und Unabhängigen in England von 1840—1871 durchschnittlich 29,95 Jahre, seitdem hat es sich aber für diese Klassen um fast ein Jahr erhöht. Für die verschiedenen Berufe war das durchschnittliche Heirathsalter in den Jahren 1880—1885 bei den

Bergwerksarbeitern	23,56	Jahre
Arbeitern in Textilfabriken . . .	23,88	„
Schuhmachern und Schneidern . .	24,42	„
Geschickten Arbeitern	24,85	„
Taglöhnern	25,06	„
Handlungskommis	25,75	„
Detailhändlern	26,17	„
Pächter und Pächterssöhnen . . .	28,73	„
Gebildeten und Unabhängigen . .	30,72	„

Diese Zahlen zeigen wieder schlagend, wie soziale Lage und Stellung die Eheschließung beeinflussen.

Die Zahl der Männer, die aus verschiedenen Gründen von der Ehe fern gehalten wird, nimmt immer mehr zu. Es sind besonders die sogenannten höheren Stände und Berufe, in welchen die Männer öfter nicht heirathen, einmal weil die gestellten Ansprüche zu große sind, dann weil gerade die Männer dieser Kreise anderwärts Genuß und Unterhaltung finden. Andererseits sind für die Frauen die Verhältnisse an Orten besonders ungünstig, an welchen viele Pensionäre mit ihren Familien sich aufhalten, und wenig junge Männer. Dort steigt die Zahl der Frauen, die nicht heirathen können, auf 20—30 und mehr von 100. Der Ausfall an Ehestandskandidaten trifft jene weiblichen Schichten am stärksten, die durch Erziehung und soziale Stellung höhere Ansprüche stellen, aber außer ihrer Person dem auf Vermögen sehenden Manne nichts bieten können. Dies trifft namentlich die weiblichen Glieder jener zahlreichen Familien, die von festem Gehalt existiren, sozial als respektabel gelten, aber unbemittelt sind. Das Leben der weiblichen Wesen dieser Schicht ist verhältnißmäßig das traurigste ihrer Leidensgenossinnen. Aus diesen Schichten rekrutirt sich auch vorzugsweise die bedenklichste Konkurrenz, die den Arbeiterinnen in der Stickerei, Wäschenäherei, Blumenmacherei, Putzmacherei,

Handschuh- und Strohhutnäherei, kurz in all den Arbeitszweigen gemacht wird, deren Erzeugnisse der Unternehmer mit Vorliebe in der Wohnung der Arbeiterin herstellen läßt. Diese Damen arbeiten für die niedrigsten Löhne, weil in vielen Fällen es sich für sie nicht darum handelt, den ganzen Lebensunterhalt zu gewinnen, sondern nur um einen Zuschuß zu demselben, oder um Gewinnung der Ausgaben für bessere Garderobe und Luxuszwecke. Der Unternehmer benutzt mit Vorliebe die Konkurrenzarbeit dieser Damen, um der armen Proletarierin den Lohn zu drücken und ihr den letzten Blutstropfen auszupressen; sie wird zur Anspannung ihre Kräfte bis zur Erschöpfung gezwungen. Auch viele Beamtenfrauen, deren Männer schlecht bezahlt sind und ihnen nicht die „standesgemäße" Lebensweise ermöglichen können, benutzen ihre freie Zeit zu dieser Schmutzkonkurrenz, die so drückend auf weiten Schichten weiblicher Proletarier lastet.

Die von den bürgerlichen Frauenvereinen entfaltete Thätigkeit zur Hebung der weiblichen Arbeit und für Zulassung der Frauen zu höheren Berufen, die jetzt ausschließlich oder nahezu ausschließlich die Männer in Anspruch nehmen, ist hauptsächlich darauf gerichtet, Frauen aus den geschilderten Schichten eine Lebensstellung zu verschaffen. Um das mit mehr Aussicht auf Erfolg erreichen zu können, liebten sie es, sich unter das Protektorat hoher und höchster Damen zu stellen. Die bürgerlichen Frauen ahmen hier nur das Beispiel der bürgerlichen Männerwelt nach, die ebenfalls solche Protektorate liebt und sich für Bestrebungen ereifert, die nur Erfolge im Kleinen, nie im Großen haben können. Man verrichtet Sisyphusarbeit mit möglichst viel Geräusch, um sich und Andere über die Nothwendigkeit grundumwandelnder Reformen zu täuschen. Auch fühlt man sich gedrängt, Alles aufzubieten, um Zweifel an der Vernünftigkeit der Grundlagen unserer Staats- und Gesellschaftsorganisation zu unterdrücken, die als Hochverrath geächtet werden. Die konservative Natur dieser Bestrebungen verhindert, daß bürgerliche Frauenvereine von sogenannten destruktiven Tendenzen erfaßt werden. Als daher auf dem Berliner Frauentag im Frühjahr 1894 von einer Minorität der Gedanke ausgesprochen wurde, die bürgerlichen Frauen sollten mit den proletarischen, d. h. den sozialdemokratischen, Hand in Hand gehen, erhob sich bei der Majorität ein Sturm der Entrüstung. Es wird aber den bürgerlichen Frauen nicht gelingen, sich an dem eigenen Zopf aus dem Sumpf zu ziehen.

Wie groß die Zahl der Frauen ist, die durch die angeführten Umstände auf eheliches Leben verzichten müssen, läßt sich nicht genau feststellen. In Schottland betrug Ende der sechziger Jahre die Zahl der über 20 Jahre alten unverheiratheten Frauen 43 Prozent der Frauen insgesammt, und kamen 110 Frauen auf 100 Männer. In England, außer Wales, lebten zu jener Zeit 1 407 228 mehr Frauen als Männer im Alter von 20 bis 40 Jahren, und 359 966 über 40 Jahre alte, alleinstehende Frauen. Von 100 Frauen waren 42 nicht verheirathet.

Der Frauenüberschuß, den Deutschland besitzt, vertheilt sich sowohl auf die einzelnen Länder und Bezirke, wie nach den Altersklassen sehr ungleich. Nach der Volkszählung von 1890 kamen beispielsweise

In	Auf 1000 männliche Personen weibliche in der Altersklasse von Jahren			
	unter 15	15—40	40—60	über 60
Berlin	1014	1056	1108	1666
Königreich Sachsen . .	1020	1032	1112	1326
Königreich Bayern				
rechts des Rheins .	1022	1040	1081	1155
links des Rheins . .	986	1024	1065	1175
Württemberg	1021	1076	1135	1158
Baden	1006	1027	1099	1175
Hamburg	1003	967	1042	1522
Provinz Brandenburg .	986	981	1085	1261
„ Pommern . .	984	1053	1126	1191
„ Rheinland . .	984	990	1010	1087
Deutsches Reich . . .	995	1027	1094	1196*

Im eigentlich heirathsfähigen Alter von 15 bis 40 Jahren beträgt also der Frauenüberschuß im Deutschen Reich 27 auf 1000 Männer, und da innerhalb dieser Altersklassen 9 429 720 männliche Einwohner auf 9 682 454 weibliche Einwohner fallen, ergiebt sich ein Ueberschuß von 252 734 Frauen. In denselben vier Altersklassen

* Statistik des Deutschen Reichs. Neue Folge. Band 68, S. 40.

stellte sich das Verhältniß der Geschlechter in anderen europäischen und außereuropäischen Ländern folgendermaßen:

In	Auf 1000 männliche Personen kamen weibliche in der Altersklasse von Jahren			
	unter 15	15—40	40—60	60 und mehr
Belgien (1890) . . .	992	984	1018	1117
Bulgarien (1888). . .	950	1068	837	947
Dänemark (1890). . .	978	1080	1073	1179
Frankreich (1886) . .	989	1003	1006	1063
England u. Wales (1891)	1006	1075	1096	1227
Schottland (1891) . .	973	1073	1165	1389
Irland (1891). . . .	966	1036	1109	1068
Italien (1881) . . .	963	1021	1005	980
Luxemburg (1891) . .	996	997	1004	1042
Niederlande (1889) . .	990	1022	1035	1154
Oesterreich (1890) . .	1005	1046	1079	1130
Ungarn (1890) . . .	1001	1040	996	1000
Schweden (1890) . . .	975	1062	1140	1242
Schweiz (1888) . . .	999	1059	1103	1148
Japan (1891)	978	962	951	1146
Cap der guten Hoffnung (1891)	989	1008	939	1019*

Wir sehen, alle Länder mit gleicher oder ähnlicher ökonomischer Struktur haben fast dieselben Zustände in Bezug auf die Vertheilung der Geschlechter nach den Altersklassen. Darnach hat dort ein erheblicher Theil der Frauen — ganz abgesehen von sonstigen Gründen, die wir schon anführten — keine Aussicht, in die Ehe zu treten. Die Zahl der Ehelosen wird noch zahlreicher, weil eine größere Zahl Männer aus allen möglichen Gründen es vorzieht, ehelos zu bleiben.

Was sagen dazu Diejenigen, die in ihrer Oberflächlichkeit das Bestreben der Frauen nach unabhängiger, gleichberechtigter Lebensstellung abweisen, indem sie die Frau auf die Ehe, auf die Häuslichkeit verweisen? Am bösen Willen der Frauen liegt es nicht,

* Statistik des Deutschen Reichs. Neue Folge. Band 68, S. 46.

wenn so viele nicht heirathen, und wie es mit dem Eheglück steht, wurde zur Genüge geschildert.

Was geschieht nun mit diesen Opfern unserer sozialen Zustände? Die Rache der beleidigten und verletzten Natur drückt sich in den eigenthümlichen Gesichts- und Charakterzügen aus, durch die sich sogenannte alte Jungfern, wie alte ascetische Junggesellen, in allen Ländern und unter allen Klimaten, von anderen Menschen unterscheiden, und legt Zeugniß ab von dem mächtigen und verderblichen Einfluß unterdrückter Naturtriebe. Die sogenannte Nymphomanie bei Frauen, wie zahlreiche Arten der Hysterie entspringen dieser Quelle. Zu hysterischen Anfällen führt ferner das Unbefriedigtsein in der Ehe, das oft auch Unfruchtbarkeit verschuldet.

Das ist in den Hauptzügen unser heutiges Eheleben und seine Wirkungen. Das Resultat ist: Die heutige Ehe ist eine Einrichtung, die mit dem bestehenden sozialen Zustande aufs Engste verknüpft ist, mit ihm steht und fällt. Aber diese Ehe ist in der Auflösung und im Verfall begriffen, genau wie die bürgerliche Gesellschaft selbst. Denn was stellten wir in unseren Abschnitten über die bürgerliche Ehe fest?

1. Es sinkt relativ die Zahl der Geburten, obgleich die Bevölkerung im Ganzen wächst, was dafür spricht, daß die Lebenslage der Familie sich verschlechtert.
2. Es steigt die Zahl der Ehescheidungsanträge, und zwar erheblich stärker als die Bevölkerung sich vermehrt, und es sind in der Mehrzahl der Fälle die Frauen, welche die Anträge stellen, obgleich sie wirthschaftlich und gesellschaftlich am meisten unter der Scheidung leiden. Das spricht dafür, daß die auf die Ehe ungünstig wirkenden Faktoren in der Zunahme begriffen sind, die Ehe also sich auflöst und zerfällt.
3. Es sinkt relativ die Zahl der Eheschließungen, obgleich die Bevölkerung wächst, was wieder beweist, daß die Ehe in den Augen Vieler ihren sozialen und moralischen Zwecken nicht mehr entspricht und als werthlos oder bedenklich angesehen wird.
4. Es besteht in fast allen Kulturstaaten ein Mißverhältniß in der Zahl der Geschlechter, und zwar zu Ungunsten des weiblichen Geschlechts, das nicht durch die Geburten erzeugt wird, — denn es werden durchschnittlich mehr Knaben als Mädchen geboren — sondern ungünstig wirkenden sozialen und

politischen Ursachen geschuldet ist, die im Staats- und Gesellschaftszustande liegen.

Da nun alle diese unnatürlichen, vorzugsweise der Frau schädlichen Zustände im Wesen der bürgerlichen Gesellschaft begründet sind, und mit der Dauer ihres Bestandes sich steigern, so erweist sich dieselbe als unfähig, diese Uebel zu heben und die Frau zu befreien. Eine andere gesellschaftliche Ordnung ist also hierzu nöthig.

Die Prostitution eine nothwendige soziale Institution der bürgerlichen Welt.

Die Ehe stellt die eine Seite des Geschlechtslebens der bürgerlichen Welt dar, die Prostitution die andere. Die Ehe ist der Avers, die Prostitution der Revers der Medaille. Findet die Männerwelt in der Ehe keine Befriedigung, so sucht sie dieselbe in der Regel bei der Prostitution. Wer von der Männerwelt aus irgend einem Grunde auf die Ehe verzichtet, sucht ebenfalls in der Regel Befriedigung bei der Prostitution. Für die freiwillig oder gezwungen in Ehelosigkeit lebenden Männer, wie für jene, denen die Ehe das Erwartete nicht bietet, liegen also die Verhältnisse für Befriedigung des Geschlechtstriebs ungleich günstiger als für die Frauen.

Die Männerwelt hat die Benutzung der Prostitution stets als ein ihr von „Rechtswegen" zukommendes Privilegium betrachtet. Um so härter und strenger wacht und urtheilt sie, wenn eine Frau, die keine Prostituirte ist, einen „Fehltritt" begeht. Daß die Frau die gleichen Triebe hat, wie der Mann, ja daß dieselben in gewissen Zeiten ihres Lebens (um die Zeit der Perioden) sich heftiger als sonst geltend machen, beirrt ihn nicht. Kraft seiner Herrschaftsstellung zwingt er sie, ihre heftigsten Triebe gewaltsam zu unterdrücken, und macht von ihrer Keuschheit ihr gesellschaftliches Ansehen und die Eheschließung abhängig. Durch nichts kann drastischer, aber auch in empörenderer Weise die Abhängigkeit der Frau von dem Manne dargethan werden, als durch diese grundverschiedene Auffassung und Beurtheilung der Befriedigung desselben Naturtriebes.

Für den Mann liegen die Verhältnisse besonders günstig. Die Natur hat die Folgen des Zeugungsaktes der Frau zugewiesen, der

Mann hat außer dem Genuß weder Mühe noch Verantwortung. Diese vortheilhafte Stellung gegenüber der Frau hat jene Zügellosigkeit in den geschlechtlichen Anforderungen befördert, durch die ein erheblicher Theil der Männerwelt sich auszeichnet. Da nun, wie gezeigt wurde, hundert Ursachen vorhanden sind, welche die legitime Befriedigung des Geschlechtstriebs verhindern oder ungenügend erreichen lassen, ist die Folge häufig Befriedigung in der Wildniß.

Die Prostitution wird so zu einer nothwendigen sozialen Institution für die bürgerliche Gesellschaft, ebenso wie Polizei, stehendes Heer, Kirche, Unternehmerschaft.

Das ist nicht übertrieben, wir werden es beweisen.

Wir haben dargelegt, wie die alte Welt die Prostitution ansah und für nothwendig hielt, ja sie staatlich organisirte, und zwar sowohl in Griechenland als in Rom. Welche Ansichten im christlichen Mittelalter darüber bestanden, ist ebenfalls vorgeführt worden. Sogar der heilige Augustin, der nach Paulus als die bedeutendste Stütze des Christenthums gelten muß und eifrig die Ascese predigte, konnte sich nicht enthalten auszurufen: „Unterdrückt die öffentlichen Dirnen, und die Gewalt der Leidenschaften wird Alles über den Haufen werfen." Das Provinzialkonzil zu Mailand im Jahre 1665 sprach sich im gleichen Sinne aus.

Hören wir, was die Modernen sagen.

Dr. F. S. Hügel sagt in seiner „Geschichte, Statistik und Regelung der Prostitution in Wien": „Die fortschreitende Zivilisation wird die Prostitution allmälig in gefälligere Formen hüllen, aber nur mit dem Untergange der Welt wird sie vom Erdball vertilgt werden können." Das ist eine kühne Behauptung, aber wer sich nicht über die bürgerliche Form der Gesellschaft hinauszudenken vermag, nicht anerkennt, daß die Gesellschaft sich umwandeln wird, um zu gesunden und natürlichen sozialen Zuständen zu kommen, muß Dr. Hügel zustimmen.

Daher erklärten auch Dr. Wichern, der ehemalige fromme Direktor des Rauhen Hauses bei Hamburg, Dr. Patton in Lyon, Dr. William Tait in Edinburg und der durch seine Untersuchungen der Geschlechtskrankheiten und der Prostitution berühmte Dr. Parent-Duchatelet in Paris übereinstimmend: „Die Prostitution ist unausrottbar, weil sie mit den gesellschaftlichen Einrichtungen zusammenhängt",

und sie verlangen sämmtlich ihre staatliche Regelung. Auch Schmölder schreibt: „Die gewerbsmäßige Unzucht hat zu allen Zeiten und an allen Orten bestanden und wird auch nach menschlichem Ermessen ein steter Begleiter der Menschheit bleiben."* Indem die Genannten sämmtlich auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung stehen, kommt keinem derselben der Gedanke, daß durch eine andere gesellschaftliche Ordnung die Ursachen für die Prostitution, und so diese selbst verschwinden könnte, versucht keiner derselben die Ursachen zu untersuchen. Wohl dämmert Diesem und Jenem, der sich mit dieser Frage beschäftigt, daß die traurigen sozialen Zustände, unter denen zahlreiche Frauen leiden, die Hauptursache sein möchten, warum so viele Frauen ihren Leib verkaufen, aber der Gedanke ringt sich nicht zu der Konsequenz durch, daß alsdann die Nothwendigkeit entsteht, andere soziale Zustände zu schaffen. Zu denen, die erkannten, daß die wirthschaftlichen Verhältnisse Hauptursache der Prostitution sind, gehört Th. Bade, der in seiner Schrift: „Ueber Gelegenheitsmacherei und öffentliches Tanzvergnügen"** sich also äußert: „Die Ursachen der bodenlosen moralischen Versunkenheit, aus der dann das prostituirte Mädchen hervorgeht, liegen in den dermaligen sozialen Zuständen.... Es ist namentlich die bürgerliche Auflösung der Mittelklassen und ihrer materiellen Existenz, insbesondere des Handwerkerstandes, der heute nur noch zu einem kleinen Bruchtheil eine selbständige, gewerbsmäßige Arbeit betreibt." Bade schließt seine Betrachtungen damit, daß er sagt: „Die Noth der materiellen Existenz, welche die Familien der Mittelklasse theils schon aufgerieben hat, theils noch aufreiben wird, führt auch zur moralischen Zerrüttung der Familie und insbesondere zu der des weiblichen Geschlechts." In der That zeigt eine Statistik, die das Berliner Polizeipräsidium in den Jahren 1871—1872 über die Herkunft von 2224 eingeschriebenen Prostituirten aufnehmen ließ, daß von denselben stammten:

1015 = 47,9 % aus dem Handwerkerstand,
467 = 22,0 % aus dem Fabrikarbeiterstand,
305 = 14,4 % aus dem kleinen Beamtenstand,

---

* Die Bestrafung und polizeiliche Behandlung der gewerbsmäßigen Unzucht. Von Amtsgerichtsrath Schmölder. Düsseldorf 1892.

** Berlin 1858.

222 = 10,4 % aus den Handel- und Verkehrtreibenden,
87 = 4,1 % aus der Landwirthschaft,
26 = 1,2 % aus dem Militärstand.

Von 102 war der Beruf des Vaters nicht zu ermitteln.

Die Fachmänner und Sachverständigen befassen sich selten mit Untersuchungen tieferer Art, sie nehmen die vor ihnen liegenden Thatsachen hin und urtheilen ähnlich wie die „Wiener medizinische Wochenschrift" in ihrer Nr. 35 vom Jahre 1863, indem sie schreibt: „Was bleibt der großen Zahl freiwilliger und unfreiwilliger Zölibatärs anders übrig, um das naturgemäße Bedürfniß zu befriedigen, als die verbotene Frucht der Venus Pandemos?" Das Blatt meint also, dieser Zölibatäre wegen sei die Prostitution nothwendig, denn was sollten diese thun, um ihren Geschlechtstrieb zu befriedigen? Und so schließt es: „Wenn demnach die Prostitution nothwendig ist, so hat sie auch ein Recht auf ihre Existenz, auf Schutz und Straflosigkeit seitens des Staats." Und Dr. Hügel erklärt sich in seinem erwähnten Werk mit dieser Ansicht einverstanden. Man denkt also nur an den Mann, dem das zölibatäre Leben ein Greuel und eine Marter ist; daß es auch Millionen zölibatärer Frauen giebt, weiß man wohl, aber diese haben sich zu bescheiden. Was den Männern recht ist, ist also bei den Frauen Unrecht, Unmoralität und Verbrechen.

Der Leipziger Polizeiarzt Dr. J. Kühn sagt in seinem Buch: „Die Prostitution im 19. Jahrhundert vom sanitätspolizeilichen Standpunkt": „Die Prostitution ist nicht blos ein zu duldendes, sondern ein nothwendiges Uebel, denn sie schützt die Weiber vor Untreue (die nur die Männer zu begehen ein Recht haben. D. V.) und die Tugend (natürlich die weibliche, die Männer bedürfen derselben nicht. D. V.) vor Angriffen (sic) und somit vor dem Falle." Diese wenigen Worte des Dr. Kühn charakterisiren den krassen Egoismus der Männerwelt in der unverhülltesten Form. Kühn nimmt den korrekten Standpunkt eines Polizeiarztes ein, der bei Ueberwachung der Prostitution sich opfert, um die Männerwelt vor unangenehmen Krankheiten zu retten. In dem gleichen Sinne wie er äußerte sich sein Nachfolger Dr. med. Eckstein auf dem zwölften Verbandstage der Haus- und städtischen Grundbesitzer-Vereine Deutschlands in Magdeburg im Sommer 1890. Die ehrenwerthen Hausbesitzer wollten wissen, wie sie der vielfach in ihren Häusern

wohnenden Prostituirten Herr werden, beziehentlich sich vor Strafe schützen könnten, falls in ihren Häusern Prostituirte wohnten. Dr. med. Eckstein belehrte sie dabei, daß die Prostitution ein „nothwendiges Uebel" sei, das bei keinem Volke und in keinem Kultus je gefehlt habe. Ein anderer interessanter Herr ist Dr. Fock, der in einer Abhandlung der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege", XX. Band, 1. Heft, unter dem Titel: „Die Prostitution in ethischer und sanitärer Beziehung", die Prostitution als „ein nothwendiges Korrelat unserer zivilisirten Einrichtungen" betrachtet. Er fürchtet Ueberproduktion an Menschen, wenn nach Erlangung der Zeugungsfähigkeit Alle heiratheten, und darum hält er für wichtig, die Prostitution staatlich zu „reguliren". Er findet es natürlich, daß der Staat die Prostitution überwacht und regelt, und somit die Sorge für die Lieferung syphilisfreier Dirnen übernimmt. Er erklärt sich für die schärfste Ueberwachung „aller Frauenzimmer, denen ein liederlicher Lebenswandel nachgewiesen wird". Aber auch dann, wenn Damen mit „liederlichem Lebenswandel" den vornehmen Klassen angehören? Es ist das alte Lied. Daß man logischer und gerechter Weise auch die Männer unter Aufsicht stellen müßte, welche die Prostituirten aufsuchen, sie unterhalten und ihre Existenz ermöglichen, daran denkt Niemand. Dr. Fock verlangt auch die Besteuerung der Prostituirten und die Konzentration der Prostituirten in bestimmten Straßen. Mit anderen Worten, der christliche Staat soll aus der Prostitution sich eine Geldeinnahme verschaffen und zugleich die Prostitution zum Besten der Männerwelt staatlich organisiren und schützen. Wie sagte Kaiser Vespasian in einem ähnlichen Falle? Non olet! (Es riecht nicht.)

Sagten wir aber zu viel, als wir ausführten: Die Prostitution ist heute eine nothwendige soziale Institution, ebenso wie Polizei, stehendes Heer, Kirche, Unternehmerschaft?

Im Deutschen Reich ist nicht wie in Frankreich die Prostitution staatlich organisirt und überwacht, sondern nur geduldet. Die offiziellen öffentlichen Häuser sind von Gesetzes wegen verboten, und die Kuppelei wird mit schwerer Strafe bedroht. Das verhindert aber nicht, daß in einer großen Anzahl deutscher Städte nach wie vor öffentliche Häuser bestehen, welche die Polizei duldet. Ein kaum faßbarer Zustand, dessen Widerspruch mit dem Gesetz auch unseren Staatenlenkern zum Bewußtsein gekommen ist, weshalb sie eine Aenderung der bestehenden Gesetzgebung erstrebten. Das deutsche

Strafgesetzbuch bedroht ferner die Gewährung von Wohnung an eine Prostituirte mit Strafe. Andererseits aber sieht sich die Polizei gezwungen, Tausende von Frauen als Prostituirte zu dulden und sie in ihrem Gewerbe gewissermaßen zu privilegiren, wenn sich dieselben in die Polizeiregister als Prostituirte eintragen lassen und sich den für die Prostituirten vorgeschriebenen Regeln — z. B. der periodisch wiederkehrenden Untersuchung durch einen Arzt ꝛc. — unterwerfen. Konzessionirt aber der Staat Prostituirte und unterstützt er damit die Ausübung ihres Gewerbes, so müssen sie auch eine Wohnung haben; ja es liegt sogar im Interesse der öffentlichen Gesundheit und Ordnung, daß sie eine solche besitzen, in der sie ihr Gewerbe ausüben können. Welche Widersprüche also? Auf der einen Seite erkennt der Staat offiziell an: die Prostitution ist nothwendig, auf der anderen verfolgt und bestraft er die Prostituirten und die Kuppelei. Die bürgerliche Gesellschaft ist allerdings aus Widersprüchen zusammengesetzt. Außerdem bestätigt diese Haltung des Staates, daß für die moderne Gesellschaft die Prostitution eine Sphinx ist, deren Räthsel sie nicht lösen kann; sie hält für nöthig, dieselbe staatlich zu dulden und zu überwachen, um größeres Uebel zu vermeiden. Mit anderen Worten, unsere mit ihrer Sittlichkeit, ihrer Religiosität, ihrer Zivilisation und Kultur sich brüstende Gesellschaft muß dulden, daß Sittenlosigkeit und Korruption wie schleichendes Gift ihren Körper durchwühlen. Aber es geht noch Eins aus diesem Zustand hervor. Der christliche Staat giebt zu, daß die Ehe ungenügend ist und der Mann ein Recht hat, die illegitime Befriedigung des Geschlechtstriebs zu beanspruchen. Die Frau zählt bei demselben Staat nur insofern, als sie sich als Geschlechtswesen den illegitimen männlichen Begierden hingeben will, d. h. Prostituirte wird. Auch trifft die von den staatlichen Organen ausgeübte Ueberwachung und Kontrolle der eingeschriebenen Prostituirten nicht ebenfalls den Mann, der die Prostituirte sucht, was, wenn die polizeiärztliche Kontrolle einen Sinn und halbwegs Erfolg haben sollte, selbstverständlich wäre — davon abgesehen, daß die gleiche Anwendung des Gesetzes auf beide Geschlechter die Gerechtigkeit erfordert —, sondern sie trifft allein die Frau.

Dieser Schutz des Mannes vor der Frau durch den Staat stellt die Natur der Verhältnisse auf den Kopf. Es sieht aus, als seien die Männer das schwächere Geschlecht und die

Frauen das stärkere, als sei die Frau die Verführerin, der arme, schwache Mann der Verführte. Die Verführungsmythe zwischen Adam und Eva im Paradies wirkt fort in unseren Anschauungen und Gesetzen und giebt dem Christenthum recht: „Die Frau ist die große Verführerin, das Gefäß der Sünde." Die Männerwelt sollte sich dieser traurigen und unwürdigen Rolle schämen. Aber sie gefällt sich in dieser Rolle des „Schwachen" und „Verführten", denn je mehr sie beschützt wird, um so mehr kann sie sündigen.

Wo Männer in Masse zusammenkommen, scheinen sie ohne Prostituirte sich nicht vergnügen zu können. Das zeigten unter Anderem die Vorgänge auf dem deutschen Schützenfest in Berlin im Sommer 1890, Vorgänge, die schließlich 2300 Frauen veranlaßten, in einer Petition an den Oberbürgermeister der deutschen Reichshauptstadt sich also auszulassen: „Gestatten Ew. Hochwohlgeboren allergütigst, daß wir über das diesjährige, bei Pankow vom 6. bis 13. Juli abgehaltene deutsche Bundesschießen dasjenige erwähnen, was durch die Presse und andere Mittheilungen über jenes Fest in die Provinzen gedrungen ist. Die Berichte, welche wir darüber mit tiefster Entrüstung und mit Abscheu vernommen haben, führten unter Anderem die Schaustellungen jenes Festes also auf: „Erster deutscher Herold, größtes Chantant der Welt." „Hundert Damen und vierzig Herren." Daneben kleinere Tingeltangel und Schießbuden, aus denen überaus zudringliche Frauenzimmer der Männerwelt sich anwarfen. Ferner „Freikonzert", dessen luftigst gekleidete Kellnerinnen frech und ungehindert den Gymnasiasten wie den Familienvater, den Jüngling wie den Mann verführerisch lächelnd zur „Schützen-Ruh" einluden.... Allein die kaum bekleidete „Dame", welche zum Besuch der Bude „Die Geheimnisse Hamburgs oder eine Nacht in St. Pauli" einlud, hätte doch wohl füglich von Polizeiwegen beseitigt werden können. Und dann das Entsetzliche, was einfache Bürger und Bürgerinnen der Provinz von der so viel gerühmten Reichshauptstadt kaum zu fassen vermögen, die verlautende Kunde: Daß die Festleitung es zugelassen haben soll, anstatt der sich anbietenden Kellner „junge Frauenzimmer" in großer Zahl als Schenkmädchen ohne Bezahlung anzustellen.... Wir deutschen Frauen haben als Gattinnen, Mütter und als Schwestern unsere Ehemänner, Kinder, Töchter und Brüder in tausendfacher Veranlassung zum Dienst des Vaterlandes nach Berlin zu schicken, und so bitten wir Ew. Hochwohlgeboren in aller

Unterthänigkeit und in zuversichtlichem Vertrauen, bei dem großen schwerwiegenden Einfluß, welchen Sie als oberster Beamter der Reichshauptstadt in Händen haben, über jene unwürdigen Vorgänge derartige Untersuchungen anordnen zu wollen, oder sonstige Ew. Hochwohlgeboren zweckdienlich erscheinende Verordnungen zu treffen, welche eine Wiederkehr jener Orgien, namentlich auch auf dem bevorstehenden Sedanfeste, keinesfalls befürchten lassen . . ." (!!!)

In der Reichstagssession von 1892 auf 1893 machten die verbündeten Regierungen den Versuch, aus dem Widerspruch herauszukommen, in dem sich die Praxis der Staatsgewalten mit der Strafgesetzgebung in Bezug auf die Prostitution befindet. Sie brachten einen Gesetzentwurf ein, der die Polizei bevollmächtigen sollte, den Prostituirten bestimmte Wohnplätze anzuweisen. Man gab zu, daß die Prostitution nicht unterdrückt werden könne und daß es deshalb am praktischsten sei, sie an bestimmten Orten zu dulden und zu kontrolliren. Der Gesetzentwurf würde — darüber war alle Welt einig —, wenn er Gesetz wurde, die Bordelle wieder ins Leben gerufen haben, die in Preußen in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts offiziell aufgehoben wurden. Der Gesetzentwurf verursachte große Erregung und eine Menge Proteste, in welchen dagegen Verwahrung eingelegt wurde, daß der Staat sich zum Beschützer der Prostitution aufwerfe und damit den Glauben hervorrufe, die Benutzung der Prostitution sei nicht wider die Moral, oder das Gewerbe einer Prostituirten sei ein staatlich erlaubtes und gebilligtes. Der Gesetzentwurf, der im Plenum und in der Kommission des Reichstags den heftigsten Widerspruch fand, blieb unerledigt und dürfte kaum wieder das Licht des Tages erblicken. Aber daß er entstehen konnte, zeigt die Verlegenheit, in der man sich befindet.

Staatliche Regulirung und Kontrolle der Prostitution erzeugt bei der Männerwelt nicht nur den Glauben, die Prostitution zu benützen erlaube der Staat, sondern die staatliche Kontrolle schütze sie auch vor Erkrankung, und dieser Glaube befördert in hohem Grade die Benützung der Prostitution und den Leichtsinn der Männer. Die Bordelle vermindern nicht die Geschlechtskrankheiten, sie fördern sie, die Männer werden leichtsinniger und unachtsamer.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß weder die Errichtung polizeilich kontrollirter Prostitutionsanstalten (Toleranzhäuser, Bordelle), noch die polizeilich angeordnete Kontrolle und ärztliche Untersuchung auch nur einige Sicherheit vor Ansteckung giebt. Die Natur dieser Krank-

heiten ist vielfach derart, daß sie nicht leicht und nicht sofort sich erkennen läßt, und sollte einige Sicherheit vorhanden sein, so müßte eine täglich mehrmalige Untersuchung eintreten. Diese ist aber bei der Zahl der in Frage kommenden Frauen und in Rücksicht auf die Kosten unmöglich. Wo dreißig bis vierzig Prostituirte in einer Stunde „abgefertigt" werden müssen, ist die Untersuchung kaum mehr als eine bloße Farce, und die Zahl von ein oder zwei Untersuchungen in der Woche ist ebenfalls gänzlich unzulänglich. Der Erfolg dieser Maßregel scheitert aber auch daran, daß die Männer, die den Krankheitsstoff von einer Frau auf die andere übertragen, von jeder Belästigung befreit bleiben. Eine Prostituirte, die eben untersucht und gesund befunden wurde, wird in derselben Stunde von einem geschlechtskranken Manne angesteckt und überträgt den Ansteckungsstoff bis zum nächsten Kontrolltag, oder bis sie selbst die Krankheit gewahr wird, auf eine Reihe anderer Besucher. Die Kontrolle ist nicht blos illusorisch, es kommt hinzu, daß diese auf Kommando erfolgenden Untersuchungen durch männliche Aerzte, statt durch weibliche, das Schamgefühl aufs Tiefste verletzen und zu seiner gänzlichen Vernichtung beitragen. Das ist eine Erscheinung, die von einer großen Zahl von Aerzten, die mit dieser Kontrolle zu thun haben, bestätigt wird. Das gesteht sogar der offizielle Verwaltungsbericht des Berliner Polizeipräsidiums ein, in dem es heißt: „Es mag auch zugegeben werden, daß die Einschreibung die von ihr Betroffenen moralisch noch tiefer sinken läßt."* Die Prostituirten bieten auch Alles auf, sich dieser Kontrolle zu entziehen. Eine weitere Folge dieser polizeilichen Maßregeln ist, daß den Prostituirten außerordentlich erschwert, ja unmöglich gemacht wird, wieder zu einem anständigen Erwerb zurückzukehren. Eine der polizeilichen Kontrolle verfallene Frau ist für die Gesellschaft verloren; sie geht meist in wenig Jahren elend zu Grunde. Scharf zutreffend und erschöpfend sprach sich der fünfte Kongreß zu Genf zur Bekämpfung der Unsittlichkeit wider die polizeiliche Regelung der Prostitution aus, indem er erklärte: „Die obligatorische, ärztliche Untersuchung der Prostituirten ist eine um so grausamere Strafe für die Frau, als sie die ihr gewaltsam unterworfenen Unglücklichen vollends in das Verderben reißt, indem sie den Rest von Schamgefühl zer-

* Zweiter Verwaltungsbericht des Königl. Polizei-Präsidiums von Berlin für die Jahre 1881—1890. S. 351—359.

stört, der noch bei den Verworfensten vorhanden sein kann. Der Staat, der die Prostitution polizeilich regeln will, vergißt, daß er beiden Geschlechtern gleichen Schutz schuldet, er verdirbt moralisch und entwürdigt die Frau. Jedes System offizieller Regelung der Prostitution hat Polizeiwillkür zur Folge, sowie Verletzung gerichtlicher Garantien, die jedem Individuum, selbst dem größten Verbrecher, gegen willkürliche Verhaftung und Einsperrung zugesichert sind. Da diese Rechtsverletzung nur zum Nachtheile der Frau geschieht, so folgt daraus eine widernatürliche Ungleichheit zwischen ihr und dem Manne. Die Frau wird zum bloßen Mittel herabgewürdigt und nicht mehr als Person behandelt. Sie steht außerhalb des Gesetzes."

Wie wenig die polizeiärztliche Kontrolle nützt, dafür liefert England ein schlagendes Beispiel. Im Jahre 1866 war ein bezügliches Gesetz für Orte erlassen worden, in welchen Land- oder Seetruppen garnisonirten. Während nun von 1860 bis 1866 ohne das Gesetz die leichteren Syphilisfälle von 32,68 Prozent auf 24,73 Prozent gesunken waren, betrug nach sechsjähriger Herrschaft des Gesetzes im Jahre 1872 die Zahl der Erkrankten immer noch 24,26 Prozent, sie war also 1872 kein $^1/_2$ Prozent niedriger als 1866, die Durchschnittszahl dieser sechs Jahre war aber $^1/_{10}$ Prozent höher als 1866. Daher kam im Jahre 1873 eine eigens niedergesetzte Untersuchungskommission, über die Wirkung der Akte, einstimmig zu dem Resultat, „daß die periodischen Untersuchungen jener Frauen, die in der Regel mit dem Personal der Armee und Flotte geschlechtlich verkehrten, zum Mindesten nicht die geringste Verminderung der Krankheitsfälle ergeben habe", und empfahl die Aufhebung der periodischen Untersuchungen.

Auf die der Untersuchungsakte unterworfenen Frauen wirkten die Untersuchungen aber ganz anders als auf die Truppen: 1866 kamen auf je 1000 Prostituirte 121 Erkrankungen, 1868, als das Gesetz zwei Jahre bestanden hatte, 202, sie sanken dann allmälig, überschritten indeß 1874 die Zahl von 1866 immer noch um 16 Fälle. Auch die Todesfälle unter den Prostituirten vermehrten sich unter der Herrschaft des Gesetzes ganz erschreckend. 1865 betrug ihre Zahl auf 1000 Prostituirte 9,8, dagegen war sie im Jahre 1874 auf 23 gestiegen. Als die englische Regierung gegen Ende der sechziger Jahre den Versuch machte, die Untersuchungsakte auf alle englischen Städte auszudehnen, erhob sich in der englischen Frauenwelt

ein Sturm der Entrüstung. Man betrachtete das Gesetz als eine Beleidigung für das ganze Geschlecht. Die Habeas-Korpus-Akte, jenes Grundgesetz, das den englischen Bürger vor den Uebergriffen der Polizei schützt, solle, hieß es, für die Frauen aufgehoben sein; es solle jedem rohen, rachsüchtigen oder von anderen niederen Motiven getriebenen Polizeibeamten gestattet sein, die ehrbarste Frau anzugreifen, wenn er gegen sie Verdacht habe, eine Prostituirte zu sein, wohingegen die Zügellosigkeit der Männer unbehelligt bliebe, ja gerade durch das Gesetz geschützt und genährt würde.

Obgleich das Eintreten für den Auswurf ihres Geschlechts die englischen Frauen leicht Mißdeutungen und herabwürdigenden Bemerkungen beschränkter Männer aussetzte, ließen sie sich nicht abhalten, mit großer Energie gegen die Einführung dieses Gesetzes, das eine Beleidigung ihres Geschlechts war, sich aufzulehnen. In Zeitungsartikeln und Broschüren wurde von Männern und Frauen das „Für" und „Wider" erörtert und im Parlament zunächst seine Ausdehnung verhindert, dem später die Aufhebung folgte. Die deutsche Polizei besitzt eine ähnliche Gewalt, und in die Oeffentlichkeit gedrungene Fälle aus Berlin, Leipzig und anderen Orten beweisen, daß Mißbrauch oder „Mißverständnisse" bei Ausübung dieser Gewalt leicht sind, aber von einer energischen Opposition gegen solche Befugnisse vernimmt man bei uns nichts. Sogar im kleinbürgerlichen Norwegen wurden 1884 die Bordelle verboten, und im Jahre 1888 in der Hauptstadt Christiania die zwangsweise Eintragung der Prostitutirten und die damit verbundene Untersuchung aufgehoben. Im Januar 1893 wurde die gleiche Verordnung für das ganze Land erlassen. Sehr richtig sagt mit Bezug auf diese „Schutzmaßregeln" des Staats für die Männer Frau Guillaume-Schack: „Wozu lehren wir unsere Söhne Tugend und Sitte achten, wenn der Staat die Unsittlichkeit als ein nothwendiges Uebel erklärt? Wenn er dem jungen Manne, ehe er überhaupt noch zu geistiger Reife gelangt ist, die Frau von der Obrigkeit zur Waare gestempelt als ein Spielzeug seiner Leidenschaft zuführt?"

Mag ein geschlechtlich kranker Mann in seiner Zügellosigkeit noch so viele dieser armen Wesen anstecken, die, das sei zur Ehre der Frauen gesagt, meist aus bitterer Noth oder durch Verführung gezwungen dieses schmachvolle Handwerk treiben, der räudige Mann bleibt unbehelligt, aber wehe der kranken Frau, die sich nicht sofort

ärztlicher Untersuchung und Kur unterworfen hat. Die Garnisonsstädte, Universitäten ꝛc. mit ihrer Anhäufung kräftiger, gesunder Männer, sind die Hauptherde der Prostitution und ihrer gefährlichen Krankheiten, die von hier aus bis in die entferntesten Winkel des Landes getragen werden und überall Verderben verbreiten. Das Gleiche gilt von den Seestädten. Wie moralisch qualifizirt ein großer Theil unserer Studirenden ist, darüber äußert sich das „Korrespondenzblatt zur Bekämpfung der öffentlichen Sittenlosigkeit" also: „Im weitaus größten Theil der Studentenschaft sind heute die Anschauungen über sittliche Dinge erschreckend niedrig, ja geradezu verlumpt."* Und aus diesen Kreisen, die sich mit ihrem Deutschthum und „deutscher Sitte" brüsten, rekrutiren sich theilweise unsere Verwaltungsbeamten, unsere Staatsanwälte und Richter.

„Du sollst für die Sünde heimgesucht werden an deinen Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied." Dieser Spruch der Bibel trifft den ausschweifenden geschlechtskranken Menschen in vollstem Sinne des Wortes, leider auch die unschuldige Frau. „Die Schlaganfälle jugendlicher Männer und auch Frauen, Formen von Rückenmarksschwindsucht und Gehirnerweichung, Nervenleiden verschiedener Art, Sehstörungen, Knochenfraß und Darmentzündung, Sterilität und Siechthum beruhen vielfach auf nichts anderem, als veralteter, verkannter, aus naheliegenden Gründen mit Stillschweigen übergangener Syphilis. . . . Wie die Sache jetzt liegt, so führen Ignoranz und Leichtsinn dazu, aus blühenden Töchtern des Landes sieche, lebenswelke Geschöpfe zu machen, die unter der Last ihrer chronischen Beckenentzündungen für die vor- und außerehelichen Extravaganzen ihrer Gatten büßen müssen."** Und ebenso sagt Dr. A. Blaschko:*** „Epidemien wie Cholera und Pocken, Diphtheritis und Typhus, deren vorhandene Wirkung in ihrer Plötzlichkeit sich einem Jeden unmittelbar aufdrängt, sind, obwohl sie an Bösartigkeit der Syphilis kaum gleich, an Verbreitung sich mit ihr entfernt nicht vergleichen lassen, der Schrecken der Bevölkerung. . . . Der Syphilis hingegen

* 15. August 1893. Berlin.

** Die gesundheitsschädliche Tragweite der Prostitution. Von Dr. Oskar Lassar. Berlin 1892. August Hirschwald.

*** Die Behandlung der Geschlechtskrankheiten in Krankenkassen und Heilanstalten. Berlin 1890. Fischers Medizin. Buchhandlung.

steht die Gesellschaft mit, man möchte sagen, erschreckender Gleichgiltigkeit gegenüber." Die Schuld liegt daran, weil es für „unanständig" gehalten wird, über solche Dinge öffentlich zu sprechen. Hat doch sogar der deutsche Reichstag sich nicht entschließen können, im Gesetz dafür zu sorgen, daß Geschlechtskranke, wie alle anderen Kranken, durch die Krankenkassen behandelt werden müssen.

Das syphilitische Gift ist in seiner Wirkung das zäheste und am schwersten ausrottbare aller Gifte. Viele Jahre, nachdem eine Krankheit überstanden ist und der Genesene jede Spur vernichtet wähnt, zeigen häufig sich die Folgen bei der Frau in der Ehe, oder bei den Neugeborenen,* und ein ganzes Heer von Krankheiten bei Ehefrauen und Kindern verdankt ehemännlichen, bezw. elterlichen Geschlechtskrankheiten seinen Ursprung. Bei einem Theil der Blindgeborenen ist dieses Unglück väterlichen Sünden geschuldet, die in ihren Folgen sich auf die Frau und von dieser auf das Neugeborene übertragen haben. Schwachsinnige oder blödsinnige Kinder haben häufig ihren Fehler derselben Ursache zuzuschreiben, und was für Unheil, durch ein winziges Tröpfchen syphilischen Blutes, bei der Pockenimpfung angerichtet werden kann, dafür hat unsere Zeit krasse Beispiele aufzuweisen.

In dem Maße, wie die Männerwelt, freiwillig oder gezwungen, auf die Ehe verzichtet, und die Befriedigung natürlicher Triebe in der Wildniß sucht, in dem Maße steigen auch die verführerischen Gelegenheiten dazu. Der große Gewinn, den alle auf die Unsittlichkeit berechneten Unternehmungen abwerfen, lockt zahlreiche, nicht skrupulöse Geschäftsleute an, mit Aufbietung allen Raffinements die Kunden anzulocken und festzuhalten. Da wird jedem Bedürfniß nach Rang und Stellung der Kundschaft, jeder materiellen Leistungs- und Opferfähigkeit Rechnung getragen. Könnten manche dieser „öffentlichen Häuser" in unseren Großstädten ihre Geheimnisse ausplaudern, es würde sich zeigen, daß ihre Bewohnerinnen, die meist ohne Herkunft und ohne höhere Bildung und Erziehung sind und oft kaum ihren Namen schreiben können, dafür aber um so größere körperliche Reize besitzen, in den intimsten Beziehungen stehen mit Spitzen der Gesellschaft, mit Männern von hoher Intelligenz und

* In den englischen Spitälern litten 1875 von den dort verpflegten Kindern 1,4 Prozent an ererbten geschlechtlichen Krankheiten. Männer starben an diesen Krankheiten in London 1 auf 190 Todesfälle, in ganz England 1 auf 159, in den Armenhäusern Frankreichs 1 auf 160,5.

Bildung. Da sähe man Minister, hohe Militärs, Geheimräthe, Volksvertreter, Richter u. s. w. neben Repräsentanten der Geburts-, Finanz-, Handels- und Industrie-Aristokratie aus- und eingehen, Männer, die am Tage und in der Gesellschaft als „Vertreter und Wächter von Moral, Ordnung, Ehe und Familie" gar würdevoll und ernst einherschreiten und an der Spitze christlicher Wohlthätigkeitsanstalten und von Vereinen zur „Unterdrückung der Prostitution" stehen. Unsere bürgerliche Gesellschaft gleicht einer großen Karnevalsgesellschaft, in der Einer den Anderen zu täuschen und zum Narren zu halten sucht. Jeder trägt seine offizielle Verkleidung mit Würde, um nachher inoffiziell um so ungezügelter seinen Neigungen und Leidenschaften zu fröhnen. Und äußerlich trieft Alles von Moral, Religion und Sittlichkeit. In keinem Zeitalter war die Heuchelei größer als in dem unseren. Die Zahl der Auguren wird täglich größer.

Das Angebot von Frauen zu Lustzwecken steigt noch rascher als die Nachfrage. Die immer mißlicher werdenden sozialen Verhältnisse, Noth, Verführung, Gefallen an einem äußerlich glänzenden, scheinbar freien Leben, liefern die Kandidatinnen aus allen Gesellschaftsschichten. Sehr charakteristisch schildert die Zustände in der deutschen Reichshauptstadt ein Roman von Hans Wachenhusen.* Der Verfasser läßt sich über den Zweck seines Romans also aus: „Mein Buch spricht namentlich von den Opfern des weiblichen Geschlechts und der zunehmenden Entwerthung desselben durch die Unnatur unserer gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse, durch eigene Schuld, durch Vernachlässigung der Erziehung, durch das Bedürfniß nach Luxus und das steigende, leichtfertige Angebot auf dem Markte des Lebens. Es spricht von der wachsenden Ueberzähligkeit dieses Geschlechts, die täglich hoffnungsloser macht, was geboren wird, aussichtsloser, was heranwächst. . . . Ich schrieb, wie etwa der Staatsanwalt den Lebenslauf eines Verbrechers zusammenstellt, um daraus die Schuld desselben zu resumiren. Versteht man also unter dem Roman etwas Erfundenes, das straffreie Gegentheil der Wahrheit, so ist in diesem Sinne das Nachfolgende kein Roman, sondern ein wahres Lebensbild ohne Retouche." In Berlin sind die Verhältnisse nicht besser

* „Was die Straße verschlingt." Sozialer Roman in 3 Bänden. A. Hoffmann & Komp. Berlin.

und nicht schlechter als in anderen Großstädten. Ob das griechisch-orthodoxe Petersburg oder das katholische Rom, das christlich-germanische Berlin oder das heidnische Paris, das puritanische London oder das lebenslustige Wien mehr dem alten Babylon gleichen, ist schwer zu entscheiden. Die gleichen sozialen Zustände erzeugen die gleichen Erscheinungen. „Die Prostitution besitzt ihre geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze, ihre Hilfsquellen, ihre Rekrutirungsorte (various resorts) von der ärmsten Hütte bis zum glänzendsten Palast; ihre zahllosen Grade und zwar vom niedrigsten bis zum verfeinertsten und kultivirtesten; sie hat ihre speziellen Vergnügungen und öffentlichen Zusammenkunftsorte; ihre Polizei, ihre Hospitäler, ihre Gefängnisse und ihre Literatur."* „Wir feiern nicht mehr die Feste der Osiris, die Bacchanalien und die indischen Orgien im Frühlingsmonat, aber in Paris und anderen großen Städten überläßt man sich im Dunkel der Nacht, hinter den Mauern der öffentlichen und der Privathäuser Orgien und Bacchanalien, welche die kühnste Feder nicht zu beschreiben wagt."**

Unter solchen Verhältnissen hat der Handel mit Frauenfleisch großartige Dimensionen angenommen. Er wird auf größter Stufenleiter und in der bestorganisirtesten Weise, selten bemerkt von den Augen der Polizei, mitten in den Stätten der Zivilisation und Kultur betrieben. Ein Heer von Maklern, Agenten und Transporteuren männlichen und weiblichen Geschlechts betreibt das Geschäft mit derselben Kaltblütigkeit, als handle es sich um irgend eine Waare. Legitimationen werden gefälscht und Zertifikate ausgestellt, welche eine genaue Beschreibung der Qualifikation der einzelnen „Stücke" enthalten und an die Transporteure zur Anweisung für die Käufer behändigt werden. Der Preis richtet sich, wie bei jeder Waare, nach der Qualität, und werden die einzelnen Kategorien nach dem Geschmack und den Anforderungen der Kundschaft, in den verschiedenen Orten und Ländern, assortirt und expedirt. Durch die raffinirtesten Manipulationen sucht man den Nachstellungen und der Aufmerksamkeit der Polizei zu entgehen, nicht selten aber werden auch große Summen angewandt, um das Auge der Wächter des Gesetzes zu schließen. Eine Anzahl solcher Fälle sind namentlich in Paris konstatirt worden.

---

* Dr. Elisabeth Blackwell: „The moral education."
** Mantegazza: L'Amour dans l'humanité.

Deutschland genießt den traurigen Ruhm, Frauenmarkt für die halbe Welt zu sein. Der dem Deutschen innewohnende Drang zum Wandern scheint auch einen Theil der deutschen Frauen zu beseelen, so daß sie mehr als die Frauen jedes anderen Volkes, das österreichische ausgenommen, ihr Kontingent für die Versorgung der internationalen Prostitution stellen. Deutsche Frauen bevölkern die Harems der Türken, wie die öffentlichen Häuser im Innern Sibiriens bis nach Bombay, Singapore, San Franzisko und Chicago. In seinem Reisewerk: „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien" spricht sich der Verfasser W. Joest über den deutschen Mädchenhandel also aus: „Man ereifert sich in unserem moralischen Deutschland oft über den Sklavenhandel, den irgend ein westafrikanischer Negerfürst treibt, oder über die Zustände in Kuba und Brasilien, und sollte sich lieber doch des Balkens im eigenen Auge erinnern, denn in keinem Lande wird mit weißen Sklavinnen in solcher Weise gehandelt, aus keinem Lande wird so viel dieser lebenden Waare exportirt, wie gerade aus Deutschland und Oesterreich. Der Weg, den diese Mädchen nehmen, läßt sich ganz genau verfolgen. Von Hamburg werden dieselben nach Südamerika verschifft, Bahia, Rio de Janeiro erhält seine Quote, der größte Theil aber ist für Montevideo und Buenos-Ayres bestimmt, während ein kleiner Rest durch die Magellaenstraße bis Valparaiso geht. Ein anderer Strom wird über England oder direkt nach Nordamerika dirigirt, kann aber hier nur schwer mit dem einheimischen Produkt konkurriren, er vertheilt sich daher den Mississippi hinab bis nach New-Orleans und Texas oder gen Westen nach Kalifornien. Von dort aus wird die Küste bis Panama hinunter versorgt, während Kuba, Westindien und Mexiko ihren Bedarf von New-Orleans beziehen. Unter dem Titel „Böhminnen" werden weitere Schaaren deutscher Mädchen über die Alpen nach Italien exportirt und dann weiter südlich nach Alexandrien, Suez, Bombay, Kalkutta bis Singapore, ja nach Hongkong bis Shanghai hin. Holländisch-Indien und Ost-Asien, zumal Japan, sind schlechte Märkte, da Holland in seinen Kolonien keine weißen Mädchen dieser Sorte duldet und in Japan die Töchter des Landes selbst zu hübsch und billig sind; auch verdirbt amerikanische Konkurrenz von San Franzisko aus die günstige Konjunktur. Rußland wird von Ostpreußen, Pommern und Polen aus versorgt. Die erste Station ist meistens Riga. Hier assortiren sich die Petersburger und Moskauer

Händler und schicken ihre Waare in großen Quantitäten nach Nischnij-Nowgorod bis über den Ural nach Irbit und Krestofsky, ja bis in das innerste Sibirien hinein; so traf ich z. B. ein deutsches auf diese Weise verhandeltes Mädchen in Tschita. Dieser großartige Handel ist vollkommen organisirt, er wird durch Agenten und Handlungsreisende vermittelt, und wenn das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches einmal hierüber Berichte seiner Konsuln verlangen würde, so ließen sich recht interessante statistische Tabellen feststellen."

Dieser Handel blüht noch heute in vollem Maße, wie erst im Herbst 1893, durch einen sozialdemokratischen Abgeordneten im deutschen Reichstage, konstatirt wurde.

Die Zahl der Prostituirten läßt sich sehr schwer schätzen, genau gar nicht angeben. Die Polizei kann annähernd die Zahl derjenigen Frauen feststellen, deren hauptsächlichster Erwerb die Prostitution ist, sie vermag dies aber nicht von der viel größeren Zahl jener, die als theilweisen Erwerb sie benutzen. Immerhin sind die annähernd bekannten Zahlen erschreckend hoch. Nach v. Oettingen wurde die Zahl der Prostituirten in London schon Ende der sechziger Jahre auf 80 000 geschätzt. In Paris belief sich die Zahl der eingeschriebenen Prostituirten im Jahre 1892 auf 4700, aber ein volles Drittel entzieht sich der polizeiärztlichen Kontrolle. In ganz Paris gab es 1892 circa sechzig Bordelle mit 600 bis 700 Prostituirten, und die Zahl der Bordelle ist beständig in der Abnahme begriffen. Dagegen wird auf Grund einer Untersuchung, die im Jahre 1889 der Munizipalrath von Paris veranstaltete, die Zahl der Frauen, die sich prostituiren, auf die enorme Ziffer von 120 000 angegeben. In Berlin betrug die Zahl der bei der Polizei eingeschriebenen Prostituirten:

1886	3006	1888	3392
1887	3063	1889	3703
		1890	4039

1890 waren sechs Aerzte angestellt, die täglich à 2 Stunden Untersuchungen vorzunehmen hatten.* Seitdem ist die Zahl der Arzte vermehrt. Die polizeilich eingeschriebenen Prostituirten bilden aber auch in Berlin nur einen sehr kleinen Bruchtheil der Prosti-

* Zweiter Verwaltungsbericht des Kgl. Polizei-Präsidiums von Berlin vom Jahre 1881—1890.

tuirten, die von sachverständiger Seite auf mindestens 50000 geschätzt werden. Es gab allein im Jahre 1890 in 9024 Berliner Schanklokalen 2022 Kellnerinnen, die fast alle der Prostitution sich ergeben. Auch zeigt die von Jahr zu Jahr gestiegene Zahl der wegen Uebertretung der sittenpolizeilichen Vorschriften sistirten Dirnen, daß die Prostitution in Berlin stetig im Wachsen ist. Die Zahl dieser Sistirten betrug im Jahre

1881	10878	1887	13358
1884	11157	1890	16605

Von den im Jahre 1890 sistirten 16605 Dirnen wurden 9165 dem Richter zur Aburtheilung vorgeführt — es kamen auf jeden Gerichtstag also über 30 — und wurden davon 128 durch richterliches Erkenntniß der Landespolizei überwiesen. In Hamburg rechnete man schon 1860, daß jede neunte Frau eine Prostituirte sei, und die Verhältnisse sind seitdem viel schlimmer geworden.

In Deutschland dürfte sich die Zahl der Prostituirten auf mindestens 180000 belaufen, man hat es also mit einer großen Frauenarmee zu thun, welche die Prostitution als Lebensunterhalt betrachtet und dementsprechend ist die Zahl der Opfer, die Krankheit und Tod erfordert.*

Tait berechnet für Edinburg die durchschnittliche Lebensdauer der Prostituirten auf 22—25 Jahre. Ihm zufolge versucht Jahr für Jahr jede vierte, ja dritte Prostituirte sich das Leben zu nehmen, und jede zwölfte tödtet sich wirklich. Ein wahrhaft schauderhafter Zustand. Daß die Ueberzahl der Prostituirten ihre Lebensweise herzlich satt hat, ja dieselbe sie anekelt, ist eine Erfahrung, die alle Sachverständigen als Thatsache zugeben. Doch einmal der Prostitution verfallen, bietet sich für die Wenigsten Gelegenheit, sich aus derselben zu retten.

Die Zahl der Prostituirten wächst aber in demselben Maße, wie die Zahl der Frauen wächst, die in den verschiedensten Industrie- und Gewerbezweigen als Arbeiterinnen beschäftigt und mit Löhnen abgefunden werden, die zum Sterben zu hoch, zum Leben zu niedrig sind. Die Prostitution wird weiter gefördert durch die in der bürger-

* In der großen Berliner Gewerkskrankenkasse hat die Zahl der syphilitischen Erkrankungen von 4326 im Jahre 1881 auf 9420 im Jahre 1890 zugenommen. Dr. A. Blaschko, a. a. O.

lichen Welt zur Nothwendigkeit gewordenen industriellen Krisen, die chronisch zu werden beginnen und Noth und Elend in Hunderttausende von Familien tragen. Nach einem Briefe des Oberkonstablers Bolton vom 31. Oktober 1865 an einen Fabrikinspektor hatte sich in Folge der englischen Baumwollenkrise, hervorgerufen durch den nordamerikanischen Sklavenbefreiungskrieg, die Zahl der jungen Prostituirten mehr vermehrt als in den letzten 25 Jahren zuvor.* Aber nicht nur fallen die Arbeiterinnen aus Noth der Prostitution zum Opfer, diese findet auch in den „höheren Berufen" ihr Rekrutirungsgebiet. Lombroso und Ferrero zitiren Macé,** der von Paris sagt, „daß das Gouvernantenzeugniß höheren oder niederen Grades weniger eine Anweisung auf Brot, als auf Selbstmord, Diebstahl und Prostitution ist".

Parent-Duchatelet hat seiner Zeit eine Statistik aufgestellt, nach der unter 5000 Prostituirten sich 1440 befanden, die aus Mangel und Elend sich prostituirten, 1250 waren eltern- und mittellos, 80 prostituirten sich, um arme Eltern zu ernähren, 1400 waren von ihren Liebhabern verlassene Konkubinen, 400 waren von Offizieren und Soldaten verführte und nach Paris verschleppte Mädchen, 280 waren von ihren Liebhabern im Schwangerschaftszustand verlassen worden. Diese Angaben sprechen für sich selbst, sie bedürfen keiner Erläuterung. Mrs. Butler, die eifrige Vorkämpferin für die Aermsten und Elendesten ihres Geschlechts in England, sagt bezüglich der Prostituirten: „Zufällige Umstände, der Tod eines Vaters, einer Mutter, Arbeitslosigkeit, unzulänglicher Lohn, Elend, trügerische Versprechungen, Verführung, gestellte Netze haben sie ins Verderben geführt." Sehr lehrreich sind auch die Mittheilungen, die K. Schneidt in einer Broschüre: „Das Kellnerinnen-Elend in Berlin"*** über die Ursachen macht, die jene der Prostitution so häufig in die Arme führen. Auffallend sei die große Zahl der Dienstmädchen, die Kellnerinnen und das heißt fast immer Prostituirte werden. In den Antworten, die Schneidt auf seine Fragebogen an die Kellnerinnen empfing, hieß es z. B.: „Weil ich von meinem Herrn ein Kind bekam und verdienen mußte." Andere gaben an: „Weil mir mein Buch verdorben wurde", wieder Andere: „Weil mit Hemdennähen und dergleichen zu wenig

---

* Karl Marx: „Das Kapital." Zweite Auflage, erster Band, S. 480.
** A. a. O., S. 458.
*** Berlin 1893. Moderner Verlag.

verdient wird", oder: „Weil ich als Arbeiterin aus der Fabrik entlassen, keine Arbeit mehr bekam", oder: „Weil der Vater gestorben und noch vier kleine Geschwister da waren." Daß namentlich Dienstmädchen, nachdem sie der Verführung ihrer Dienstherren zum Opfer fielen, ein großes Kontinent zu den Prostituirten stellen, ist bekannt. Ueber die auffällig große Zahl der Verführungen von Dienstmädchen durch ihre Dienstherren oder deren Söhne äußert sich Dr. Max Taube in einer Schrift sehr anklagend.* Aber auch die höheren Klassen liefern ihr Kontingent zur Prostitution, nur ist es nicht die Noth, sondern die Verführung und die Neigung zu einem leichtfertigen Leben, zu Putz und Vergnügungen. Darüber heißt es in einer Schrift „Die gefallenen Mädchen und die Sittenpolizei":**

„Starr vor Schreck, vor Entsetzen, hört so mancher brave Bürger, so mancher Pastor, Lehrer, hochgestellte Beamte und hochgestellte Militär u. A., daß seine Tochter heimlich sich der Prostitution ergeben hat, und wäre es statthaft, alle diese Töchter namhaft zu machen, es müßte dann entweder eine soziale Revolution vor sich gehen, oder die Begriffe von Ehre und Tugend im Volke würden schweren Schaden leiden."

Es sind namentlich die feineren Prostituirten, die haute volée unter den Prostituirten, die sich aus diesen Kreisen rekrutiren. Auch ein großer Theil der Schauspielerinnen, deren Garderobekosten allein schon zu ihrem Gehalt im krassesten Mißverhältniß stehen, ist auf eine solche schmutzige Erwerbsquelle angewiesen.*** Das Gleiche gilt von zahlreichen Mädchen, die sich als Verkäuferinnen und dergleichen vermiethen. Es giebt auch Unternehmer, die ehrlos genug sind, mit dem Hinweis auf die Unterstützung durch „Freunde" die Niedrigkeit des Lohnes zu rechtfertigen. So veröffentlichte 1889 die „Sächs. Arb.-Ztg." in Dresden eine Notiz, in der es hieß: „Eine gebildete, junge Dame, in Folge eines Lungenleidens längere Zeit außer Stellung, suchte nach Gesundung Stellung irgend welcher Art; sie

* Dr. med. Max Taube: Der Schutz der unehelichen Kinder. Leipzig 1893. Veit & Komp.

** Berlin 1889. Wilh. Fßleib (Gustav Schuhr).

*** In seiner Schrift: „Kapital und Presse", Berlin 1891, konstatirt Dr. F. Mehring, daß eine nicht unbefähigte Schauspielerin an einem sehr bekannten Theater mit 100 Mark monatlicher Gage angestellt war, daß aber ihre Ausgaben allein für Garderobe in einem Monat sich auf 1000 Mark beliefen. Das Defizit deckte ein „Freund".

war Gouvernante. Es wollte sich augenblicklich nichts Passendes finden, deshalb sie gesonnen war, die erste Stellung irgend welcher Art, die sich biete, anzunehmen. Sie stellte sich zunächst bei Herrn .... vor. Da sie mehrere Sprachen fertig spricht, hätte sie auch ankommen können, aber der Lohn von monatlich dreißig Mark schien ihr zu gering, um damit auskommen zu können. Sie erklärt dieses Herrn .... und derselbe giebt ihr zur Antwort, daß seine Mädchen meistens soviel gar nicht bekämen, sondern 15—20 Mark höchstens, sie kämen aber alle recht gut durch, indem jede einen guten Freund habe, der nachhülfe. In derselben Weise hat sich auch Herr .... ausgesprochen. Selbstverständlich hat die Dame weder in dem einen noch in dem anderen Geschäft Stellung genommen."

Nähterinnen, Schneiderinnen, Modistinnen, Fabrikarbeiterinnen, in der Kopfzahl von Hunderttausenden, befinden sich in ähnlicher Lage. Arbeitgeber und ihre Beamte, Kaufleute, Fabrikherren, Gutsbesitzer ꝛc., die weibliche Arbeiter und Bedienstete haben, betrachten es gar häufig als eine Art Privilegium, diese ihren Lüsten dienstbar zu sehen. Unsere frommen Konservativen lieben es, die Verhältnisse auf dem Lande als eine Art Idylle in sittlicher Beziehung, gegenüber den Großstädten und Industriebezirken, auszuspielen. Jeder, der die Verhältnisse kennt, weiß, daß sie das nicht sind, das bestätigt auch ein Vortrag, den ein sächsischer Rittergutsbesitzer im Herbst 1889 hielt, über den sächsische Blätter also berichteten:

„Grimma. Der Rittergutsbesitzer Dr. v. Wächter auf Röcknitz hat kürzlich in einer Diözesan-Versammlung, welche hierselbst stattfand, einen Vortrag gehalten über die geschlechtliche Unsittlichkeit in unseren Landgemeinden und dabei die hiesigen Verhältnisse nicht gerade rosig geschildert. Mit großer Offenheit erkannte der Vortragende bei dieser Gelegenheit an, daß vielfach auch die Arbeitgeber, selbst die verheiratheten, mit ihrem weiblichen Gesinde in sehr intimen Beziehungen stehen, deren Folgen dann entweder durch Zahlung von Geld beglichen oder durch ein Verbrechen dem Auge der Welt entzogen würden. Leider dürfe man es sich nicht verhehlen, daß die Unsittlichkeit in den Landgemeinden nicht allein durch Mädchen, die als Ammen in der Stadt das Gift in sich aufgenommen haben, und durch Burschen, die es beim Militärdienst kennen gelernt, großgezogen wurde, sondern daß leider auch durch die gebildeten Kreise, durch Verwalter auf den Rittergütern und durch Offiziere bei Gelegen-

heit der Truppenübungen die Sittenlosigkeit auch auf das Land hinausgetragen werde. Wie Herr Dr. v. Wächter mittheilte, soll es thatsächlich hier auf dem Lande nur wenig Mädchen geben, die 17 Jahre alt werden, ohne gefallen zu sein." Der offenherzige Vortragende hat seine Wahrheitsliebe mit einem gesellschaftlichen Boykott beantwortet bekommen, den die sich beleidigt fühlende Offizierswelt über ihn verhängte. Das jus primae noctis des mittelalterlichen Feudalherrn besteht in anderer Gestalt heute noch fort.

Die Mehrzahl der Prostituirten wird in einem Alter diesem Gewerbe in die Arme getrieben, in dem sie kaum als vollkommen urtheilsfähig angesehen werden kann. Unter 2582 in Paris wegen heimlicher Prostitution verhafteten Mädchen waren 1500 minorenn; unter 607 anderen Prostituirten waren 487 im Alter unter 20 Jahren deflorirt worden. Im September 1894 spielte sich eine Skandalaffaire ersten Ranges in Buda-Pest ab, indem sich herausstellte, daß einer Schaar reicher Wüstlinge an 400 zwölf bis fünfzehn Jahre alte Mädchen zum Opfer fielen. Auch die Söhne unserer „besitzenden und gebildeten Klassen" sehen es zum guten Theil als ein ihnen zustehendes Recht an, die Töchter des Volkes zu verführen und lassen sie dann im Stich. Nur zu leicht fallen die rasch vertrauenden, lebens- und erfahrungsunkundigen, meist freud- und freundlosen Töchter des Volks der Verführung zum Opfer, die sich in glänzender, einschmeichelnder Gestalt ihnen naht. Enttäuschungen und Jammer und schließlich Verbrechen sind die Folge. Unter 1 846 171 im Jahre 1891 lebend geborenen Kindern in Deutschland waren 172 456 unehelich geboren. Man stelle sich das Maß von Sorge und Herzeleid vor, das einem großen Theil dieser Mütter die Geburt ihres unehelichen Kindes bereitete, wenn man auch annimmt, daß später viele dieser Kinder durch ihre Väter legitimirt werden. Die Frauenselbstmorde und Kindesmorde sind vielfach in der Noth und dem Elend zu suchen, in dem die Frauen verlassen werden. Die Gerichtsverhandlungen wegen Kindesmorde geben ein düsteres, lehrreiches Bild. So wurde, um nur einen Fall hier anzuführen, im Herbste 1894 vom Schwurgericht in Krems (Niederösterreich) ein junges Mädchen, das acht Tage nach seiner Entbindung aus der Entbindungsanstalt in Wien mittellos mit seinem Kinde auf die Straße hinausgestellt worden war, und es in seiner Noth und Verzweiflung tödtete, zum Tode mit dem

Strange verurtheilt. Von dem Schuft von Vater vernahm man nichts. Und wie häufig kommt ähnliches vor. Das verführte, schmählich verlassene, hilflos in die Verzweiflung und Schande gestoßene Weib greift zum Aeußersten, es tödtet seine Leibesfrucht, wird prozessirt, erhält Zuchthaus oder wird mit dem Tode bestraft. Der gewissenlose, eigentliche Mörder — geht straflos aus, heirathet vielleicht kurz darauf die Tochter einer „honetten, rechtschaffenen" Familie und wird ein sehr geehrter braver und frommer Mann. Es läuft Mancher umher in Ehren und Würden, der seine Ehre und sein Gewissen in solcher Weise besudelte. Hätten die Frauen in der Gesetzgebung ein Wort mitzusprechen, nach dieser Richtung würde manches anders.

Am grausamsten verfährt, wie schon angeführt, die französische Gesetzgebung, welche die Frage nach der Vaterschaft verbietet, dafür aber die Findelhäuser gründete. Der bezügliche Beschluß des Konvents vom 28. Juni 1793 lautet: „La nation se charge de l'éducation physique et morale des enfants abandonnés. Désormais, ils seronts designés sous le seul nom d'orphelins. Aucune autre qualification ne sera permis." (Die physische und moralische Erziehung der verlassenen Kinder ist Sache der Nation. Sie werden von Stund an unter dem einzigen Namen Waisen bezeichnet werden. Keine andere Bezeichnung ist erlaubt.) Das war bequem für die Männerwelt, die damit die Verpflichtung des Einzelnen auf die Gesammtheit abwälzte, um sich öffentlich und vor ihren Frauen nicht bloßzustellen. Man errichtete in allen Provinzen des Landes Waisen- und Findelhäuser. Die Zahl der Waisen und Findlinge belief sich im Jahre 1833 auf 130 945, und wurde jedes zehnte Kind als ein eheliches geschätzt, das die Eltern los sein wollten. Aber diese Kinder empfangen keine besonders gute Pflege und so ist ihre Sterblichkeit sehr groß. Es starben zu jener Zeit im ersten Lebensjahre volle 59 Prozent, also über die Hälfte; bis zum zwölften Lebensjahre starben 78 Prozent, so daß von je hundert nur 22 ein Alter von über zwölf Jahren erreichten. Mittlerweile sollen sich die Verhältnisse jener Anstalten gebessert haben.

In Oesterreich und Italien wurden ebenfalls die Findelhäuser gegründet, deren Unterhaltung der Staat übernahm. „Ici on fait mourir les enfants" (hier tödtet man die Kinder) soll ein Monarch als passende Inschrift für die Findelhäuser empfohlen haben. In Oesterreich verschwinden aber diese allmälig; es giebt gegenwärtig

deren nur noch acht, und hat sich auch die Behandlung und Verpflegung der Kinder gegen früher wesentlich gehoben. Im Jahre 1888 wurden in Oesterreich einschließlich Galiziens 40865 Kinder verpflegt, von denen 10466 in Anstalten, 30399 in Privatpflege untergebracht waren und einen Aufwand von 1817372 fl. erforderten. Die Sterblichkeit war in den Anstalten geringer als bei den in Privatpflege untergebrachten Kindern. Das war namentlich in Galizien der Fall. Dort starben in den Anstalten im Jahre 1888 31,25 Prozent der Kinder, weit mehr als in den Anstalten der anderen Länder, aber in der Privatpflege starben 84,21 Prozent, ein wahrhafter Massenmord. Es scheint fast, als sehe es die polnische Schlachzitzenwirthschaft darauf ab, diese armen Würmer möglichst rasch ums Leben zu bringen. Es ist überhaupt eine allgemein anerkannte Thatsache, daß die unehelich geborenen Kinder in weit höherem Prozentsatz sterben als die ehelich geborenen. In Preußen starben im Anfang der sechziger Jahre im ersten Lebensjahre von den ehelichen Kindern 18,23 Prozent, von den unehelichen 33,11 Prozent, also nahezu doppelt so viel. In Paris starben auf 100 eheliche Kinder 193 uneheliche und auf dem Lande sogar 215. Die italienische Statistik zeigt folgendes Bild. Es starben von je zehntausend Lebendgeborenen

	1881	1882	1883	1884	1885
eheliche Kinder					
im 1. Lebensmonat	751	741	724	698	696
„ 2.—12. „	1027	1172	986	953	1083
uneheliche Kinder					
im 1. Lebensmonat	2092	2045	2139	2107	1813
„ 2.—12. „	1387	1386	1486	1437	1353

Die Differenz in den Todesfällen zwischen ehelichen und unehelichen Kindern macht sich namentlich im ersten Lebensmonat bemerkbar, in diesem ist die Sterblichkeit der unehelich geborenen durchschnittlich dreimal so groß als die der ehelich geborenen. Mangelnde Pflege während der Schwangerschaft, schwächliche Geburt und schlechte Pflege nach derselben, sind die sehr einfachen Ursachen. Auch helfen Mißhandlungen und die berüchtigte „Engelmacherei" die Opfer vermehren. Die Zahl der todtgeborenen Kinder ist bei den unehelich geborenen doppelt so groß als bei den ehelichen, hauptsächlich wohl durch die Versuche eines Theils der Mütter, schon während der Schwangerschaft den Tod des Kindes herbeizuführen. Die über-

lebenden Unehelichen rächen sich an der Gesellschaft für die ihnen widerfahrene Mißhandlung, indem sie einen ungewöhnlich großen Prozentsatz zu den Verbrechern aller Grade stellen.

Ein anderes Uebel, das sich häufig zeigt, muß ebenfalls noch kurz berührt werden, daß Uebermaß geschlechtlicher Genüsse weit schädlicher wirkt als ein Zuwenig. Auch ohne venerische Krankheiten geht ein durch Uebermaß mißhandelter Organismus zu Grunde. Insbesondere sind Impotenz, Unfruchtbarkeit, Rückenmarksleiden, Blödsinn oder geistige Abstumpfung und viele andere Krankheiten die Folge. Maßhalten im Geschlechtsverkehr ist ebenso nöthig wie im Essen und Trinken und anderen menschlichen Bedürfnissen. Aber Maßhalten erscheint namentlich der Jugend schwer. Daher die große Zahl „jugendlicher Greise", gerade in den „höheren" Gesellschaftsschichten. Die Zahl junger und alter Roués ist enorm und sie haben ein Bedürfniß nach besonderen Reizungen, weil durch Uebermaß abgestumpft und übersättigt. Viele verfallen deshalb in die Widernatürlichkeiten des griechischen Zeitalters. Die Männerliebe ist heute viel weiter verbreitet, als die Meisten unter uns sich träumen lassen; darüber könnten die geheimen Akten mancher Polizeibureaus erschreckende Thatsachen veröffentlichen. Aber nicht blos bei den Männern, auch bei den Frauen leben die Widernatürlichkeiten des alten Griechenland in stärkerem Maße wieder auf. Die lesbische Liebe, der Sapphismus, soll in Paris unter den verheiratheten Frauen ziemlich verbreitet sein und, nach Taxel, unter den vornehmen Pariser Damen sogar in enormem Maß.* In Berlin soll ein Viertel der Prostituirten Tribadie treiben, aber auch in den Kreisen unserer vornehmen Frauenwelt fehlt es nicht an Jüngerinnen der Sappho. Eine andere unnatürliche Befriedigung des Geschlechtstriebs stellt sich in den Nothzuchtsverbrechen an Kindern dar, die sich in den letzten dreißig Jahren vervielfacht haben. In Frankreich wurden vom Jahre 1851—1875 im Ganzen 17 657 Nothzuchtsfälle, die an Kindern begangen waren, abgeurtheilt. Die kolossale Zahl dieser Verbrechen in Frankreich steht im engsten Zusammenhang mit dem Zweikindersystem und der Enthaltsamkeit der Männer gegenüber der Ehefrau. Der deutschen Bevölkerung empfiehlt man ebenfalls den Malthusianismus, ohne sich zu überlegen, was die Folgen sein werden. Die sogenannten „liberalen Berufe", zu denen wesentlich Angehörige der höheren Klassen

* Lombroso und Ferrero, a. a. O., S. 400.

zählen, stellen in Deutschland zu den kriminellen Verbrechen circa 5,6 Prozent, aber zu den Nothzuchtsverbrechen an Kindern circa 13 Prozent, und dieser Prozentsatz würde noch höher sein, wenn man in jenen Kreisen nicht reichliche Mittel hätte, das Verbrechen zu verheimlichen, so daß wohl die Mehrzahl der Fälle unentdeckt bleibt. Die Enthüllungen, die in den achtziger Jahren die „Pall Mall Gazette" über den Mißbrauch von Kindern in England brachte, sind noch in Aller Erinnerung.

Die moralischen Fortschritte in unserer besten aller Welten zeigen sich in dem Kulturland par excellence, in England, in folgender Tabelle. Man zählte in England:

	Unsittliche Gewaltthätigkeiten	Todesfälle in Folge von Syphilis	Geisteskranke
1861	280	1345	39 647
1871	315	1995	56 755
1881	370	2334	73 113
1882	466	2478	74 842
1883	390	—	76 765
1884	510	—	—
Zunahme seit 1861	82 Prozent	84 Prozent	98 Prozent

Das ist eine erschreckende Zunahme der Erscheinungen, die auf die steigende physische und moralische Zerrüttung der englischen Gesellschaft schließen lassen.

Die beste Statistik über die venerischen Krankheiten und ihre Zunahme besitzt Dänemark und speziell Kopenhagen. Hier entwickelten sich die venerischen Krankheiten unter spezieller Berücksichtigung der Syphilis folgendermaßen:

	Bevölkerung	Venerische Krankheiten	darunter Syphilis
1874	196 000	5505	836
1879	227 000	6299	934
1885	290 000	9325	1866

Unter dem Personal der Flotte in Kopenhagen stieg die Zahl der venerischen Krankheiten innerhalb der erwähnten Periode um

122,4 Prozent, im Heere für die gleiche Zeit um 227 Prozent.* Und wie stehen die Dinge in Paris? Vom Jahre 1872 bis zum Jahre 1888 betrug die Zahl der an venerischen Krankheiten verpflegten Personen in den Spitälern du Midi, de Lourcine und de Saint Louis 118223, von welchen 60438 an Syphilis und 57795 an anderen venerischen Krankheiten litten. Außerdem betrug die Zahl Derjenigen, die von außerhalb der Anstalten jährlich die Kliniken der genannten drei Hospitäler in Anspruch nahmen, durchschnittlich 16385 Venerische.**

Wir sehen also, wie in Folge unserer sozialen Zustände Laster, Ausschweifungen, Vergehen und Verbrechen aller Art erzeugt werden. Die ganze Gesellschaft kommt in einen Zustand der Unruhe. Unter diesen Zuständen leiden aber die Frauen am meisten.

Zahlreiche Frauen fühlen dies und suchen Abhilfe. Sie verlangen in erster Linie ökonomische Selbständigkeit und Unabhängigkeit; sie verlangen, daß die Frau so gut als der Mann zu allen Thätigkeiten zugelassen werde, zu denen ihre körperlichen und geistigen Kräfte und Fähigkeiten sich eignen; sie verlangen insbesondere auch die Zulassung zu den mit dem Namen der „liberalen Berufe" bezeichneten Gewerbe. Sind diese Bestrebungen berechtigt? Sind sie ausführbar? Helfen sie? Das sind die Fragen, die sich jetzt aufdrängen.

Die Erwerbsstellung der Frau. Ihre geistigen Fähigkeiten. Der Darwinismus und der Zustand der Gesellschaft.

Das Streben der Frau nach selbständigem Erwerb und persönlicher Unabhängigkeit ist bis zu einem gewissen Grade von der bürgerlichen Gesellschaft als berechtigt anerkannt worden, ähnlich wie das Bestreben der Arbeiter nach freier Bewegung. Der Hauptgrund für dieses Entgegenkommen liegt in dem Klasseninteresse der

---

* Die venerischen Krankheiten in Dänemark, von Dr. Giesing. Genf 1889.

** Bericht der Gesundheits-Kommission über die Organisation der Gesundheitspflege bezüglich der Prostitution in Paris, gerichtet an den Pariser Gemeinderath. 1890.

Bourgeoisie. Die Bourgeoisie braucht die volle Freigabe der männlichen und weiblichen Arbeitskräfte, um die Produktion aufs Höchste entwickeln zu können. In dem Maße wie die Maschinerie und die Technik sich vervollkommnen, der Arbeitsprozeß in immer mehr Einzelverrichtungen sich theilt und geringere technische Ausbildung und Kraft erfordert, andererseits die Konkurrenz der Industriellen untereinander und der Konkurrenzkampf ganzer Produktionsgebiete — Land gegen Land, Erdtheil gegen Erdtheil — sich steigert, wird die Arbeitskraft der Frau immer mehr gesucht.

Die speziellen Ursachen, die zu dieser stets steigenden Anwendung der Frau in einer stets steigenden Anzahl von Arbeitszweigen führen, sind schon weiter oben ausführlicher dargelegt worden. Die Frau findet neben dem Manne oder an seiner Stelle auch immmer häufiger Beschäftigung, weil ihre materiellen Forderungen geringer sind als jene des Mannes. Es ist ein aus ihrer Natur als Geschlechtswesen hervorgehender Umstand, der sie zwingt, sich billiger anzubieten, das ist, daß sie durchschnittlich öfter als der Mann körperlichen Störungen unterworfen ist, die eine Unterbrechung der Arbeit herbeiführen, und bei der Kombination und Organisation der Arbeitskräfte, die heute in der Großindustrie besteht, leicht Arbeitsunterbrechungen erzeugen. Schwangerschaft und Wochenbett verlängern solche Pausen. Der Unternehmer nutzt diesen Umstand aus und findet für die Unannehmlichkeiten, die er aus solchen Störungen hat, einen doppelten Ersatz in der Zahlung erheblich geringerer Löhne.

Außerdem hat die Arbeit, namentlich verheiratheter Frauen — wie aus dem Zitat auf Seite 108 aus Marx' „Kapital" zu ersehen ist — für den Unternehmer noch ihren besonderen Anreiz. Die verheirathete Frau ist als Arbeiterin „viel aufmerksamer und gelehriger" als die unverheirathete Frau; die Rücksicht auf ihre Kinder nöthigt sie zur äußersten Anstrengung ihrer Kräfte, um den nothwendigsten Lebensunterhalt zu erwerben, und so läßt sie sich manches bieten, was die unverheirathete Frau sich nicht bieten läßt. Im Allgemeinen wagt die Arbeiterin nur ausnahmsweise sich mit ihren Arbeitsgenossen zur Erlangung besserer Arbeitsbedingungen zu verbinden, und das erhöht in den Augen des Unternehmers ihren Werth; sie bildet in seinen Händen sogar oft einen guten Trumpf gegen widerspenstische männliche Arbeiter.

Sie besitzt ferner größere Geduld, gewandtere Fingerfertigkeit, einen entwickelteren Geschmackssinn, der für eine Menge Arbeiten sie geschickter macht als den Mann.

Diese weiblichen „Tugenden" weiß der tugendhafte Kapitalist voll zu würdigen, und so findet die Frau mit der Entwicklung unserer Industrie von Jahr zu Jahr ein immer größeres Anwendungsgebiet, aber — und das ist das Entscheidende — ohne ihre soziale Lage merkbar zu verbessern. Wird weibliche Arbeitskraft angewandt, setzt sie in der Regel männliche Arbeitskraft frei. Die verdrängte männliche Arbeitskraft will aber leben, sie bietet sich zu einem geringeren Lohne an und dieses Angebot drückt wieder auf die Löhne der Arbeiterin. Das Herabdrücken des Lohnes wird zu einer Schraube, die durch die stets in der Umwälzung begriffene Technik des Arbeitsprozesses um so rascher in Bewegung gesetzt wird, da dieser Umwälzungsprozeß auch weibliche Arbeiter, durch Ersparniß von Arbeitskräften, freisetzt, was wieder das Angebot von „Händen" vermehrt. Neu auftauchende Industriezweige wirken dieser beständigen Erzeugung von relativ überschüssiger Arbeitskraft einigermaßen entgegen, aber nicht stark genug, um dauernd bessere Arbeitsbedingungen zu erzielen. Denn jedes Steigen des Lohnes über ein gewisses Maß veranlaßt den Unternehmer, auf weitere Verbesserung seiner Maschinerie zu sehen, die willenlose, automatische Maschine an Stelle von menschlichen Händen und menschlichem Hirn zu setzen. Im Beginn der kapitalistischen Produktion stand der männliche Arbeiter fast nur dem männlichen Arbeiter auf dem Arbeitsmarkte gegenüber, jetzt wird Geschlecht gegen Geschlecht ausgespielt, und weiter in der Reihe Alter gegen Alter. Die Frau verdrängt den Mann, und die Frau wird wieder durch die Arbeit der jungen Leute und der Kinder verdrängt. Das ist die „sittliche Ordnung" in der modernen Industrie.

Das Bestreben der Unternehmer, den Arbeitstag zu verlängern, um größeren Mehrwerth aus ihren Arbeitern zu pumpen, wird durch die geringere Widerstandskraft der weiblichen Arbeiter erleichtert. Daher die Erscheinung, daß z. B. in der Textilindustrie, in der die Frauen weit über die Hälfte der Gesammtzahl der Arbeitskräfte stellen, überall die Arbeitszeit am längsten ist. Von Hause aus durch die häusliche Thätigkeit gewohnt, daß es für sie kein Maß in der Arbeitszeit giebt, läßt die Frau die gesteigerten Anforderungen über sich ergehen, ohne Widerstand zu leisten. In

anderen Erwerbszweigen, wie der Putzmacherei, der Blumenfabrikation ꝛc., verderben sie sich Löhne und Arbeitszeit dadurch, daß sie Extraarbeiten mit nach Hause nehmen, an diesen bis zur Mitternacht und länger sitzen, und nicht beachten, daß sie dadurch nur sich selbst Konkurrenz machen und in Folge davon bei 16stündiger Arbeitszeit verdienen, was sie bei geregelter 10stündiger Arbeitszeit verdient haben würden.*

In welchem Maßstab die Frauenarbeit in den hauptsächlichsten Industriestaaten sich entwickelt hat, mögen die nachfolgenden Tabellen zeigen. Wir beginnen mit dem Hauptindustrieland Europas, mit England. Nach dem letzten Zensus wurden industriell beschäftigt:

	Insgesammt	Männliche Personen	Weibliche Personen
1871	11593466 Personen	8270186	3323280
1881	11187564 „	7783646	3403918
1891	12898484 „	8883254	4016230

Innerhalb zwanzig Jahren steigerte sich also die Zahl der beschäftigten männlichen Personen um 613068 Köpfe = 7,9 Prozent, die der weiblichen dagegen um 692950 = 20,9 Prozent. In dieser Tabelle ist noch besonders bemerkenswerth, daß, obgleich im Jahre 1881, das ein Krisenjahr war, die Zahl der beschäftigten männlichen Personen sich um 486540 Köpfe verminderte, die Zahl der weiblichen Köpfe um 80638 zugenommen hatte. Die Zunahme der beschäftigten weiblichen Personen auf Kosten der männlichen tritt also klassisch zu Tage. Aber innerhalb der zunehmenden Zahl beschäftigter weiblicher Personen vollzieht sich auch die Aenderung, daß die jüngeren Kräfte die älteren verdrängen. So stellte sich in England heraus, daß in den Jahren 1881—1891 die

* Nach dieser Richtung enthält das Gesetz zum Schutz der Arbeiterinnen, welches das Volk des Kantons Zürich im August 1894 mit 45909 gegen 12531 Stimmen annahm, eine vorzügliche Bestimmung. Es verbietet bei Strafe, daß die Arbeiterin aus dem Geschäft, in dem sie am Tage thätig ist, Arbeit zur Fertigstellung mit nach Hause nehmen darf. Das hier in Frage stehende Gesetz ist das weitgehendste, das wir zum Schutz der Arbeiterinnen kennen. So schreibt es auch vor, daß für die gesetzlich beschränkten Ueberstunden ein Lohnaufschlag von fünfundzwanzig Prozent gewährt werden muß; das vortrefflichste Mittel, dem Unfug der Ueberstunden entgegenzuwirken.

weiblichen Arbeitskräfte in den Lebensaltern von 10—45 Jahren zugenommen, dagegen die über 45 Jahre sich vermindert hatten.

Erwerbszweige, in welchen die weiblichen Arbeiter die männlichen an Zahl erheblich übertrafen, waren hauptsächlich folgende. Es waren beschäftigt in

	Personen	
	weiblich	männlich
der Frauenkleiderfabrikation . .	415961	4470
„ Baumwollindustrie	332784	213231
„ Kammgarnfabrikation . . .	69629	40482
„ Hemdenfabrikation	52943	2153
„ Strumpfwirkerei	30887	18200
„ Spitzenindustrie	21716	13030
„ Tabakindustrie	15880	13090
„ Buchbinderei	14249	11487
„ Handschuhfabrikation . . .	9199	2756
als Lehrer	144393	50628

Weiter ist die Bezahlung der Frauen in fast allen Branchen erheblich niedriger als jene der Männer bei gleicher Arbeitszeit. So verdienten im Jahre 1883 in England per Woche

	Männer		Frauen	
in den Flachs- und Jutefabriken	26	Mk.	10—11	Mk.
in der Glasfabrikation .	38	„	12	„
„ den Druckereien . . .	32—36	„	10—12	„
„ „ Teppichfabriken .	29	„	15	„
„ „ Wirkereien . . .	26	„	16	„
„ „ Schuhfabriken . .	29	„	15	„
„ „ Färbereien . . .	25—29	„	12—13	„

Aehnliche Unterschiede in der Bezahlung bestehen zwischen Männern und Frauen im Postdienst, im Lehrfach u. s. w. Nur in der Baumwollindustrie in Lancashire verdienten beide Geschlechter, bei gleicher Arbeitszeit, bei der Bedienung mechanischer Webstühle fast die gleichen Löhne.

In den Vereinigten Staaten waren nach dem Zensus von 1890 im Ganzen 2652157 weibliche Personen im Alter von über zehn Jahren gewerblich beschäftigt, und zwar 594510 im Ackerbau, 631988 in Fabriken, 59364 im Handel und Transport, 1366235 für persönliche Dienstleistungen, darunter 938910 als Dienstboten.

Außerdem gab es 46800 weibliche Farmer und Pflanzer, 5135 bei der Regierung angestellte Clerks, 155000 Lehrerinnen, 13182 Musiklehrerinnen, 2061 Künstlerinnen. In der Stadt New York betheiligten sich 10961 Arbeiterinnen im Jahre 1890 an Streiks, ein Zeichen, daß die Arbeiterinnen in den Vereinigten Staaten, gleich ihren europäischen Klassengenossinnen, den Klassengegensatz zwischen Kapital und Arbeit begriffen haben. Wie aber auch in den Vereinigten Staaten die Frauen die Männer in einer Anzahl Industrien verdrängen, dafür spricht eine Notiz im „Levest. Journ." aus dem Jahre 1893, in der es heißt:

„Eine der Sonderbarkeiten der Fabrikdörfer Maines ist die Klasse von Männern, welche zutreffend als „Haushälter" bezeichnet werden können. Fast in jeder Stadt, wo es viel Industrie giebt, findet man diese Männer in großer Zahl. Wer kurz nach der Mittagszeit vorspricht, wird sie mit vorgebundenen Schürzen beim Schüsselwaschen finden. Zu anderen Tageszeiten kann man sie scheuern, die Betten machen, die Kinder waschen, aufräumen oder kochen sehen. Ob einige von ihnen auch die Näharbeit für die Familie besorgen, dessen sind wir noch nicht so gewiß. Diese Männer besorgen die Wirthschaft aus dem einfachen Grunde, weil ihre Frauen mehr in den Fabriken verdienen können als sie und es eine Gelderspar-niß bedeutet, wenn die Frauen arbeiten gehen."

Der Schlußsatz müßte lauten, weil die Frauen zu Löhnen arbeiten, zu denen Männer nicht mehr arbeiten können, und der Unternehmer deshalb Frauen vorzieht, was auch in Deutschland vorkommt. Die hier geschilderten Orte sind die sogenannten she towns (Siestädte), von welchen wir schon an anderer Stelle weiter oben sprachen.

In Frankreich waren im Jahre 1893 nicht weniger als 15958 Frauen im Eisenbahndienst beschäftigt (in den Bureaus und als Fahrkartenausgeberinnen), im provinziellen Postdienst waren 5353 angestellt, als Telegraphistinnen und Telephonistinnen 9805 und an den Staatssparkassen 425. Im Ganzen belief sich die Zahl der im Jahre 1893 in Frankreich gewerblich thätigen Frauen — die Landwirthschaft und die häuslichen Dienstleistungen einbegriffen — auf rund 4415000 Köpfe. Von 3858 Entscheidungen der Pariser Gewerbegerichte bezogen sich nicht weniger als 1674 auf Frauen.

In welchem Maße in der Schweiz die industrielle Frauenarbeit bereits 1886 entwickelt war, zeigen folgende Angaben des „Bund". Darnach wurden beschäftigt:

	Männer	Frauen
in der Seidenindustrie	11 771	51 352
in der Baumwollindustrie	18 320	23 846
in der Leinen- und Halbleinenindustrie . .	5 553	5 232
in der Stickerei	15 724	21 000

Insgesammt waren damals in der Textilindustrie 103 452 Frauen neben 52 838 Männern thätig und konstatirt der „Bund" ausdrücklich, daß es kaum einen Beruf in der Schweiz gebe, in dem Frauen nicht anzutreffen seien.

Nach der Gewerbezählung im Jahre 1882 gab es in Deutschland unter 7 340 789 gewerblich thätigen Personen 1 506 743 Frauen, gleich 20,6 Prozent.

Unter Anderem waren beschäftigt:

	Männer	Frauen	Prozent
Handelsgewerbe	536 221	181 296	25,2
Bedienung und Erquickung . .	172 841	141 407	45,0
Lohn- und Botendienst . . .	9 212	3 265	26,2
Spinnerei	69 272	100 459	60,0
Weberei	336 400	155 396	32,0
Stickerei und Wirkerei . . .	42 819	31 010	42,0
Spitzenfabrikation und Häkelei	5 676	30 204	84,0
Posamentierfabrikation . . .	13 526	17 478	56,4
Buchbindereien u. Kartonnagenfabriken	31 312	10 409	25,0
Papierfabrikation	37 685	20 847	35,6
Tabakfabrikation	64 477	48 919	43,1
Verfertigung von Kleidung, Wäsche, Putz	279 978	440 870	61,2

Hierzu kamen 2 248 909 weibliche Personen, die in der Landwirthschaft thätig waren, und 1 282 400 weibliche Dienstboten, ferner Lehrerinnen, Künstlerinnen, Beamtinnen ꝛc. Die für das Jahr 1895 in Aussicht stehende neue Gewerbezählung dürfte noch überraschendere Zahlen über die Beschäftigung der Frauen zu Tage fördern.

Nach den Gewerbezählungen von 1875 und 1882 stellte sich folgendes Resultat heraus. Es waren *industriell* beschäftigt im Deutschen Reich:

Jahr	Ueberhaupt		Davon in den Kleinbetrieben		in den Großbetrieben	
	männlich	weiblich	männlich	weiblich	männlich	weiblich
1875	5 463 856	1 116 095	3 453 357	705 874	2 010 499	410 221
1882	5 815 039	1 506 743	3 487 073	989 422	2 327 966	514 321
mehr 1882	351 183	390 648	33 716	283 548	317 966	107 100
	gleich 6,4 Proz.	gleich 35 Proz.	gleich 1 Proz.	gleich 40,2 Prz.	gleich 15,8 Proz.	gleich 26,1 Prz.

Nach dieser Zusammenstellung vermehrten sich also in der Periode von 1875 bis 1882 nicht allein die weiblichen Arbeitskräfte um 35 Prozent, während die männlichen nur um 6,4 Prozent sich vermehrten, die große Steigerung, welche die weiblichen Arbeitskräfte namentlich in den Kleinbetrieben erfuhren, *spricht auch dafür, daß der Kleinbetrieb nur durch stärkere Anwendung weiblicher Arbeitskräfte mit ihren niedrigen Löhnen sich für eine Weile noch aufrecht erhalten kann.*

Im Jahre 1882 kamen auf 1000 beschäftigte Personen in der Industrie 176 weibliche, im Handel und Verkehr 190, in der Landwirthschaft 312 Personen.

Im Jahre 1892 betrug die Zahl der beschäftigten weiblichen Personen in den *Fabriken* Deutschlands

im Alter von 12—14 Jahren . . .	3 897
„ „ „ 14—16 „ . . .	68 735
„ „ „ 16—21 „ . . .	223 538
über 21 Jahre	337 499
dazu Reuß jüng. Linie ohne Angabe der Altersstufen	6 197
	639 866

Im Königreich Sachsen, das bekanntlich das industriellste Land Deutschlands ist, war die Zahl der in den *Fabriken* beschäftigten weiblichen Personen:

	Von 16 und mehr Jahren	Von 12—16 Jahren
1883	72 716	8 477
1892	110 555	13 333
mehr	37 839 = 52 Proz.	4 856 = 57 Proz.

In Folge der neuen Gewerbeordnungsbestimmungen, welche die Arbeitszeit für Arbeiterinnen im Alter von 14—16 Jahren auf 10 Stunden pro Tag beschränken und die Fabrikarbeit für schulpflichtige Kinder ganz untersagen, sank von 1890 bis 1892 die Zahl der Arbeiterinnen von 14—16 Jahren um 6763, die der Mädchen von 12—14 Jahren um 6334. Am stärksten ist die Zahl der beschäftigten weiblichen Personen, soweit Ausweise vorliegen, in der badischen Tabakindustrie gewachsen. Nach den Mittheilungen des badischen Gewerbeinspektors Dr. Wörishoffer war die Zahl der in der erwähnten Industrie beschäftigten Personen:

1882	12 192, darunter	5193 männlich,	6 999 weiblich
1892	24 056, „	7932 „	16 124 „
mehr 1892	11 864, darunter	2739 = 52,8 Proz.,	9 125 = 130,4 Proz.

Diese Steigerung der Zahl der Tabakarbeiterinnen spricht für den zunehmenden Konkurrenzkampf, der in der deutschen Tabakindustrie, wie in so vielen anderen Erwerbszweigen, in den letzten Jahrzehnten sich immer schärfer entwickelte und zu immer stärkerer Heranziehung der billigeren weiblichen Arbeitskräfte zwang.

Und wie im übrigen Deutschland, so zeigt auch in Baden die sonstige industrielle Entwicklung eine stärkere Vermehrung der weiblichen Arbeitskräfte als der männlichen. Innerhalb eines Jahres wies dieselbe folgende Veränderungen auf. Es wurden beschäftigt

	Personen	
	männlich	weiblich
1892	79 218	35 598
1893	84 470	38 557
mehr	5 252 = 6,6 Proz.	2 959 = 8,3 Proz.

Unter den über 16 Jahre alten beschäftigten weiblichen Personen waren 28,27 Prozent verheirathet. In der großen Munitionsfabrik zu Spandau waren im Jahre 1893 unter der Gesammtzahl von rund 3700 Arbeitern rund 3000 weibliche.

Wie in England, so werden auch in Deutschland weibliche Arbeitskräfte schlechter bezahlt als männliche. Nach dem Bericht

der Leipziger Handelskammer über das Jahr 1888 verdienten bei gleicher Arbeitszeit wöchentlich:

	Männer Mk.	Frauen Mk.
In der Spitzenfabrikation	20—35	7—15
„ „ Stoffhandschuhfabrik . . .	12—30	6—25
„ „ Leinen- und Juteweberei .	12—27	5—10
„ „ Wollkämmerei	15—27	7,20—10,20
„ einer Zuckerfabrik	10,50—31	7,50—10
„ den Leder- u. Lederwaarenfabr.	12—28	7—18
„ den chemischen Fabriken . . .	8,50—25	7,50—10
„ den Gummifabriken	9—28	6—17
„ einer Fabrik für Papierlaternen	16—22	7,50—10

In einer Untersuchung über die Löhne der Fabrikarbeiter in Mannheim im Jahre 1893 theilte Dr. Wörishoffer den wöchentlichen Arbeitsverdienst in drei Klassen ein, eine Eintheilung, nach welcher bis zu 15 Mk. Wochenlohn die niedrige Klasse, von 15 bis 24 Mk. die mittlere und über 24 Mk. die hohe Klasse bildeten. Nach dieser Eintheilung ergaben die Löhne in Mannheim folgendes Bild. Es erhielten:

	niedere	mittlere	hohe Löhne
Sämmtliche Arbeiter . .	29,8 Proz.	49,8 Proz.	20,4 Proz.
Männliche „ . .	20,9 „	56,2 „	22,9 „
Weibliche „ . .	99,2 „	0,7 „	0,1 „

Die weiblichen Arbeiter verdienten zum größten Theil wahre Hungerlöhne, denn es erhielten

einen Wochenlohn unter	5 Mk.	4,62 Proz.	der Arbeiterinnen
„ „ von	5—6 „	5,47 „	„ „
„ „ „	6—8 „	43,96 „	„ „
„ „ „	8—10 „	27,45 „	„ „
„ „ „	10—12 „	12,38 „	„ „
„ „ „	12—15 „	5,38 „	„ „
über 15 Mk.	der Rest	0,74 „	„ „

Auf dem Thüringer Wald erhielten 1891 in den Schieferbrüchen die Arbeiter per Tag Mk. 2,10, die Arbeiterinnen Mk. —,70 bis 1,10; in den Spinnereien die Arbeiter Mk. 2,—, die Arbeiterinnen Mk. —,90 bis 1,—.

Am elendesten ist die Bezahlung der Arbeiter in der Hausindustrie und zwar sowohl die der Männer wie der Frauen, aber

für die Frauen ist sie noch erbärmlicher, als für die Männer. Dabei ist die Arbeitszeit ohne Grenze, und maßlos zu nennen in der Saison. Auch ist in der Hausindustrie vielfach das Schwitzsystem in Uebung, d. h. die Arbeit wird durch Mittelspersonen an die Arbeiter vergeben, wofür die Mittelsperson — Faktor, Meister ꝛc. — einen erheblichen Theil des vom Unternehmer gezahlten Lohnes als Entschädigung für ihre Mühewaltung beansprucht. Arbeiterinnen haben bei diesem System auch sehr häufig Zumuthungen anderer Art zu gewärtigen.

Wie erbärmlich weibliche Arbeit in der Hausindustrie bezahlt wird, zeigen folgende Angaben über Berliner Verhältnisse. Bunte Männerhemden (Barchenthemden), die 1889 noch mit 2 Mark bis 2 Mark 50 Pf. bezahlt wurden, bekam der Unternehmer 1893 für 1 Mark 20 Pf. geliefert. Eine Näherin mittlerer Qualität muß von früh bis spät arbeiten, will sie 6 bis 8 Stück dieser Hemden per Tag fertig stellen; der Verdienst per Woche beträgt 4 bis 5 Mark. Eine Schürzenarbeiterin verdient 2 Mark 50 Pf. bis 5 Mark per Woche, eine Kravattennäherin 5 bis 6 Mark, eine geschickte Blousennäherin 6 Mark, eine sehr tüchtige Arbeiterin auf Knabenanzüge 8 bis 9 Mark, eine geübte Jaquetarbeiterin 5 bis 6 Mark. Eine sehr geübte Näherin auf feine Oberhemden kann bei flotter Saison, und wenn sie von früh 5 Uhr bis Abends 10 Uhr arbeitet, 12 Mark verdienen. Putzarbeiterinnen, die selbständig Modelle kopiren können, verdienen per Monat 30 Mark, flotte Garnirerinnen, die schon Jahre lang thätig sind, verdienen per Monat während der Saison 50 bis 60 Mark. Die Saison nimmt im Ganzen fünf Monate in Anspruch. Eine Schirmmacherin verdient bei zwölfstündiger Arbeit wöchentlich 6 bis 7 Mark. Solche Hungerlöhne zwingen die Arbeiterinnen zur Prostitution, denn unter den allerbescheidensten Ansprüchen kann in Berlin keine Arbeiterin unter 8 bis 9 Mark per Woche existiren.

Nach einer Statistik über die Arbeitslöhne, welche die Reichenberger Handelskammer für ihren Bezirk veranstaltete, gehörten den Lohnkategorien von 2 bis 5 Gulden per Woche (3 Mark 40 Pf. bis 8 Mark 50 Pf.) 91 Prozent sämmtlicher Arbeiterinnen an. Und anläßlich der Durchführung des Krankenversicherungs-Gesetzes in Oesterreich ermittelten die Behörden, daß in 116 Bezirken (21,6 Prozent) die Arbeiterinnen einen Tagelohn von höchstens 30 Kreuzer — per Jahr höchstens 90 Gulden — und in 428 Be-

zirken (78,4 Prozent) 30 bis 50 Kreuzer, oder 90 bis 150 Gulden per Jahr, verdienten. Die jugendlichen Arbeiterinnen — unter 16 Jahren — verdienten in 173 Bezirken (30,9 Prozent) höchstens 20 Kreuzer per Tag — höchstens 60 Gulden im Jahr — und in 387 Bezirken (69,1 Prozent) über 20 und bis 30 Kreuzer, oder 60 bis 90 Gulden im Jahr.

Aehnliche Differenzen in den Löhnen für Mann und Frau bestehen in allen Ländern der Erde. Nach dem Bericht über die russische Industrie auf der Chicagoer Weltausstellung im Jahre 1893 verdiente in der Baumwollweberei ein Arbeiter per Monat 66 Mark, eine Arbeiterin 18 Mark; ein Baumwollspinner 66 Mark, eine Spinnerin 14 Mark. In der Spitzenindustrie verdiente ein Mann bis 130 Mark, eine Frau 26 Mark, in der Tuchfabrikation am mechanischen Webstuhl erhielt der Arbeiter 90 Mark, die Arbeiterin 26 Mark per Monat.

Die angeführten Thatsachen zeigen, daß die Frau durch die moderne Entwicklung mehr und mehr dem Familienleben und der Häuslichkeit entrissen wird. Ehe und Familie, im bürgerlichen Sinne, werden durch diese Entwicklung untergraben und aufgelöst, und so ist es auch vom Standpunkt dieser Thatsache aus absurd, die Frau auf die Häuslichkeit und die Familie zu verweisen. Das können nur Leute thun, die gedankenlos in den Tag leben, die Dinge, die sich um sie herum entwickeln, nicht sehen oder nicht sehen wollen, weil sie ein Interesse daran haben, Schönmalerei zu treiben. Die Wirklichkeit giebt uns ein ganz anderes Bild, als jene es darstellen.

In einer großen Anzahl von Industriezweigen sind weibliche Arbeiter ausschließlich beschäftigt, in einer größeren Anzahl Industriezweige bilden sie die Mehrheit, und in den allermeisten der übrigen Arbeitszweige sind Arbeiterinnen mehr oder weniger zahlreich beschäftigt, ihre Zahl wird immer größer und sie dringen in immer neue Berufszweige ein, in welchen sie bisher nicht beschäftigt wurden. Und nicht allein ist die Arbeiterin schlechter bezahlt als der Mann, auch wo sie dasselbe leistet wie dieser, sie arbeitet auch durchschnittlich *länger*.

Durch die deutsche Gewerbeordnungsnovelle vom Jahre 1891 ist zwar für die Beschäftigung von erwachsenen Arbeiterinnen in *Fabriken* eine Maximalarbeitszeit von elf Stunden täglich festgesetzt worden, die aber durch eine Menge Ausnahmen, welche die

Behörden zulassen können, durchbrochen wird. Auch ist die Nachtarbeit der Arbeiterinnen in Fabriken verboten, doch kann auch hier der Bundesrath Ausnahmen für Fabriken mit ununterbrochenem Betrieb oder für bestimmte Saisonbetriebe (z. B. Zuckerfabriken) zulassen. Zu wirklich einschneidenden Maßregeln zum Schutze der Arbeiterinnen hat sich die deutsche Arbeiterschutzgesetzgebung noch nicht zu erheben vermocht, und so werden die Arbeiterinnen in den Kleinbetrieben und namentlich in der Hausindustrie vielfach durch unmenschlich lange Arbeitsdauer ausgebeutet und physisch zu Grunde gerichtet. Diese Ausbeutung wird dem Unternehmer erleichtert dadurch, daß die Frauen bisher erst in einem kleinen Bruchtheil begriffen haben, daß sie sich, gleich den Männern, in ihren Berufen — und wo auch Männer beschäftigt sind, mit diesen gemeinsam — organisiren müssen, um sich bessere Arbeitsbedingungen zu erobern. Die immer stärkere Heranziehung der Frau zu industrieller Beschäftigung trifft aber nicht nur jene Beschäftigungsarten, für die, entsprechend ihrer schwächeren physischen Kraft, sie sich mehr eignet, sondern alle Thätigkeiten, in welchen das moderne Ausbeuterthum aus ihrer Anwendung höheren Profit glaubt schlagen zu können. Dazu gehören sowohl die anstrengendsten, wie die unangenehmsten und für die Gesundheit gefährlichsten Thätigkeiten, und so wird hierdurch ebenfalls jene phantastische Auffassung auf ihre wahre Bedeutung reduzirt, die in der Frau nur das zarte, fein besaitete Wesen sieht, wie es Dichter und Romanschreiber für den Kitzel des Mannes zu schildern lieben, als Wesen, die, wenn überhaupt, nur ausnahmsweise vorhanden sind.

Thatsachen sind halsstarrige Dinger, und wir haben es nur mit Thatsachen zu thun, da nur diese vor falschen Schlüssen und sentimentalen Faseleien uns bewahren. Diese Thatsachen aber lehren uns, daß wir heute unter anderem die Frauen beschäftigt finden: in den Baumwollen-, Leinen- und Zeugwebereien, in den Tuch- und Flanellfabriken; den mechanischen Spinnereien, Zeugdruckereien, Färbereien; in den Stahlfeder- und Stecknadelfabriken; den Zucker-, Chokolade- und Kakaofabriken; den Papier- und Broncefabriken; der Glas- und Porzellanindustrie, der Glasmalerei, den Fayence-, Majolika- und Steingutfabriken; den Tinten- und Tuschfabriken, Bindfaden- und Dütenfabriken; den Hopfenzubereitungsanstalten, den Düngerfabriken, den chemischen Reinigungsanstalten; in den Seidenspinnereien, Band- und Seidenwebereien; in der

Seifen- und Lichterfabrikation, der Kautschuk- und Gummiwaarenfabrikation; den Watten- und Mattenfabriken; der Teppichwirkerei, den Portefeuille- und Kartonnagefabriken; in der Spitzen- und Posamentenfabrikation, den Netzfabriken; der Tapisserie, der Schuh- und Lederwaarenfabrikation; der Bijouterie, den galvanoplastischen Anstalten; in Oel- und Schmalzraffinerien und chemischen Fabriken aller Art; in der Lumpen- und Hadernverarbeitung; in den Bastfabriken; in der Holzschnitzerei, Xylographie, Steingutmalerei; der Strohhutfabrikation und Strohhutwäscherei; in der Geschirr-, Tabak- und Zigarrenfabrikation; in den Leim- und Gelatinefabriken; in der Handschuhmacherei, Kürschnerei, Hutfabrikation; in den Spielwaarenfabriken; in den Flachsmühlen, am Shoddywolfe und in der Haarindustrie; in der Uhrmacherei und Zimmermalerei; in der Bettfedernreinigung, der Pinsel- und Oblatenfabrikation; in der Spiegelfabrikation; in den Zündwaaren- und Pulverfabriken; den Phosphorzündholz- und Arsenikfabriken; bei dem Verzinnen des Eisenblechs; in der Appretur; im Buchdruck- und Setzerfache; bei der Edelsteinschleiferei; in der Lithographie, Photographie, Chromolithographie und Metachromotypie und der Schriftgießerei; in den Ziegeleien, Eisengießereien und in der Metallwaarenmanufaktur; bei dem Häuser- und Eisenbahnbau; in den Elektrizitätswerken; in der Buchbinderei, Drechslerei, Tischlerei; in den Schuhwaarenfabriken, der Schneiderei, Feilenhauerei, Schmiederei, der Messer- und Meßinstrumentenfabrikation; den Kammfabriken, Steinnußknopffabriken, Golddraht- und Gasbrennerfabriken; der Toilettenspiegelfabrikation, den Pantinenfabriken, den Lohmühlen und Kokereien; in den Stärke- und Zichorienfabriken; den Briquettfabriken, den Zinkhütten, Holzschleifereien, den Schirm- und Stockfabriken; in den Kraut-, Konserven- und Fleischwaarenfabriken; in der Porzellanknopffabrikation, den Pelzfabriken; im Bergbau über Tage — in Belgien auch beim Bergbau unter Tage, sobald die Arbeiterin das 21. Lebensjahr überschritten hat —; in den Erdöl- und Erdwachsgruben, in Schieferbrüchen, Steinbrüchen und Sandgruben; in den Marmor- und Granitschleifereien, Zementfabriken; bei dem Transport der Fluß- und Kanalboote ꝛc. Ferner auf dem weiten Gebiet des Garten- und Feldbaues und der Viehzucht und den damit zusammenhängenden Industrien, endlich in den verschiedenen Erwerbszweigen, in denen sie schon seit Langem, gewissermaßen als Privilegirte, ausschließlich zu thun hatten: bei

dem Herstellen der Wäsche und der Frauenkleider, in den verschiedenen Zweigen des Modefachs, in der Stellung als Verkäuferinnen, und neuerdings mehr und mehr als Komptoiristinnen, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Schriftstellerinnen, Künstlerinnen aller Art u. s. w. Zehntausende von Frauen des kleinen Mittelstandes sind als Ladensklavinnen in Verwendung und im Marktwesen thätig, und sind damit fast jeder häuslichen Thätigkeit und namentlich der Kindererziehung entzogen. Endlich muß noch eine Beschäftigung erwähnt werden, in der jüngere, und namentlich hübsche Frauen immer mehr Verwendung finden, zum höchsten Nachtheil ihrer physischen und sittlichen Entwicklung, das ist die Beschäftigung in öffentlichen Lokalen aller Art als Bedienungspersonal, als Sängerinnen, Tänzerinnen ꝛc., zur Anlockung der genußgierigen Männerwelt, ein Gebiet, auf dem die scheußlichsten Mißstände herrschen und das weiße Sklavenhalterthum die wüstesten Orgien feiert.

Unter den angeführten Beschäftigungen giebt es viele von der höchsten Gefährlichkeit. So ist die Gefahr der Einwirkung von schwefligsauren und alkalischen Gasen in hohem Grad vorhanden in der Strohhutfabrikation und den Strohhutwäschereien; die Gefahr der Einathmung der Chlordämpfe bei dem Bleichen pflanzlicher Stoffe; Vergiftungsgefahren giebt es in der Buntpapier- und bunten Oblaten- und Blumenfabrikation, bei der Herstellung der Metachromotypie, der Gifte und Chemikalien, dem Bemalen von Bleisoldaten und bleiernen Spielwaaren. Das Belegen der Spiegel mit Quecksilber ist für die Leibesfrucht der Schwangeren geradezu tödtlich. Wenn von den lebendgeborenen Kindern im preußischen Staat durchschnittlich 22 Prozent während des ersten Lebensjahres sterben, so, nach Dr. Hirt, von den lebendgeborenen Kindern der Spiegelbelegerinnen 65 Prozent, der Glasschleiferinnen 55 Prozent, der Bleiarbeiterinnen 40 Prozent. Im Jahre 1890 wurden von 78 Wöchnerinnen, die in den Schriftgießereien des Regierungsbezirks Wiesbaden thätig gewesen waren, nur 37 normal entbunden. Nach Dr. Hirt ist ferner von der zweiten Hälfte der Schwangerschaft an besonders gefährlich die Thätigkeit bei der Fabrikation von buntem Papier und von künstlichen Blumen, das sogenannte Einstäuben der Brüsseler Spitzen mit Bleiweiß, die Herstellung von Abziehbildern, das Belegen von Spiegeln, die Kautschukindustrie und alle Fabrikbetriebe, in denen die Arbeiterinnen der Einathmung schädlicher Gase

— Kohlenoxydgas, Kohlensäure und Schwefelwasserstoffgas — ausgesetzt sind. Höchst gefährlich ist auch die Phosphor-Zündholzfabrikation und die Beschäftigung am Shoddywolfe. Nach den Mittheilungen des badischen Gewerbeinspektors für das Jahr 1893 stieg die jährliche Durchschnittszahl der vorzeitigen Geburten bei erwerbsthätigen Frauen von 1039 in den Jahren von 1882 bis 1886 auf 1244 in den Jahren 1887 bis 1891. Die Zahl der Geburten, denen eine Operation vorhergehen mußte, betrug im Jahresdurchschnitt von 1882 bis 1886 1118, von 1887 bis 1891 aber 1385. Noch viel bedenklichere Thatsachen würden zu Tage treten, fänden ähnliche Untersuchungen auch in den industriell entwickelteren Ländern und Provinzen Deutschlands statt. In der Regel begnügen sich aber die Gewerbeinspektoren in ihren Berichten mit der Bemerkung: „Besondere Nachtheile bei der Beschäftigung von Frauen in Fabriken wurden nicht beobachtet." Wie sollten sie dieselben auch bei ihren kurzen Besuchen, und ohne ärztliche Gutachten zu Rathe zu ziehen, beobachten? Daß ferner große Gefahren für das Leben und die Gliedmaßen vorhanden sind, besonders in der Textilindustrie, in der Zündwaarenfabrikation und der Beschäftigung bei landwirthschaftlichen Maschinen, ist festgestellt. Daß außerdem eine Menge der oben aufgeführten Arbeiten mit zu den schwersten und anstrengendsten, selbst für Männer, gehören, sagt jedem Leser ein Blick auf die sehr unvollständige Liste. Man sage nur immer, diese und jene Beschäftigung ist der Frau unwürdig, was hilft's, wenn man ihr nicht eine andere, entsprechendere Thätigkeit zuweisen kann.

Als Industriezweige oder als Manipulationen in Industriezweigen, in denen junge Mädchen gar nicht beschäftigt werden sollten, wegen Gefahr für ihre Gesundheit, speziell wegen der Schädlichkeit für ihre sexuellen Funktionen, bezeichnet Dr. Hirt:* Herstellung von Broncefarben, Sammetpapier und Schmirgelpapier, Fachen (Hutmacherei), Schleifen (von Glassachen), Abfegen der Bronce von den Steinen (Lithographie), Flachshecheln, Roßhaarzupfen, Barchentraufen, Verzinnen von Eisenblech, Arbeiten an der Flachsmühle und am Shoddywolfe.

In folgenden Beschäftigungen sollten junge Mädchen nur Anwendung finden dürfen, wenn die nöthigen Schutzmaßregeln (Ven-

* Die gewerbliche Thätigkeit der Frauen.

tilationsanlagen u. s. w.) vorhanden und geprüft sind: Bei der Herstellung von Papiertapeten, Porzellan, Bleistiften, Bleischrot, ätherischen Oelen, Alaun, Blutlaugensalz, Brom, Chinin, Soda, Paraffin und Ultramarin, (giftigen) bunten Papieren, (gifthaltigen) Oblaten, Metachromotypien, Phosphorzündhölzern, Schweinfurter Grün und künstlichen Blumen. Ferner mit dem Schneiden und Sortiren von Lumpen, mit dem Sortiren und Mahlen von Tabakblättern, dem Baumwollefschlagen, Wolle- und Seidenhaspeln, Bettfedernreinigen, Sortiren von Pinselhaaren, mit Waschen (Schwefeln) der Strohhüte, mit Vulkanisiren und Lösen von Kautschuk, mit Färben und Bedrucken von Zeugstoffen, Bemalen von Bleisoldaten, Einpacken von Schnupftabak; mit dem Anstreichen von Drahtgeweben, dem Belegen von Spiegeln, dem Schleifen von Nähnadeln und Stahlfedern.

Es ist wahrlich kein schöner Anblick, Frauen, und zwar sogar im schwangeren Zustande, bei dem Eisenbahnbau schwer beladene Schubkarren mit den Männern um die Wette fahren zu sehen; oder sie als Handlanger Kalk und Zement anmachend oder schwere Lasten Steine tragend, bei dem Hausbau zu beobachten, oder beim Kohlen- und Eisensteinwaschen. Der Frau wird dabei alles Weibliche abgestreift, ihre Weiblichkeit wird mit Füßen getreten, wie umgekehrt in hundert verschiedenen Beschäftigungsarten unseren Männern jedes Männliche genommen wird. Das sind die Folgen der sozialen Ausbeutung und des sozialen Kriegs. Unsere korrupten sozialen Zustände stellen die Dinge auf den Kopf.

Es ist daher begreiflich, daß bei dem Umfang, den die weibliche Arbeit auf allen Gebieten gewerblicher Thätigkeit einnimmt und weiter einzunehmen droht, die interessirte Männerwelt wenig freundlich dazu sieht und das Verlangen, man solle die gewerbliche Frauenarbeit unterdrücken und gesetzlich verbieten, hier und da laut wird. Unzweifelhaft geht bei dieser Ausdehnung der Frauenarbeit das Familienleben des Arbeiters immer mehr zu Grunde, ist die Auflösung von Ehe und Familie die natürliche Folge, nehmen Sittenlosigkeit, Demoralisation, Degeneration, Krankheiten aller Art, Kindersterblichkeit in erschreckendem Maße zu. Nach der Bevölkerungsstatistik des Königreichs Sachsen hat sich in denjenigen Städten, die in den letzten 25 bis 30 Jahren echte und rechte Fabrikstädte wurden, die Kindersterblichkeit bedeutend gesteigert. In dem Zeitraum von 1880 bis 1885 starben in den sächsischen

Städten von 100 Lebendgeborenen durchschnittlich 28,5 im ersten Lebensjahre. In dem Zeitraum von 1886 bis 1890 starben im ersten Lebensjahr von 100 Lebendgeborenen in den Städten Ernstthal 45,0, Stollberg 44,5, Zschopau 40,4, Lichtenstein 38,9, Thum 38,3, Meerane 38,2, Crimmitschau 37,7, Burgstädt 37,2, Werdau 37,1, Ehrenfriedersdorf 36,5, Chemnitz 35,8, Frankenberg 35,5, Buchholz 35,2, Schneeberg 35,1, Lunzenau 34,7, Hartha 34,6, Geithain 34,5 u. s. w.* Noch schlimmer lagen die Verhältnisse in der Mehrzahl der großen Fabrikdörfer, von welchen eine Anzahl eine Sterblichkeitsziffer von 40 bis 50 Prozent aufzuweisen hatte. Aber trotz alledem ist diese soziale Entwicklung, die so traurige Resultate erzeugt, ein Fortschritt, genau so ein Fortschritt, wie es die Gewerbefreiheit, die Freizügigkeit, die Verehelichungsfreiheit, die Wegräumung aller Schranken ist, welche die großkapitalistische Entwicklung begünstigen, wodurch aber unserem Mittelstande der Todesstoß versetzt und der Untergang bereitet wird.

Die Arbeiter sind nicht geneigt, dem Kleinhandwerk zu helfen, wenn dieses eine Einschränkung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit und die Wiederaufrichtung der Innungs- und Zunftschranken versucht, um das Zwerggewerbe noch eine Weile künstlich am Leben zu erhalten, denn um nichts weiter kann es sich handeln. Ebenso wenig läßt sich aber auch der alte Zustand in Bezug auf die Frauenarbeit zurückführen, was nicht ausschließt, daß strenge Schutzgesetze das Uebermaß von Ausbeutung der Frauen- und Kinderarbeit verhindern und für schulpflichtige Kinder verbieten. Hierin treffen die Interessen des Arbeiters mit den staatlichen und den allgemein menschlichen, den Kulturinteressen, zusammen. Ist z. B. der Staat genöthigt, wie das in den letzten Jahrzehnten mehrmals der Fall war, zuletzt erst im Jahre 1893, als es sich um eine abermalige Verstärkung der Armee handelte, das Minimalmaß für das Militär herabzusetzen, weil in Folge der degenerirenden Wirkungen unseres Wirthschaftssystems die Zahl der militäruntauglichen jungen Männer immer größer wird, so sind an schützenden Gegenmaßregeln Alle interessirt. Das Endziel muß sein, die Nachtheile, die Kulturfortschritte, wie das Maschinenwesen, verbesserte Arbeitswerkzeuge und die ganze moderne Arbeitsweise hervorriefen, zu beseitigen, dagegen die enormen Vortheile,

* Statistisches Jahrbuch für das Königreich Sachsen auf das Jahr 1894.

die sie der Menschheit geschaffen haben, und noch in höherem Maße schaffen können, durch eine entsprechende Organisation der menschlichen Arbeit, allen Gesellschaftsgliedern voll zu Statten kommen zu lassen.

Es ist ein Widersinn und ein schreiender Mißstand, daß Kulturfortschritte und Errungenschaften, die das Produkt der Gesammtheit sind, nur denen zu Gute kommen, die kraft ihrer materiellen Gewalt sie sich aneignen können, daß dagegen Tausende fleißiger Arbeiter, Handwerker ꝛc. von Schrecken und Sorge befallen werden, vernehmen sie, daß der menschliche Geist wieder eine Erfindung machte, die das Vielfache der Handarbeit leistet, wodurch sie die Aussicht haben, als unnütz und überzählig aufs Pflaster geworfen zu werden.* Dadurch wird, was mit Freuden von Allen begrüßt werden sollte, ein Gegenstand der feindseligsten Gesinnung, die in früheren Jahrzehnten mehr als einmal zu Fabrikensturm und Maschinendemolirung die Ursache wurde. Eine ähnliche feindselige Gesinnung besteht heute zwischen dem Mann und der Frau als Arbeiter. Dies ist ebenfalls unnatürlich. Es muß also ein Gesellschaftszustand zu begründen versucht werden, in dem die volle Gleichberechtigung Aller ohne Unterschied des Geschlechts zur Geltung kommt.

Das ist durchführbar, sobald die gesammten Arbeitsmittel Eigenthum der Gesellschaft werden; die gesammte Arbeit durch Anwendung aller technischen und wissenschaftlichen Vortheile und Hilfsmittel im Arbeitsprozeß den höchsten Grad der Fruchtbarkeit erlangt, und für

---

* Fabrikinspektor A. Redgrave hielt Ende Dezember 1871 einen Vortrag zu Bradford, worin er unter Anderem sagte: „Was mich seit einiger Zeit frappirt hat, war die veränderte Erscheinung der Wollfabriken. Früher waren sie mit Frauen und Kindern gefüllt, jetzt scheint die Maschinerie alles Werk zu thun. Auf Anfrage gab mir ein Fabrikant folgenden Aufschluß. Unter dem alten System beschäftigte ich 63 Personen; nach Einführung verbesserter Maschinen reduzirte ich meine Hände auf 33, und jüngst, in Folge neuer großer Veränderungen, war ich im Stande, sie von 33 auf 13 zu reduziren." Es fand also innerhalb weniger Jahre eine Verminderung der Arbeiterzahl um fast 80 Prozent statt, bei mindestens gleichbleibender Produktenmasse.

Zahlreiche interessante Mittheilungen in gleicher Richtung giebt „Das Kapital" von Karl Marx.

alle Arbeitsfähigen die Verpflichtung besteht, ein bestimmtes Maß von Arbeit für die Gesellschaft zu leisten, das zur Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse nothwendig ist, wofür die Gesellschaft jedem Einzelnen die Mittel zur Entwicklung seiner Fähigkeiten und zum Lebensgenusse gewährt.

Die Frau soll wie der Mann produktiv nützliches und gleichberechtigtes Glied der Gesellschaft werden, sie soll, genau wie der Mann, alle ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten voll entwickeln können, ihre Pflichten erfüllen und ihre Rechte beanspruchen. Als Freie und Gleiche dem Manne gegenüberstehend, ist sie vor unwürdigen Zumuthungen gesichert.

Wir werden zeigen, wie die gegenwärtige Entwicklung der Gesellschaft auf einen solchen Zustand hinausläuft, und daß es gerade die großen und schweren Uebel in unserer gegenwärtigen Entwicklung sind, die den neuen Zustand herbeizuführen nöthigen.

Obgleich nun die gekennzeichnete Entwicklung in der Stellung der Frau mit Händen zu greifen ist, sie Jeder sehen muß, der offene Augen hat, hört man täglich noch das Geschwätz vom „Naturberuf" der Frau, der sie auf die Häuslichkeit und die Familie hinweise. Diese Redensart wird dort am lautesten gehört, wo die Frau den Versuch macht, in den Kreis der sogenannten höheren Berufsarten einzudringen, z. B. in die höheren Lehr- und Verwaltungsfächer, den ärztlichen oder juristischen Beruf, die Naturwissenschaften. Die lächerlichsten und absurdesten Einwendungen werden hervorgesucht und unter dem Schein der „Gelehrsamkeit" vertheidigt. Als gelehrt geltende Herren berufen sich hier, wie in vielen anderen Dingen, auf die Wissenschaft, um das Absurdeste und Widersinnigste zu vertheidigen. Ihr Haupttrumpf ist, die Frau sei an geistiger Befähigung dem Mann inferior, es sei ein Unsinn, zu glauben, daß sie auf geistigem Gebiete etwas Bemerkenswerthes leiste.

Diese von „Gelehrten" erhobenen Einwände entsprechen so sehr dem allgemeinen Vorurtheil der Männer über Beruf und Fähigkeiten der Frau, daß, wer sie erhebt, auf den Beifall der Mehrheit rechnen kann.

Neue Ideen werden, so lange Bildung und Einsicht allgemein noch so tief stehen wie heute, stets harten Widerstand finden, namentlich wenn es im Interesse der herrschenden Klassen liegt, Bildung und Einsicht auf ihre Schicht möglichst zu beschränken.

Daher werden neue Ideen anfangs nur eine kleine Minorität für sich gewinnen, und diese wird verspottet, verlästert und auch verfolgt. Sind aber diese neuen Ideen gut und vernünftig, sind sie aus den Zuständen als nothwendige Konsequenz erwachsen, so werden sie an Verbreitung gewinnen, die Minorität wird schließlich Majorität. So erging es allen neuen Ideen im Laufe der Geschichte, und die Idee, die wirkliche und volle Emanzipation der Frau herbeizuführen, zeigt dasselbe Schauspiel.

Waren nicht einst auch die Bekenner des Christenthums eine kleine Minorität? Hatten nicht die Reformatoren und das moderne Bürgerthum ihre übermächtigen Gegner? Sie haben trotzdem gesiegt. Und wurde die Sozialdemokratie geschädigt, weil sie im Deutschen Reich ausnahmegesetzlich geknebelt wurde und sich nicht rühren konnte? Nie war ihr Sieg gewisser, als da man glaubte, sie todt gemacht zu haben. Die Sozialdemokratie hat das Ausnahmegesetz überwunden, und sie wird noch ganz andere Hindernisse überwinden.

Die Berufung auf den Naturberuf der Frau, demzufolge sie Haushälterin und Kinderwärterin sein soll, ist eben so sinnreich als die Berufung darauf, daß es ewig Könige geben müsse, weil, so lange es eine „Geschichte" gebe, es irgendwo solche gab. Nun, wir wissen nicht, wo der erste König entstand, so wenig wie wir wissen, wo der erste Kapitalist sich zeigte, aber das wissen und sehen wir, das Königthum hat sich im Laufe der Jahrtausende wesentlich verändert, und die Tendenz der Entwicklung ist, es mehr und mehr seiner Macht zu entkleiden, bis eine Zeit kommt, und sie ist nicht mehr fern, in der man es für überflüssig hält. Wie das Königthum, so ist jede andere staatliche und gesellschaftliche Institution beständigen Wandlungen und Umformungen, und schließlich völligem Untergang unterworfen. Wir sahen schon in den historischen Darlegungen in dieser Schrift, daß die heute geltende Form der Ehe, wie die Stellung der Frau, keineswegs „ewig" so war, daß beides vielmehr das Produkt eines langen geschichtlichen Entwicklungsgangs ist, der keineswegs seinen Abschluß gefunden hat, sondern einen solchen erst in der Zukunft finden wird. Konnte vor 2400—2300 Jahren Demosthenes es als den einzigen Beruf der Frau hinstellen, „legitime Kinder zu gebären und treue Hüterin des Hauses zu sein", so ist dieser Standpunkt heute überwunden. Wer wagte heute, eine solche Stellung der Frau als „naturgemäß" zu

vertheidigen, ohne sich den Vorwurf der Geringschätzung der Frau zuzuziehen? Allerdings giebt es auch heute noch solche Käuze, die im Stillen die Auffassung der alten Athener theilen, aber Keiner wagt öffentlich auszusprechen, was vor 2300 Jahren in Griechenland einer der bedeutendsten Männer frei und offen als selbstverständlich bekennen durfte. Darin liegt der große Fortschritt.

Hat nun die moderne Entwicklung, namentlich im Erwerbsleben, Millionen Ehen untergraben, so hat sie andererseits auch wieder die Entwicklung der Ehe günstig beeinflußt. Vor wenigen Jahrzehnten galt es in jedem Bürger- und Bauernhause nicht nur als selbstverständlich, daß die Frau nähte, strickte und wusch, obgleich auch das heute vielfach schon aus der Mode gekommen ist, sie buck auch das Brot, spann, wob, bleichte, braute Bier, kochte Seife, zog Lichte. Ein Kleidungsstück außerhalb des Hauses anfertigen zu lassen, wurde als eine maßlose Verschwendung angesehen. Wasserleitung, Gasbeleuchtung, Gas- oder Petroleumkocheinrichtung 2c. — von den betreffenden Elekrizitätseinrichtungen zu schweigen — nebst einer Unzahl anderer, heute in Haus und Küche vorhandenen Vortheile, waren ihnen unbekannt. Allerdings bestehen veraltete Zustände auch heute noch, aber sie sind Ausnahmen. Die Mehrzahl der Frauen unterläßt viele früher als selbstverständlich angesehene Verrichtungen, sie werden durch Industrie und Gewerbe besser, praktischer und billiger besorgt, als die Hausfrau es vermag, und deshalb fehlt auch, wenigstens in den Städten, jede häusliche Einrichtung dazu. So hat in wenigen Jahrzehnten sich innerhalb unseres Familienlebens eine große Revolution vollzogen, der wir nur so wenig Beachtung schenken, weil wir sie für selbstverständlich halten. Vorgänge, die dem Menschen so zu sagen unter den Augen emporwachsen, beachtet er nicht, wenn sie nicht plötzlich vor ihn treten und die gewohnte Ordnung stören, aber gegen neue Meinungen, die ihn aus dem gewohnten Schlendrian zu reißen drohen, lehnt er sich auf.

Diese Revolution, die sich in unserem häuslichen Leben vollzog und immer weiter vorschreitet, hat auch nach anderer Richtung die Stellung der Frau in der Familie wesentlich verändert. Die Frau ist freier, unabhängiger geworden. Unsere Großmütter durften, waren sie ehrsame Meistersfrauen, nicht daran denken und haben nicht daran gedacht, z. B. Arbeiter und Lehrburschen vom Haushalt und vom Tische fern zu halten, dafür aber Theater, Konzerte, Ver-

gnügungslokale zu besuchen und sogar an einem Wochentage. Und welche von jenen guten, alten Frauen wagte daran zu denken, sich um öffentliche Angelegenheiten zu bekümmern, wie das von vielen Frauen bereits geschieht. Man gründet Vereine für die verschiedensten Zwecke, hält und gründet Zeitungen, beruft Kongresse. Als Arbeiterinnen treten sie in Gewerkschaften zusammen, sie kommen in die Versammlungen und Vereine der Männer, und besaßen bereits hier und da — wir reden von Deutschland — das Recht, zu Arbeiterschiedsgerichten wählen zu dürfen, ein Recht, das ihnen die rückständige Reichstagsmehrheit im Jahre des Heils Eintausend achthundert und neunzig wieder aberkannte.

Welcher Zopf wollte die geschilderten Veränderungen beseitigen, obgleich sich nicht bestreiten läßt, daß neben den Lichtseiten auch Schattenseiten vorhanden sind, die eben mit unseren gährenden und faulenden Zuständen zusammenhängen — aber die Lichtseiten überwiegen. Die Frauen selbst, so konservativ sie bis jetzt im Ganzen sind, besitzen keine Neigung, in die alten, engen, patriarchalischen Verhältnisse früherer Zeit zurückzukehren.

In den Vereinigten Staaten steht die Gesellschaft zwar auch noch auf bürgerlichem Boden, aber sie hat weder sich mit alten europäischen Vorurtheilen, noch mit überlebten Einrichtungen herumzuschlagen, und ist daher weit geneigter, neue Ideen und Einrichtungen anzunehmen, wenn sie Vortheil versprechen. Dort sieht man schon seit geraumer Zeit die Stellung der Frau anders an als bei uns. Dort ist man z. B. schon längst auf den Gedanken gekommen, daß es nicht blos mühselig und umständlich, und für den Geldbeutel nicht einmal vortheilhaft ist, wenn die Frau noch selber Brot bäckt und Bier braut, man hält es auch für überflüssig, daß sie in der eigenen Küche kocht. Die Privatküche wird durch die Speisegenossenschaft mit großer Zentralküche und Maschinen ersetzt; die Frauen versehen abwechselnd den Dienst und das Essen wird weit billiger hergestellt, es ist wohlschmeckender, bietet mehr Abwechslung und verursacht bedeutend weniger Mühe. Unsere Offiziere, die nicht als Sozialisten und Kommunisten verschrien sind, machen es ähnlich; sie bilden in ihren Kasinos eine Wirthschaftsgenossenschaft, ernennen einen Verwalter, der den Einkauf der Lebensmittel im Großen besorgt, der Speisezettel wird vereinbart und die Fertigstellung der Speisen in der Dampfküche der Kaserne bewerkstelligt. Sie leben weit billiger als im Hotel und haben ein mindestens

ebenso gutes Essen. Ferner leben Tausende der reichsten Familien das ganze Jahr, oder Theile des Jahres über, in Pensionen und Hotels, ohne daß sie im Geringsten die eigene häusliche Küche vermissen; sie halten es vielmehr für eine große Annehmlichkeit, von der Privatwirthschaft befreit zu sein. Die ablehnende Haltung, die namentlich wohlhabende und reiche Frauen gegen die Beschäftigung in oder mit der Küche einnehmen, spricht auch nicht dafür, daß diese Art Thätigkeit zum „Naturberuf" der Frau gehört, ja die Thatsache, daß fürstliche und sonstige vornehme Familien, wie die größeren Hotels, sämmtlich Köche zur Herstellung der Speisen engagiren, spricht sogar dafür, daß Kochen eine männliche Beschäftigung ist. Das für diejenigen zur gefälligen Kenntnißnahme, die sich die Frau nicht ohne schwingenden Kochlöffel vorstellen können.

Nun liegt nichts näher, als mit der Zentralküche die Zentralwaschanstalt und entsprechende Trockenvorrichtungen — wie solche bereits in allen größeren Städten von reichen Privaten oder Spekulanten errichtet sind und sich vortrefflich bewähren — für den allgemeinen Gebrauch einzurichten; ferner mit der Zentralküche die Zentralfeuerung, die Warmwasserleitung, neben der Kaltwasserleitung, einzurichten, und eine Menge lästiger und zeitraubender Arbeiten sind beseitigt. Große Hotels, viele Privathäuser, Krankenhäuser, Schulen, Kasernen 2c. haben bereits diese und viele andere Einrichtungen — elektrisches Licht, Badeeinrichtungen 2c. —, der Fehler ist nur, daß es nur öffentliche Anstalten und die wohlhabenden Klassen sind, die diese Vortheile genießen, die, wenn allen zugängig gemacht, ein enormes Maß von Zeit, Mühe, Arbeitskraft und Material ersparten und die Lebenshaltung und das Wohlsein Aller erheblich steigerten. Im Sommer 1890 brachten die Zeitungen eine Beschreibung der Fortschritte, die in den Vereinigten Staaten betreffs der zentralen Beheizung und Luftversorgung im Werke waren. Darin hieß es unter anderem:

„Die in neuerer Zeit hauptsächlich in Nordamerika angestellten Versuche, die Beheizung ganzer Häuserviertel oder Stadttheile von einer Stelle aus zu bewirken, haben nicht unbeträchtliche Erfolge zu verzeichnen und sind in konstruktiver Beziehung so sorgfältig und zweckmäßig durchgeführt, daß in Anbetracht der günstigen Erfahrungen und der gebotenen finanziellen Vortheile eine weitere Verbreitung erwartet werden darf. Neuerdings ist man nun noch weiter bemüht, nicht allein die Beheizung, sondern auch die Ver-

sorgung mit frischer Luft, sei es in erwärmtem, sei es in abgekühltem Zustande, für einzelne räumlich nicht allzuweit ausgedehnte Stadttheile von Zentralstellen aus zu bewirken. Diese Bestrebungen finden wir verwirklicht in dem sog. Timby-System, welches, wie das „Zentralblatt der Bauverwaltung" einem Berichte des technischen Attachés in Washington, Regierungsbaumeister Petri, entnimmt, seitens der „National-Heating and Ventilating-Company" in Washington neuerdings ihren Ausführungen zu Grunde gelegt wird. Die genannte Gesellschaft beabsichtigte ursprünglich, Städte bis zu 50 000 Einwohnern von einer Stelle aus zu versorgen. Die Schwierigkeiten, welche hierbei die erforderliche Geschwindigkeit der Luft und die Größe der Gebläsemaschinen verursachten, haben jedoch Anlaß gegeben, nur Ausdehnungen des Netzes bis zu 0,8 Kilometer Länge zu wählen und bei besonders dichter Bebauung in Geschäftsgegenden für jedes Häusergeviert eine eigene Betriebsstelle anzulegen."

Was damals projektirt wurde, ist heute zu einem guten Theil verwirklicht. Die spießbürgerliche Engherzigkeit und Beschränktheit bei uns zuckt gern die Achsel über solche und ähnliche Pläne, obgleich auch in Deutschland wir uns in jener technischen Revolution befinden, welche die Privatküche und eine Anzahl anderer, bisher in der Häuslichkeit vorgenommenen Verrichtungen gerade so überflüssig erscheinen lassen, wie der handwerksmäßige Betrieb es durch die Maschine und die moderne Technik geworden ist. Zu Anfang des Jahrhunderts erklärte Napoleon die Idee, ein Schiff zu bauen, das durch Dampf in Bewegung gesetzt würde, für das Unternehmen eines Verrückten; die Idee, eine Eisenbahn zu bauen, wurde von vielen, für sehr klug geltenden Leuten als eine Albernheit erklärt, kein Mensch könne auf solch einem Fahrzeug am Leben bleiben, weil die Raschheit des Fahrens dem Passagier den Athem benehme, und so werden heute eine Menge neuer Ideen ähnlich behandelt. Wer vor sechzig Jahren unseren Frauen den Vorschlag gemacht hätte, das Wasserholen durch eine Wasserleitung abzunehmen, wäre der Anklage ausgesetzt gewesen, er wolle Frauen und Dienstboten zur Faulheit verleiten.

Aber die große technische Revolution ist auf allen Gebieten in vollem Marsche, nichts hält sie mehr auf und die bürgerliche Gesellschaft hat die geschichtliche Aufgabe, diese Revolution, wie sie dieselbe ins Leben rief, auch ihrem Höhepunkt entgegen zu treiben, und auf allen Gebieten die Keime zu Umgestaltungen von

Grund aus ans Licht zu fördern, die alsdann eine Gesellschaft auf neuer Grundlage nur ins Große und Allgemeine zu entwickeln braucht und zum Gemeingut Aller zu machen hat.

Die Entwicklung unseres sozialen Lebens geht also nicht dahin, die Frau wieder zurück ins Haus und an den Herd zu bannen, wie unsere Häuslichkeitsfanatiker ihr vorschreiben wollen, und wonach sie, wie die Juden in der Wüste, nach den verlorenen Fleischtöpfen Aegyptens schreien, sondern sie drängt auf das Heraustreten der Frau aus dem engen Kreise der Häuslichkeit, auf ihre volle Theilnahme an dem öffentlichen Leben des Volks — zu dem man alsdann nicht mehr allein die Männer zählen wird — und an den Kulturaufgaben der Menschheit. Laveleye erkannte das vollkommen, indem er schreibt:* „In dem Maße, in welchem das, was wir Zivilisation zu bezeichnen pflegen, zunimmt, schwächen sich die Gefühle der Pietät und die Bande der Familie ab und üben weniger Einfluß auf die Handlungen der Menschen aus. Diese Thatsache ist so allgemein, daß man in derselben ein soziales Entwicklungsgesetz erblicken kann." Nicht allein ist die Stellung der Frau eine andere geworden, sondern auch die Stellung von Sohn und Tochter zur Familie, die allmälig eine Selbständigkeit erlangt haben, die früher unbekannt war, namentlich in den Vereinigten Staaten, in welchen die Erziehung zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Einzelnen, in weit höherem Grade als bei uns, stattfindet. Die Schattenseiten, die auch diese Form der Entwicklung heute besitzt, sind nicht nothwendig mit ihr verbunden, sie liegen in den sozialen Zuständen unserer Zeit. Die bürgerliche Gesellschaft ruft keine vortheilhafte neue Erscheinung hervor, die nicht ihre dunkle Seite hat, sie ist in allen ihren Fortschritten, wie schon Fourier sehr scharfsinnig hervorhob, doppelsinnig und zwieschlächtig.

Wie Laveleye erkennt auch Dr. Schäffle den veränderten Charakter der Familie unserer Zeit als Wirkung der sozialen Entwicklung an. Er sagt:** „Durch die Geschichte zieht sich allerdings die unter II. erörterte Tendenz, die Zurückbildung der Familie auf ihre spezifischen Funktionen hindurch. Die Familie giebt eine

* Das Ureigenthum. Kapitel 20, Hausgemeinschaft. Leipzig 1879.
** Bau und Leben des sozialen Körpers. I. Band. Tübingen 1878.

provisorisch und stellvertretend gehandhabte Funktion um die andere ab, sie weicht, soweit sie blos surrogativ in der Lücke sozialer Funktionen eingetreten war, den selbständigen Anstalten für Recht, Ordnung, Macht, Gottesdienst, Unterricht, Technik u. s. w., sobald sich diese Anstalten ausbilden."

Die Frauen drängen weiter, wenn auch zunächst nur in einer Minorität, und nur ein Theil von ihnen mit vollkommen klaren Zielen. Sie wollen ihre Kräfte nicht blos auf dem gewerblichen und industriellen Gebiete mit jenen des Mannes messen können, sie wollen nicht blos eine freiere unabhängigere Stellung in der Familie einnehmen, sie wollen auch ihre geistigen Fähigkeiten in höheren Lebensstellungen verwerthen. Man macht ihnen aber mit Vorliebe den Einwand, daß sie dazu nicht fähig, weil von Natur nicht veranlagt seien. Die Frage der höheren Berufsthätigkeit der Frauen geht zunächst nur eine kleine Zahl Frauen in der heutigen Gesellschaft an, aber sie ist von prinzipieller Wichtigkeit. Die große Mehrzahl der Männer glaubt allen Ernstes, die Frauen müßten auch geistig ihnen stets untergeordnet bleiben und besäßen deshalb kein Recht auf Gleichstellung, und so sind sie die entschiedensten Gegner dieser Bestrebungen.

Dieselben Männer, die nichts dagegen einzuwenden haben, daß die Frau in Beschäftigungsarten Stellung findet, von denen viele äußerst anstrengend, oft gefährlich sind, in welchen ihrer Weiblichkeit die höchste Gefahr droht, in denen sie ihre Mutterpflichten in eklatantester Weise verletzt, wollen sie von Berufen ausschließen, in welchen diese Hemmnisse und Gefahren weit weniger vorhanden sind und ihrem zarteren Körper weit besser zusagen.

Zu den Gelehrten, die in Deutschland von einer Zulassung der Frauen zum höheren Studium nichts, oder nur bedingt etwas wissen wollen und darüber sich öffentlich aussprachen, gehören z. B. Professor L. Bischoff, Dr. Ludwig Hirt, Professor H. Sybel, L. von Bärenbach, Dr. E. Reich und viele Andere. Namentlich hat die reger gewordene Agitation für die Zulassung der Frauen zum Studium auf den Universitäten, in den letzten Jahren in Deutschland eine starke Gegnerschaft auf den Plan getrieben, die sich namentlich gegen ihre Befähigung für das Studium der Medizin wendet. So Pochhammer, Fehling, S. Binder, Waldeyer, Hegar u. s. w. v. Bärenbach glaubt sowohl die Zulassung wie die Befähigung der Frau zur Wissenschaft namentlich damit zurückweisen zu können,

daß bisher unter den Frauen noch kein Genie erstanden sei und die Frauen offenbar für das philosophische Studium unfähig seien. Uns dünkt, die Welt hat an den männlichen Philosophen genug, sie kann ohne Schaden auf die weiblichen verzichten. Auch der Einwand, die Frauen hätten noch kein Genie hervorgebracht, scheint uns weder stichhaltig noch beweiskräftig zu sein. Genies fallen nicht vom Himmel, sie müssen Gelegenheit zur Ausbildung und Entwicklung haben, und diese hat den Frauen, das hat unser kurzer geschichtlicher Abriß genügend gezeigt, bisher gemangelt, man hat sie Jahrtausende unterdrückt, ihnen die Gelegenheit und Möglichkeit zur Ausbildung ihrer geistigen Kräfte genommen oder verkümmert. Sagt man, die Frauen besitzen keine Anlage zum Genie, weil man glaubt, der immerhin leidlich großen Zahl bedeutender Frauen all und jedes Genie absprechen zu müssen, so ist das gerade so schief, als behauptete man, in der Männerwelt seien andere Genies nicht vorhanden gewesen, als die wenigen, die man als solche betrachtet. Nun weiß aber jeder Dorfschullehrer, welch große Menge von Fähigkeiten unter seinen Schülern nicht zur vollen Entwicklung kommen, weil die Möglichkeit für ihre Ausbildung fehlt. Ja jeder Einzelne von uns hat im Leben mehr oder weniger Menschen kennen gelernt, von denen er sich sagen mußte, daß wenn sie unter glücklicheren Umständen sich entfalten konnten, sie Zierden des Gemeinwesens, geniale Menschen geworden wären. Die Zahl der Talente und Genies unter den Männern ist sicher weit größer, als bisher sich offenbaren konnte, weil die sozialen Zustände sie nicht zur Entwicklung kommen ließen. Und genau so verhält es sich mit den Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts, das seit Jahrtausenden noch weit mehr unterdrückt, gehemmt und verkrüppelt wurde. Wir haben schlechterdings heute gar keinen Maßstab, wonach wir beurtheilen könnten, welche Fülle von geistigen Kräften und Fähigkeiten sich bei Männern und Frauen entwickeln werden, sobald diese erst unter naturgemäßen Bedingungen sich zu entfalten vermögen.

Heute ist es in der Menschheit wie in der Pflanzenwelt. Millionen kostbarer Samenkeime gelangen nicht zur Entfaltung, weil der Boden, auf den sie fallen, ungünstig oder bereits von Unkräutern okkupirt ist, und letztere dem jungen Pflänzlein Luft, Licht und Nahrung rauben. Dieselben Gesetze wie in der Natur gelten im Menschenleben. Wenn ein Gärtner oder Landwirth von einer Pflanze behaupten wollte, dieselbe ließe sich nicht vervoll-

kommnen, obgleich er nicht den Versuch dazu machte, ja vielleicht durch falsche Behandlung sie in ihrer Vervollkommnung hemmte, so würde ein solcher von jedem seiner aufgeklärteren Nachbarn für einen Einfaltspinsel erklärt werden. Dasselbe geschähe, wenn er es ablehnen wollte, eines seiner weiblichen Hausthiere mit dem männlichen einer vollkommeneren Rasse zu kreuzen, um ein vollkommeneres Thier zu erhalten.

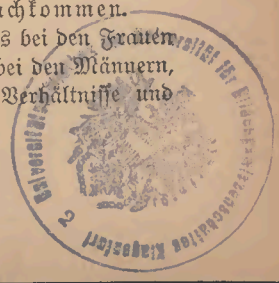
Heute giebt es keinen Bauer in Deutschland, der so unwissend ist, die Vortheile einer solchen Behandlungsweise seines Pflanzen- oder Viehstandes nicht einzusehen — eine andere Frage ist, ob seine Mittel ihm erlauben, die bessere Methode durchzuführen —; nur in der Menschenwelt wollen selbst gelehrte Leute nicht gelten lassen, was in der übrigen Welt von ihnen als unumstößliches Gesetz angesehen wird. Und doch kann Jeder, ohne Naturforscher zu sein, im Leben seine lehrreichen Beobachtungen machen. Woher kommt es, daß Bauernkinder sich von Stadtkindern unterscheiden? Woher kommt es, daß Kinder der besser situirten Klassen in der Regel von Kindern armer Leute in der Gesichts- wie der Körperbildung, und in gewissen geistigen Eigenschaften unterschieden sind? Es kommt von der Verschiedenartigkeit der Lebens- und Erziehungsbedingungen.

Die Einseitigkeit, die in der Ausbildung zu einem bestimmten Berufe liegt, drückt dem Menschen einen besonderen Charakter auf. Ein Pfarrer oder ein Schullehrer wird in den meisten Fällen mit Leichtigkeit durch seine Haltung und seinen Gesichtsausdruck erkannt, ebenso ein Militär, auch wenn er im Zivilrock steckt. Ein Schuhmacher wird von einem Schneider, ein Tischler von einem Schlosser sehr leicht unterschieden. Zwei Zwillingsbrüder, die in der Jugend sich sehr ähnlich waren, werden im späteren Alter ganz bedeutende Abweichungen zeigen, wenn die Berufsart eine ganz verschiedene ist; der eine harter Handarbeit, z. B. als Schmied, der andere dem Studium der Philosophie oblag. Vererbung auf der einen, Anpassung auf der anderen Seite spielen in der menschlichen Entwicklung, so gut wie im Thierreich, eine entscheidende Rolle, und zwar ist der Mensch das bieg- und schmiegsamste aller Geschöpfe. Wenige Jahre einer anderen Lebens- und Berufsweise genügen oft, um aus einem Menschen einen ganz anderen zu machen. Schnelle Veränderung im Aeußern tritt nirgends auffallender hervor, als wenn ein Mensch aus ärmlichen und kleinen Verhältnissen

in wesentlich bessere versetzt wird. Seine Vergangenheit wird er am wenigsten in seiner Geisteskultur verleugnen, aber das liegt daran, daß die meisten dieser Menschen, über ein gewisses Alter hinaus, kein Streben nach geistiger Weiterbildung empfinden und auch nicht nöthig haben. Ein solcher Emporkömmling hat selten unter diesem Fehler zu leiden. In unserer Zeit, die auf Geld und materielle Mittel sieht, beugt man sich weit bereitwilliger vor dem Manne mit großem Geldbeutel, als vor dem Manne von Wissen und großen Geistesgaben, namentlich wenn dieser das Unglück hat, arm zu sein und keinen Rang zu besitzen. Die Beispiele hierfür giebt uns jeder Tag. Die Anbetung des goldenen Kalbes stand zu keiner Zeit höher als in unseren Tagen, dafür leben wir auch „in der besten aller Welten".

Das schlagendste Beispiel dafür, was grundverschiedene Lebensbedingungen und Erziehung aus dem Menschen machen, sehen wir in unseren Industriebezirken. Dort bilden Arbeiter und Unternehmer schon äußerlich einen solchen Gegensatz, als gehörten sie zwei verschiedenen Menschenrassen an. Obgleich an diesen Gegensatz gewöhnt, kam er uns, in einer fast erschreckenden Weise, anläßlich einer Wahlversammlung vor die Augen, die wir im Winter 1877 in einer erzgebirgischen Industriestadt abhielten. Die Versammlung, in der ein Disput zwischen einem liberalen Professor und uns verabredet war, war so arrangirt, daß beide Parteien gleich stark vertreten waren. Den vorderen Theil des Saales hatten die Gegner eingenommen, fast ohne Ausnahme gesunde, kräftige, oft große Gestalten, im hinteren Theil des Saales und auf den Gallerien standen Arbeiter und Kleinbürger, zu neunzehntel Weber, meist kleine, dünne, schmalbrüstige, bleichwangige Gestalten, denen Kummer und Noth aus dem Gesicht sah. Die einen repräsentirten die satte Tugend und zahlungsfähige Moral der bürgerlichen Welt, die anderen die arbeitenden Bienen und Lastthiere, von deren Arbeitsertrag die Herren so wohl aussahen. Man setze eine Generation lang beide unter gleich günstige Lebensbedingungen, und der Gegensatz wird bei der Mehrzahl verschwinden, er ist sicher getilgt in ihren Nachkommen.

Ferner ist augenfällig, daß im Allgemeinen es bei den Frauen schwerer ist, ihre soziale Stellung festzustellen, als bei den Männern, sie fügen sich mit großer Leichtigkeit in neue Verhältnisse und



nehmen höhere Lebensgewohnheiten rasch an. Ihre Anpassungsfähigkeit ist größer, als die des schwerfälligeren Mannes.

Was für die Pflanze guter Boden, Licht und Luft, sind für den Menschen gesunde soziale Verhältnisse, die ihm die Entfaltung seiner Anlagen gestatten. Der bekannte Satz: „Der Mensch ist, was er ißt", drückt etwas zu einseitig einen ähnlichen Gedanken aus, denn es handelt sich nicht blos um das, was der Mensch ißt, sondern um seine ganze Lebenshaltung, um das soziale Milieu, in dem er sich bewegt, das seine körperliche und geistige Entwicklung hemmt oder fördert, sein Fühlen, sein Denken, sein Handeln in günstigem oder ungünstigem Sinne beeinflußt. Wir sehen jeden Tag, daß auch Menschen in guten materiellen Verhältnissen geistig und moralisch zu Grunde gehen, weil außerhalb des engen Rahmens ihrer häuslichen oder persönlichen Verhältnisse ungünstige Einflüsse sozialer Natur auf sie einwirken und so übermächtigen Einfluß erlangen, daß sie in falsche Bahnen gelenkt werden. Die allgemeinen Zustände, unter denen Jemand lebt, sind sogar von weit größerer Bedeutung, als die der Häuslichkeit und Familie. Sind aber die sozialen Entwicklungsbedingungen für beide Geschlechter die gleichen, besteht für keines irgend eine Hemmung, und ist der Sozialzustand der Gesellschaft ein gesunder, so erhebt auch die Frau sich auf einen Punkt der Vollkommenheit ihres Wesens, von dem wir bis jetzt keine vollkommene Vorstellung besitzen, weil bisher ein solcher Zustand in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit fehlte. Was zeitweilig einzelne Frauen leisteten, läßt dies als zweifellos erscheinen, denn diese ragen über die Masse ihres Geschlechts ebenso bedeutend hervor, wie die männlichen Genies über die Masse ihrer Geschlechtsgenossen. Im Regieren der Staaten haben die Frauen, mit dem Maßstab gemessen, mit dem man Fürsten zu messen pflegt, durchschnittlich mehr Talent bewiesen, als die Männer. Als Beispiele seien erwähnt Isabella und Blanche von Kastilien, Elisabeth von Ungarn, Katharina Sforza, Herzogin von Mailand und Imola, Elisabeth von England, Katharina von Rußland, Maria Theresia ꝛc. Gestützt auf die Thatsache, daß Frauen unter allen Rassen und in allen Theilen der Welt ausgezeichnet regierten und selbst über die wildesten, turbulentesten Horden, veranlaßte Burdach zu der Bemerkung, daß die Frauen sich aller Wahrscheinlichkeit nach besser für die Politik eignen würden als die

Männer.* Uebrigens würde mancher große Mann in der Geschichte bedeutend zusammenschrumpfen, wüßte man immer, was er sich selbst, was er Anderen zu danken hat. Als eines der größten Genies der französischen Revolution wird von deutschen Geschichtsschreibern, z. B. von Sybel, Graf Mirabeau dargestellt. Und nun hat die Forschung ergeben, daß dieses Genie die Konzepte fast aller seiner Reden der bereitwilligen Hilfe einiger Gelehrten zu danken hatte, die im Stillen für ihn arbeiteten und die er zu benutzen verstand. Auf der anderen Seite verdienen Erscheinungen wie eine Sappho, eine Diotima zur Zeit des Sokrates, eine Hypatia von Alexandrien, eine Madame Roland, Frau v. Staël, George Sand u. s. w. die größte Hochachtung, und mancher männliche Stern erbleicht neben ihnen. Was Frauen als Mütter bedeutender Männer gewirkt haben, ist ebenfalls bekannt. Die Frauen haben geleistet, was unter den für sie im Ganzen äußerst ungünstigen Umständen möglich war, und das berechtigt zu den besten Hoffnungen für die Zukunft. Thatsächlich hat erst die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts begonnen, den Frauen in größerer Anzahl die Wege zu ebnen und sie zum Wettbewerb auf den verschiedensten Gebieten mit dem Manne zuzulassen, und die erlangten Resultate sind sehr zufriedenstellende.

Aber gesetzt den Fall, die Frauen wären durchschnittlich nicht so entwicklungsfähig als die Männer, sie könnten keine Genies und großen Philosophen werden, ist dieser Umstand für die Männer maßgebend gewesen, als man ihnen, wenigstens nach dem Wortlaut der Gesetze, die volle Gleichberechtigung mit den „Genies" und „Philosophen" einräumte? Dieselben Gelehrten, die der Frau die höhere Befähigung absprechen, sind leicht geneigt, dies auch dem Handwerker und Arbeiter gegenüber zu thun. Beruft sich der Adel auf sein „blaues" Blut und seinen Stammbaum, so lächeln sie spöttisch und zucken die Achseln; aber dem Manne niederen Standes gegenüber halten sie sich für eine Aristokratie, die, was sie geworden ist, nicht den günstigeren Lebensumständen zu verdanken hat, sondern einzig ihrem eigenthümlichen Talent. Dieselben Männer, die auf dem einen Gebiete zu den vorurtheilslosesten

---

* „Mann und Weib", von Dr. Havelock Ellis. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Hans Kurella. Leipzig 1894. Georg H. Wigands Verlag. Seite 201.

gehören und eine geringe Meinung von Jenen besitzen, die nicht gleich ihnen frei denken, sind auf anderen Gebieten, sobald es sich um ihr Standes- oder Klasseninteresse, um ihre Eitelkeit und Eigenliebe handelt, beschränkt bis zur Bornirtheit und gegnerisch gesinnt bis zum Fanatismus. Die höhere Männerwelt urtheilt absprechend über die niedere, und fast die gesammte Männerwelt ähnlich über die Frauen. In ihrer großen Mehrzahl sehen die Männer in den Frauen nichts als Mittel zu ihrem Nutzen und ihrem Vergnügen, sie als Gleichberechtigte anzusehen wiederstrebt ihrem Vorurtheil. Die Frau soll demüthig, bescheiden sein, sie soll sich ausschließlich auf das Haus beschränken und ihnen, den „Herren der Schöpfung", alles Uebrige als Domäne überlassen. Die Frau soll ihren eigenen Gedanken und Neigungen jeden denkbaren Zügel anlegen und ruhig abwarten, was ihre irdische Vorsehung, der Vater oder Gatte, über sie beschließt. Je mehr sie allen diesen Forderungen nachkommt, um so „vernünftiger, sittsamer und tugendhafter" wird sie gepriesen, mag sie unter der Last physischer und moralischer Leiden, als Folge ihrer Zwangsstellung, zu Grunde gehen. Spricht man aber von der Gleichheit aller Menschen, dann ist es ein Unding, die Hälfte des Menschengeschlechts davon ausschließen zu wollen.

Die Frau hat das gleiche Recht wie der Mann auf Entfaltung ihrer Kräfte und auf freie Bethätigung derselben; sie ist Mensch so gut wie der Mann, und sie soll wie er die Freiheit haben, über sich zu verfügen als Herr ihrer selbst. Der Zufall, als Frau geboren worden zu sein, darf daran nichts ändern. Die Frau, weil sie als Frau und nicht als Mann geboren ist — woran der Mann so unschuldig ist als die Frau —, von der Gleichberechtigung auszuschließen, ist ebenso ungerecht, als wenn Rechte und Freiheiten von dem Zufall der Religion oder der politischen Gesinnung abhängig gemacht werden, und ebenso unsinnig, wie daß zwei Menschen als Feinde sich betrachten, weil sie beide durch den Zufall der Geburt verschiedenen Volksstämmen oder verschiedenen Nationalitäten angehören. Das sind eines wirklich freien Menschen unwürdige Anschauungen. Der Fortschritt der Menschheit besteht darin, Alles zu beseitigen, was einen Menschen von dem anderen, eine Klasse von der anderen, ein Geschlecht von dem anderen in Abhängigkeit und Unfreiheit erhält. Es hat keine andere Ungleichheit eine Berechtigung als jene, welche die Natur in der Verschiedenheit des Wesens der Einzelnen und zur Er-

reichung des Naturzwecks schuf. Aber die Naturschranken wird kein Geschlecht überschreiten, weil es damit seinen Naturzweck vernichtete.

Die Gegner der vollen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne spielen als Haupttrumpf aus, die Frau habe kleineres Gehirn als der Mann, auch stehe sie in anderen Eigenschaften hinter dem Manne zurück, damit sei ihre dauernde Inferiorität (Unterbürtigkeit) bewiesen. Fest steht, daß Mann und Frau zwei Menschen verschiedenen Geschlechts sind, jedes dem Geschlechtszweck entsprechend verschiedene Organe hat, und daß auf Grund der Aufgaben, die jedes Geschlecht zur Erreichung des Naturzwecks erfüllen muß, eine Reihe weiterer Verschiedenheiten in ihren physiologischen und psychischen Zuständen vorhanden sind. Das sind Thatsachen, die kein Mensch bestreiten kann, keiner bestreiten wird, aber sie begründen keinen Unterschied in der sozialen und politischen Gleichberechtigung von Mann und Frau. Die Menschheit, die Gesellschaft besteht aus den beiden Geschlechtern, beide sind für den Bestand und die Fortentwicklung derselben unentbehrlich. Auch der genialste Mann wurde von einer Mutter geboren, der er oft das Beste an sich verdankt, mit welchem Recht will man also der Frau die volle Gleichberechtigung mit dem Manne versagen?

Auf Grund von Mittheilungen eines uns befreundeten Arztes skizziren wir in Kürze die wesentlichsten Verschiedenheiten, die sich in der körperlichen und geistigen Beschaffenheit von Mann und Frau, nach Anschauung hervorragender Autoritäten, ergeben. Die Körpergröße zwischen Mann und Frau steht durchschnittlich im Verhältniß von 100 zu 93,2. Die Knochen der Frau sind kürzer und dünner, der Brustkorb kürzer, breiter, tiefer und flacher; andere Verschiedenheiten hängen direkt mit dem Geschlechtszweck zusammen. Die Muskeln der Frau sind nicht so massig. Das Herzgewicht des Mannes stellt sich auf 310, das der Frau auf 255 Gramm.

Die Blutzusammensetzung bei Mann und Weib ist folgende: Wassergehalt Mann 77,19, Weib 79,11, fester Rückstand 22,10 : 20,89, Blutkörperchen 14,10 : 12,79. Zahl der Blutkörperchen 4½ bis 5 Millionen zu 4 bis 4½ Millionen im Kubikmillimeter Blut. Nach Meynert beläuft sich das Gehirngewicht beim Mann auf 1018 bis 1925 Gramm, beim Weibe auf 820 bis 1565 Gramm, Verhältniß: 100 zu 90,93. Le Bon und Bischoff stimmen darin überein, daß

einerseits zwar die Hirngewichte mit der Körpergröße gehen, daß aber kleine Menschen relativ größere Hirne besitzen. Bei dem Weibe bewirkt die geringere Größe des Herzens, das engere Gefäßsystem und wahrscheinlich auch der größere Wassergehalt des Blutes eine geringere Ernährung.* Daß aber die größeren Schädel größer gewachsener Menschen mit ihren durch die Größe des Schädels herbeigeführten quantitativen Veränderungen desselben auch die Leistung der einzelnen Abschnitte des Gehirnes begünstigen, kann nicht behauptet werden.**

Von 107 geistig gesunden Männern im Alter von 20 bis 59 Jahren betrug das Hirngewicht (per Tausend Gesammthirn):

Großhirn	Kleinhirn	Stammhirn	Durchschnitts-Körperlänge
790	107,5	102	166,5 Ctm.

Von 148 geistig gesunden Weibern in demselben Alter:

787	110,0	103	156,0 Ctm.

Das absolute und relative Uebergewicht des Kleinhirns bei Frauen hat eine enorme Bedeutung. Bei Thieren, die nach der Geburt gleich laufen, ist das Kleinhirn viel mächtiger entwickelt,

* Aber vielleicht ist auch das Umgekehrte der Fall, denn wir wiederholen, was wir schon weiter oben anführten, es ist eine weit verbreitete Thatsache, daß Frauen und Mädchen schlechter sich nähren und genährt werden, als Männer und Knaben. Gab es doch eine Zeit, in der es zum guten Ton gehörte, daß eine Frau möglichst wenig aß, sie sollte ein möglichst „ätherisches" Aussehen haben, und der Schönheitsbegriff unserer vornehmen Kreise geht heute noch dahin, daß es „gemein" aussehe, besitze ein junges Mädchen oder eine junge Frau blühende Gesichtsfarbe, rothe Backen und einen recht kräftigen Körperbau. Auch ist bekannt, daß die Ernährungsweise zahlloser Frauen unter sonst gleichen sozialen Verhältnissen, wie die des Mannes, eine weit schlechtere ist. Frauen muthen sich hierin, aus Unkenntniß und anerzogenem Vorurtheil, Unglaubliches zu und die Männerwelt bestärkt sie darin. Eine solche Vernachlässigung und Mißhandlung der physischen Ernährung muß aber von den übelsten Folgen sein, wenn sie viele Generationen hindurch bei einem Geschlechte dauert, das schon durch die starken monatlichen Blutverluste und den Kräfteverbrauch, den Schwangerschaften, Geburten und Säugen der Kinder erfordern, physisch aufs Stärkste in Anspruch genommen wird. Der Verfasser.

** Geniale Männer sind in der Regel von kleiner Statur und massigem Gehirn, das sind auch die beiden Hauptmerkmale des Kindes, und ihr allgemeiner Gesichtsausdruck wie ihr Temperament erinnern an das Kind. Dr. Havelock Ellis: „Mann und Weib", S. 392.

als bei Thieren, die blindgeboren werden, hilflos sind und schwer gehen lernen. Darnach und in Folge seiner Verbindung mit Großhirn, Stammhirn und Rückenmark ist das Kleinhirn eine Station des Muskelsinnes und der Hautsensationen, vermittelst welcher beiden Eigenschaften wir uns im Raume orientiren. Das massigere Kleinhirn beim Weibe und die verhältnißmäßige Kürze und Zartheit der Knochen erklären demnach die verhältnißmäßige Raschheit und Leichtigkeit der Bewegungen bei ihm, die rasche und höhere Koordination der Muskel für feine Verrichtungen und den Takt, das rasche Erfassen der augenblicklichen Lage, die rasche Orientirung in einem Gewirre von Assoziationen. Zu letzterer Thätigkeit befähigt das Weib auch noch die leichtere Erregbarkeit der Gehirnrinde. Meynert* sagt:

1. Alle mit arterieller Anämie einhergehenden Organisationsanomalien, als auch ein kleines Herz und enge Arterien — wie beim Weibe — müssen als veranlagende Organisationsfehler betrachtet werden. — Damit ist nicht nur leichte Erschöpfbarkeit der Rinde, sondern auch Reizungserscheinungen derselben verbunden — nach Meynert „lokalisirte reizbare Schwäche".

2. Die Aeste der Blutgefäße, welche von der Gehirnbasis aus das Stammhirn versorgen, sind kurz, dick, gerade, wie Palissaden, jene für die Gehirnrinde laufen an der Hirnoberfläche, in langen, gewundenen Zügen; es sind daher, da mit der Länge der Gefäße der Widerstand für die Triebkraft des Herzens zunimmt, die Gebilde des Hirnstammes, sobald eine Ermüdung eintritt, besser mit Blut versorgt als die Gehirnrinde; sie ermüden viel später als das leichter erschöpfbare Großhirn.

3. Aus diesem Grunde und weil das Blut des Weibes wasserreicher ist, sowie weil das Stammhirn bei Weibern im Vergleiche zum Großhirn so beträchtlich an Masse ist, ist das psychische Gleichgewicht des Weibes labiler als das der Männer.

4. In den subkortikalen Zentren (Stammhirn) enden alle Nerven (mit Ausnahme der Seh- und Riechnerven, welche nur mit einem Theile ihrer Fasern in dem Stammhirn endigen, sonst aber direkt in die Hirnrinde ausstrahlen); den subkortikalen Zentren (Reflexzentren) gegenüber wirkt die Großhirnrinde als Hemmungsorgan; da nun die Großhirnrinde bei Weibern, wie schon erwähnt, nicht nur unter den anatomischen Verhältnissen, sondern auch unter

* Psychiatrie. Erste Hälfte. Wien 1884.

Versorgung mit wässerigem Blute leidet, so ist sie leichter ermüdbar, aber auch leichter reizbar als die der Männer.

Daraus erklärt einerseits sich die „bessere Begabung" des Weibes im Allgemeinen, andererseits aber auch der rasche Stimmungswechsel und die größere Neigung der Weiber zu Halluzinationen und Illusionen. — Geradezu normal ist dieses gestörte Gleichgewicht zwischen Rinde und Stammhirn während der Zeit der Menstruationsblutungen, Schwangerschaft, Wochenbett und im Klimakterium. In Folge seiner physischen Organisation neigt das Weib mehr zur Melancholie als der Mann, auch die Neigung zur Verwirrtheit ist bei ihm mehr ausgebildet; dagegen ist das männliche Geschlecht in der Zahl der Fälle von Größenwahn ihm voraus.

Dies die Mittheilungen unseres Gewährsmannes, die wir im Auszug wiedergeben.

Soweit die angegebenen Verschiedenheiten auf der Natur des Geschlechtsunterschiedes beruhen, sind sie selbstverständlich nicht zu ändern, wie weit diese Verschiedenheiten in der Blut- und Gehirnverfassung durch andere Lebensweise (Ernährung, geistige und physische Gymnastik, Beschäftigungsweise 2c.) sich modifiziren lassen, entzieht sich zunächst jedem bestimmten Urtheil. Daß die Frau der heutigen Zeit sich in stärkerer Differenzirung vom Manne befindet, als die Frau der Urzeit oder Frauen rückständigerer Völker, scheint festzustehen und ist nach der sozialen Entwicklung, welche die letzten 1000 bis 1500 Jahre unter den Kulturvölkern für die Frau brachten, nur zu erklärlich.

Nach Lombroso und Ferrero betrug die Schädelkapazität des Weibes (die des Mannes mit 1000 angenommen):

Neger	984	Slaven	903
Australier	967	Zigeuner	875
Hindu	944	Chinesen	870
Italiener	921	Deutsche	838—897*
Holländer	919 (Tiedemann)	Engländer	860
„	883 (Davis)	Pariser	858

Die widersprechenden Angaben bei Holländern und Deutschen zeigen, daß die Messungen an sehr verschiedenem Material —

* Nach vier verschiedenen Autoren 838, 864, 878, 897.

quantitativ und qualitativ — vorgenommen worden sind und daher nicht absolut zuverlässig sein können. Eins aber geht aus den Zahlen sicher hervor, Neger-, Australier-, Hindufrauen haben eine erheblich größere Gehirnkapazität als Deutsche, Engländerinnen und Pariserinnen und doch sind die letzteren sämmtlich intelligenter. Bei der Vergleichung des Hirngewichts bekannter Männer, die verstorben sind, stellen sich ganz ähnliche Widersprüche und Seltsamkeiten heraus. Nach Prof. Reclam wog das Gehirn des Naturforschers Cuvier 1861 Gramm, das Byrons 1807 Gramm, das des Mathematikers Dirichlet 1520 Gramm, das des berühmten Mathematikers Gauß 1492, des Philologen Hermann 1358, des Gelehrten Hausmann 1226 Gramm. Letzterer hatte ein Hirn, das unter dem Durchschnittsgewicht eines weiblichen Gehirns (nach Bischoff 1250 Gramm) wog. Aber eine besondere Ironie des Schicksals will, daß auch das Hirn des Prof. Bischoff, der vor einigen Jahren in Petersburg starb, nur 1245 Gramm wog. Bischoff war es aber, der während seines Lebens die Inferiorität des Weibes deshalb auf das Hartnäckigste behauptete, weil das Weib durchschnittlich 100 Gramm weniger Gehirn habe als der Mann. Auch das Gehirn Gambettas wog erheblich unter dem Durchschnitt weiblicher Gehirne, es war nur 1180 Gramm schwer. Dante soll ebenfalls ein Hirn gehabt haben, das unter dem Durchschnittsgewicht eines Männerhirns lag. Angaben ähnlicher Art finden wir bei Dr. Havelock Ellis.* Darnach hatte ein gewöhnliches Individuum, dessen Hirn Bischoff wog, 2222 Gramm, das Hirn des Dichters Turgeniew 2012 Gramm, dagegen gehörte das drittgrößte Hirn einem Narren aus der Grafschaft Hants; 1925 Gramm wog das Hirn eines gewöhnlichen Arbeiters, das ebenfalls Bischoff untersuchte. Die schwersten Frauenhirne wogen zwischen 1742 und 1580 Gramm, von diesen rührten zwei von geisteskranken Frauen her.

Man darf also annehmen, daß, so wenig die Körpergröße einen Schluß auf die Körperkraft zuläßt, ebenso wenig das Gewicht der Gehirnmasse einen Schluß auf die geistigen Fähigkeiten gestattet. Wir haben sehr kleine Thiere (Ameisen, Bienen), die an Intelligenz weit größere (z. B. Schaf, Kuh) übertreffen, ebenso wie Menschen von großer Gestalt an Geistesfähigkeit oft weit hinter solchen von kleiner und unscheinbarer Gestalt zurückstehen. Es kommt also mit größter

* D. a. O., S. 105.

Wahrscheinlichkeit nicht blos auf die Gehirnmasse an, sondern in höherem Grade auf die Gehirnorganisation, und nicht zuletzt auf die Uebung und Anwendung der Gehirnkräfte.

Das Gehirn muß, wenn es seine Fähigkeiten voll entwickeln soll, so gut wie jedes andere Organ fleißig geübt und entsprechend genährt werden, unterbleibt dies, oder wird die Ausbildung nach falscher Richtung unternommen, so werden statt der Partien, die den Verstand repräsentiren, jene Partien entwickelt, in welchen mehr die Phantasie ihren Sitz hat. Es tritt alsdann nicht blos Hemmung, sondern geradezu Verkrüppelung ein. Die eine Richtung wird auf Kosten der anderen gefördert.

Niemand, der die Geschichte der Frauenentwicklung einigermaßen kennt, wird aber bestreiten, daß nach letzterer Richtung an der Frau seit Jahrtausenden stark gesündigt wurde und noch gesündigt wird. Wenn dagegen Prof. Bischoff behauptet, die Frau habe so gut als der Mann ihr Gehirn und ihre Intelligenz ausbilden können, so zeigt diese Behauptung ein unerlaubtes und unerhörtes Maß von Ignoranz in Bezug auf den erörterten Gegenstand. Die in dieser Schrift gegebene Darstellung, von der Stellung der Frau im Laufe unserer Kulturentwicklung, läßt es vollkommen erklärlich erscheinen, daß die Jahrtausende währende Herrschaftsstellung des Mannes über die Frau die großen Unterschiede in der geistigen und physischen Entwicklung wesentlich verschuldete.

Unsere Naturforscher sollten anerkennen, daß die Gesetze ihrer Wissenschaft auch auf den Menschen und seine Entwicklung anzuwenden sind. Die Gesetze der Entwicklung, der Vererbung, der Anpassung gelten für den Menschen wie für jedes andere Naturwesen. Macht aber der Mensch keine Ausnahme in der Natur, so muß auch die Entwicklungslehre auf ihn angewandt werden, wodurch sonnenklar erscheint, was sonst trübe und dunkel bleibt, und alsdann Gegenstand wissenschaftlicher Mystik oder mystischer Wissenschaft wird.

Entsprechend der verschiedenen Erziehung der Geschlechter — wenn diese Bezeichnung, namentlich für die Frau, für einen großen Theil der Vergangenheit erlaubt ist, und der Ausdruck Aufziehung nicht richtiger ist — hat wohl die Gehirnbildung bei den Geschlechtern sich wesentlich entwickelt. Die Physiologen sind einig darüber, daß die Hirnpartien, die den Verstand beeinflussen, in den vorderen Partien des Gehirns liegen, und diejenigen, die vorzugs-

weise das Gefühls- und Gemüthsleben beeinflussen, im Mittelkopfe zu suchen sind. Bei dem Mann ist der Vorderkopf, bei der Frau der Mittelkopf mehr entwickelt. Der Schönheitsbegriff für Mann und Frau hat sich demgemäß ausgebildet. Nach dem griechischen Schönheitsbegriff, der heute noch maßgebend ist, soll die Frau eine schmale, der Mann eine hohe und namentlich breite Stirn haben. Und unseren Frauen ist dieser Schönheitsbegriff, der ein Ausdruck ihrer Erniedrigung ist, so eingeprägt, daß sie eine über das Durchschnittsmaß höhere Stirne als eine Unschönheit an sich bedauern, und die Natur durch die Kunst zu verbessern suchen, indem sie die Haare über die Stirne ziehen, damit sie niedriger erscheint.

In einer Polemik in den Nummern 39 und 40, Jahrgang 1890, des in London erschienenen „Sozialdemokrat" veröffentlichte Sophie Nadejde zwei Artikel, durch welche sie die Angriffe auf die größere Inferiorität des Weibes zu widerlegen versuchte. Sie führte aus: Broca, ein bekannter Pariser Physiologe, habe den Kubikinhalt von 115 Schädeln aus dem elften und zwölften Jahrhundert gemessen und als Durchschnittsinhalt derselben 1426 Kubikzentimeter gefunden. Die Messung von 125 Schädeln aus dem achtzehnten Jahrhundert ergab dagegen einen Durchschnittsinhalt von 1462 Kubikzentimeter. Hiernach mußte man annehmen, daß die Gehirne im Laufe weniger Jahrhunderte erheblich größer geworden seien. Eine Messung von Schädeln aus der Steinzeit durch Broca ergab aber, daß der Durchschnittsinhalt des männlichen Schädels 1606 Kubikzentimeter, der des weiblichen 1581 Kubikzentimeter groß war; beide waren also erheblich größer, als jene aus dem elften, zwölften und achtzehnten Jahrhundert. Frau Nadejde schloß daraus, daß Herbert Spencer recht habe, wenn er in seiner Psychologie behaupte, das Hirngewicht hänge von der Bewegungsmenge und der Verschiedenheit dieser Bewegungen ab.

Weiter hob die Verfasserin hervor, daß es weit weniger auf die Gehirnmasse als auf das Verhältniß ankomme, in dem das Gehirngewicht zum Körpergewicht der beiden Geschlechter stehe, und von diesem Standpunkt aus betrachtet, stelle sich heraus, daß das weibliche Gehirn schwerer als das männliche ist. Den Beweis hierfür führt Frau Nadejde also: „Vergleichen wir die Durchschnittsgewichte der Körper und nehmen wir als Unterschied zwischen Mann und Weib nur 8 Kilogramm, obgleich mehrere Naturforscher, unter anderen auch Gay, den Delaunay

zitirt, 11 Kilogramm annehmen. Nach dem Durchschnittsgewichte von 9157 amerikanischen Soldaten: 64,4 Kilogramm (Durchschnittsgewicht des männlichen Körpers): 56 Kilogramm (Durchschnittsgewicht des weiblichen Körpers) = 1,141 oder 1,14, d. h. das Durchschnittsgewicht des Weibes als 100 angenommen, wird jenes des Mannes durch 114 dargestellt. Nach dem Durchschnittsgewichte von 12740 Bayern: 65,5 Kilogramm (D. des männl. K.): 57,5 (D. des weibl. K.) = 1,139 oder 1,14 wie oben. Das Durchschnittsgewicht des Weibes als 100 angenommen, wird das des Mannes durch 114 dargestellt. Nach dem Durchschnittsgewichte von 617 Engländern 68,8 (D. des männl. K.): 60,8 (D. des weibl. K.) = 1,131 oder 1,13; das Durchschnittsgewicht des weiblichen Körpers als 100 gesetzt, wird das des Mannes durch 113 dargestellt.*

„Es stellt sich also heraus, daß bei sonst gleichen Umständen die Frauen 1—4 Prozent Gehirnmasse im Ueberschuß haben. Das heißt für 100 Gramm weiblicher Gehirnmasse sollten die Männer 113 oder 114 Gramm besitzen, in Wirklichkeit haben sie nur 110 bis 112 Gramm. Die Thatsache kann noch plastischer ausgedrückt werden: es mangelt dem männlichen Gehirne, nach dieser Rechnung, 25 bis 51 Gramm Gehirnmasse.**

„L. Manouvrier beweist aber mehr, er sagt:*** „Der Einfluß des Körpergewichtes auf das Gehirngewicht fällt ins Auge, wenn wir die Zahlen in der Wirbelthierreihe beobachten. Dieser Einfluß ist ebenso augenscheinlich für den Menschen, und es ist wunderbar, wie so viele Naturforscher, auch nachdem diese Wahrheit von Anderen beleuchtet und besprochen wurde, sie noch nicht anerkannt haben.

„Es giebt eine Menge von Thatsachen, die den Einfluß der Körperhöhe auf das Gehirngewicht beweisen. Die niederen Menschenrassen, von hohem Wuchs, weisen nicht nur ein größeres Durchschnittsgewicht des Gehirns auf, als die Europäer, sondern auch die Ziffer der großen Gehirne ist bei diesen Rassen größer. Man muß sich nicht einbilden, daß die Intelligenz einer Menschenrasse durch die Ziffer der großen Gehirne bestimmt wird, denn die Pata-

* Die Körpergewichte sind der Anthropologie Taupinards entnommen.

** Wenn wir als Unterschied des Gewichts von Männern und Frauen mit dem Gewährsmann Delaunays 11 Kilogramm annehmen, hätten wir 35—70 Gramm gefunden.

*** L. Manouvrier: Revue Scientifique. Nr. 22, 3. Juni 1882.

gonier, Polynesier und die Indianer Nordamerikas (und nach den oben mitgetheilten Zahlen darf man hinzusetzen, auch die Menschen aus der Steinzeit. D. V.) übertreffen uns Pariser und alle Rassen Europas bei weitem nicht nur durch die Ziffer der großen Gehirne, sondern auch durch den größeren Durchschnittsinhalt der Schädel.

„Der Einfluß der Körperhöhe auf die Größe des Gehirns wird durch die Thatsache bestätigt, daß die kleinen Schädelinhalte bei Rassen mit geringerer Körperhöhe, wie die Buschmänner, die Andamaner und die indischen Parias, gefunden werden.

„Alle Naturforscher, die wirklich wissenschaftlich über die Gehirnfrage geschrieben, haben sich über den Unterschied, den die beiden Geschlechter aufweisen, mit der größten Behutsamkeit ausgedrückt; andere Schriftsteller dagegen haben, namentlich während der letzten Jahre, diese Frage so leichtsinnig behandelt, daß sie vor dem Publikum kompromittirt worden ist. Wenn zwischen Mann und Weib ein intellektueller Unterschied obwaltet, muß derselbe jedenfalls sehr gering sein, weil ein Psycholog wie Stuart Mill erklärt hat, diesen Unterschied nicht gefunden zu haben. Die Körperhöhe, die Muskelkraft, die Körpermasse, bieten sehr große Unterschiede dar, wegen dieser Unterschiede hat man die Frauen das gebrechliche Geschlecht genannt; und Schriftsteller, die nicht fähig waren, diese augenfälligen Unterschiede zu erkennen, maßten sich an, einen psychologischen Unterschied festzustellen, das heißt, eine weit schwierigere und verwickeltere Aufgabe zu lösen, und haben die Stimme erhoben, das Lob des eigenen Geschlechts zu singen!

„Folglich kann der geschlechtliche Unterschied des Gehirngewichts und des Schädelinhalts, wissenschaftlich genommen, nicht als den Frauen nachtheilig bezeichnet werden. Alles beweist, daß dieser Unterschied von dem Körpergewicht abhängt; es giebt keinen anatomischen Grund, die Frau als zurückgeblieben und dem Manne in Betreff der Intelligenz untergeordnet hinzustellen. Ich werde dies bald beweisen.

„Das Verhältniß zwischen dem Gehirngewicht und der Körperhöhe ist kleiner bei dem weiblichen Geschlecht als bei dem männlichen;* aber das erklärt sich leicht: die Körperhöhe drückt die Entwicklung, oder besser das Gewicht des Körpers nicht genügend aus.

---

* Quatrefages fand dieses Verhältniß bei Frauen ein wenig größer als bei Männern. Thurnam fand das Gegentheil, ganz wie L. Manouvrier.

„Vergleichen wir aber das Verhältniß der Gehirngewichte, so finden wir, daß die Weiber mehr Gehirn als die Männer haben, sowohl während der Kindheit wie während des Lebens überhaupt. Der Unterschied ist nicht groß, aber er würde viel ansehnlicher sein, wenn wir nicht das Fett, welches sich in viel größerer Menge bei den Weibern findet, und das als eine inerte (unthätige) Masse gar keinen Einfluß auf das Gehirngewicht hat, bei dem Körpergewicht eingerechnet hätten."

Später, im Jahre 1883, veröffentlichte L. Manouvrier in der 7. Nummer der „Revue Scientifique" folgende Resultate seiner Untersuchungen.

„Wenn wir das Gewicht des männlichen Gehirns, Schenkelknochens, Schädels, Unterkiefers jedesmal durch 100 bezeichnen, so finden wir

für das Gewicht des weiblichen					Gehirns . . .	88,9
„	„	„	„	„	Schädels . . .	85,8
„	„	„	„	„	Unterkiefers . .	78,7
„	„	„	„	„	Schenkelknochens	62,5

„Weiter ist es eine bewiesene Thatsache, daß das Gewicht des Skeletts (ohne Schädel) sich wie jenes des Schenkelknochens verändert, wir können also das Gehirngewicht mit dem Gewichte des Schenkelknochens vergleichen. Aus den oben angegebenen Zahlen folgt, daß die Weiber im Verhältniß 26,4 Prozent mehr Gehirnmasse haben.

„Drücken wir die angeführten Zahlen noch etwas plastischer aus. „Wenn der Mann 100 Gramm Gehirnmasse besitzt, sollte die Frau statt 100 nur 62,5 Gramm besitzen; sie hat aber 88,9 Gramm, also einen Ueberschuß von 26,4 Gramm. Folglich, wenn wir als Durchschnittsgewicht des männlichen Gehirns 1410 Gramm (nach Wagner) annehmen, sollte das weibliche Gehirn nur 961,25 Gramm wiegen statt 1262; also hat das Weib 301,75 Gramm Gehirnmasse mehr, als das Verhältniß fordert. Nehmen wir die Zahlen Huschkes, so finden wir einen Ueberschuß von 372 Gramm; und endlich mit den Zahlen Brocas finden wir 383 Gramm Ueberschuß. Also, bei sonst gleichen Umständen haben die Frauen zwischen 300 und 400 Gramm mehr Gehirnmasse als die Männer."

Ist es also keineswegs erwiesen, daß die Frauen in Folge ihrer Gehirnmasse den Männern gegenüber unterbürtig sind, so darf man

sich doch nicht wundern, daß die Frauen geistig so sind wie sie heute sind. Sicher hat Darwin recht, wenn er sagt, daß eine Liste der ausgezeichnetsten Männer in Poesie, Malerei, Skulptur, Musik, Wissenschaft und Philosophie neben einer gleichen Liste der ausgezeichnetsten Frauen auf diesen Gebieten nebeneinandergestellt, keinen Vergleich miteinander aushalten. Aber kann man sich darüber wundern? Verwunderlich würde sein, wenn es nicht so wäre. Deshalb antwortet auch Dr. Dodel-Zürich* vollkommen richtig, daß dies sich anders verhalten würde, wenn eine Reihe von Generationen hindurch Frauen und Männer gleichmäßig erzogen und in der Ausübung jener Künste und Disziplinen unterwiesen würden. Die Frau ist durchschnittlich genommen auch physisch schwächer als der Mann, was bei vielen wilden Völkern keineswegs der Fall ist.** Was aber Uebung und Erziehung von Jugend auf hierin zu ändern vermögen, sehen wir an Zirkusdamen und Akrobatinnen, die an Muth, Wagehalsigkeit, Gewandtheit und Körperkraft ganz Erstaunliches leisten.

Da eine solche Entwicklung Sache der Lebensbedingungen und der Erziehung, naturwissenschaftlich derb ausgedrückt, der „Züchtung" ist, so darf als sicher angenommen werden, daß die Anwendung dieser Gesetze auf das physische und geistige Leben der Menschen zu den schönsten Resultaten führte, sobald hier der Mensch zweck- und zielbewußt eingreift.

Wie Pflanzen und Thiere von den Existenzbedingungen abhängen, unter denen sie leben, günstige Bedingungen sie fördern, ungünstige sie hemmen, und Zwangsverhältnisse sie nöthigen, ihr Wesen und ihren Charakter zu ändern, vorausgesetzt, daß sie unter deren Einwirkung nicht zu Grunde gehen, so ergeht es auch dem Menschen. Die Art und Weise, wie der Mensch seine Existenz gewinnt, beeinflußt nicht nur sein äußeres Wesen, sondern auch sein Fühlen, sein

---

* „Die neuere Schöpfungsgeschichte."

** Eine Anzahl Belege hierfür giebt Dr. Havelock Ellis in seinem mehrfach zitirten Buche. Darnach ist bei vielen wilden und halbwilden Völkerschaften die Frau an physischer Kraft und Körpergröße dem Manne nicht nur gleich, sondern zum Theil überlegen. Dagegen stimmt auch Ellis darin mit Anderen überein, daß in Folge unserer Kulturentwicklung sich der Unterschied in dem Schädelinhalt beider Geschlechter fortschreitend gesteigert habe.

Denken, sein Handeln.* Sind also ungünstige Existenzbedingungen der Menschen — Mangelhaftigkeit des Sozialzustandes — Ursache mangelhafter individueller Entwicklung, so folgt daraus, daß durch Veränderung ihrer Existenzbedingungen die Menschen selbst verändert werden. Es handelt sich demnach darum, die sozialen Zustände in der Weise zu gestalten, daß jeder Mensch die Möglichkeit zur vollen ungehinderten Entwicklung seines Wesens erhält, daß die Gesetze der Entwicklung und Anpassung, die nach Darwin mit der Bezeichnung des Darwinismus belegt werden, zweck- und zielbewußt für die gesammte Menschheit zur Wirksamkeit kommen. Das ist aber nur möglich im Sozialismus.

Die Menschen müssen als denkende und erkennende Wesen ihre Lebensbedingungen, d. h. ihre sozialen Zustände und Alles, was damit zusammenhängt, zielbewußt beständig ändern, verbessern und vervollkommnen, und zwar dergestalt, daß für alle Menschenwesen gleich günstige Daseinsbedingungen vorhanden sind. Jeder Einzelne soll seine Anlagen und Fähigkeiten zu seinem eigenen wie zum Wohle der Gesammtheit entwickeln können, er darf aber nicht die Macht haben, Anderen oder der Gesammtheit zu schaden. Sein eigener Vortheil und derjenige Aller sollen sich decken. Die Interessenharmonie muß herbeigeführt werden; sie muß an Stelle der Interessengegensätze treten, die heute die Gesellschaft beherrschen, so daß nicht einmal der Gedanke Platz greifen kann, Andere beherrschen, Andere schädigen zu wollen.

Der Darwinismus ist wie jede wirkliche Wissenschaft eine eminent demokratische Wissenschaft,** behauptet ein Theil seiner Vertreter das Gegentheil, so weiß dieser die Tragweite seiner eigenen Wissenschaft nicht zu beurtheilen. Die Gegner, insbesondere die verehrliche Geistlichkeit, die stets eine feine Nase hat, sobald es

---

* Eine Entdeckung, die zuerst Karl Marx machte und in klassischer Weise in seinen Werken, insbesondere im „Kapital", begründet hat. Das Kommunistische Manifest, das anfangs 1848 erschien, das K. Marx und Fr. Engels verfaßten, beruht bereits auf dieser Grundanschauung, und muß noch heute als die mustergiltigste und vortrefflichste Agitationsschrift angesehen werden.

** „Die Halle der Wissenschaft ist der Tempel der Demokratie." Buckle: „Geschichte der Zivilisation in England." II. Band, II. Theil, 4. Auflage. Uebersetzt von A. Runge. Leipzig und Heidelberg 1870.

sich für sie um irdische Vortheile oder um Schaden handelt, haben das begriffen, und sie denunziren deshalb den Darwinismus als sozialistisch und atheistisch. Auch Professor Virchow stimmt hierin mit seinen heftigsten Gegnern überein, indem er im Jahre 1877 auf der Naturforscher-Versammlung in München gegen Professor Häckel austrumpfte: „Die Darwinsche Theorie führt zum Sozialismus.“* Virchow versuchte den Darwinismus zu diskreditiren und zu denunziren, weil Häckel die Aufnahme der Entwicklungslehre in den Schulplan verlangte. Die Naturwissenschaft im Sinne Darwins und der neueren Naturforschung in der Schule zu lehren, dagegen kämpft heute Alles, was an der gegenwärtigen Ordnung der Dinge will festhalten. Man kennt die revolutionäre Wirkung dieser Lehren, deshalb das Verlangen, sie nur im Kreise der Auserwählten gelehrt zu sehen. Wir denken nun: Führen die Darwinschen Theorien zum Sozialismus, wie Virchow behauptet, so beweist das nichts gegen die Theorien, sondern nur für den Sozialismus. Die Männer der Wissenschaft dürfen nicht darnach fragen, ob die Konsequenzen ihrer Wissenschaft zu dieser oder jener Staatseinrichtung, zu diesem oder jenem Sozialzustand führen, oder ihn rechtfertigen, sie haben zu prüfen, ob die Theorien richtig sind, und sind sie das, so sind sie mit allen Konsequenzen zu übernehmen. Wer anders handelt, sei es aus persönlichem Vortheil, sei es wegen

* Ziegler, a. a. O., S. 11 u. 12, bestreitet, daß dies der Sinn der Virchowschen Ausführungen sei. Aber seine eigene Zitirung der Ausführungen Virchows bestätigt es. Virchow sagte: „Nun stellen Sie sich einmal vor, wie sich die Deszendenztheorie heute schon im Kopfe eines Sozialisten darstellt! (Heiterkeit.) Ja, meine Herren, das mag Manchem lächerlich erscheinen, aber es ist sehr ernst und ich will hoffen, daß die Deszendenztheorie für uns nicht alle die Schrecken bringen möge, die ähnliche Theorien wirklich im Nachbarlande angerichtet haben. Immerhin hat auch diese Theorie, wenn sie konsequent durchgeführt wird, ihre ungemein bedenkliche Seite, und daß der Sozialismus mit ihr Fühlung genommen hat, wird Ihnen hoffentlich nicht entgangen sein. Wir müssen uns das ganz klar machen.“ Nun, wir haben einfach gethan, was Virchow fürchtete, wir haben die Konsequenzen der Darwinschen Theorien gezogen, die Darwin selbst und ein großer Theil seiner Anhänger entweder nicht oder falsch gezogen haben. Und Virchow warnte gerade vor der Bedenklichkeit dieser Lehren, weil er voraussah, daß der Sozialismus Konsequenzen daraus ziehen werde und müsse, die in denselben liegen.

Gunst von Oben, oder aus Klassen- und Parteiinteresse, handelt verächtlich und macht der Wissenschaft keine Ehre. Die zünftige Wissenschaft, wie sie insbesondere an unseren Universitäten zu Hause ist, kann allerdings nur in den seltensten Fällen auf Selbständigkeit und Charakter Anspruch machen. Die Furcht, die Pfründe zu verlieren, an Gunst von Oben einzubüßen, auf Titel, Orden und Beförderung Verzicht leisten zu müssen, veranlaßt die meisten Vertreter der Wissenschaft, sich zu ducken, ihre Ueberzeugungen zu verbergen oder gar das Gegentheil von dem öffentlich zu sagen, was sie innerlich glauben und wissen. Wenn ein Dubois-Reymond 1870 gelegentlich einer Huldigungsfeier an der Berliner Universität ausrief: „Die Universitäten sind die Erziehungsstätten für die geistige Leibwache der Hohenzollern", dann kann man darnach beurtheilen, wie die Mehrzahl der Uebrigen über den Zweck der Wissenschaft denkt, die an Wissen und Bedeutung tief unter Dubois-Reymond steht.* Die Wissenschaft wird zur dienenden Magd der Gewalt herabgewürdigt.

Es ist uns erklärlich, daß Professor Häckel und seine Anhänger, wie Professor O. Schmidt, v. Hellwald und Andere, sich energisch gegen den entsetzlichen Vorwurf wehren, der Darwinismus arbeite dem Sozialismus in die Hände und ihrerseits behaupten, das Gegentheil sei richtig, der Darwinismus sei aristokratisch, indem er lehre, daß überall in der Natur das höher organisirte und stärkere Lebewesen das niedere unterdrücke. Und da, nach ihnen, die besitzenden und gebildeten Klassen diese höher organisirten und stärkeren Lebewesen innerhalb der Gesellschaft darstellen, so betrachten sie deren Herrschaft als selbstverständlich, weil naturgesetzlich berechtigt.

Diese Richtung unter unseren Darwinianern hat keine blasse Ahnung von den wirthschaftlichen Gesetzen, welche die bürgerliche Gesellschaft beherrschen, deren blinde Herrschaft ganz ohne Wahl weder den Besten, noch den Geschicktesten, noch den Tüchtigsten auf die gesellschaftliche Höhe erheben, sehr oft aber den Gerissensten und Verdorbensten, und diesen alsdann in die Lage setzen, die Daseins- und Entwicklungsbedingungen für seine Nachkommen

* Herr Dubois-Reymond hat den zitirten Satz, mit Hinweis auf frühere Angriffe gegen ihn, im Februar 1883, bei der Geburtstagsfeier Friedrichs des Großen, wiederholt.

zu den angenehmsten zu machen, ohne daß diese einen Finger dafür zu krümmen brauchen. Unter keinem Wirthschaftssystem besitzen Individuen mit menschlich guten und edlen Eigenschaften, durchschnittlich genommen, so wenig Aussicht auf Emporkommen und Obenbleiben, als unter der kapitalistischen Wirthschaftsordnung, und, man kann ohne Uebertreibung sagen, diese Unwahrscheinlichkeit wächst, wie dieses Wirthschaftssystem seinem Höhepunkt entgegenstrebt. Rücksichtslosigkeit und Gewissenlosigkeit in der Wahl und Anwendung der Mittel sind unendlich wirksamere und eher Erfolg versprechende Waffen, als alle menschliche Tugenden zusammengenommen, und eine auf solcher Basis aufgebaute Gesellschaft als eine Gesellschaft „der Fähigsten und Besten" anzusehen, dessen kann nur Jemand fähig sein, dessen Kenntniß von dem Wesen und der Natur dieser Gesellschaft gleich Null ist, oder der von eingefleischten bürgerlichen Vorurtheilen beherrscht, das Denken und das Schlüssezieh en in Bezug auf sie verlernt hat. Der Kampf ums Dasein ist bei allen Organismen vorhanden, ohne Einsicht in die Umstände, die sie dazu nöthigen, er vollzieht sich ihnen unbewußt. Dieser Kampf ums Dasein ist auch in der Menschenwelt, innerhalb der Glieder jeder Gesellschaft vorhanden, in der die Solidarität verschwand oder noch nicht zur Geltung kam. Und dieser Kampf ums Dasein verändert sich nach den Formen, welche die sozialen Beziehungen der Menschen untereinander im Laufe der Entwicklung nehmen; er nimmt hier den Charakter von Klassenkämpfen an, die auf immer höherer Stufenleiter sich vollziehen. Aber diese Kämpfe führen — und darin unterscheiden sich die Menschen von allen anderen Wesen — zu immer höherer Einsicht und schließlich zur Erkenntniß der Gesetze, welche ihre Entwicklung beherrschen und bedingen. Die Menschen haben also schließlich nur nöthig, diese Erkenntniß auf ihre politischen und sozialen Einrichtungen anzuwenden und sie entsprechend umzuformen. Der Unterschied zwischen Mensch und Thier ist, daß der Mensch ein denkendes Thier genannt werden darf, das Thier aber kein denkender Mensch ist. Das kann ein großer Theil unserer Darwinianer in seiner Einseitigkeit nicht verstehen. Daher der falsche Zirkel, den sie beschreiben.

Aus der Feder des Prof. Enrico Ferri rührt eine Schrift, betitelt: Sozialismus und moderne Wissenschaft (Darwin-Spencer-

Marx),* in welcher er speziell Häckel gegenüber nachweist, daß Darwinismus und Sozialismus in vollkommener Harmonie sich befinden und es ein Grundirrthum Häckels ist — wie er das bis in die neueste Zeit gethan —, den Darwinismus als aristokratisch zu charakterisiren. Wir sind nicht allenthalben mit Ferris Schrift einverstanden und theilen insbesondere auch nicht seinen Standpunkt in Bezug auf die Beurtheilung der Eigenschaften der Frau, in dem er wesentlich auf dem Standpunkt von Lombroso und Ferrero steht. Ellis hat in seinem „Mann und Weib" nachgewiesen, daß wenn die Eigenschaften von Mann und Frau sehr verschiedenartig sind, sie doch gleichwerthig seien — eine Bestätigung des Kantschen Ausspruches, daß Mann und Frau zusammen erst den Menschen bilden. Aber nichtsdestoweniger kommt die Ferrische Schrift ganz à propos, nur hätte sich ihr Uebersetzer ersparen können, auf Seite 10 in einer Note bei der Erwähnung Zieglers „von den leichtfertigen Behauptungen Bebels" zu sprechen. Diese angebliche Leichtfertigkeit nachzuweisen, dürfte ihm schwer fallen, und recht leichtfertig angebracht ist diese Note bei Sätzen Ferris, mit welchen wir vollkommen übereinstimmen.

Professor Häckel und seine Anhänger bestreiten natürlich auch, daß der Darwinismus zum Atheismus führe, und so machen sie, nachdem sie den „Schöpfer" durch all ihre wissenschaftlichen Ausführungen und Beweise beseitigt haben, krampfhafte Versuche, ihn durch die Hinterthüre hereinzuschmuggeln. Zu diesem Zwecke bildet man sich seine eigene Art von „Religion", die man „höhere Sittlichkeit", „sittliche Prinzipien" u. s. w. nennt. Professor Häckel machte 1882 in Eisenach auf der Naturforscherversammlung in Gegenwart der großherzoglich Weimarschen Familie den Versuch, nicht nur die Religion zu retten, sondern auch seinen Meister Darwin als religiös hinzustellen. Der Versuch scheiterte, wie Jeder, der jenen Vortrag und den dabei zitirten Brief Darwins gelesen hat, bestätigen wird.** Der Brief Darwins besagte das Gegen-

* Uebersetzt und ergänzt von Dr. Hans Kurella. Leipzig 1895. Georg H. Wiegands Verlag.

** Prof. Häckel veröffentlichte in der Nr. 8 der „Zukunft" (Berlin 1895) einen Artikel über die dem Reichstag vorliegende Umsturzvorlage, an dessen Schluß er unter Anderem bemerkt: „Ich bin gewiß kein Freund des Herrn Bebel, der mich wiederholt angegriffen und unter Anderem in seinem Buche über die Frau geradezu verleumdet hat." Der Vorwurf, den Herr

theil dessen, was er nach Professor Häckel besagen sollte, allerdings in vorsichtigen Ausdrücken. Darwin mußte Rücksichten auf die „Frömmigkeit" seiner Landsleute, der Engländer, nehmen, und deshalb wagte er nie, öffentlich seine wahre Meinung über die Religion zu sagen. Privatim that er dieses aber, wie kurz nach der Weimarer Versammlung bekannt wurde, Dr. L. Büchner gegenüber, dem er offen mittheilte, daß er seit seinem vierzigsten Lebensjahre — also seit 1849 — nichts mehr glaube, weil er keine Beweise für den Glauben habe erlangen können. Darwin unterstützte auch in den letzten Jahren seines Lebens eine in New York erscheinende atheistische Zeitung.

Die Frauen sollen den Wettkampf mit dem Manne auch auf geistigem Gebiete aufnehmen; sie haben nicht erst zu warten, bis es den Männern beliebt, ihre Gehirnfunktionen zu entwickeln und ihnen freie Bahn zu schaffen. Diese Bewegung ist in vollem Fluß. Bereits haben die Frauen viele Hindernisse hinweggeräumt und sich in die geistige Arena begeben — in einer Reihe von Ländern mit besonderem Erfolg. Die Bewegung, die sich unter den Frauen für die Zulassung zum Studium auf den Universitäten und Hochschulen, und zur Zulassung in den diesem Studium entsprechenden Wirkungskreisen immer mehr bemerkbar macht, ist nach der Natur unserer Verhältnisse zunächst auf die bürgerlichen Frauenkreise beschränkt. Die proletarischen Frauenkreise sind nicht direkt bei ihr interessirt, denn ihnen sind heute diese Studien und die auf Grund derselben zugängigen Stellungen verschlossen. Gleichwohl ist diese Bewegung und ihr Erfolg von allgemeinem Interesse, einmal weil es sich um eine prinzipielle Forderung handelt, welche die Stellung der Frau im Allgemeinen gegenüber der Männerwelt betrifft, dann weil bewiesen werden soll, was die Frauen schon gegenwärtig, unter im Ganzen für ihre Entwicklung höchst ungünstigen Verhältnissen, zu leisten vermögen. Endlich haben die Frauen ein besonderes Interesse, z. B. in Fällen von Krankheit, von Aerzten ihres eigenen Geschlechts, welchen sie sich viel ungenirter anvertrauen als männlichen Aerzten,

---

Häckel mir hier macht, ist der stärkste, den man Jemand machen kann, er bedeutet — was Prof. Häckel nicht zu wissen scheint —, man habe wider besseres Wissen Angriffe gemacht. Ich bin mir nicht bewußt, das gethan zu haben, und muß abwarten, daß Prof. Häckel seine Behauptung beweist; so lange er das nicht thut, weise ich sie als leichtfertig zurück. Der Verfasser.

behandelt zu werden, falls sie dies für nothwendig erachten. Für einen großen Theil unserer Frauen sind weibliche Aerzte eine Wohlthat, denn der Umstand, daß sie sich in Krankheitsfällen und in ihren so verschiedenartigen, mit dem Geschlechtszweck zusammenhängenden körperlichen Störungen Männern anvertrauen sollen, hindert sie häufig, rechtzeitig oder überhaupt ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Daraus entstehen eine Menge von Unannehmlichkeiten und die schlimmsten Folgen nicht blos für die Frauen, sondern auch für ihre Männer. Es giebt kaum einen Arzt, der über diese manchmal verbrecherische Zurückhaltung der Frauen und ihre Abneigung, frei ihr Uebel einzugestehen, nicht zu klagen hätte. Das ist begreiflich, unvernünftig ist nur, daß die Männer, und namentlich auch sehr viele Aerzte, nicht einsehen wollen, wie berechtigt und nothwendig deshalb auch besonders das Studium der Medizin für die Frauen ist.

Weibliche Aerzte sind keine neue Erscheinung. Bei den meisten alten Völkern, insbesondere auch den alten Deutschen, waren es Frauen, die dem Beruf der Heilpflege oblagen. Aerztinnen und Operateurinnen von großem Ruf gab es im neunten und zehnten Jahrhundert im Araberreich, insbesondere unter der Herrschaft der Araber (Mauren) in Spanien, wo sie an der Universität Cordoba studirten. Dem Einfluß der Mauren war ferner das Studium der Frauen auf verschiedenen italienischen Universitäten, wie zu Bologna und Palermo, geschuldet. Später, als der „heidnische" Einfluß in Italien schwand, ging man zum Verbot dieser Studien über. So dekretirte 1377 das Universitätskollegium zu Bologna:

„Und weil das Weib das Haupt der Sünde, die Waffe des Teufels, die Ursache der Vertreibung aus dem Paradiese und das Verderbniß des alten Gesetzes ist, und weil deswegen jede Unterhaltung mit demselben eifrigst zu vermeiden ist, so untersagen und verbieten wir ausdrücklich, daß irgend einer sich unterfange, irgend ein Weib, und sei dasselbe auch noch so ehrbar, in das genannte Kollegium einzuführen. Und wenn solches einer dennoch thut, so soll er vom Rektor schwer bestraft werden."

Christliche Priester protestantischer und katholischer Observanz sind es auch heute noch, die zu den eifrigsten Feinden des Frauenstudiums gehören. Das haben die Verhandlungen des deutschen Reichstags über die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin bewiesen, das bewiesen ferner die Verhandlungen des

evangelisch-sozialen Kongresses im Frühjahr 1894 in Frankfurt a. M., auf dem geistliche Wortführer lebhaft dagegen protestirten, daß Frauen mit voller Gleichberechtigung an den Berathungen des Kongresses theilnehmen sollten.

Die Zulassung der Frauen zum Studium hat vor allen Dingen den Erfolg, daß die weibliche Konkurrenz sehr vortheilhaft auf den Lerneifer unserer männlichen Jugend einwirkt, der viel zu wünschen übrig läßt, wie von den verschiedensten Seiten bestätigt wird. Das allein wäre schon ein großer Gewinn. Auch würden ihre Sitten dadurch wesentlich verbessert; die Trunk- und Händelsucht, das Kneipenleben unserer studirenden Jugend erhielten einen derben Stoß; an den Stätten, aus denen unsere Staatslenker, Richter, Staatsanwälte, höhere Polizeibeamten, Geistlichen und Volksvertreter 2c. hauptsächlich hervorgehen, würde ein Ton sich einbürgern, der mehr den Aufgaben entspricht, für die sie gegründet wurden und unterhalten werden. Und eine Verbesserung dieses Tons ist nach dem einstimmigen Urtheil unparteiischer Sachverständiger dringend geboten.

Die Zahl der Staaten, welche die Frauen zum Studium auf den Universitäten und Hochschulen zulassen, ist in den letzten zwanzig Jahren in rascher Zunahme begriffen, und keiner derselben, der darauf Anspruch macht, ein Kulturstaat zu sein, kann auf die Dauer sich diesem Verlangen verschließen. Allen voran gingen die Vereinigten Staaten, ihnen folgte Rußland, zwei Staatswesen, die in jeder Beziehung die schroffsten Gegensätze darstellen, aber im Punkte der Gleichberechtigung der Frauen von gleichen Gesichtspunkten sich leiten ließen. In der Nordamerikanischen Union sind heute die Frauen in allen Staaten zum Studium zugelassen, in Utah seit 1850, in Jowa seit 1860, in Kansas seit 1866, in Wisconsin seit 1868, in Minnesota seit 1869, in Californien und Missouri seit 1870, in Ohio, Illinois und Nebraska seit 1871, und seitdem folgten rasch alle übrigen nach. Entsprechend dieser Ausdehnung des Frauenstudiums hat sich in den Vereinigten Staaten auch die Frau ihre Stellungen erobert. Nach dem Zensus von 1890 gab es daselbst 2438 weibliche Aerzte und Wundärzte, 2136 weibliche Architekten, 580 weibliche Journalisten, 360 Schriftstellerinnen, 165 weibliche Geistliche, 110 weibliche Rechtsanwälte.

In Europa war vorzugsweise die Schweiz dasjenige Land, das dem Studium der Frauen seine Universitäten öffnete, und

zwar entwickelte sich das Frauenstudium in der Schweiz, seit dem Jahre 1887, in folgender Weise.

Die Gesammtzahl der Studirenden betrug:

1887	2229,	darunter Studentinnen	167
1888	2339,	„ „	206
1889	2412,	„ „	196
1890	2552,	„ „	248
1891	2889,	„ „	297
1892	3076,	„ „	318
1893	3307,	„ „	451
1893/94 (Wintersemester)	3609,	„ „	599

Die Betheiligung der Frauen am Studium ist also in dem Zeitraum von 1887 bis 1893/94 erheblich gewachsen. 1887 betrug die Zahl der weiblichen Studenten 7,5 Prozent der Gesammtheit der Studirenden, 1893/94 aber bereits 16,6 Prozent. Im Jahre 1887 befanden sich unter 744 Studirenden der Medizin 79 Frauen = 10,6 Prozent, im Wintersemester 1893/94 waren aber unter 1073 Studirenden der Medizin 210 Frauen = 19,6 Prozent. In der philosophischen Fakultät befanden sich 1887 unter 530 Studirenden 41 Frauen = 7,8 Prozent, 1893/94 gab es aber unter 1640 Studirenden 381 Frauen = 23,2 Prozent. Die große Mehrzahl der weiblichen Studirenden in der Schweiz sind Ausländerinnen, darunter eine größere Anzahl Deutsche, deren Betheiligung fast mit jedem Jahre stärker wird. Dem Beispiel der Schweiz folgte Anfang der siebenziger Jahre Schweden, 1874 England, insofern dort medizinische Frauenschulen gegründet wurden. Doch entschloß sich erst 1881 Cambridge und 1884 Oxford zur Zulassung weiblicher Studirender. Es folgten 1876 Italien, weiter Norwegen, Belgien, Frankreich und Oesterreich. In Paris studirten 1891 232 Frauen, und zwar in der Mehrzahl Medizin. Von den weiblichen Studirenden waren 103 Russinnen, 18 Französinnen, 6 Engländerinnen, 3 Rumäninnen, 2 Türkinnen, je 1 Amerikanerin, Griechin und Serbin. In der philosophischen Fakultät waren 82 Französinnen und 15 Ausländerinnen immatrikulirt.

Wie man sieht, ist sogar bereits die Türkei unter den weiblichen Studirenden vertreten. Dort sind noch nöthiger als irgend sonstwo weibliche Aerzte am Platze, in Rücksicht auf die Stellung, die Sitte und Religion der Frau gegenüber dem Manne anweisen. Dieser

Grund hat auch Oesterreich veranlaßt, weiblichen Studirenden seine Universitäten zu öffnen, damit die mohammedanischen Frauen Bosniens und der Herzegowina ärztliche Pflege genießen können. Ja sogar Deutschland, in dem bisher der Zopf am dicksten war, d. h. die Stimmung gegen die Zulassung von Frauen auf die Universitäten am feindlichsten zum Ausdruck kam, hat in die Bahn des Fortschritts einlenken müssen. Im Frühjahr 1894 hat die erste deutsche Studentin an der Universität Heidelberg ihr philosophisches Doktor-Examen bestanden und eine zweite im Herbst 1894 in Göttingen. In Karlsruhe und Berlin wurden Hochschulen für die Vorbereitung von Frauen zum Universitätsstudium gegründet und endlich hat, im Sommer 1894, der preußische Kultusminister Vorschriften für die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens erlassen, die darauf abzielen, auch die Vorbereitung für das ärztliche Studium zu ermöglichen. Ebenso hat auch Indien bereits ein kleines Kontingent weiblicher Studirender gestellt. Man sieht, es geht überall vorwärts.

Alle ärztlichen Autoritäten sind darüber einig, daß Frauen als Krankenpflegerinnen die vorzüglichsten Dienste leisten, ja geradezu unentbehrlich sind. So sagte Prof. Ziemssen vor einigen Jahren in einer Vorlesung:

„Sorgen Sie vor Allem, meine Herren, in Ihrer Praxis, daß Sie tüchtige, gut geschulte, gutherzige, charaktervolle Pflegerinnen haben, ohne solche sind alle Ihre Opfer an Zeit und Mühe vergebens." Und im Septemberheft der Deutschen Revue, Jahrgang 1892, äußerte Prof. Virchow zu Gunsten der Pflegerinnen:

„Daß die eigentliche verantwortliche Stellung am Krankenbette der Frau zufalle, das ist es, was nach meiner Auffassung in allen unseren Spitälern durchgeführt werden sollte, weil in der Hand einer gebildeten, weiblichen, geschulten Person die Sorge auch für den kranken Mann sicherer ruht, als in der eines Mannes."

Eignet sich aber die Frau für den außerordentlich schweren, Geduld und Opfermuth stark in Anspruch nehmenden Dienst der Pflegerin, warum nicht auch für den des Arztes? Vor allen Dingen muß dagegen angekämpft werden, daß man Frauen durch aparte Studien, d. h. getrennt von den männlichen Studirenden, zu Aerztinnen ausbilden will, womit z. B. Frau Mathilde Weber in Tübingen in ihrer Schrift: „Aerztinnen für Frauenkrankheiten, eine ethische und

sanitäre Nothwendigkeit",* sich zufrieden erklärt. Will man die weiblichen Aerzte von vornherein zu Aerzten zweiten oder dritten Ranges degradiren und sie in den Augen ihrer männlichen Kollegen herabsetzen, dann ist dieses der geeignete Weg. Verschlägt es aber der „Ethik" und „Moral" nichts, daß Pflegerinnen in Gegenwart der Aerzte allen möglichen Operationen an männlichen und weiblichen Kranken beiwohnen und die ausgiebigste Hilfe dabei leisten, ist es „ethisch" und „moralisch" zulässig, daß Dutzende junger Männer, als Studenten und Studienzwecke halber, als Zuschauer am Bette einer Kreißenden oder bei Operationen weiblicher Kranken theilnehmen, dann ist es absurd und lächerlich, weiblichen Studenten nicht das gleiche Recht einräumen zu wollen.

Diese Scheu vor allem Natürlichen grassirt namentlich in Deutschland, dieser großen Kinderstube; die wegen der gleichen Eigenschaften in Verruf gekommenen Engländer und Amerikaner können dagegen in allem, was natürlich ist, unsere Lehrmeister sein.

Nach dieser Richtung hin liefern namentlich die Vereinigten Staaten das nachahmenswertheste Beispiel. Dort bestehen seit Jahrzehnten, zum Entsetzen unserer gelehrten und ungelehrten Zöpfe männlichen und weiblichen Geschlechts, Hochschulen, an welchen beide Geschlechter zusammen ausgebildet werden. Hören wir den Erfolg. Präsident White von der University of Michigan erklärte bereits Mitte der siebenziger Jahre: „Der beste Schüler im Griechischen unter 1300 Studenten ist seit einigen Jahren eine Jungfrau, der beste Schüler in der Mathematik in einer der stärksten Klassen unseres Instituts ist ebenfalls eine Jungfrau, und mehrere unter den besten Schülern in den Naturwissenschaften und den allgemeinen Wissenschaften sind ebenfalls Jungfrauen." Dr. Fairshild, Präsident vom Oberlin College in Ohio, in dem über tausend Studirende von beiden Geschlechtern gemeinschaftlich lernen, sagte um dieselbe Zeit: „Während meiner achtjährigen Thätigkeit als Professor der alten Sprachen — Latein, Griechisch, Hebräisch — und in den ethischen und philosophischen Studien, und während meiner elfjährigen Thätigkeit in der abstrakten und angewandten Mathematik habe ich keine andere Verschiedenheiten der beiden Geschlechter bemerkt, als in der Art des Vortrags." Eduard H. Machill, Präsident des Swarthmore College in Delaware County Pa., Verfasser der Schrift, der vor-

* Berlin 1893. L. Oehmigkes Verlag.

stehende Daten entnommen sind,* sagt, daß er nach vierjähriger Erfahrung zu dem Resultate gekommen sei, daß in moralischer und sittlicher Beziehung die gemeinsame Erziehung der beiden Geschlechter die besten Resultate ergeben habe. Es werden in Deutschland noch viele Zöpfe abgeschnitten werden müssen, ehe auch hier die Vernunft sich Bahn bricht.

In neuerer Zeit sind immer lebhaftere Kontroversen in der Literatur fast aller Kulturstaaten entstanden über die Frage, ob die Frauen geistig dasselbe leisten könnten wie die Männer. Während die Einen mit Aufgebot allen Scharfsinns und unter Beibringung angeblich beweiskräftiger Thatsachen dies bestreiten, legen die Anderen dar, daß dies auf vielen Gebieten zweifellos der Fall sei. Die Frauen besäßen im Allgemeinen Eigenschaften, welche dem männlichen Geschlecht abgingen und umgekehrt. Die männliche Denkmethode sei überlegt und kräftig, dagegen zeichne sich die weibliche durch Schnelligkeit der Auffassung und Raschheit des Handelns aus. Sicher ist, Frauen finden sich rascher in verwickelten Situationen zurecht und besitzen mehr Takt als die Männer. Ellis,** der über diese Fragen ein weitschichtiges Material zusammengetragen hat, wandte sich an eine Reihe von Persönlichkeiten, die lange Zeit männliche und weibliche Studenten unter ihrer Leitung hatten und befrug sie über ihre Meinung und Erfahrung. Darauf antwortet ihm Mc. Bendrick in Glasgow: „Nachdem ich zwanzig Jahre lang Studentinnen unterrichtet habe, möchte ich meine Beobachtungen dahin zusammenfassen, daß viele Frauen dasselbe leisten wie die Männer im Allgemeinen und daß viele Männer nicht mehr leisten als der weibliche Durchschnitt." Andere Urtheile in dem Buche von Ellis lauten etwas weniger günstig, aber keins lautet ungünstig. Nach dem Berliner Städtischen Jahrbuch für 1870, Seite 69—77, waren nach angestellten Versuchen die Mädchen mehr für Raumbegriffe, die Knaben mehr für Zahlen geschult. Die Mädchen waren in Märchenerzählungen, die Knaben in Darlegung religiöser Vorstellungen voraus. Wie immer man also diese Fragen wendet und dreht, es zeigt sich, daß beide Geschlechter sich ergänzen, das eine auf diesen, das andere auf jenen Gebieten seine Vorzüge hat, und daß auf einer Reihe

* An Adress upon the Co-Education of the Sexes. Philadelphia.

** A. a. O., S. 162 u. folgende.

anderer Gebiete keine Unterschiede nach dem Geschlecht, sondern nur nach der Individualität vorhanden sind.

Daraus folgt weiter, daß es keinen Grund giebt, ein Geschlecht auf ein bestimmtes Gebiet zu beschränken und ihm seine Entwicklung vorzuschreiben, noch daß man aus der Verschiedenartigkeit der Anlagen, der Vorzüge und der Fehler, die hüben und drüben sich ausgleichen, Vorrechte für das eine und Benachtheiligungen für das andere Geschlecht ableiten kann. Also Gleichberechtigung für Alle und freie Bethätigung eines Jeden nach bestem Wissen und Können.

Nach den Erfahrungen, die in den letzten Jahrzehnten mit dem weiblichen Studium gemacht wurden, giebt es keinen stichhaltigen Grund mehr, der dagegen spricht. Der Lehrende kann durch die Art, wie er lehrt, sehr viel thun, um auf die Haltung seiner männlichen und weiblichen Hörerinnen einzuwirken. Frauen, die einem Studium sich widmen, sind oft von einem Ernst und von einer Willenskraft beseelt, durch die sie die meisten der studirenden Männer übertreffen. Der Eifer der weiblichen Studirenden ist durchschnittlich größer als jener der männlichen.

In Wahrheit sind es ganz andere Gründe, welche die meisten Professoren der Medizin und überhaupt die Universitätslehrer veranlassen, weiblichen Studirenden feindlich gegenüberzutreten. Sie sehen darin eine „Herabwürdigung" der Wissenschaft, die an Ansehen in den Augen der beschränkten Menge einbüßen könnte, wenn sich herausstellte, daß auch weibliche Gehirne eine Wissenschaft zu kapiren vermögen, die bis dahin nur für die Auserwählten des männlichen Geschlechts erschlossen war.

Unser Universitätswesen befindet sich, wie unser gesammtes Bildungswesen, trotz aller gegentheiligen Behauptung, in einer sehr mangelhaften Verfassung. Wie in der Volksschule dem Kinde die kostbarste Zeit geraubt wird, um sein Hirn mit Dingen anzufüllen, die weder mit der Vernunft, noch wissenschaftlicher Erkenntniß im Einklang stehen; wie ihm eine Masse Ballast aufgebürdet wird, den es im Leben nicht verwenden kann, der es vielmehr in seinem Fortkommen und seiner Entwicklung hemmt, so ist's auch in unseren höheren Schulen. In den Vorbereitungsanstalten zu den Universitäten wird den Schülern eine Masse trockenen unbrauchbaren Lehr- und Memorirstoffs eingepaukt, der ihre meiste Zeit, ihre kostbarsten

Gehirnkräfte in Anspruch nimmt, und auf der Universität wird meist in derselben Richtung fortgewirkt. Eine Masse von Althergebrachtem, Ueberlebtem, Ueberflüssigem wird ihnen neben verhältnißmäßig wenigem Guten gelehrt. Die einmal geschriebenen Kollegienhefte werden von den meisten Professoren Jahre lang hinter einander, bis auf die eingestreuten Witze, Semester für Semester heruntergeleiert. Das hohe Lehramt wird bei Vielen zum ganz gewöhnlichen Handwerk, und für die Lernenden bedarf es keines Scharfsinns, das herauszufühlen. Auch sorgen die überkommenen Begriffe vom Universitätsleben dafür, daß die jungen Leute die Studienjahre nicht zu ernst nehmen und Mancher, der sie ernst nehmen will, wird durch die pedantische und ungenießbare Lehrweise vieler Professoren abgeschreckt. Die Abnahme des Lern- und Studireifers ist eine auf unseren Universitäten und höheren Schulen allgemein beobachtete Thatsache, die selbst in maßgebenden Kreisen Bedenken erweckt. Damit steht in engster Beziehung das Streberthum, das in unserer charakterarmen Zeit die größten Fortschritte macht und die Hochschulen immer mehr überwuchert. Die „gute Gesinnung" tritt an Stelle des Wissens und macht sich breit; ein „Patriot" zu sein, d. h. ein Mann, der keine eigene Meinung hat, sondern sich sorgsam nach Oben richtet, sieht wie dort der Wind weht und darnach sich richtet, schmiegt und kriecht, gilt mehr als ein Charakter und ein Mann von Einsicht und Wissen. Kommt für diese Streber die Examenzeit, so wird in ein paar Monaten rasch eingepaukt, was unumgänglich nothwendig erscheint, um nothdürftig bestehen zu können. Ist schließlich das Examen glücklich vorüber und eine amtliche oder berufliche Stellung erlangt, so arbeiten die meisten dieser „Studirten" rein mechanisch und handwerksmäßig fort, sie nehmen es aber sehr übel, wenn ein „Nichtstudirter" ihnen nicht mit der größten Hochachtung begegnet und sie nicht als eine andere höhere Menschenrasse ansieht und behandelt. Die Mehrzahl der Angehörigen unserer sogenannten höheren Berufe, der Rechtsanwälte, Richter, Mediziner, Professoren, Beamten, Künstler ꝛc. sind nichts als Handwerker in ihrem Fach, die kein Bedürfniß nach weiterer Ausbildung empfinden, sondern froh sind, an der Krippe zu stehen. Nur der strebsame Mann entdeckt später erst, wie viel Unnützes er gelernt, oft gerade das nicht gelernt, was er am nöthigsten braucht, und fängt nun erst an, wirklich zu lernen. Während des besten Theils seines Lebens hat man ihn mit viel Unnützem oder

Schädlichem gequält; einen zweiten Theil des Lebens braucht er, um das Unnütze und Schädliche abzustreifen und sich zur Höhe der Zeitanschauung durchzuarbeiten, und nun erst kann er wirklich ein nützliches Glied der Gesellschaft werden. Viele kommen über das erste Stadium nicht hinaus, Andere bleiben im zweiten stecken, nur Wenige haben die Energie, sich zum dritten emporzuarbeiten.

Aber das „Dekorum" erfordert, daß der mittelalterliche Plunder und der unnütze Lernstoff beibehalten bleibe, und da die Frauen, meist in Folge ihres Geschlechts, von vornherein von den Vorschulen und Präpariranstalten ausgeschlossen sind, so bildet dieser Umstand den bequemen Vorwand, ihnen die Thüren zum Hörsaal zu verschließen. In Leipzig machte in den siebziger Jahren einer der berühmtesten Professoren der Medizin einer Dame gegenüber unverhohlen das Geständniß: „Die Gymnasialbildung ist zwar nicht nothwendig zum Verständniß der Medizin, aber man muß sie zur Vorbedingung des Eintritts machen, damit das Ansehen der Wissenschaft nicht leidet."

Allmälig macht sich auch in Deutschland die Opposition gegen die Nothwendigkeit der „klassischen" Bildung für das Studium der Medizin bemerkbar. Die ungeheuren Fortschritte in den Naturwissenschaften und ihre Bedeutung für das gesammte Leben bedingen das Einweihen in dieselben; die gymnasiale Erziehung mit ihrer Bevorzugung der klassischen Sprachen, Griechisch und Latein, betrachtet aber die Naturwissenschaften als unterwerthig und vernachlässigt sie, und so kommt es, daß die angehenden Studenten sehr häufig nicht die nöthigen naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse besitzen, die für gewisse Studienfächer, wie z. B. die Medizin, von entscheidender Bedeutung sind. Gegen diese einseitige Art der Bildung erhebt sich endlich selbst die Opposition in den Lehrerkreisen, wie eine Erklärung beweist, die an 400 Lehrer der deutschen Hochschulen im Herbst 1890 veröffentlichten. Im Auslande, z. B. in der Schweiz, hat man längst dem naturwissenschaftlichen Studium das Hauptgewicht beigelegt und läßt Jeden, auch ohne die sogenannte klassische Bildung, zum Studium der Medizin zu, der ausreichende Vorkenntnisse in den Naturwissenschaften und der Mathematik besitzt, und im gleichen Sinne handelt man in Rußland und den Vereinigten Staaten.

Der verstorbene Professor Bischoff gab als Grund in einer seiner Schriften an, weshalb er Frauen das Studium der Medizin

nicht empfehle: „Die Rohheit der Studenten“, worüber er wohl am besten urtheilen konnte. Derselbe sagt ferner an einer anderen Stelle seiner Schrift, und auch diese ist charakterisirend: „Warum sollte man (als Professor) nicht da und dort einer interessanten, intelligenten und auch hübschen Frau gestatten, eine Vorlesung über irgend eine unverfängliche Disziplin zu besuchen?“ Eine Ansicht, die Herr von Sybel augenscheinlich ebenfalls hegt und also ausdrückt: „Einzelne Männer sind selten im Stande gewesen, einer lernbegierigen und nicht unliebenswürdigen Schülerin ihre Theilnahme und Hilfe zu versagen.“

Schade um jedes Wort, das man zur Widerlegung solcher „Gründe“ und Anschauungen noch sagen wollte. Die Zeit wird kommen, wo man sich weder um die Rohheit der „Gebildeten“, noch um das Zopfthum und die sinnlichen Gelüste der Gelehrten kümmert, sondern thut, was Vernunft und Gerechtigkeit gebieten.

In Rußland gab nach längerem Drängen im Jahre 1872 der Kaiser die Genehmigung zur Errichtung einer Frauenfakultät für Medizin. Die medizinischen Kurse wurden in dem Zeitraum von 1872—1882 von 959 Studentinnen besucht. Bis zum Jahre 1882 hatten 281, bis Anfang 1884 350 Frauen die medizinischen Kurse absolvirt, von welchen etwa 100 auf Petersburg kamen. Von den Studentinnen, die bis 1882 die Fakultät besuchten, waren 71 (9,0 Prozent) verheirathet und 13 (1,6 Prozent) verwitwet, von den übrigen heiratheten während ihrer Studien 116 (15,9 Prozent). Die meisten Studentinnen, 214, stammten aus dem Adels- und Beamtenstande, 138 aus dem Kaufmanns- und privilegirten Bürgerstande, 107 aus dem Militär-, 59 aus dem Priesterstande ꝛc., 54 aus den unteren Volksklassen. Von den 281 Aerztinnen, die bis 1882 ihre Studien vollendet hatten, wurden 62 von verschiedenen Semstwos berufen, 54 fanden in Kliniken Anstellung, 12 arbeiteten als Assistentinnen in medizinischen Kursen, 46 gingen zur Privatpraxis über. Hervorzuheben ist, daß von den studirenden Frauen über 52 Prozent weder Latein noch Griechisch gelernt hatten, und doch leisteten sie dasselbe, wie die Männer. Dessenungeachtet war man in den russischen Regierungskreisen dem Frauenstudium sehr wenig grün, bis die großen Verdienste, die sich die weiblichen Aerzte auf dem Kriegsschauplatz in der Türkei, im russisch-türkischen Feldzug von 1877—1878, erworben hatten, das Eis brachen. Das Frauenstudium hatte sich mit Beginn der achtziger Jahre in Rußland bedeutend erweitert, Tausende von

Schülerinnen widmeten sich den verschiedensten Studienfächern, hierin aber und in der Thatsache, daß dadurch freiere Ideen sich Bahn brachen, die dem Despotismus gefährlich zu werden drohten, wurden, nachdem man den studirenden Frauen schon vorher das Leben nach Kräften erschwert hatte, die Kurse durch kaiserlichen Ukas vom 1. Mai 1885 unterdrückt.* Auf verschiedenen russischen Aerztekongressen hat man seitdem den Beschluß gefaßt, für die Wiedereröffnung der medizinischen Frauenkurse zu petitioniren. Dies würde ein deutscher Aerztekongreß kaum thun. Ein Erfolg steht aber noch aus.

In Finnland, das zwar zu Rußland gehört, aber eine privilegirte Ausnahmestellung im russischen Staatsverband einnimmt, studirten an der Landesuniversität Helsingfors im Wintersemester 1894/95 105 weibliche Studenten, gegen 73 im Sommersemester 1894. Von diesen 105 Studirenden waren 47 in der historisch-philosophischen und 45 in der mathematischen Fakultät eingeschrieben, 5 studirten Medizin — auffallend wenig gegen anderwärts — 7 Jurisprudenz und 1 Theologie.

Zu den Frauen, die sich durch ihre Studien hervorragend auszeichneten, gehört die im Winter 1891 auf 1892 verstorbene Frau v. Kowalewska, die 1887 von der Akademie der Wissenschaften in Paris den ersten Preis für Lösung einer mathematischen Aufgabe erhielt und seit 1884 an der Universität Stockholm eine Professur der Mathematik bekleidete. In Pisa (Italien) bekleidet ebenfalls eine Dame eine Professur und zwar für Pathologie; weibliche Aerzte sind in Algier, Persien und Indien thätig. In den Vereinigten Staaten giebt es ca. 100 weibliche Professoren und über 70, die Leiter von Frauenkrankenhäusern sind. Auch in Deutschland ist das Eis insofern gebrochen, als in den verschiedensten Städten — Berlin, Dresden, Leipzig, Frankfurt a. M. u. s. w. — weibliche Aerzte, namentlich auch Zahnärzte, mit Erfolg thätig sind.

In Bezug auf Thätigkeit und Leistungsfähigkeit in den Studien weist namentlich England eine Reihe schöner Resultate auf. Bei den Examinationen im Jahre 1893 hatten sechs Frauen, neben sechs Männern, die besten Zensuren. In den Prüfungen über Kunst, Theorie und Geschichte des Unterrichts bestanden neun Frauen und kein Mann die Prüfung. An der Universität Cambridge bestanden

---

* Neue Zeit 1884, S. 155 u. folg.: Das Frauenstudium in Rußland.

zehn Frauen die schwerste Prüfung in der Mathematik. Aus dem 16. Prüfungsbericht über das Studium weiblicher Studenten in Oxford geht hervor, daß 62 Frauen die Prüfung erster Klasse und 32 die Prüfung zweiter Klasse bestanden, außerdem bestanden die Ehrenprüfungen über die Hälfte der Kandidatinnen. Das sind ungemein günstige Resultate.

Die Konkurrenzfeindschaft gegen Frauen ist in Deutschland besonders stark, weil hier der Militärstand alljährlich so viel ausrangirte Offiziere und ausgediente Unteroffiziere zu Beamtenaspiranten macht, daß für Arbeitskräfte aus anderen Kreisen kein Platz vorhanden ist. Stellt man aber Frauen an, dann nur mit geringerem Gehalt, wodurch sie der mißgünstigen Männerwelt einmal als unterwerthig, dann aber auch als Lohn- oder Gehaltsdrücker erscheinen. Ein sehr ausgedehntes Feld der Thätigkeit haben sich die Frauen als Lehrerinnen erworben, ein Gebiet, für das sie im Ganzen sich sehr gut eignen. Das ist namentlich in den Vereinigten Staaten der Fall, woselbst man 1890 unter 363 000 Lehrkräften 238 000 Lehrerinnen zählte. In Berlin gab es am 1. Januar 1892, neben 194 Rektoren und 2022 Lehrern, 1024 pädagogisch gebildete und 642 technische Lehrerinnen, einschließlich der Gehilfinnen. In England, Frankreich und den Vereinigten Staaten sind ferner, seit einigen Jahren, Frauen für den wichtigen Dienst als Gewerbeinspektorinnen mit bestem Erfolge angestellt, was sich bei dem enormen Umfang, den die Frauenarbeit in Gewerbe und Industrie immer mehr einnimmt, durchaus rechtfertigt und allerwärts zur Nothwendigkeit wird.

Auf der Chicagoer Weltausstellung im Jahre 1893 haben sich ferner die Frauen dadurch ausgezeichnet, daß nicht nur weibliche Architekten den Prachtbau für die Ausstellung weiblicher Gewerbeerzeugnisse entwarfen und ausführen ließen, sondern Frauen auch als selbständige Ausführer einer Menge der kunstvollsten Erzeugnisse sich darstellten, die allgemeinen Beifall, ja vielfach Bewunderung hervorriefen. Auch auf dem Gebiete der Erfindungen haben die Frauen sich bereits ausgezeichnet, worüber schon im Jahre 1884 eine in nordamerikanischen Fachblättern veröffentlichte Liste weiblicher Erfinder die Welt unterrichtete. Darnach wurden folgende Gegenstände von Frauen erfunden beziehentlich verbessert: Eine verbesserte Spinnmaschine; ein rotirender Webstuhl (rotary loom), der drei Mal so viel leistet, als ein gewöhnlicher; ein Ketten-Elevator; eine

Kurbel für Schraubendampfer; ein Rettungsapparat für Feuersgefahr; ein Apparat zum Wiegen der Wolle, eine der empfindlichsten Maschinen, die je erfunden wurden und von unschätzbarem Werth für die Wollenindustrie; ein tragbares Wasserreservoir zum Löschen von Schadenfeuern; ein Verfahren zur Anwendung von Petroleum an Stelle von Holz und Kohlen als Brennmaterial bei Dampfmaschinen; ein verbesserter Funkenfänger für Lokomotiven; ein Signal für Straßenübersetzungen von Eisenbahnen; ein System der Waggonheizung ohne Feuer; ein ölender Filz (lubricating felt) zur Verminderung der Reibung (im Eisenbahnbetrieb); eine Schreibmaschine; eine Signalrakete für die Marine; ein Tiefsee-Teleskop; ein System zur Dämpfung des Lärms bei Hochbahnen; Rauchverzehrer; eine Maschine zum Falzen von Papiersäcken 2c. Namentlich sind viele Verbesserungen an Nähmaschinen von Frauen gemacht worden, so z. B. ein Behelf zum Nähen von Segeln und schweren Tüchern; ein Apparat zum Einfädeln während des Ganges der Maschine; eine Verbesserung der Maschine zum Nähen von Leder 2c. Letztere Erfindung ist von einer Frau gemacht, die seit Jahren eine Sattlerei in New York betreibt. Das Tiefsee-Teleskop, erfunden von Frau Mather und verbessert von deren Tochter, ist eine Erfindung von höchster Wichtigkeit, indem sie es ermöglicht, den Kiel des größten Schiffes zu besichtigen, ohne daß dieses in das Trockendock gebracht werden muß. Mit Hilfe dieses Fernrohres kann man vom Schiffsbord aus versunkene Wracks besichtigen, Schiffahrtshindernisse und Torpedos aufsuchen 2c. Neben diesen praktischen Vortheilen läßt seine Anwendung auch für die Wissenschaft Bedeutendes erwarten.

Zu den Maschinen, die wegen ihrer außerordentlichen Komplizirtheit und genialen Konstruktion in Amerika wie in Europa Aufsehen erregten, ist eine zur Fabrikation von Papiersäcken zu zählen. Viele Männer, darunter hervorragende Mechaniker, hatten bisher ohne Erfolg eine solche Maschine herzustellen versucht. Eine Frau, Miß Maggie Knight, erfand dieselbe, seitdem hat die Dame wieder eine Maschine zum Falzen von Papiersäcken konstruirt, welche die Arbeit von 30 Menschen verrichtet; sie selbst leitete die Aufstellung dieser Maschine zu Amherst in Massachusetts. Daß deutsche Frauen ähnliche Entdeckungen und Erfindungen machten, ist bisher nicht bekannt geworden.

Die Bewegung unter den Frauen hat sich sogar nach Japan ausgebreitet. Im Herbst 1892 beschloß das japanische Parlament, daß es Frauen verboten sei, als Herausgeber und Redakteure von

Zeitungen — auch solchen, die sich auf Mode, Kochkunst, Kindererziehung ꝛc. beziehen — zu fungiren. Es war in Japan sogar das Unglaubliche geschehen, daß eine Dame Herausgeberin eines sozialdemokratischen Blattes wurde. Das war den japanischen Gesetzgebern zu arg und so erließen sie das erwähnte Verbot. Dagegen ist den Frauen nicht verboten, als Berichterstatter für Zeitungen thätig zu sein. Es wird den Japanesen so wenig gelingen, den Frauen ihr Recht zu verweigern, wie ihren gleichdenkenden Rivalen in Europa.

Die rechtliche Stellung der Frau und ihre Stellung zur Politik.

Die soziale Abhängigkeit eines Standes oder einer Klasse erhält stets ihren Ausdruck in den Gesetzen und politischen Einrichtungen eines Landes. Die Gesetze sind der in bestimmte Normen gebrachte und darin zum Ausdruck gelangende soziale Zustand eines Landes, sie spiegeln denselben wieder. Die Frauen, als abhängiges, unterdrücktes Geschlecht, machen von dieser Regel keine Ausnahme. Die Gesetze sind negativer und positiver Art. Negativ, insofern sie bei der Vertheilung von Rechten von dem Unterdrückten keine Notiz nehmen, als sei er nicht vorhanden, positiv, indem sie ihm seine unterdrückte Stellung anweisen und etwaige Ausnahmen bezeichnen.

Unser gemeines Recht beruht auf dem römischen Recht, das den Menschen nur als besitzendes Wesen kannte. Das alte germanische Recht, das die Frau würdiger behandelte, hat nur theilweise seine Wirksamkeit behalten. In der französischen Sprache wird der Mensch und der Mann durch ein und dasselbe Wort, „l'homme", bezeichnet, ebenso in der englischen: man. Das französische Recht kennt den Menschen nur als Mann und ganz ähnlich war es bis vor kurzer Zeit in England, woselbst die Frau sich in sklavischster Abhängigkeit vom Manne befand. Aehnlich war es in Rom. Es gab römische Bürger und Frauen römischer Bürger, keine Bürgerinnen.

Die bunte Musterkarte der vielen deutschen Gemeinrechte aufzuzählen, ist unmöglich, wenige Beispiele mögen genügen.

Nach dem gemeinen deutschen Rechte ist die Frau dem Manne gegenüber unmündig, der Ehemann ist der Herr, dem sie Gehorsam schuldig ist. Ist die Frau „ungehorsam", so steht nach dem preu-

ßischen Landrecht dem Manne vom „niederen“ Stande das Recht einer „mäßigen körperlichen Züchtigung“ zu. Es soll allerdings auch hochgestellte Männer geben, die dieses „Recht“ sich anmaßen, und da nirgends die Kraft und Zahl der Schläge vorgeschrieben ist, entscheidet darüber souverän der Mann. Im alten Hamburger Stadtrecht heißt es: „Sonst wird mäßige Züchtigung dem Ehemann über seine Hausfrau, den Eltern über ihre Kinder, den Lehrern über ihre Schüler, dem Hausherrn und der Hausmutter über das Gesinde billig erlaubt und zugelassen.“

Aehnliche Bestimmungen bestehen vielfach in Deutschland. Nach dem preußischen Landrecht kann der Mann seiner Frau vorschreiben, wie lange sie dem Kinde die Brust zu reichen hat. In Dispositionsfällen über die Kinder entscheidet der Vater. Stirbt dieser, so ist die Frau in den meisten Staaten gezwungen, einen Vormund über die Kinder anzunehmen, sie ist für unmündig und unfähig erklärt zu alleiniger Erziehung, auch wenn sie durch ihr Besitzthum und ihre Arbeitskraft ihre Kinder erhält. Ihr Vermögen verwaltet in der Regel der Mann und es wird, in Fällen des Konkurses, in den meisten Staaten als das seine angesehen und darüber verfügt, wenn nicht ein vor der Ehe geschlossener Kontrakt ihr das Vermögen sichert. Wo für Grundbesitz das Erstgeburtsrecht (Primogenitur) besteht, kann die Frau, wenn sie die Erstgeborene ist, den Besitz nicht antreten, wenn Brüder vorhanden sind; sie rückt erst dann ein, wenn sie keine Brüder hat. Verträge darf die Frau in den meisten Staaten nur mit Zustimmung des Mannes schließen, ausgenommen sie besitzt ein eigenes Geschäft, das sie nach der neueren Gesetzgebung begründen kann. Von jeder öffentlichen Thätigkeit ist sie ausgeschlossen. Das preußische Vereinsgesetz verbietet Schülern und Lehrlingen unter 18 Jahren und Frauen die Betheiligung an politischen Vereinen. Noch vor einigen Jahrzehnten war in verschiedenen deutschen Strafprozeßordnungen Frauen die Anwesenheit bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen als Zuhörer untersagt. Empfängt eine Frau ein uneheliches Kind, so hat das Kind keinen Anspruch auf Alimente, falls sie von dem Manne zur Zeit der Schwängerung ein Geschenk annahm. Läßt sich eine Frau von ihrem Manne scheiden, so trägt sie zu ewiger Erinnerung an ihn seinen Namen, es sei denn sie heirathe wieder.

In Deutschland herrschen mehr als hundert sich vielfach widersprechende Gemeinrechte. Nach dem Entwurf für das neue bürgerliche

Recht Deutschlands fällt die Verwaltung des Vermögens der Frau dem Ehemann zu, es sei denn, daß die Ehefrau durch besonderen Vertrag sich ihr Vermögen sichert. Das ist eine rückständige, von vielen anderen Staaten überholte Auffassung. Dagegen verbleibt der Frau, was sie durch persönliche Arbeit, ohne Mitarbeit des Ehemanns, oder durch selbständigen Betrieb eines Gewerbes erwirbt.

In England schrieb bis 1870 das Gewohnheitsrecht des Landes dem Manne das ganze Besitzthum der Ehefrau an beweglichen Gütern zu. Nur an unbeweglichen Gütern (Grund und Boden, Häusern 2c.) blieb ihr das Eigenthumsrecht bewahrt, aber der Ehemann besaß das Recht der Verwaltung und der Nutznießung. Vor Gericht war die englische Frau eine Null, sie konnte keinerlei Rechtshandlungen begehen und nicht einmal ein giltiges Testament abfassen, sie war die reine Leibeigene ihres Mannes. Für ein Verbrechen, das sie in Gegenwart des Mannes beging, war dieser verantwortlich, sie wurde als vollkommen unmündig angesehen. Fügte sie Jemand Schaden zu, so wurde dieser beurtheilt, als sei er durch Hausthiere begangen worden; der Mann hatte dafür einzustehen. Nach einem Vortrag, den im Jahre 1888 Bischof J. N. Wood in der Kapelle zu Westminster hielt, durfte noch vor hundert Jahren die Frau nicht bei Tisch essen und nicht sprechen bis sie gefragt wurde. Ueber dem Bette hing eine derbe Peitsche, die der Mann handhaben durfte, wenn die Gattin üble Laune zeigte. Nur die Töchter hatten ihren Befehlen zu gehorchen, die Söhne sahen in ihr einzig eine Dienerin. Seit den Jahren 1870 und 1882 bleibt die Frau nicht nur alleinige Besitzerin ihres Vermögens, das sie in die Ehe bringt, sie ist auch Besitzerin alles dessen, was sie erwirbt oder durch Erbschaft und Schenkung erhält. Diese Rechtsverhältnisse können nur durch besonderen Vertrag zwischen den Ehegatten geändert werden. Die englische Gesetzgebung folgte dem Beispiele jener der Vereinigten Staaten.

Besonders rückständig ist das bürgerliche Recht für die Frau in Frankreich, in den meisten Kantonen der Schweiz, in Belgien 2c. Nach dem Code civil war dem Ehemann in Frankreich der Antrag auf Ehescheidung gestattet, sobald die Ehefrau sich des Ehebruchs schuldig machte, dagegen konnte nach Artikel 230 die Frau einen solchen Antrag nur stellen, wenn der Ehemann seine Konkubine in den gemeinsamen Haushalt aufnahm. Dieser Artikel ist durch das Gesetz über die Ehescheidung vom 27. Juli 1884 gefallen, aber im französischen Strafrecht ist der Unterschied geblieben, was sehr bezeichnend für die

französischen Gesetzgeber ist. Wird die Frau des Ehebruchs überführt, so wird sie mit Gefängniß von 3 Monaten bis zu 2 Jahren bestraft. Der Mann wird nur bestraft, wenn er, nach dem früheren Art. 230 des Code civil, eine Konkubine im Hause des Ehepaares unterhält und die Ehefrau darauf hin klagt. Er erhält aber alsdann, wenn für schuldig erkannt, nur eine Geldbuße von 100 bis zu 2000 Fr. (Art. 337 u. 339 des Code penal.) Eine solche Rechtsungleichheit wäre unmöglich, wenn auch nur eine Frau im französischen Parlament säße. Aehnliches Recht besteht in Belgien. Die Strafe für den Ehebruch der Frau ist dieselbe wie in Frankreich, der Ehemann kann nur bestraft werden, falls der Ehebruch in der Wohnung der Eheleute begangen wurde, alsdann tritt Gefängnißstrafe für den Ehemann von einem Monat bis zu einem Jahre ein. Ein Bischen gerechter ist man in Belgien als in Frankreich, aber zweierlei Recht für Mann und Frau besteht hier wie dort. Aehnliche Bestimmungen bestehen unter dem Einfluß des französischen Rechts in Spanien und Portugal. Das italienische gemeine Recht (Zivilrecht) vom Jahre 1865 ermöglicht der Frau die Scheidung nur, wenn der Ehemann seine Konkubine im Hause unterhält, oder an einem Orte, woselbst der Aufenthalt der Konkubine für die Ehefrau als eine besonders schwere Beleidigung angesehen werden muß.

In Frankreich, Belgien und der Schweiz geräth die Frau, wie in Deutschland, unter die Vormundschaft des Mannes, sobald sie heirathet. Nach § 215 des Code civil darf sie ohne Zustimmung des Gatten und zweier ihrer nächsten Verwandten nicht vor Gericht auftreten, auch wenn sie einen öffentlichen Handel hat. Nach § 213 soll der Mann die Frau schützen und sie hat ihm Gehorsam zu leisten. Ueber die Auffassung Napoleons I. bezüglich der Stellung der Frau existirt ein bezeichnendes Wort: „Eins ist nicht französisch, eine Frau, die thun kann, was ihr gefällt.“* Sie kann ferner in den genannten Ländern nicht als Zeuge auftreten bei dem Abschluß von Verträgen, Testamenten und notariellen Akten. Dagegen läßt man sie — seltsamer Widerspruch — als Zeugin vor Gericht fungiren in allen Kriminalfällen, wo ihr Zeugniß unter Umständen die Hinrichtung eines Menschen herbeiführen kann. Kriminalrechtlich wird sie allerwärts für vollwerthig angesehen und wird

* Louis Bridel: La Puissance Maritale. Lausanne 1879.

sie für jedes Verbrechen und Vergehen mit gleichem Maß gemessen wie der Mann. Dieser Widerspruch kommt aber unseren Herren Gesetzgebern nicht zum Bewußtsein. Als Witwe darf sie ein Testament über ihren Nachlaß verfassen, aber als Testamentszeugin wird sie in einer großen Anzahl Staaten nicht zugelassen, doch kann sie nach Art. 1029 des Code civil als Testamentsvollstreckerin ernannt werden. In Italien ist seit dem Jahre 1877 die Frau auch zivilrechtlich als vollwerthige Zeugin zugelassen.

Nach dem Züricher Kantonsrecht ist der Ehemann der Vormund seiner Frau, er verwaltet ihr Vermögen und vertritt sie Dritten gegenüber. Nach dem Code civil verwaltet der Mann das in die Ehe gebrachte Vermögen seiner Frau, er kann die Güter der Frau verkaufen, veräußern und mit Hypotheken belasten, ohne daß es der Mitwirkung oder Zustimmung der Frau bedarf. Aehnliche Vorschriften bestehen außer im Kanton Zürich und mehreren anderen Kantonen der Schweiz, in Frankreich, in Belgien, Luxemburg, den Niederlanden, Spanien, Portugal, Schweden, Dänemark und einem großen Theile Deutschlands. Länder, in denen die Gütergemeinschaft in der Ehe ausgeschlossen werden kann, sind außer einem Theile Deutschlands und einem größeren Theile der Schweiz, Oesterreich, Polen und die baltischen Provinzen. Länder, in denen volle Unabhängigkeit der Ehefrau in Bezug auf ihr Eigenthum besteht, sind: Italien, Rußland, Großbritannien und Irland. In Norwegen bestimmt ein Gesetz über die Verwaltung der Güter der Ehegatten vom Jahre 1888, daß die verheirathete Frau dieselbe Fähigkeit der Verfügung über ihre Güter hat, wie die nichtverheirathete, nur sind einige Ausnahmen vorgesehen, die das Gesetz erwähnt. In diesem Gesetz wird ausgesprochen, daß die Frau durch die Ehe unfrei wird. Wer könnte ihr verdenken, wenn sie da auf die formale Eheschließung verzichtete, wie das z. B. in Frankreich so häufig geschieht.

Nach Berner Recht gehört, was die Ehefrau verdient, dem Ehemann. Aehnlich ist es in den meisten Kantonen der Schweiz, in Frankreich und Belgien. Die Folge ist, daß die Frau häufig in einem Zustand reiner Sklaverei sich befindet, der Mann verschlemmt mit liederlichen Dirnen oder im Wirthshaus, was die Frau erwarb, er macht Schulden, verspielt den Erwerb der Frau und läßt sie und die Kinder darben, ja er hat sogar das Recht, vom Arbeitgeber der Frau die Auszahlung ihres Erwerbes zu beanspruchen.

Schweden sicherte durch Gesetz vom 11. Dezember 1874 der Ehefrau das Recht der freien Verfügung über das, was sie durch persönliche Arbeit erwirbt. Dänemark hat den gleichen Grundsatz zum geltenden Recht erhoben. Auch kann nach dänischem Recht das Besitzthum der Frau nicht durch Schulden des Mannes in Anspruch genommen werden. Ganz ähnlich lautet das norwegische Recht vom Jahre 1888.*

Das Recht der Erziehung der Kinder und das Recht über die Erziehung derselben Bestimmungen zu treffen, steht nach der in den meisten Ländern bestehenden Gesetzgebung dem Vater zu; hier und da wird der Mutter eine untergeordnete Mitwirkung eingeräumt. Der alte römische Grundsatz, der im strikten Gegensatz zur mutterrechtlichen Zeit stand, daß der Vater allein Rechte und Gewalt über die Kinder habe, bildet noch allerwärts den Grundton unserer Gesetzgebung.

Von den kontinentalen Staaten hat die Frau die freieste Stellung in — Rußland, was den noch vorhandenen kommunistischen Einrichtungen oder der Erinnerung an dieselben geschuldet ist. In Rußland ist die Frau Verwalterin ihres Besitzthums, sie hat gleiches Recht in der Gemeindeverwaltung. Der Kommunismus ist der den Frauen günstigste Sozialzustand, das zeigte uns schon die Darlegung aus dem Zeitalter des Mutterrechts.** In den Vereinigten Staaten

---

* In der Darstellung dieser Rechtsverhältnisse folgten wir vielfach der Schrift Louis Bridels: Le Droit des Femmes et le Mariage. Paris 1893. Felix Alcan, Editeur.

** Wie richtig diese Auffassung ist, geht auch aus des Aristophanes Lustspiel „Die Frauenvolksversammlung" (übersetzt von Hieronymus Müller, Leipzig 1846) hervor. Aristophanes schildert in jenem Lustspiel, wie das Athenische Staatswesen so verfahren war, daß Niemand mehr aus noch ein wußte. Die Prytanen stellen in der Volksversammlung der Bürger Athens die Frage zur Erörterung: wie der Staat zu retten sei. Darauf macht eine als Mann verkleidete Frau den Vorschlag: den Frauen die Führung des Staatsruders anzuvertrauen, und dieser Vorschlag wurde, „weil es das Einzige sei, was noch nie in Athen geschah", ohne Widerspruch angenommen. Die Frauen ergreifen das Staatsruder und führen sofort den Kommunismus ein. Selbstverständlich macht Aristophanes diesen Zustand lächerlich, aber das Charakteristische an seiner Dichtung ist, daß sobald die Frauen ein entscheidendes Wort in den öffentlichen Angelegenheiten bekommen, sie den Kommunismus als die von ihrem Standpunkt aus einzig vernünftige Staats- und Gesellschaftsverfassung einführen. Aristophanes ahnte selbst nicht, wie er im Scherz das Richtige traf.

haben sich die Frauen ihre volle zivilrechtliche Gleichberechtigung erkämpft, auch haben sie es verhindert, daß die englischen oder ähnliche Prostitutionsgesetze eingeführt wurden.

Die handgreifliche Rechtsungleichheit der Frauen gegenüber den Männern hat bei den vorgeschritteneren unter ihnen die Forderung nach politischen Rechten hervorgerufen, um durch die Gesetzgebung für ihre Gleichberechtigung zu wirken. Das ist derselbe Gedanke, der auch die Arbeiterklasse veranlaßte, überall ihre Agitation auf die Eroberung politischer Macht zu richten. Was für die Arbeiterklasse recht ist, kann für die Frauen nicht unrecht sein. Unterdrückt, rechtlos, überall hintangesetzt, haben sie nicht blos das Recht, sondern die Pflicht, sich zu wehren und jedes ihnen gut scheinende Mittel zu ergreifen, um sich eine unabhängigere Stellung zu erobern. Gegen diese Bestrebungen erheben sich natürlich wieder die reaktionären Unkenrufe. Sehen wir zu, mit welchem Recht.

Die große französische Revolution, die bekanntlich 1789 begann und alles Alte aus den Fugen trieb, rief eine Entfesselung der Geister hervor, wie sie die Welt nie ähnlich gesehen hatte. Auch die Frauen traten auf die Bühne. Viele derselben hatten sich schon in den letzten Jahrzehnten, unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution, an dem großen Geisteskampfe betheiligt, der damals die französische Gesellschaft durchtobte. Sie strömten in Menge zu den wissenschaftlichen Diskussionen, betheiligten sich an politischen und wissenschaftlichen Zirkeln und halfen für ihr Theil die Revolution vorbereiten, in der sich die Theorien in Thatsachen umsetzen sollten. Die meisten Geschichtschreiber haben nur von den Ausschreitungen der Revolution Akt genommen und diese, wie immer, wenn es sich darum handelt, auf das Volk Steine zu werfen und vor ihm Abscheu zu erregen, ins Ungeheuerliche verzerrt, um dadurch um so leichter die Schandthaten der Herrschenden beschönigen zu können. Den Heroismus und die Seelengröße, die namentlich auch viele Frauen jener Zeit in beiden Lagern zeigten, haben sie in der Regel verkleinert oder verschwiegen. So lange die Sieger über die Besiegten Geschichte schreiben, wird es so bleiben.

Bereits im Oktober 1789 petitionirten eine Anzahl Frauen bei der Nationalversammlung, „daß die Gleichheit zwischen Mann und Frau wieder hergestellt, ihnen Arbeit und Beschäftigung freigegeben und Stellen eingeräumt würden, für die ihre Fähigkeiten sich eigneten".

Als 1793 der Konvent die Menschenrechte (le droit de l'homme) proklamirt hatte, erkannten die weitersehenden Frauen, daß es nur Männerrechte seien. Diesen Männerrechten stellten Olympe de Gouges, Louise Lacombe u. A. in 17 Artikeln die „Frauenrechte" gegenüber, die sie am 28. Brumaire (20. November 1793) vor der Pariser Kommune mit den Worten begründeten: „Hat die Frau das Recht, das Schaffot zu besteigen, so muß sie auch das Recht haben, die Tribüne zu besteigen." Ihre Forderungen blieben unerfüllt. Als dann der Konvent gegen das heranmarschirende monarchische Europa „das Vaterland in Gefahr" erklärte und alle waffenfähigen Männer aufforderte, Vaterland und Republik zu vertheidigen, erboten sich begeisterte Pariser Frauen, zu thun, was zwanzig Jahre später begeisterte preußische Frauen gegen die Napoleonsche Herrschaft ebenfalls ausführten, das Vaterland mit dem Gewehr in der Hand zu vertheidigen. Der radikale Chaumette trat ihnen entgegen, indem er ihnen zurief: „Seit wann ist es den Frauen gestattet, ihr Geschlecht abzuschwören und sich zu Männern zu machen? Seit wann ist es Gebrauch, sie die fromme Sorge ihres Haushaltes, die Wiege ihrer Kinder verlassen zu sehen, um auf die öffentlichen Plätze zu kommen, von der Tribüne herab Reden zu halten, in die Reihe der Truppen zu treten, mit einem Worte Pflichten zu erfüllen, welche die Natur dem Manne allein zugetheilt hat? — Die Natur hat zu dem Manne gesagt: Sei Mann! Die Wettrennen, die Jagd, der Ackerbau, die Politik und die Anstrengungen aller Art sind dein Vorrecht! Sie hat zu dem Weibe gesagt: Sei Weib! Die Sorge für deine Kinder, die Details des Haushaltes, die süße Unruhe der Mutterschaft, das sind deine Arbeiten! — Unkluge Frauen, warum wollt ihr Männer werden? Sind die Menschen nicht genug getheilt? Was bedürft ihr mehr? Im Namen der Natur, bleibt, was ihr seid; und weit entfernt, uns um die Gefahren eines so stürmischen Lebens zu beneiden, begnügt euch damit, sie uns im Schooße unserer Familien vergessen zu machen, indem ihr unsere Augen ruhen lasset auf dem entzückenden Schauspiel unserer durch eure zärtliche Sorge glücklichen Kinder."

Die Frauen ließen sich überreden und gingen. Ohne Zweifel sprach der radikale Chaumette den meisten unserer Männer, die sonst einen Abscheu vor ihm haben, aus der Seele. Nun, wir glauben auch, daß es eine zweckmäßige Arbeitstheilung ist, wenn man den Männern die Vertheidigung des Landes überläßt, den

Frauen die Sorge für die Heimath und den Herd. In Rußland ziehen die Männer ganzer Dorfschaften im Spätherbst, wenn sie den Acker bestellt, nach den entfernten Fabriken und überlassen den Frauen die Verwaltung der Gemeinde und das Haus. Im Uebrigen ist der rednerische Erguß Chaumettes nur Phrase. Was er von der Mühe des Mannes im Ackerbau sagt, trifft nicht einmal zu, denn im Ackerbau hat die Frau von uralter Zeit bis zur Stunde nicht die leichte Rolle gehabt. Die Anstrengungen der Jagd und des Wettrennens sind eben keine „Anstrengungen", sie sind ein Vergnügen der Männer, und die Politik hat nur für Denjenigen Gefahren, der gegen den Strom schwimmt, im Uebrigen bietet sie den Männern wenigstens ebenso viel Vergnügen als Anstrengung. Es ist der Männeregoismus, der aus dieser Rede spricht.

Um dieselbe Zeit, als die französische Revolution im Gange war und die Aufmerksamkeit von ganz Europa in Anspruch nahm, erhob sich auch jenseits des Kanals, in England, eine Frau, um öffentlich für die Gleichberechtigung ihres Geschlechts zu wirken. Es war die 1759 geborene Mary Wollstonecraft, die 1790 ein Buch gegen E. Burke, den heftigsten Feind der französischen Revolution, veröffentlichte, in dem sie die Menschenrechte vertheidigte. Später schrieb sie ein zweites Buch, in dem sie für die volle Gleichberechtigung ihres Geschlechts eintrat. Das geschah in ihrem 1792 erschienenen Buche „A Vindication of the Rights of woman" (Eine Rechtfertigung der Rechte der Frau); in diesem Buche verlangt sie das Wahlrecht für die Frauen zum Unterhaus. Aber sie fand damit in England noch weniger Widerhall als ihre Geschlechtsgenossinnen in Frankreich. An schweren seelischen Kämpfen ging sie, von ihren Zeitgenossen verspottet und verhöhnt, zu Grunde. Vor der Revolution war es vornehmlich der Encyclopädist Condorcet, der für die Gleichberechtigung beider Geschlechter eintrat.

Heute liegen die Dinge ein wenig anders. Die Verhältnisse sind seitdem mächtig umgestaltet worden, und haben auch die Lage der Frau verändert. Ob verheirathet oder unverheirathet, sie hat mehr als in jeder früheren Periode an dem bestehenden sozialen und politischen Zustand ein Interesse. Es kann ihr nicht gleichgiltig sein, ob der Staat jährlich Hunderttausende von kräftigen, gesunden Männern in der stehenden Armee festhält, ob eine Politik besteht, die Kriege begünstigt oder nicht, ob die nothwendigsten Lebensbedürfnisse durch Steuern vertheuert werden, die obendrein die Verfälschung

der Lebensmittel begünstigen und die Familie um so härter treffen, je zahlreicher dieselbe ist, und das in einer Zeit, in der für die große Mehrzahl die Mittel zum Leben schon äußerst knapp bemessen sind. Außerdem bezahlt die Frau direkte und indirekte Steuern von ihrer Lebenshaltung und aus ihrem Einkommen. Ferner ist das Erziehungssystem für sie vom höchsten Interesse, denn die Art der Erziehung entscheidet in hohem Grade über die Stellung ihres Geschlechts; als Mutter hat sie ein doppeltes Interesse daran.

Weiter giebt es heute, wie nachgewiesen wurde, Millionen Frauen in Hunderten von Berufsarten, die alle persönlich sehr lebhaft betheiligt sind, wie unsere Sozialgesetzgebung beschaffen ist. Fragen, betreffend die Länge der Arbeitszeit, die Nacht-, Sonntags- und Kinderarbeit, die Lohnzahlungs- und Kündigungsfristen, die Schutzmaßregeln in Fabriken und Werkstätten u. s. w., sind Fragen der Gesetzgebung, die sie so gut angehen als den Mann. Die männlichen Arbeiter haben über den Zustand vieler Industriezweige, in welchen Frauen ausschließlich oder überwiegend beschäftigt sind, nur eine unvollkommene oder gar keine Kenntniß. Die Unternehmer haben alles Interesse, Mißstände, die ihre eigene Schuld sind, zu vertuschen oder zu verschweigen; die Fabrikinspektion erstreckt sich aber vielfach nicht auf Gewerbszweige, in welchen Frauen ausschließlich beschäftigt sind, auch ist sie noch äußerst unzureichend, und doch sind gerade in diesen Branchen Schutzmaßregeln häufig am nothwendigsten. Man braucht nur an die Arbeitslokale zu erinnern, in welchen Näherinnen, Schneiderinnen, Putzmacherinnen u. s. w. in unseren größeren Städten zusammengepfercht werden. Von dort kommt kaum eine Klage und dorthin dringt bis jetzt keine Untersuchung. Endlich ist die Frau als Erwerbende auch an der Handels- und Zollgesetzgebung interessirt. Es kann also gar keinem Zweifel unterliegen, daß sie ein Interesse und ein Recht hat, Einfluß auf die Gestaltung der Zustände durch die Gesetzgebung zu beanspruchen, so gut wie der Mann. Ihre Betheiligung am öffentlichen Leben würde demselben einen bedeutenden Aufschwung geben und eine Menge neuer Gesichtspunkte würden eröffnet.

Auf solche Ansprüche folgt die kurz abweisende Antwort: Die Frauen verstehen nichts von Politik, sie wollen in der großen Mehrzahl auch nichts davon wissen, sie verstehen auch das Stimmrecht nicht zu benutzen. Das ist wahr und nicht wahr. Allerdings haben bis jetzt äußerst wenig Frauen, wenigstens in Deutschland, gewagt,

auch die politische Gleichberechtigung der Frauen zu fordern. Die erste Frau, die in Deutschland schriftstellerisch dafür eintrat, war unseres Wissens Frau Hedwig Dohm. Neuerdings sind es hauptsächlich die sozialdemokratisch gesinnten Arbeiterinnen, die dafür kräftig agitatorisch eintreten, und ihr Anhang wird immer größer.

Mit dem Einwand, daß die Frauen bisher der politischen Bewegung nur schwaches Interesse entgegenbrachten, ist nichts bewiesen. Wenn die Frauen bisher nicht um Politik sich bekümmerten, so ist nicht damit bewiesen, daß sie es nicht müßten. Dieselben Gründe, die heute gegen das Stimmrecht der Frauen angeführt werden, wurden in der ersten Hälfte der sechziger Jahre in Deutschland gegen das allgemeine Stimmrecht der Männer geltend gemacht. Der Verfasser dieser Schrift gehörte selbst noch 1863 zu denen, die sich gegen das allgemeine Stimmrecht erklärten, vier Jahre später verdankte er ihm seine Wahl in den Reichstag. Tausenden erging es ähnlich, sie wurden aus einem Saulus zu einem Paulus. Gleichwohl giebt es noch sehr viele Männer, die ihr wichtigstes politisches Recht entweder nicht benutzen oder nicht zu benutzen verstehen, aber das war kein Grund, ihnen dasselbe vorzuenthalten und kann keiner sein, es ihnen entziehen zu wollen. Bei den Reichstagswahlen in Deutschland stimmen in der Regel 25 bis 30 Prozent der Wahlberechtigten nicht, und diese Nichtwähler rekrutiren sich aus allen Klassen, es sind Gelehrte und Handarbeiter darunter. Und unter den 70 bis 75 Prozent, die sich an der Wahl betheiligen, stimmt nach unserer Auffassung die Mehrzahl so, wie sie nicht stimmen dürfte, begriffe sie ihr wahres Interesse. Daß sie dieses noch nicht begriffen hat, liegt an dem Mangel politischer Bildung, die indeß die 70 bis 75 Prozent immer noch in höherem Maße besitzen, als die 25 bis 30 Prozent, die sich gänzlich fern halten. Ausgenommen hiervon sind jene, die der Stimmurne fern bleiben, weil sie nicht ohne Gefahr nach freier Ueberzeugung stimmen können.

Politische Bildung wird aber nicht dadurch gewonnen, daß man die Massen von öffentlichen Angelegenheiten fern hält, sondern dadurch, daß man sie zur Ausübung politischer Rechte zuläßt. Ohne Uebung keine Meister. Die herrschenden Klassen haben es bisher in ihrem Interesse verstanden, die große Mehrheit des Volkes in politischer Unmündigkeit zu erhalten. Bis zu dieser Stunde war es daher die Aufgabe einer klassen- und zielbewußten Minorität, mit Energie und Begeisterung für die Interessen der Allgemeinheit

zu kämpfen und die große träge Masse aufzurütteln und sich nachzuziehen. So war es aber bisher in allen großen Bewegungen, und so kann es weder verwundern noch entmuthigen, daß es wie in der modernen Proletarier-, so auch in der Frauenbewegung nicht anders ist. Die bisherigen Erfolge zeigen, daß Mühe, Anstrengungen und Opfer belohnt werden, und die Zukunft bringt den Sieg.

In dem Augenblick, in dem die Frauen gleiche Rechte mit den Männern erlangen, wird auch das Bewußtsein der Pflichten in ihnen lebendig werden. Aufgefordert, ihre Stimmen abzugeben, werden sie sich auch fragen: wofür? für wen? Mit diesem Augenblick werden eine Reihe von Anregungen zwischen Mann und Frau eintreten, die, weit entfernt, ihr gegenseitiges Verhältniß zu verschlechtern, im Gegentheil es wesentlich verbessern werden. Die unterrichtetere Frau wird sich naturgemäß an den unterrichteteren Mann wenden. Daraus folgt Ideenaustausch und gegenseitige Belehrung, ein Zustand, wie er bisher zwischen Mann und Frau in den seltensten Fällen bestand. Dies wird ihrem Leben einen neuen Reiz geben. Der unglückliche Bildungs- und Auffassungsunterschied unter den Geschlechtern, der so vielfach zu Meinungsdifferenzen und Ehestreitigkeiten führt, den Mann in Zwiespalt mit seinen verschiedenseitigen Pflichten setzt und das Gemeinwohl schädigt, wird mehr und mehr ausgeglichen. Statt eines Hemmschuhs wird der Mann in der gleichgesinnten Frau eine Unterstützerin erhalten; sie wird, wenn sie durch Pflichten abgehalten ist, sich selbst zu betheiligen, den Mann anspornen, seine Schuldigkeit zu thun. Sie wird es in der Ordnung finden, daß ein Bruchtheil des Einkommens für eine Zeitung, für Agitationszwecke ausgegeben wird, weil die Zeitung auch ihr zur Belehrung und Unterhaltung dient und weil sie die Nothwendigkeit der Opfer begreift, damit erobert wird, was ihr, dem Manne und ihren Kindern fehlt — ein menschenwürdiges Dasein.

So wird das beiderseitige Eintreten für das Gemeinwohl, das mit dem eigenen aufs Engste verknüpft ist, im höchsten Grade veredelnd wirken. Das Gegentheil von dem wird hervorgerufen, was Kurzsichtige oder die Feinde eines auf voller Gleichberechtigung Aller beruhenden Gemeinwesens behaupten. Und dieses Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern wird in demselben Maße sich verschönern, wie die gesellschaftlichen Einrichtungen Mann und Frau von materieller Sorge und übermäßiger Arbeitslast befreien. Uebung und Erziehung

werden hier wie in allen anderen Fällen weiter helfen. Gehe ich nicht ins Wasser, so lerne ich nie schwimmen; studire ich keine fremde Sprache und übe ich sie nicht, so werde ich sie nie sprechen lernen. Das findet Jeder natürlich, aber Viele begreifen nicht, daß dasselbe auch für die Angelegenheiten des Staates und der Gesellschaft gilt. Sind unsere Frauen unfähiger als die weit tiefer stehenden Neger, denen man in Nordamerika die volle politische Gleichberechtigung zuerkannte? Und soll eine geistig hochstehende Frau weniger Recht haben als der roheste, ungebildetste Mann; z. B. als ein unwissender, hinterpommerscher Tagelöhner oder ein ultramontaner polnischer Kanalarbeiter, und nur deshalb, weil der Zufall diese als Männer zur Welt kommen ließ? Der Sohn hat mehr Recht als die Mutter, von der er vielleicht seine besten Eigenschaften erbte, die ihn zu dem erst machten, was er ist. In der That sonderbar!

Ueberdies riskiren wir nicht mehr in Deutschland, als die Ersten, in das Dunkle, Unbekannte zu springen. Nordamerika, England und andere Staaten haben bereits die Bahn gebrochen. Im Staate Wyoming in den Vereinigten Staaten ist das Stimmrecht der Frauen schon seit 1869 erprobt. Ueber die Wirkung desselben schrieb schon am 12. November 1872 Richter Kingmann aus Laramie City an die Frauen-Zeitung (Women's Journal) in Chicago Folgendes:

„Es sind heute drei Jahre, daß in unserem Territorium die Frauen das Stimmrecht erhielten, sowie das Recht, an den Aemtern theilzunehmen wie die anderen Wähler. In dieser Zeit haben sie gewählt und sind erwählt worden zu verschiedenen Aemtern; sie sind als Geschworene und Friedensrichter in Funktion gewesen. Sie haben sich allgemein betheiligt bei allen unseren Wahlen, und obschon ich glaube, daß Einige unter uns im Prinzip das Eintreten der Frauen nicht gutheißen, so wird, glaube ich, Niemand verweigern können anzuerkennen, daß dieses Eintreten auf unsere Wahlen einen erzieherischen Einfluß geübt hat. Es veranlaßte, daß sie ruhig und ordentlich verliefen, und daß zu gleicher Zeit unsere Gerichtshöfe in die Lage kamen, verschiedene Arten von Verbrechern zu erreichen und zu bestrafen, die bis dahin ungestraft blieben.

„Als z. B. das Territorium organisirt ward, gab es fast Niemand, der nicht einen Revolver bei sich trug und bei dem geringsten

Streit Gebrauch davon machte. Ich erinnere mich nicht eines einzigen Falles, daß eine aus Männern gebildete Jury einen derjenigen, die mit dem Revolver geschossen hatten, für überführt erachtete; aber mit zwei oder drei Frauen unter den Geschworenen haben dieselben stets den Belehrungen (instructions) des Gerichtshofes Folge geleistet. . . . ."

Und wie man nach 25jähriger Einführung des Frauenstimmrechts in Wyoming über dasselbe denkt, dafür spricht die Adresse, welche am 12. November 1894 die Volksvertretung des Staats an alle Parlamente der Welt erließ. Darin hieß es:

„Der Besitz und die Ausübung des Stimmrechts durch Frauen in Wyoming hat keinerlei schlechte, sondern nach vielen Richtungen hin sehr gute Folgen gehabt; es hat in hervorragender Weise dazu beigetragen, Verbrechen und Armuth aus diesem Staate zu verbannen und zwar ohne alle Gewaltmaßregeln; es hat friedliche und ordentliche Wahlen, eine gute Regierung, einen bemerkenswerthen Grad von Zivilisation und öffentlicher Ordnung herbeiführen helfen; und wir weisen mit Stolz auf die Thatsache hin, daß seit 25 Jahren, seit die Frauen das Stimmrecht besitzen, kein Distrikt von Wyoming ein Armenhaus besitzt, daß unsere Gefängnisse so gut wie leer und Verbrechen so gut wie unbekannt sind. Gestützt auf unsere Erfahrung dringen wir darauf, daß jeder zivilisirte Staat auf Erden den Frauen ohne Verzug das Stimmrecht gewährt."

Bei aller Anerkennung für die politische Thätigkeit der Frauen im Staate Wyoming gehen wir nicht so weit, zu behaupten, wie die begeisterten Vertheidiger des Frauenstimmrechts in der dortigen Volksvertretung, ausschließlich dem Stimmrecht der Frauen die beneidenswerthen Zustände zuzuschreiben, deren sich, nach der Schilderung der Adresse, der Staat Wyoming erfreut — hierfür sind mitentscheidend eine Reihe sozialer Momente verschiedener Art —; aber fest steht, daß die Ausübung des Frauenstimmrechts für Wyoming von den wohlthätigsten Folgen begleitet war und nicht ein Nachtheil daraus entstand. Das ist die glänzendste Rechtfertigung für die Einführung desselben.

Das Beispiel von Wyoming fand Nachahmung. Heute sind es eine Reihe Staaten in verschiedenen Erdtheilen, in welchen die Frau mehr oder weniger ausgedehnte politische Rechte genießt. In den Vereinigten Staaten erhielten vor mehreren Jahren im Staate Colorado die Frauen das politische Stimmrecht, und bereits 1894

wählten sie eine Anzahl Vertreterinnen; ebenso in Arizona und neuerdings in Minnesota. In Neuseeland haben sie sich im Jahre 1893 sehr lebhaft an den Parlamentswahlen betheiligt und zwar lebhafter als die Männer, doch besaßen sie nur das aktive Wahlrecht, gewählt konnten nur Männer werden. Aber im März 1894 erklärte der Premierminister einer Frauendeputation, daß er dafür eintreten werde, ihnen auch das passive Wahlrecht einzuräumen. In der nordamerikanischen Union besaßen im Jahre 1893 in 22 Staaten die Frauen das aktive und passive Wahlrecht für die Schulverwaltung. In Kansas, Nebraska, Colorado, Oregon, Arizona, Dakota, Idaho, Minnesota und Montana besitzen sie das Gemeindewahlrecht unter der Voraussetzung, daß sie Bürgerinnen sind. In Argonia (Kansas) wurde bereits 1887 die Frau eines Arztes zum Bürgermeister gewählt, das gleiche geschah 1893 in Onehunga auf Neuseeland.

In Schweden haben seit mehr als einem Jahrzehnt die Frauen das Wahlrecht für Bezirks- und Gemeindewahlen unter den gleichen Bedingungen wie die Männer. Eine förmliche Geschichte hat die Erkämpfung des Frauenstimmrechts in England hinter sich. Nach altem Recht besaßen im Mittelalter Frauen Stimmrecht, die Grundherrinnen waren, als solche übten sie auch die richterliche Gewalt. Im Laufe der Zeit verloren sie diese Rechte. In der Wahlreformakte von 1832 war das Wort „person" gebraucht worden, was nach englischen Begriffen Angehörige beider Geschlechter, Mann und Frau, einschließt. Gleichwohl fand das Gesetz in Bezug auf die Frauen eine einschränkende Auslegung, wodurch man sie zurückwies, wo sie den Versuch zu wählen machten. In der Wahlreformbill von 1867 hatte man dagegen statt des Wortes „person" das Wort „man" gesetzt. John Stuart Mill beantragte, an Stelle von „man" wieder „person" zu setzen, mit der ausdrücklichen Begründung, daß alsdann Frauen unter den gleichen Bedingungen wie Männer das Stimmrecht besitzen sollten. Der Antrag wurde mit 196 gegen 83 Stimmen abgelehnt. Sechzehn Jahre später (1883) wurde aufs Neue im Unterhaus der Versuch gemacht, den Frauen das Stimmrecht einzuräumen. Der Antrag wurde mit einer Majorität von nur 16 Stimmen verworfen. Ein weiterer Versuch im Jahre 1884 wurde, bei ungleich stärkerer Besetzung des Hauses, mit einem Mehr von 136 Stimmen abgelehnt. Aber die Minorität ließ sich nicht werfen. Im Jahre 1886 gelang es ihr, einen Antrag auf Er-

theilung des Parlamentsstimmrechts an die Frauen in zwei Lesungen zur Annahme zu bringen, die Auflösung des Parlaments verhinderte die endgiltige Entscheidung. Die vorläufig letzte Entscheidung in dieser Frage brachte der 27. April 1892, an welchem mit 175 gegen 152 Stimmen der Eintritt in die zweite Lesung eines Antrags von Sir A. Rollit verweigert wurde, der lautete:

„Jede Frau in Großbritannien (England, Wales und Schottland), welche eingeschrieben ist oder das Recht hat eingeschrieben zu werden, als Wähler für irgend einen Stadtrath oder Grafschaftsrath, oder in Irland als Steuerzahlende das Recht besitzt, für die Armenverwaltung zu wählen, soll das Stimmrecht haben für alle Parlamentswahlen in dem betreffenden Wahlbezirk."

Am 29. November 1888 hielt Lord Salisbury eine Rede in Edinburg, in der er unter Anderem ausführte: „Ich hoffe ernstlich, daß der Tag nicht mehr fern sein wird, an dem die Frauen das Stimmrecht für die Parlamentswahlen mit den Männern theilen und die politische Richtung des Landes mit bestimmen." Und Alfred Russell Wallace, bekannt als Naturforscher und Anhänger Darwins, äußerte sich über dieselbe Frage also: „Wenn Männer und Frauen die Freiheit haben, ihren besten Impulsen zu folgen, wenn beide die bestmöglichste Erziehung erhalten, wenn keine falschen Beschränkungen einem menschlichen Wesen wegen des Zufalls des Geschlechts auferlegt werden, und wenn die öffentliche Meinung von den Weisesten und Besten regulirt und der Jugend systematisch eingeschärft werden wird, dann werden wir finden, daß ein System der menschlichen Auswahl sich geltend machen wird, welche eine reformirte Menschheit zur Folge haben muß. So lange Frauen gezwungen sind, die Heirath als ein Mittel anzusehen, vermöge dessen sie der Armuth entgehen und der Verlassenheit sich entziehen können, sind und bleiben sie im Vergleich mit den Männern im Nachtheil. Der erste Schritt daher in der Emanzipation der Frauen ist die Hinwegräumung aller Beschränkungen, welche sie verhindern, mit den Männern auf allen Gebieten der Industrie und Beschäftigungen zu konkurriren. Aber wir müssen weiter gehen und den Frauen die Ausübung ihrer politischen Rechte gestatten. Viele der Beschränkungen, unter denen die Frauen bisher gelitten, wären ihnen erspart worden, hätten sie eine direkte Vertretung im Parlament gehabt."

In den meisten Theilen Englands haben verheirathete Frauen gleiche Rechte mit den Männern insofern, daß sie das Wahlrecht

für die Schul- und Armenkommissionen besitzen und vielfach auch gewählt werden können.

Bei den Grafschaftswahlen haben unverheirathete Frauen das Recht, unter den gleichen Bedingungen wie die Männer zu wählen, aber sie haben nicht das Recht, gewählt zu werden. Ebenso erhielten durch die Reformakte von 1869 alle selbständigen steuerzahlenden Frauen das Recht zu wählen, aber sie dürfen nicht gewählt werden. Verheirathete Frauen sind laut einer Entscheidung des obersten Gerichtshofs aus dem Jahre 1872 vom Wahlrecht ausgeschlossen, da nach englischem Rechte die Frau durch die Heirath ihre Selbständigkeit verliere. Das ist ein sehr ermunternder Beschluß für die Frauen, sich vom Abschluß einer bürgerlich legitimen Ehe fernzuhalten. Da auch sonst vielfach in England und Schottland unverheirathete oder von ihrem Gatten getrennt lebende Frauen Rechte besitzen, die Ehefrauen abgesprochen werden, so ist die Versuchung für die Frauen, auf eine legitime Verbindung zu verzichten, eine erhebliche. Es ist nicht gerade klug von den männlichen Vertretern der bürgerlichen Gesellschaftsordnung, die bürgerliche Ehe zu einer Art Sklavenzustand für die Frau zu degradiren.

In Oesterreich haben Frauen, die Eigenthümerinnen von Grund und Boden sind oder ein Gewerbe betreiben, an dem das Stimmrecht haftet, das Recht, dieses Stimmrecht durch einen Bevollmächtigten ausüben zu lassen; das gilt auch von der Wahl zum Reichsrath und zu den Landtagen. Ist die Frau Inhaber eines Handels- oder Fabrikbetriebs, der das Wahlrecht für die Handelskammer gewährt, so muß sie die Wahl durch einen Geschäftsleiter ausüben lassen. In Frankreich dagegen hat eine Frau, die ein Handelsgeschäft betreibt, bei der Wahl der Mitglieder zu Handelsgerichten das Stimmrecht, aber sie kann nicht gewählt werden. Nach der Landgemeindeordnung der alten preußischen Provinzen vom Jahre 1891 sind Frauen stimmberechtigt, wenn der ihnen gehörende Grundbesitz zum Stimmrecht befähigt, jedoch müssen sie das Stimmrecht durch Vertreter ausüben lassen, auch sind sie nicht wählbar. Das Gleiche ist in den Landgemeindeordnungen für Hannover, Braunschweig, Schleswig-Holstein, Sachsen-Weimar, Hamburg und Lübeck ausgesprochen. In Sachsen kann die Frau nach der Landgemeindeordnung das Stimmrecht ausüben, wenn sie Grundbesitzerin und unverheirathet ist. Ist sie verheirathet, so geht das Stimmrecht

auf den Ehemann über. Das Wahlrecht ist also in den zuletzt angeführten Fällen nicht an die Person, sondern an den Besitz gebunden. Das ist sehr lehrreich für die herrschende Staatsmoral und das geltende Recht. Mensch, du bist eine Null, hast du kein Geld und Gut; Verstand, Intelligenz sind Nebendinge. Der Besitz entscheidet.

Das Prinzip, der Frau als einer Unmündigen kein Stimmrecht einzuräumen, ist also thatsächlich durchbrochen. Dennoch wehrt man sich, ihr das volle Recht zuzuerkennen. Man sagt, der Frau das Stimmrecht einzuräumen sei gefährlich, weil die Frau leicht religiösen Vorurtheilen zugänglich und konservativ sei. Aber sie ist beides nur, weil sie unwissend ist; man erziehe sie und lehre sie, wo ihr wahres Interesse liegt. Uebrigens wird der religiöse Einfluß bei Wahlen übertrieben. Die ultramontane Agitation war bisher in Deutschland nur so erfolgreich, weil sie das soziale Interesse mit dem religiösen zu verbinden wußte. Die ultramontanen Kapläne wetteiferten lange mit den Sozialdemokraten, die soziale Fäulniß aufzudecken. Daher ihr Einfluß bei den Massen. Mit dem Ende des Kulturkampfes schwindet der Einfluß der katholischen Geistlichkeit auf die Massen. Die Geistlichkeit ist gezwungen, ihre Opposition wider die staatliche Gewalt aufzugeben, gleichzeitig zwingt sie der wachsende Klassengegensatz, auf die katholische Bourgeoisie und den katholischen Adel Rücksichten zu nehmen, und so wird sie genöthigt, auf sozialem Gebiete eine größere Zurückhaltung zu beobachten. Damit verliert die Geistlichkeit bei dem Arbeiter an Einfluß, namentlich wenn Rücksichtnahme auf die Staatsgewalt und die herrschenden Klassen sie zwingt, Handlungen und Gesetze gut zu heißen oder zu dulden, die gegen das Interesse der Arbeiterklasse gerichtet sind. Die gleichen Gründe bringen schließlich auch bei der Frau ihren Einfluß zu Falle. Hört diese aus den Versammlungen und aus den Zeitungen, und lernt sie aus eigener Erfahrung, wo ihr wahres Interesse liegt, so wird sie sich ebenso von der Geistlichkeit emanzipiren, wie der Mann.

Die grimmigsten Gegner des Stimmrechts der Frauen sind die Geistlichen, und sie wissen warum. Die Herrschaft in ihrer Domäne stünde in Frage. Daß die Erfolge nicht sofort in großem Maßstab sich zeigten, kann kein Grund sein, das Stimmrecht ihnen vorzuenthalten. Was würden die Arbeiter sagen, wollten die Liberalen das allgemeine Stimmrecht abschaffen — und es ist ihnen sehr unbe-

quem —, weil es mehr und mehr den Sozialisten nützt? Ein gutes Recht wird nicht schlecht, weil Derjenige, der es gebraucht, seinen richtigen Gebrauch noch nicht erlernt hat.

Mit dem aktiven müßte natürlich das passive Wahlrecht verbunden sein. „Eine Frau auf der Tribüne des Reichstages, das müßte sich schön machen", hören wir rufen. Wir haben uns bereits daran gewöhnt, die Frauen bei ihren Kongressen und in Versammlungen auf der Tribüne zu sehen, in Nordamerika auch auf der Kanzel und auf der Geschworenenbank, warum nicht auch z. B. auf der Tribüne des Reichstages? Die erste Frau, die in den Reichstag käme, wüßte sicher zu imponiren. Als die ersten Arbeiter in den Reichstag traten, glaubte man auch über sie witzeln zu können und behauptete, die Arbeiter würden bald einsehen, welche Thorheit sie begangen hätten, solche Leute zu wählen. Ihre Vertreter wußten sich aber schnell Respekt zu verschaffen, und heute fürchtet man, daß es ihrer zu viele werden. Frivole Witzlinge wenden ein: „Aber stellt euch eine schwangere Frau auf der Tribüne des Reichstags vor, wie ‚unästhetisch'!" Dieselben Herren finden es aber ganz in der Ordnung, daß schwangere Frauen bei den unästhetischsten Beschäftigungen verwandt werden, bei welchen Frauenwürde, Gesundheit und Anstand untergraben werden. In unseren Augen ist der Mann ein elender Wicht, der über eine schwangere Frau zu witzeln vermag. Der bloße Gedanke, daß einst seine eigene Mutter so ausgesehen, bevor sie ihn in die Welt setzte, müßte ihm die Schamröthe auf die Wangen treiben, und der andere Gedanke, daß er, der rohe Spötter selbst, von einem ähnlichen Zustande seiner Frau, die Gewährung seiner höchsten Wünsche erwartet, sollte ihn beschämt zum Verstummen bringen.

Eine Frau, die Kinder gebiert, leistet dem Gemeinwesen wenigstens denselben Dienst, wie ein Mann, der gegen einen eroberungssüchtigen Feind Land und Herd mit seinem Leben vertheidigt. Außerdem. Das Leben der Frau steht in jedem Mutterschaftsfalle auf dem Spiele; alle unsere Mütter haben bei unserer Geburt dem Tod ins Angesicht geblickt, und viele von ihnen sind dem Akt erlegen. Die Zahl der Frauen, die in Folge von Geburten sterben, oder in Folge davon siechen, ist größer, als die Zahl der Männer, die auf dem Schlachtfeld fallen oder verwundet werden. Vom Jahre 1816 bis 1876 fielen in Preußen nicht weniger als

321 791 Frauen allein dem Kindbettfieber zum Opfer — durchschnittlich per Jahr 5363. Das ist eine weit größere Zahl, als innerhalb derselben Zeit in Preußen Männer in den verschiedenen Kriegen getödtet wurden oder an ihren Wunden starben. Und zu dieser enorm großen Zahl am Kindbettfieber gestorbener Frauen kommt die weit größere Zahl derjenigen, die in Folge eines Wochenbetts dauernd siechten und frühzeitig starben.* Auch aus diesem Grunde hat die Frau Anspruch auf volle Gleichberechtigung mit dem Manne. Dies muß namentlich denen gegenüber gesagt werden, die die Vaterlands-Vertheidigungspflicht des Mannes als ein bevorzugtes Moment gegen die Frau geltend machen. Ueberdies leisten die meisten Männer, in Folge unserer militärischen Einrichtungen, diese Pflicht nicht einmal, sie steht für die Mehrzahl nur auf dem Papier.

Alle diese oberflächlichen Einwendungen gegen eine öffentliche Thätigkeit der Frau wären undenkbar, wäre das Verhältniß der beiden Geschlechter ein natürliches und bestände nicht ein künstlich großgezogener Antagonismus, neben dem Herrschafts- und Knechtschaftsverhältniß der Geschlechter. Trennt man doch beide schon von Jugend an im gesellschaftlichen Verkehr und in der Erziehung. Insbesondere ist es der dem Christenthum geschuldete Antagonismus, der die Geschlechter beständig voneinander und eins über das andere in Unwissenheit erhält, der freieren geselligen Verkehr, gegenseitiges Vertrauen, gegenseitige Ergänzung der Charaktereigenschaften verhindert.

Eine der ersten und wichtigsten Aufgaben einer vernünftig organisirten Gesellschaft muß sein, diesen unheilvollen Zwiespalt aufzuheben und die Natur in ihre Rechte einzusetzen. Die Unnatur beginnt schon in der Schule. Einmal Trennung der Geschlechter, dann verkehrten oder keinen Unterricht in dem, was den Menschen als Geschlechtswesen betrifft. Zwar wird in jeder leidlich guten Schule heute Naturgeschichte gelehrt: das Kind erfährt, daß die Vögel Eier legen und sie ausbrüten; es erfährt auch, wann die

* Auf jede Frau, welche heute im Kindbett stirbt, müssen wir 15 bis 20 rechnen, welche mehr oder weniger schwer infizirt werden und Störungen der Unterleibsorgane und der allgemeinen Gesundheit davon tragen, an denen sie häufig ihr ganzes Leben kränkeln. Das Frauenbuch, Band I, S. 363, von Frau H. B. Adams, Dr. med. Stuttgart 1894. Süddeutsches Verlagsinstitut.

Paarungszeit beginnt, daß Männchen und Weibchen dazu nothwendig sind, daß beide gemeinsam den Nestbau, das Brütegeschäft, die Pflege der Jungen übernehmen. Es erfährt ferner, daß die Säugethiere lebendige Junge gebären; es hört von der Brunstzeit und dem Kampfe der Männchen um die Weibchen während derselben; es erfährt auch die gewöhnliche Zahl der Jungen, vielleicht auch die Trächtigkeitszeit der Weibchen. Aber über die Entstehung und Entwicklung seines eigenen Geschlechts bleibt es im Dunklen, das wird in geheimnißvollen Schleier gehüllt. Wenn dann das Kind seine natürliche Wißbegierde durch Fragen an die Eltern, namentlich an die Mutter — an den Lehrer wagt es sich selten — zu befriedigen sucht, werden ihm die albernsten Märchen aufgebunden, die es nicht zufriedenstellen können, und eine um so üblere Wirkung erzielen, wenn es eines Tages dennoch die Natur seines Ursprungs erfährt. Es wird wenig Kinder geben, die bis zum zwölften Jahre diese nicht erfahren haben. Dazu kommt, daß in jeder kleinen Stadt, und insbesondere auf dem Lande, die Kinder schon von frühester Jugend an die Paarung des Federviehs, die Begattung der Hausthiere aus nächster, unmittelbarster Nähe auf dem Hofe, auf der Straße, beim Austreiben des Viehs u. s w. beobachten. Sie hören, daß der Zustand, wie die Befriedigung der Brunst, ebenso wie der Akt der Geburt, bei den verschiedenen Hausthieren seitens der Eltern, des Gesindes und der älteren Geschwister mit der ungenirtesten Gründlichkeit zum Gegenstand wichtiger Diskussionen gemacht werden. Das Alles erweckt bei dem Kinde Zweifel über die elterliche Darstellung seines eigenen Eintritts in das Leben. Schließlich kommt der Tag der Erkenntniß doch, aber in anderer Weise, als er bei natürlicher und vernünftiger Erziehung gekommen wäre. Das Geheimniß des Kindes trägt zur Entfremdung zwischen Kind und Eltern, namentlich zwischen Kind und Mutter bei. Man erreicht das Gegentheil von dem, was man in Unvernunft und Kurzsichtigkeit erreichen wollte. Wer an seine eigene Kindheit denkt, und an die seiner Jugendgenossen, weiß, was so häufig die Folgen sind.

Eine amerikanische Frau* theilt in einer Schrift unter Anderem mit, daß sie, um die fortgesetzten Fragen ihres achtjährigen Sohnes

---

* Womanhood: Its Sanctities and Fidelities by Isabella Beecher-Hooker. Boston: Lee and Shepard, Publishers. New York: Lee Shepard and Dillingham 1874.

nach seiner Herkunft zu befriedigen, und weil sie Märchen ihm nicht habe aufbinden wollen, ihm seinen wahren Ursprung entdeckte. Das Kind habe mit größter Aufmerksamkeit ihr zugehört, und von jenem Tage an, an dem es erfahren, welche Sorgen und Schmerzen es seiner Mutter bereitete, habe es mit einer bis dahin ungekannten Zärtlichkeit und Hochachtung an ihr gehangen, und habe diese Hochachtung auch auf andere Frauen übertragen. Die Verfasserin geht von der richtigen Anschauung aus, daß nur durch natürliche Erziehung eine wesentliche Besserung, namentlich eine größere Achtung und Selbstbeherrschung des männlichen Geschlechts gegen das weibliche zu erwarten sei. Wer vorurtheilsfrei denkt, wird zu keinem anderen Schlusse kommen. —

Von welchem Punkte man immer bei der Kritik unserer Zustände ausgeht, man kommt schließlich stets wieder darauf zurück: eine gründliche Umgestaltung unserer sozialen Zustände und durch sie eine gründliche Umgestaltung in der Stellung der Geschlechter ist nothwendig. Die Frau muß, um rascher zum Ziele zu kommen, sich nach Bundesgenossen umsehen, die ihr naturgemäß in der Proletarierbewegung begegnen. Das klassenbewußte Proletariat hat bereits seit geraumer Zeit den Sturm auf die Festung, den Klassenstaat, der auch die Herrschaft des einen über das andere Geschlecht aufrecht erhält, begonnen. Die Festung muß mit Laufgräben von allen Seiten umgeben und durch Geschütze jeden Kalibers zur Uebergabe gezwungen werden. Die belagernde Armee findet ihre Offiziere und die geeignete Munition auf allen Seiten. Die Sozialwissenschaft und die Naturwissenschaften im Verein mit der Geschichtsforschung, die Pädagogik, die Hygiene und Statistik rücken aus den verschiedenen Richtungen heran und liefern der Bewegung Munition und Waffen. Die Philosophie bleibt nicht zurück und kündigt, in Mainländers „Philosophie der Erlösung", die Verwirklichung des „Idealstaats" in nicht ferner Zukunft an.

Die schließliche Eroberung des Klassenstaats und seine Umgestaltung wird uns erleichtert durch die Spaltung in den Reihen seiner Vertheidiger, die, bei aller Interessengemeinschaft gegen den gemeinsamen Feind, im Kampf um die Beute, sich beständig gegenseitig bekämpfen. Das Interesse der einen Fraktion steht dem Interesse der anderen gegenüber. Was ferner uns nützt, ist die täglich wachsende Meuterei in den Reihen der Feinde, deren Kämpfer zu einem großen Theil Bein von unserem Bein, Fleisch von unserem Fleisch

sind, die aus Mißverstand und irregeleitet, bisher gegen uns und sich selbst kämpften, aber immer mehr zur Einsicht gelangen und sich uns anschließen. Ferner hilft uns die Desertion der ehrlichen, zur Einsicht gekommenen Männer aus den Reihen der bisher feindlichen Denker, die ihr höheres Wissen, ihre bessere Einsicht anspornt, sich über ihr niederes Klasseninteresse, den Egoismus ihrer Klasse zu erheben, und, indem sie ihrem idealen Drange nach Gerechtigkeit folgen, sich den nach Befreiung lechzenden Massen anschließen.

Vielen ist das Stadium der Zersetzung, in dem Staat und Gesellschaft sich bereits befinden, noch nicht zum Bewußtsein gekommen, und so ist, obgleich die dunkeln Partien schon vielfach in dieser Schrift hervorgehoben wurden, auch diese Darlegung nothwendig.

Staat und Gesellschaft.

Das soziale Leben der Gesellschaft hat in den letzten Jahrzehnten, in allen Kulturstaaten der Welt, eine ungemein rasche Entwicklung angenommen, eine Entwicklung, die jeder Fortschritt auf irgend einem Gebiete menschlicher Thätigkeit beschleunigt. Unsere sozialen Verhältnisse sind dadurch in einen früher nie gekannten Zustand der Unruhe, der Gährung und Auflösung versetzt worden. Die herrschenden Klassen fühlen keinen festen Boden mehr unter den Füßen, und die Institutionen besitzen nicht mehr die Festigkeit, dem von allen Seiten heranziehenden Ansturm zu trotzen. Ein Gefühl der Unbehaglichkeit, der Unsicherheit und der Unzufriedenheit hat sich aller Kreise bemächtigt, der höchsten wie der niedersten. Die krampfhaften Anstrengungen, welche die herrschenden Klassen machen, um durch Flickwerk und Stückwerk am sozialen Körper, diesem ihnen unerträglichen Zustande ein Ende zu machen, erweisen sich als eitel, weil unzureichend. Die daraus erwachsende steigende Unsicherheit vermehrt ihre Unruhe und ihr Unbehagen. Kaum haben sie in das baufällige Haus in Gestalt irgend eines Gesetzes einen Balken eingezogen, so entdecken sie, daß an zehn anderen Punkten ein solcher noch nöthiger wäre. Dabei befinden sie sich untereinander beständig im Streit und in schweren Meinungsdifferenzen. Was der einen Partei nothwendig dünkt, um die immer unzufriedener werdenden Massen einigermaßen zu beruhigen und zu versöhnen, geht der anderen zu weit, das betrachtet sie als unverantwortliche Schwäche

und Nachgiebigkeit, die nur das Gelüste nach größeren Konzessionen erwecke. Dafür sprechen in schlagender Weise die Debatten, die im deutschen Reichstag in der Session von 1894/95 (sowohl im Plenum wie in der betreffenden Kommission) über die sogenannte Umsturzvorlage stattgefunden haben und zahlreiche andere Verhandlungen in allen Parlamenten. Innerhalb der herrschenden Klassen selbst sind Gegensätze vorhanden, die unüberbrückbar scheinen, und diese verschärfen noch die sozialen Kämpfe.

Die Regierungen — und zwar nicht blos in Deutschland — schwanken wie ein Rohr im Winde; stützen müssen sie sich, denn ohne Stütze können sie nicht existiren, und so lehnen sie sich bald auf diese, bald auf jene Seite. In keinem vorgeschrittenen Staate Europas besitzt eine Regierung eine dauernde parlamentarische Mehrheit, auf die sie mit Sicherheit rechnen kann. Die Majoritäten sind in Zerfall und in Auflösung; und der ewig wechselnde Kurs, insbesondere in Deutschland, untergräbt den letzten Rest von Vertrauen, welcher den herrschenden Klassen in sich selbst noch geblieben war. Heute ist die eine Partei Ambos, die andere Hammer, morgen umgekehrt. Die eine reißt ein, was die andere erst mühselig aufgebaut. Die Verwirrung wird immer größer, die Unzufriedenheit immer nachhaltiger, die Friktionen häufen und mehren sich und ruiniren in Monaten mehr Kräfte als früher in ebenso viel Jahren. Daneben steigen die materiellen Anforderungen in Form der verschiedenen Abgaben und Steuern ins Maßlose.

Dabei wiegen sich unsere Staatsweisen in einer merkwürdigen Illusion. Um den Besitz und die Reichen zu schonen, werden vorzugsweise Steuer- und Abgabenformen eingeführt und immer weiter ausgebildet, welche die nothleidenden Klassen am meisten treffen und die man auferlegt, in dem Glauben, die Massen fühlten sie nicht, weil ein großer Theil der letzteren ihre wirkliche Natur noch nicht erkannte. Aber das ist ein Irrthum. Die Massen haben die Natur der indirekten Abgaben und Zölle auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse in vollstem Maße erkannt. Ihre wachsende politische Bildung und Einsicht lehrt sie die große Ungerechtigkeit derselben einsehen, und bei der Erbärmlichkeit ihrer wirthschaftlichen Lage machen sich diese Lasten um so empfindlicher fühlbar, handelt es sich um eine starke Familienkopfzahl. Die Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse durch indirekte Steuern und Zölle oder durch Maßregeln von gleicher Wirkung, wie die Branntwein- und

Zuckersteuerprämien, die in Höhe von Dutzenden von Millionen Mark jährlich ein Theil der herrschenden Klasse auf Kosten der Aermeren vom Reich empfängt und weiter zu erhöhen strebt, werden als die größte Ungerechtigkeit und Härte empfunden, als Maßregeln, die in einem seltsamen Widerspruch zu der Natur des sogenannten christlichen Staats, des Staats der Sozialreform, stehen. Diese Maßregeln zerstören den letzten Funken von Glauben an das Gerechtigkeitsgefühl der herrschenden Gewalten, in einem für diese sehr bedenklichen Grade. Daß diese Art öffentlicher Lasten meist pfennigweise aufgebracht wird, ändert an ihrer schließlichen Wirkung nichts. Das Mehr der Ausgaben ist vorhanden und wird schließlich Jedem sichtbar und fühlbar. Man kann nicht Hunderte und Aberhunderte von Millionen aus meist fast leeren Taschen nehmen, ohne daß die Inhaber dieser Taschen zum Bewußtsein dieser Erleichterung kommen. Die Unzufriedenheit des Unbemittelten richtet sich bei starkem Druck durch direkte Besteuerung gegen den Staat, bei starker indirekter Besteuerung aber auch gegen die Gesellschaft, weil er das Uebel als politisches und soziales erkennt. Das ist der Fortschritt. „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit."

In dem Bestreben, den widerstreitendsten Interessen gerecht zu werden, häuft man Organisationen auf Organisationen, aber keine alte wird gründlich beseitigt, keine neue gründlich durchgeführt. Alles bewegt sich in Halbheiten, die nach keiner Seite befriedigen. Die aus dem Volksleben emporwachsenden Kulturbedürfnisse erfordern, soll nicht Alles aufs Spiel gesetzt werden, einige Berücksichtigung, sie erheischen auch in ihrer verstümmelten Ausführung bedeutende Opfer, um so bedeutendere, da in unserer öffentlichen Organisation überall eine Menge von Parasiten vorhanden sind. Daneben bleiben aber alle unproduktiven, mit den Kulturzwecken in Widerspruch stehenden Institutionen nicht nur aufrecht erhalten, sie erweitern sich vielmehr in Folge der bestehenden Gegensätze, und werden um so lästiger und drückender, wie die steigende Einsicht sie immer lauter für überflüssig erklärt. Polizeiwesen, Militärwesen, Gerichtsorganisation, Gefängnisse, der ganze Verwaltungsapparat, werden immer ausgedehnter und kostspieliger, aber weder wächst dadurch die äußere noch die innere Sicherheit, das Umgekehrte tritt ein.

Ein ganz unnatürlicher Zustand hat sich allmälig in den internationalen Beziehungen zwischen den einzelnen Nationen heraus-

gebildet. Diese Beziehungen mehren sich in dem Maße, wie die Produktion an Waaren zunimmt, der Austausch dieser Waarenmassen mit Hilfe stetig sich vervollkommnender Verkehrsmittel ein immer leichterer wird, und unsere wirthschaftlichen und wissenschaftlichen Errungenschaften Gemeingut aller Völker werden. Man schließt Handels- und Zollverträge, baut mit Hilfe internat' ıaler Mittel kostspielige Verkehrswege (Suezkanal, St. Gotthardtunnel ɔc.). Die einzelnen Staaten unterstützen mit schweren Summen Dampferlinien, die den Verkehr zwischen den verschiedensten Ländern der Erde steigern helfen. Man gründete den Weltpostverein — ein Kulturfortschritt ersten Ranges —, beruft internationale Kongresse für alle möglichen praktischen und wissenschaftlichen Zwecke, verbreitet die vornehmsten Geisteserzeugnisse der einzelnen Nationen durch Uebersetzungen in die verschiedenen Sprachen der Hauptkulturvölker, und arbeitet so durch das Alles immer mehr auf die Internationalisirung, die Verbrüderung der Völker hin. Aber der politische, der militärische Zustand der Völker Europas steht mit dieser allgemeinen Entwicklung in einem seltsamen Gegensatz. Der Nationalitätenhaß, der Chauvinismus, wird hüben und drüben künstlich genährt. Die herrschenden Klassen suchen allerwärts den Glauben aufrecht zu erhalten, als seien es die Völker, die eins dem anderen todtfeindlich gesinnt seien und nur auf den Augenblick warteten, daß eins über das andere herfallen könne, um es zu vernichten. Der Konkurrenzkampf und der Konkurrenzneid der Unternehmer und Kapitalisten der einzelnen Länder unter sich nimmt auf internationalem Gebiete den Charakter eines Kampfes der Unternehmer und Kapitalistenklasse eines Landes gegen die des anderen Landes an und ruft, unterstützt von der politischen Blindheit der großen Massen, einen Wettkampf der militärischen Rüstungen hervor, wie die Welt nie Aehnliches gesehen. Dieser Wettkampf schuf Armeen von einer Größe, wie sie nie zuvor existirten, er schuf Mord- und Zerstörungswerkzeuge für den Land- und Seekrieg von einer Vollkommenheit, wie sie nur in einem Jahrhundert vorgeschrittenster Technik wie dem unseren möglich sind. Dieser Wettkampf treibt die Gegensätze auf die Spitze, er erzeugt eine Entwicklung der Zerstörungsmittel, die schließlich sich selbst zerstören. Die Unterhaltung der Armeen und Marinen erfordert Opfer, die mit jedem Jahre größer werden und schließlich das reichste Volk zu Grunde richten. Deutschland beispielsweise hatte, nach dem Reichsetat für 1894/95,

eine Ausgabe für Heer und Marine an regelmäßigen und einmaligen Ausgaben zu machen — einschließlich der Ausgaben für Pensionen und Verzinsung der Reichsschuld, die mit rund zwei Milliarden zum größten Theil für kriegerische Zwecke gemacht wurde — von nahezu 700 Millionen Mark. Unter diesen Ausgaben für kriegerische Aufgaben leiden die Ausgaben für Bildungs- und Kulturzwecke aufs Höchste, werden die dringendsten Kulturaufgaben vernachlässigt, erlangt der Staatszweck für den sogenannten äußeren Schutz ein Uebergewicht, das den Staatszweck selbst untergräbt. Die immer größer werdenden Armeen umfassen den gesundesten und kräftigsten Theil der Nationen, für ihre Entwicklung und Ausbildung werden alle geistigen und physischen Kräfte in einer Weise in Anspruch genommen, als sei die Ausbildung für den Massenmord die höchste Aufgabe unserer Zeit. Dabei werden Kriegs- wie Mordwerkzeuge in einem fort verbessert, sie haben eine Vollkommenheit in Bezug auf Schnelligkeit, Ferntragfähigkeit und Durchschlagskraft erlangt, die sie für Freund und Feind furchtbar macht. Wird eines Tages dieser ungeheure Apparat in Thätigkeit gesetzt — wobei alsdann die feindlich sich gegenüberstehenden Mächte Europas mit 12 bis 14 Millionen Männern ins Feld rücken — so wird sich zeigen, daß er unregierbar und unlenkbar geworden ist. Es giebt keinen General, der solche Massen kommandiren kann; es giebt kein Gebiet, groß genug, um sie zu fassen und aufzustellen; keinen Verwaltungsapparat, der sie auf die Dauer zu ernähren vermag. Und im Fall von Schlachten fehlen die Hospitäler, um die Zahl der Verwundeten unterzubringen, wird die Beerdigung der zahlreichen Todten fast zur Unmöglichkeit.

Nimmt man dazu die furchtbaren Störungen und Verwüstungen, die heute ein europäischer Krieg auf wirthschaftlichem Gebiete anrichtet, so kann man ohne Uebertreibung sagen: der nächste Krieg ist der letzte Krieg. Die Zahl der Bankerotte wird eine nie dagewesene sein. Die Ausfuhr stockt, womit Tausende von Fabriken zum Stillstand verurtheilt werden; die Lebensmittelzufuhr stockt, wodurch enorme Theuerung der Lebensmittel die Folge ist. Die Zahl der Familien, deren Ernährer im Felde steht, beläuft sich auf Millionen und die meisten müssen unterstützt werden. Woher aber die Mittel nehmen zu diesem Allem?

Der politisch-militärische Zustand Europas hat eine Entwicklung genommen, der schließlich mit einer großen Katastrophe endigen muß,

welche die bürgerliche Gesellschaft in den Abgrund reißt. Auf der Höhe ihrer Entwicklung angekommen, schafft sie Zustände, die schließlich ihre Existenz unmöglich machen, bereitet sie sich selbst den Untergang, vollzieht sie mit denselben Mitteln an sich die Selbstvernichtung, die sie selbst erst, als die revolutionärste aller bisher bestandenen Gesellschaften, ins Leben rief.

In eine verzweifelte Lage gelangt allmälig ein großer Theil unserer Kommunen, die kaum noch wissen, wie sie die jährlich sich steigernden Ansprüche befriedigen sollen. Namentlich sind es unsere rasch wachsenden Großstädte und die Orte in den Industriebezirken, an welche die beschleunigte Bevölkerungszunahme eine Menge von Anforderungen stellt, denen die in der Mehrzahl vermögenslosen Gemeinden nicht anders gerecht werden können, als durch Auferlegung hoher Steuern und Aufnahme von Schulden. Schulen- und Straßenbauten, Beleuchtungs-, Beschleußungs- und Wasseranlagen, Ausgaben für Gesundheits-, Wohlfahrts- und Bildungszwecke, für Polizei und Verwaltung steigern sich von Jahr zu Jahr. Daneben macht die gutsituirte Minorität überall die kostspieligsten Ansprüche an das Gemeinwesen. Sie verlangt höhere Bildungsanstalten, Bau von Theatern, die Anlegung besonders feiner Stadtviertel mit der entsprechenden Beleuchtung, Pflasterung u. s. w. Mag die Majorität der Bevölkerung mit vollem Recht über diese Bevorzugung klagen, sie liegt in der Natur der heutigen Verhältnisse. Die Minorität hat die Macht und sie gebraucht diese Macht, um ihre Kulturbedürfnisse möglichst auf Kosten der Gesammtheit zu befriedigen. An sich läßt sich gegen diese gesteigerten Kulturbedürfnisse nichts einwenden, sie sind ein Fortschritt, der Fehler ist nur, daß ihre Befriedigung in der Hauptsache den besitzenden Klassen zu Gute kommt, während doch Alle daran theilnehmen sollten. Ein weiterer Uebelstand ist, daß häufig die Verwaltung nicht die beste und sehr kostspielig ist. Die Beamten sind nicht selten unzulänglich und haben für die vielseitigen, oft großes Sachverständniß voraussetzenden Erfordernisse keine genügende Kenntnisse. Die Gemeindeberather haben für ihre private Existenz meist so viel zu thun und zu sorgen, daß sie die geforderten Opfer für gründliche Ausübung ihrer Pflichten gegen die Kommune nicht zu bringen vermögen. Oft werden auch diese Stellungen zur Begünstigung von Privatinteressen, zu schwerer Schädigung des Gemeinwesens benutzt. Die Folgen von alledem fallen auf die Steuerzahler. An eine gründliche Aenderung dieser

Zustände, die einigermaßen befriedigte, kann die heutige Gesellschaft nicht denken; sie ist darin macht- und rathlos, sie müßte sich selbst aufheben, und das will sie nicht. Mögen Steuern in welcher Form immer erhoben werden, die Unzufriedenheit steigt stetig. In wenig Jahrzehnten sind die meisten unserer Kommunen außer Stande, ihre Ansprüche in der gegenwärtigen Form der Verwaltung und Beitragsaufbringung noch zu befriedigen. Auf dem Gebiet der Kommune stellt sich ebenso wie im Staatsleben die Nothwendigkeit zu Neugestaltungen von Grund aus heraus, denn an sie werden die größten Anforderungen für Kulturzwecke gestellt, sie ist die Gesellschaft in nuce und bildet den Kern, von dem aus die gesellschaftliche Umgestaltung, sobald einmal der Wille und die Macht vorhanden sein wird, auszugehen hat. Aber wie soll dem gegenwärtig Genüge geschehen, wo die Privatinteressen Alles beherrschen und die Gemeininteressen diesen hintangesetzt werden?

So ist, mit wenigen Worten dargelegt, der Zustand in unserem Staats- und Gemeindeleben, und beides ist nur das Spiegelbild, der Abdruck des sozialen Lebens der Gesellschaft.

* * *

In unserem sozialen Leben nimmt der Kampf um die Existenz immer gewaltigere Dimensionen an. Der Krieg Aller gegen Alle ist in heftigster Weise entbrannt und wird unbarmherzig, oft ohne Wahl der Mittel geführt. Das bekannte Wort: Ote-toi de là, que je m'y mette (Gehe weg von da, damit ich mich hinsetze) wird mit kräftigen Ellenbogenstößen, mit Püffen und Kniffen, in der Praxis des Lebens verwirklicht. Der Schwächere muß dem Stärkeren weichen. Wo die physische Kraft, die hier die Macht des Geldes, des Besitzes ist, nicht reicht, werden die raffinirtesten und nichtswürdigsten Mittel in Anwendung gebracht, um ans Ziel zu kommen. Lüge, Schwindel, Betrug, falsche Wechsel, falsche Eide, die schwersten Verbrechen werden oft begangen, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Wie in diesem Kampfe ums Dasein Einer dem Anderen gegenübertritt, so Klasse gegen Klasse, Geschlecht gegen Geschlecht, Alter gegen Alter. Der Nutzen, der Profit ist der einzige Regulator für die menschlichen Gefühle, jede andere Rücksicht muß weichen. Tausende und Abertausende von Arbeitern und Arbeiterinnen werden, sobald der Vortheil es gebietet, aufs Pflaster geworfen und sind, nachdem sie das Letzte,

was sie besaßen, verloren, auf die öffentliche Wohlthätigkeit und die Zwangswanderschaft angewiesen. Die Arbeiter reisen sozusagen in Herden von Ort zu Ort, die Kreuz und die Quer durch die Lande, und werden von der „honetten" Gesellschaft mit um so größerer Furcht und um so tieferem Abscheu betrachtet, als mit der Dauer ihrer Arbeitslosigkeit ihr Aeußeres reduzirt und in Folge davon auch ihr Inneres demoralisirt wird. Die honette Gesellschaft hat keine Ahnung, was es heißt, Monate lang sich die einfachsten Bedürfnisse für Ordnung und Reinlichkeit versagen zu müssen, mit hungrigem Magen von Ort zu Ort zu wandern und meist nichts als schlecht verhehlten Abscheu und Verachtung gerade von denen zu ernten, welche die Stützen dieses Systems sind. Daneben leiden die Familien dieser Armen die gräßlichste Noth. Nicht selten treibt diese die Eltern aus Verzweiflung zu den schrecklichsten Verbrechen an den Kindern und an sich selbst. Die letzten Jahre haben zahlreiche schauerliche Fälle geliefert, wo ganze Familien dem Mord und Selbstmord zum Opfer fielen. Ein Fall sei für viele angeführt. Der Privatschreiber S. in Berlin, 45 Jahre alt, im Besitz einer noch schönen Frau von 39 Jahren und einer Tochter von 12 Jahren, ist arbeitslos und dem Verhungern nahe. Die Frau entschließt sich mit Zustimmung des Mannes, sich zu prostituiren. Dies erfährt die Polizei. Die Frau wird unter Sittenkontrolle gestellt. Scham und Verzweiflung erfaßt die Familie; sie kommen alle Drei überein, sich zu vergiften und führen am 1. März 1883 den Entschluß aus. Wenige Tage zuvor feierten die vornehmsten Kreise Berlins große Hoffestlichkeiten, wobei Hunderttausende verschwendet wurden.

Das sind die furchtbaren Gegensätze in der heutigen Gesellschaft, aber trotz alledem leben wir „in der besten der Welten". Die Hinopferung ganzer Familien aus materieller Noth hat seitdem Berlin schon öfter erlebt, so erst mehrfach im Jahre 1894 in einer das allgemeine Entsetzen wachrufenden Art, und aus großen und kleinen Städten, in und außerhalb Deutschlands, sind ebenfalls nur zu zahlreiche Fälle gemeldet worden. Dieser Mord und Selbstmord ganzer Familien ist eine der modernen Zeit eigenthümliche Erscheinung, und ein sprechendes Zeichen für die traurigen sozialen Zustände, in welchen sich die Gesellschaft befindet.

Diese allgemeine Noth jagt auch Frauen und Mädchen immer zahlreicher der Prostitution in die Arme. Demoralisation und Ver-

brechen häufen sich und nehmen die verschiedensten Gestalten an. Das Einzige, was prosperirt, sind die Gefängnisse, Zuchthäuser und sogenannten Besserungsanstalten (Korrektionshäuser), welche die Masse der Insassen nicht mehr zu fassen vermögen.

Die Verbrechen aller Art und ihre Zunahme stehen in innigster Beziehung zu dem sozialen Zustande der Gesellschaft, was diese freilich nicht Wort haben will. Sie steckt, wie der Vogel Strauß, den Kopf in den Sand, um die sie anklagenden Zustände nicht eingestehen zu müssen, und lügt sich zur Selbsttäuschung vor, daran sei nur die „Faulheit" und „Genußsucht" der Arbeiter und ihr Mangel an „Religion" schuld. Das ist ein Selbstbetrug der schlimmsten oder eine Heuchelei der widrigsten Art. Je ungünstiger der Zustand der Gesellschaft für die Mehrheit ist, um so zahlreicher und schwerer sind die Verbrechen. Der Kampf um das Dasein nimmt seine roheste und gewaltthätigste Gestalt an, er versetzt den Menschen in einen Zustand, in dem der Eine in dem Anderen seinen Todfeind erblickt. Die gesellschaftlichen Bande lockern sich mit jedem Tage mehr.*

Die herrschenden Klassen, die den Dingen nicht auf den Grund sehen oder nicht auf den Grund sehen wollen, versuchen nach ihrer Art den Uebeln zu begegnen. Nehmen Armuth und Noth und in Folge davon Demoralisation und Verbrechen zu, so sucht man nicht nach der Quelle des Uebels, um diese zu verstopfen, sondern man bestraft die Produkte dieser Zustände. Und je größer die Uebel werden und damit die Zahl der Uebelthäter sich vermehrt, um so härtere Strafen und Verfolgungen meint man anwenden zu müssen. Man glaubt den Teufel mit Beelzebub austreiben zu können. Auch Prof. Häckel findet es in der Ordnung, daß man mit möglichst schweren Strafen gegen Verbrecher vorgehe und namentlich die

* Schon Plato kannte die Folgen eines solchen Zustandes. Er schreibt: „Ein Staat, in dem Klassen bestehen, ist nicht einer, sondern zwei: den einen bilden die Armen, den anderen die Reichen, welche beide, immer jedoch sich gegenwärtig auflauernd, zusammenwohnen. . . . . Die herrschende Klasse ist am Ende außer Stande, einen Krieg zu führen, weil sie sich dann der Menge bedienen muß, vor welcher sie sich dann, wenn sie bewaffnet ist, mehr fürchtet als vor den Feinden." Plato: „Staat." Aristoteles sagt: „Zahlreiche Verarmung ist ein Uebelstand, weil es fast gar nicht zu verhindern ist, daß solche Leute Unruhestifter werden." Aristoteles: „Politik."

Todesstrafe nachdrücklich anwende.* Er ist darin mit den Rückschrittlern aller Schattirungen in schönster Uebereinstimmung, die sonst ihm todtfeindlich gesinnt sind. Häckel meint, unverbesserliche Verbrecher und Taugenichtse müßten wie Unkraut ausgerottet werden, das den Pflanzen Licht, Luft und Bodenraum nimmt. Hätte Häckel sich auch ein wenig mit dem Studium der Sozialwissenschaft befaßt, statt ausschließlich sich mit Naturwissenschaft zu beschäftigen, er würde dann wissen, daß diese Verbrecher meist in nützliche, brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft umgewandelt werden könnten, falls die Gesellschaft entsprechende Existenzbedingungen ihnen bieten würde. Er würde ferner finden, daß Vernichtung oder Unschädlichmachung des einzelnen Verbrechers in der Gesellschaft so wenig das Entstehen neuer Verbrechen verhindert, wie wenn man auf einem Grundstücke zwar das Unkraut beseitigt, aber übersieht, Wurzeln und Samen mit zu vernichten. Die Bildung schädlicher Organismen in der Natur absolut zu verhüten, wird dem Menschen nie möglich sein, aber seine eigene, durch ihn selbst geschaffene Gesellschaftsorganisation so zu verbessern, daß sie günstige Existenzbedingungen für Alle schafft, gleiche Entwicklungsfreiheit jedem Einzelnen giebt, damit er nicht mehr nöthig hat, seinen Hunger, oder seinen Eigenthumstrieb, oder seinen Ehrgeiz auf Kosten Anderer zu befriedigen, das ist möglich. Man studire die Ursachen der Verbrechen und beseitige sie, und man wird die Verbrechen beseitigen.**

Diejenigen, welche die Verbrechen beseitigen wollen, indem sie die Ursachen dazu beseitigen, können sich selbstverständlich nicht mit gewaltsamen Unterdrückungsmitteln befreunden. Sie können die Gesellschaft nicht hindern, in ihrer Art sich gegen die Verbrecher zu schützen, die sie unmöglich in ihrem Treiben gewähren lassen kann, aber sie verlangen dafür um so dringender die Umgestaltung der Gesellschaft von Grund aus, d. h. die Beseitigung der Ursachen der Verbrechen.

---

* Natürliche Schöpfungsgeschichte. Vierte verbesserte Auflage. Berlin 1873. S. 155 u. 156.

** Aehnliches sagt Plato in seinem „Staat": „Verbrechen haben ihren Grund in der Bildungslosigkeit und in der schlechten Erziehung und Einrichtung des Staats." Plato kannte also das Wesen der Gesellschaft besser als einer seiner gelehrten Nachfolger nach dreiundzwanzighundert Jahren. Das ist gerade nicht erfreulich.

Der Zusammenhang zwischen dem Sozialzustand der Gesellschaft und den Vergehen und Verbrechen ist von Statistikern und Sozialpolitikern vielfach nachgewiesen worden. Eins der naheliegendsten Vergehen — das unsere Gesellschaft, ungeachtet aller christlichen Lehren von der Wohlthätigkeit, als Vergehen ansieht — ist in Zeiten schlechten Geschäftsgangs die Bettelei. Da belehrt uns die Statistik des Königreichs Sachsen, daß in dem Maße, wie die letzte große Absatzkrise zunahm, die in Deutschland 1890 begann und noch kein Ende absehen läßt, auch die Zahl der wegen Bettelei gerichtlich bestraften Personen stieg. Im Jahre 1889 wurden wegen dieses Delikts im Königreich Sachsen 8566 Personen bestraft, 1890 8815 Personen, 1891 10 075 und 1892 sogar 13 120, eine sehr starke Steigerung. Massenverarmung auf der einen, mit steigendem Reichthum auf der anderen Seite, ist überhaupt die Signatur unserer Periode. 1873 kam in Oesterreich auf 724 Personen ein Armer, 1882 schon auf 622 Personen. Die Verbrechen und Vergehen zeigen eine ähnliche Richtung. 1874 wurden in Oesterreich-Ungarn strafrechtlich verurtheilt 308 605 Personen, 1892 über 600 000. Im Deutschen Reich wurden 1882 wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze verurtheilt im Ganzen 329 968 Personen, d. h. auf 10 000 über 12 Jahre alte Einwohner kamen 103,2 Personen; im Jahre 1892 betrug die Zahl der Verurtheilten 422 327 Personen und im Verhältniß wie vorstehend 143,3, das ist eine Zunahme um 39 Prozent. Unter den Verurtheilten befanden sich Bestrafte wegen Vergehen und Verbrechen wider das Vermögen:

1882 169 334 Personen, 53,0 auf 10 000 über 12 Jahre alte Einw.
1891 196 437 „ 55,8 „ 10 000 „ 12 „ „ „

Wir denken, diese Zahlen sprechen Bände, sie zeigen, wie die Verschlechterung des Sozialzustandes Armuth, Noth, Vergehen und Verbrechen erhöht und vermehrt.

Die Grundlage unseres sozialen Zustandes ist das kapitalistische Wirthschaftssystem; auf ihm ruht die heutige Gesellschaft. Alle soziale, alle staatliche Organisation ist Wirkung und Frucht dieses kapitalistischen Wirthschaftssystems; es ist der Grund und Boden, auf dem der ganze gesellschaftliche und politische Oberbau, mit seinen Licht- und Schattenseiten, emporgewachsen ist, es beeinflußt und beherrscht das Fühlen und Denken und die Handlungen der Menschen, die unter ihm leben. Das Kapital ist die leitende Macht in

Staat und Gesellschaft, der Kapitalist ist der Gebieter der Nichtsbesitzenden, deren Arbeitskraft er als Waare zur Anwendung und Ausnützung kauft, und zwar zu einem Preise, dessen Höhe sich, wie bei jeder anderen Waare, nach Angebot und Nachfrage richtet und um die Herstellungskosten, bald über, bald unter ihnen, oszillirt. Der Kapitalist kauft aber die Arbeitskraft nicht um „Gotteswillen" und um dem Arbeiter einen Gefallen zu erweisen — obgleich er es häufig so darstellt —, sondern um aus der Arbeit des Arbeiters einen Mehrwerth zu erhalten, den er in der Form von Unternehmergewinn, Zins, Pacht, Bodenrente in die Tasche steckt. Dieser aus dem Arbeiter gepreßte Mehrwerth, der in des Unternehmers Besitz, soweit er ihn nicht verjubelt, sich wieder zu Kapital krystallisirt, setzt diesen in die Lage, seinen Betrieb stetig zu vergrößern, den Produktionsprozeß zu verbessern, und immer neue Arbeitskräfte in Anwendung zu bringen. Das ermöglicht ihm zugleich seinen schwächeren Konkurrenten, wie ein geharnischter Reiter einem unbewaffneten Fußgänger, gegenüber zu treten und sie zu vernichten. Dieser ungleiche Kampf zwischen großem und kleinem Kapital entwickelt sich mehr und mehr auf allen Gebieten, und in ihm spielt die Frau als die billigste Arbeitskraft, nach der Arbeitskraft der jungen Leute und der Kinder, eine immer wichtigere Rolle. Die Folge eines solchen Zustandes ist die immer schroffere Scheidung in eine kleine Minorität mächtiger Kapitalisten, und in eine Menge kapitalloser, auf den täglichen Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesener männlicher und weiblicher Habenichtse. Der Mittelstand gelangt bei dieser Entwicklung in eine immer bedenklichere Lage. Ein Arbeitsgebiet nach dem anderen, auf dem bisher das Kleingewerbe noch vorherrschte, wird von der kapitalistischen Ausnutzung erfaßt. Die Konkurrenz der Kapitalisten unter sich nöthigt sie, immer neue Gebiete für die kapitalistische Ausbeutung ausfindig zu machen. Das Kapital geht einher „wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen es verschlinge". Die kleinen und schwächeren Existenzen werden vernichtet, und gelingt es ihnen nicht, auf ein anderes Gebiet als Selbständige sich zu retten — was immer schwieriger und unmöglicher wird —, so sinken sie in die Klasse der Lohnarbeiter oder der katilinarischen Existenzen herab. Alle Versuche, den Untergang des Handwerks und des Mittelstandes zu verhindern, durch Einrichtungen und Gesetze, die aus der Rumpelkammer der Vergangenheit genommen sind, erweisen sich als vollkommen wirkungslos. Diesen und

Jenen mögen sie eine kurze Weile über seine Lage hinwegtäuschen, aber sehr bald schwindet vor der Wucht der in die Erscheinung tretenden Thatsachen die Illusion. Der Auffaugungsprozeß der Kleinen durch die Großen tritt mit der Macht und der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes Jedem sichtbar und mit Händen greifbar vor die Augen.

In dem Zeitraum von 1875—1882 hat sich in Preußen die Zahl der Kleingewerbetreibenden um 39 655 vermindert,* obgleich die Einwohnerzahl in diesem Zeitraum um ca. 2 Millionen Köpfe sich vermehrte; die Zahl der im Kleingewerbe beschäftigten Arbeiter sank in demselben Zeitraum von 57,6 Prozent auf 54,9 Prozent. Die Gewerbestatistik des Jahres 1895 wird noch viel drastischere Zahlen ergeben. Die Entwicklung der Großindustrie ist aufs Engste verbunden mit der Entwicklung der Dampfmaschinen und der Dampfpferdekräfte und welches Bild zeigt sie uns?

Preußen hatte:

	1878	1893	
Feststehende Dampfkessel . .	32 411	53 024	+ 63,6 Proz.
„ Dampfmaschinen	29 895	53 092	+ 77,6 „
Bewegliche Maschinen . .	5 536	15 725	+ 184 „

Das Königreich Sachsen hatte:

	1861	1891	
Feststehende Dampfmaschinen	1 003	8 075	+ 700 Proz.
Pferdekräfte	15 633	160 772	+ 922 „

1861 hatte eine Dampfmaschine in Sachsen durchschnittlich 15,5 Pferdekräfte, 1891 aber 19. Ganz Deutschland hatte 1878 ca. 3 Millionen Pferdekräfte in der Industrie in Anwendung, 1894 gegen 5 Millionen. Oesterreich besaß 1873 rund 336 000 Pferdekräfte, 1888 rund 2 150 000. Der Dampfbetrieb dehnt sich immer mehr aus und die stärkere Dampfmaschine verdrängt die schwächere, der große Betrieb den kleinen. Das beweisen schlagend Gewerbebetriebe, in denen der Dampf allgemein die bewegende Kraft geworden ist, z. B. die Bierbrauerei. Es gab im deutschen Brausteuergebiet** —

---

* Als Kleingewerbetreibender im Sinne der deutschen Gewerbestatistik wird jeder Unternehmer angesehen, der durchschnittlich weniger als fünf Personen beschäftigt.

** Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Jahrgang 1894.

ausgeschlossen davon sind Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen —

	im Betrieb gewesene Brauereien	darunter gewerbliche	mit einer Biergewinnung von
1873	13561	10927	19654900 hl
1891/92	8460	7571	33171100 „
	weniger 5101	weniger 3356	mehr 13516200 hl
	= 38 %	= 31,1 %	= 68,8 %

Die Brauereien im Allgemeinen hatten sich also in diesem Zeitraum um 38 Prozent, die gewerblichen Brauereien um 31,1 Prozent vermindert, aber das Produkt war um 68,8 Prozent gestiegen. Die Riesenbetriebe entstehen auf Kosten der mittleren und kleinen Betriebe. Diese Entwicklung vollzieht sich in gleicher Weise in der ganzen Kulturwelt in allen Betrieben, die kapitalistisch bewirthschaftet werden. Nehmen wir weiter die Branntweinbrennereien. In den alten acht Provinzen Preußens waren im Betriebe:*

	Brennereien	Zur Branntweinfabrikation wurden verwendet (Doppelzentner)	
		Getreide	Kartoffeln
1831	13806	1736458	5418217
1886/87	5814	2518478	24310196
	weniger 7992	mehr 782020	mehr 18891979

Aehnliche Resultate zeigt die Entwicklung der deutschen Steinkohlenproduktion und der Montanindustrie des Deutschen Reichs. In der ersteren ging die Zahl der Hauptbetriebe, die 1871—75 durchschnittlich 623 betrug, auf 406 im Jahre 1889 zurück, gleichzeitig stieg aber die Produktion von 34485400 Tonnen auf 67342200 Tonnen, und die mittlere Belegschaft stieg von 172074 auf 239954 Köpfe. In der Montanindustrie war in den Jahren 1871—75 durchschnittlich die Zahl der Hauptbetriebe 3034, die mittlere Belegschaft zählte 277878 Köpfe, die 51056900 Tonnen produzirten, 1889 war dagegen die Zahl der Hauptbetriebe auf 1962 gesunken, aber die mittlere Belegschaft war auf 368896 Köpfe und die Produktion auf 99414100 Tonnen gestiegen.** In der Steinkohlen-

* Clemens Heiß: Die großen Einkommen in Deutschland. München und Leipzig 1893.

** Clemens Heiß: A. a. O., S. 9.

produktion hatte sich also in dem angegebenen Zeitraum die Zahl der Betriebe um 35 Prozent vermindert, dagegen war die Zahl der beschäftigten Arbeiter um 40 Prozent und die Produktion sogar um 95,2 Prozent gewachsen. Aehnlich in der Montanindustrie. Hier hatte sich die Zahl der Betriebe um 35,3 Prozent vermindert, dagegen war die Zahl der beschäftigten Arbeiter um 33 Prozent und die Produktion um 94,7 Prozent gewachsen. Einer kleineren aber viel reicher gewordenen Zahl von Unternehmern stand eine bedeutend gewachsene Zahl von Proletariern gegenüber. Und diese technische Revolution vollzieht sich nicht nur in der Industrie, sondern auch in den Verkehrsgewerben. Der deutsche Handel zählte auf See:

	Segelschiffe	Ladefähigkeit in Reg.-Tons	Besatzung nach Köpfen
1871	4372	900361	34739
1893	2742	725182	17522
	weniger 1630	weniger 175179	weniger 17217

Die Segelschiffahrt geht also erheblich zurück, aber soweit sie noch besteht, nimmt die Ladefähigkeit der Schiffe zu und die Zahl der Besatzungsmannschaft nimmt ab. 1871 kamen auf ein Segelschiff 205,9 Reg.-Tons Ladefähigkeit und 7,9 Köpfe Besatzung, 1893 hatte aber das Segelschiff durchschnittlich 271,7 Reg.-Tons Ladefähigkeit und nur 6,4 Köpfe Besatzung. Ein anderes Bild zeigt die deutsche Dampfschiffahrt zur See. Deutschland besaß:

	Seedampfer	Ladefähigkeit in Reg.-Tons	Besatzung nach Köpfen
1871	147	81994	4736
1893	986	786397	24113
	mehr 839	mehr 704403	mehr 19377

Die Zahl der Dampfer war also nicht nur erheblich gestiegen, ihre Ladefähigkeit stieg noch mehr, dagegen war die Kopfzahl der Bemannung im Verhältniß gesunken. 1871 hatte ein Dampfer durchschnittlich 558 Reg.-Tons Ladefähigkeit und 32,1 Köpfe Besatzung, 1893 aber hatte ein solcher 797,5 Reg.-Tons Ladefähigkeit und nur 24,5 Köpfe Besatzung. Es ist ein ökonomisches Gesetz, daß überall die Zahl der Arbeiter mit der Konzentration der Betriebe und steigender Produktivität der Arbeit abnimmt, dagegen konzentrirt sich der Reichtum prozentual zur Gesammtbevölkerung in immer

weniger Händen, und steigt die Zahl, der durch diesen Konzentrationsprozeß existenzunfähig gewordenen, zum Bankerott getriebenen Unternehmer.

In den acht alten Provinzen Preußens wuchs die Einwohnerzahl vom Jahre 1853—1890 um 42 Prozent. Die Einkommen in den verschiedenen Einkommensstufen stiegen aber in folgender Progression:*

Einkommen bis		3000 Mk.	wuchsen um	42	Proz.
„	von 3 000— 36 000	„	„ „	333	„
„	„ 36 000— 60 000	„	„ „	590	„
„	„ 60 000—120 000	„	„ „	835	„
„	über 120 000	„	„ „	942	„

Die Einkommen bis 3000 Mk. wuchsen genau wie die Bevölkerung, sie würden aber wahrscheinlich dahinter zurückgeblieben sein, wenn nicht innerhalb des Zeitraums von 1853—1890 eine ungewöhnlich starke Vermehrung der Reichs-, Staats-, Kommunal- und Privatbeamten stattgefunden hätte, die nach ihrem Einkommen überwiegend in die Einkommenstufen unter 3000 Mk. fallen. Dagegen sind die großen Einkommen ganz unverhältnißmäßig gewachsen, obgleich in der angegebenen Periode noch kein Zwang zur richtigen Einschätzung des Einkommens in Preußen bestand. Der Deklarationszwang wurde erst vom Jahre 1891 ab eingeführt, die thatsächliche Einkommenszunahme war also eine noch weit höhere, als die Zahlen nachweisen. Der Konzentration des Reichthums auf der einen Seite steht, wie bemerkt, die Massenproletarisirung auf der anderen, damit aber auch die Zunahme der Bankerotte gegenüber. In dem Zeitraum von 1880—1889 war die Zahl der zu gerichtlichem Austrag gelangten Bankerotte in Deutschland durchschnittlich per Jahr 4855; sie stieg im Jahre 1890 auf 5908, 1891 auf 7234 und 1892 auf 7358. In diesen Bankerotten ist die große Zahl jener nicht einbegriffen, die zu gerichtlichem Austrag nicht kam, weil nicht genügende Masse vorhanden war, um die Gerichtskosten zu decken, auch sind darunter nicht einbegriffen die außergerichtlich, zwischen Gläubigern und Schuldnern, getroffenen Vergleiche.

Dasselbe Bild, das die ökonomische Entwicklung Deutschlands bietet, zeigen alle Industriestaaten der Welt. Alle Kulturstaaten

* Clemens Heiß: Die großen Einkommen in Deutschland.

bemühen sich mehr und mehr Industriestaaten zu werden; sie wollen nicht nur ihren eigenen Bedarf an Industrieartikeln erzeugen, sondern solche auch ausführen. Deshalb spricht man mit vollem Recht nicht von einer Nationalwirthschaft, sondern von einer Weltwirthschaft. Der Weltmarkt ist's, der die Preise einer Unzahl von Industrie- und Agrarprodukten regulirt und die soziale Stellung der Völker beherrscht. Dasjenige Produktionsgebiet, das in nächster Zeit für die Weltmarktsbeziehungen von ausschlaggebendster Bedeutung sein wird, ist die nordamerikanische Union, von welcher der Hauptanstoß zur Revolutionirung der Weltmarktverhältnisse und damit der ganzen bürgerlichen Gesellschaft ausgeht. Nach dem Zensus von 1890 war in den Vereinigten Staaten das in der Industrie investirte Kapital auf 6524 Millionen Dollars gegen 2790 Millionen Dollars im Jahre 1880 gewachsen, gleich 136 Prozent. Der Werth der industriellen Produkte stieg in dieser Periode von 5369 Millionen Dollars auf 9370 Millionen, oder um rund 75 Prozent, dagegen vermehrte sich die Bevölkerung nur um 25 Prozent. Die Vereinigten Staaten sind auf einem Punkte ihrer Entwicklung angekommen, wo sie große Massen von Industrieerzeugnissen ausführen müssen, wollen sie noch ferner ausreichend produziren können. Statt Industrieartikel von Europa zu importiren, werden sie künftig solche nach Europa in Massen exportiren und damit werden alle Handels- und Verkehrsverhältnisse zwischen drüben und hüben auf den Kopf gestellt. Auf welchem Punkte man drüben bereits angekommen ist, zeigen die Riesenkämpfe zwischen Kapital und Arbeit, zeigt der schon Jahre dauernde materielle Nothstand der großen Masse, und die kolossale Zunahme der Bankerotte in der letzen Krise. 1879, 1880 und 1881 belief sich die Summe, die in die Bankerotte ging, auf rund 82 Millionen Dollars, 1890 war sie auf 190 und 1891 auf 331 Millionen Dollars gestiegen. Für die riesige Kapitalkonzentration mag als Beweis ein Beispiel genügen. 1870 gab es in den Vereinigten Staaten 2819 Wollwaarenfabriken, in welchen 96 Millionen Dollars als Kapital angelegt waren, 1890 war die Zahl dieser Fabriken auf 1312 gesunken, aber das angelegte Kapital war auf 136 Millionen gewachsen. 1870 genügten durchschnittlich 34 000 Dollars, um eine Wollwaarenfabrik zu gründen, 1890 waren dazu 102 000 Dollars nöthig. Diese gesteigerten Ansprüche der Unternehmungen an die Kapitalkraft zwingen zur Bildung der Aktiengesellschaften, die ihrerseits wieder die Kapitalkonzentration noch mehr befördern. Wo die Kraft des einzelnen

Kapitalisten nicht reicht, treten Konsortien von Kapitalisten zusammen, wählen sich die technischen Leiter der Unternehmung, die sie gut bezahlen, und streichen in Form der Dividenden die Profite ein, welche die Arbeiter erwerben müssen. Der mühelose Erwerb erhält in der Aktiengesellschaft seine klassischste Form, sie beweist aber auch, wie überflüssig die Person des Kapitalisten als Unternehmer geworden ist.

Da dieser kapitalistische Entwicklungs- und Konzentrationsprozeß in allen Kulturstaaten sich gleichartig vollzieht, entsteht bei der vollkommenen Anarchie in der Produktionsweise mit Nothwendigkeit die Ueberproduktion, die Absatzstockung, wir gelangen in die Krise.

Die Krise entsteht also, weil kein Maßstab vorhanden ist, an dem sich jederzeit das wirkliche Bedürfniß nach einer Waare messen und übersehen läßt. Es giebt in der bürgerlichen Gesellschaft keine Macht, welche die gesammte Produktion zu reguliren vermag. Einmal ist die Zahl der Abnehmer für eine Waare eine weit zerstreute und die Kauffähigkeit der Abnehmer, von der die Konsumtionsfähigkeit derselben abhängt, ist von einer Menge von Ursachen beeinflußt, die der einzelne Produzent zu kontrolliren nicht in der Lage ist. Weiter bestehen aber neben jedem einzelnen Produzenten eine Menge anderer, deren Produktionsfähigkeit und wirkliche Leistung der Einzelne ebenfalls nicht kennt. Nun bemüht sich Jeder mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln — durch billigen Preis, Reklame, Gewährung langer Kredite, Sendung von Reisenden, oder auch durch versteckte und hinterlistige Herabsetzung der Produkte seiner Konkurrenten, ein Mittel, das namentlich in kritischer Zeit sehr florirt, — alle anderen Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Die gesammte Produktion ist also auf den Zufall und das subjektive Ermessen jedes Einzelnen angewiesen. Allein dieser Zufall ist öfter ungünstig als günstig. Jeder Unternehmer muß ein bestimmtes Quantum Waare absetzen, damit er bestehen kann; er will aber ein weit größeres Quantum absetzen, einmal weil darauf sein größeres Einkommen beruht, dann, weil davon die Wahrscheinlichkeit abhängt, über seine Konkurrenten zu triumphiren und das Feld für sich zu behaupten. Eine Weile ist der Absatz gesichert, sogar gesteigert; dies verleitet zu größerer Ausdehnung der Unternehmen, zu massenweiserer Produktion. Die günstigeren Zeitverhältnisse verleiten aber nicht nur einen Unternehmer, son-

dern alle zu gleichen Anstrengungen. Die Produktion steigt weit über den Bedarf. Da stellt sich plötzlich die Ueberfüllung des Marktes mit Waaren heraus. Der Absatz stockt, die Preise fallen, die Produktion wird eingeschränkt. Einschränkung der Produktion in einem Zweig bedingt Verminderung der Arbeiter, Erniedrigung der Arbeitslöhne, Einschränkung der Konsumtion seitens der Betroffenen. Eine Stockung der Produktion und des Absatzes in anderen Zweigen ist die nothwendige Folge. Kleinhandwerker aller Art, Händler, Wirthe, Bäcker, Fleischer ꝛc., deren Kunden hauptsächlich die Arbeiter sind, verlieren den lohnenden Absatz für ihre Waaren und gerathen ebenfalls in Noth.

Wie eine solche Krise wirkt, zeigt eine Statistik der Arbeitslosen, die am 14. Februar 1894 die Hamburger Sozialdemokratie aufnahm. Unter 53 756 Arbeitern, die befragt wurden, und von denen 34 647 verheirathet waren und 138 851 Familienangehörige besaßen, befanden sich 18 422, die im letzten Jahre im Ganzen 191 013 Wochen arbeitslos gewesen waren, und zwar waren arbeitslos:

5084 Personen à 1— 5 Wochen, 1446 Personen à 11—15 Wochen
8741 Personen à 6—10 Wochen, 984 Personen à 16—20 Wochen
2167 Personen über 20 Wochen.

Das sind Arbeiter, die arbeiten wollten, aber in dieser besten aller Welten keine Arbeit fanden. Man kann sich die traurigen sozialen Verhältnisse dieser Menschen vorstellen.

Nun liefert eine Industrie der anderen ihr Rohmaterial, eine hängt von der anderen ab, folglich muß eine unter den Schlägen der anderen leiden und büßen. Der Kreis der Betheiligten und Betroffenen erweitert sich immer mehr. Eine Menge Verpflichtungen, die in der Hoffnung auf längere Dauer des bestehenden Zustandes eingegangen wurden, können nicht erfüllt werden und steigern die Krise, die von Monat zu Monat gewaltiger wird. Eine ungeheure Masse aufgespeicherter Waaren, Werkzeuge, Maschinen wird nahezu werthlos. Die Waaren werden zu Schleuderpreisen losgeschlagen. Diese Verschleuderung ruinirt nicht nur die Besitzer dieser Waaren, sondern auch Dutzende Andere, die durch diese Verschleuderung nun ihrerseits gezwungen sind, ihre Waaren ebenfalls unter dem Kostenpreise herzugeben. Während der Krise selbst wird die Produktionsmethode beständig verbessert, in der Absicht, der gesteigerten Konkurrenz zu

begegnen, allein dieses Mittel birgt wieder die Ursache zu neuen, größeren Krisen in sich. Nachdem Jahre lang die Krise gedauert, die Ueberproduktion durch Verschleuderung der Produkte, Einschränkung der Produktion und Vernichtung kleinerer Unternehmer allmälig beseitigt ist, fängt die Gesellschaft an, sich langsam wieder zu erholen. Der Bedarf steigt, damit aber auch sofort die Produktion. Anfangs langsam und vorsichtig, doch mit der scheinbaren Dauer des günstigeren Zustandes beginnt bald das alte Treiben von Neuem. Man will einholen, was man verloren hat, und hofft sich zu bergen, bevor eine neue Krise hereinbricht. Aber da alle Unternehmer denselben Gedanken hegen, Jeder seine Produktionsmittel verbessert, um dem Anderen „über" zu kommen, so wird die Katastrophe aufs Neue in beschleunigterer Weise hervorgerufen, mit noch verhängnißvollerer Wirkung. Zahllose Existenzen werden wie Fangbälle in die Höhe geworfen und sinken, und aus dieser beständigen Wechselwirkung entsteht jener schauderhafte Zustand, den wir in jeder Krise erleben. Diese Krisen häufen sich in dem Maße, wie die Massenproduktion und der Konkurrenzkampf nicht blos zwischen den Einzelnen, sondern zwischen ganzen Nationen immer mehr sich steigert. Der Kampf um die Kundschaft im Kleinen, und die Absatzgebiete im Großen, wird immer heftiger, und endet schließlich mit enormen Verlusten. Waaren und Vorräthe sind dabei in ungeheuren Mengen aufgestapelt, aber die Masse der Menschen leidet Hunger und Noth.

Der Herbst 1890 hat die Richtigkeit der hier gegebenen Darstellung wieder einmal erwiesen. Nach einer langen Reihe von Jahren der geschäftlichen Depression, während der aber die großkapitalistische Entwicklung unausgesetzt ihre Fortschritte machte, begann 1887—1888 die aufsteigende Bewegung in unserem ökonomischen Leben, nicht wenig stimulirt durch die großartigen Umwandlungen und Neuanschaffungen, die das Militär- und Marinewesen erforderte. Diese Bewegung setzte sich während des Jahres 1889 und noch im ersten Viertel des Jahres 1890 fort. Während dieser Periode begannen eine Unzahl neuer Unternehmungen auf den verschiedensten gewerblichen Gebieten förmlich aus dem Boden zu wachsen, eine große Anzahl anderer wurde vergrößert und erweitert, wurde in ihren Einrichtungen auf diejenige Höhe gebracht, die der Stand der Technik erlaubte, und damit ihre Leistungsfähigkeit erheblich gesteigert. In demselben Maße, wie diese großkapitalistische Entwicklung sich vollzog, steigerte sich aber auch die Zahl der Unternehmungen,

die aus den Händen einzelner Kapitalisten in den Besitz von kapitalistischen Genossenschaften (Aktiengesellschaften) übergingen, eine Umwandlung, mit der stets eine mehr oder weniger bedeutende Vergrößerung des Betriebs verbunden ist. Die neuen Emissionen, die anläßlich solcher Umwandlungen wie in Folge der Vermehrung der öffentlichen Schulden auf dem internationalen Geldmarkt sich vollzogen, beliefen sich im Jahre 1887 auf die Summe von rund 4000 Millionen Mark, 1888 auf 5500 Millionen und 1889 sogar auf 7000 Millionen. Andererseits waren die Kapitalisten aller Länder bemüht, durch nationale und internationale Vereinbarungen die Preise und die Produktion zu „reguliren". Die Kartelle, Ringe und Trusts schossen wie Pilze aus dem Boden, die Mehrzahl, manchmal auch die Gesammtheit der Unternehmer wichtiger Produktionszweige bildeten Syndikate, durch welche die Preise festgesetzt und die Produktion auf Grund genauer statistischer Aufnahme regulirt werden sollte, um die Ueberproduktion und den Preisdruck zu vermeiden. Es trat eine großartige Monopolisirung der Industrie, zum Vortheil der Unternehmer, und auf Kosten der Arbeiter und der Konsumenten ein, wie sie ähnlich nie dagewesen war. Eine kurze Zeit schien es, als sei das Kapital in den Besitz des Mittels gelangt, das ihm die Beherrschung des Marktes nach allen Seiten hin ermöglichte, zum Schaden des Publikums, und zum Nutzen für sich selbst. Aber der äußere Schein täuschte. Die Gesetze der kapitalistischen Produktion erwiesen sich stärker als die pfiffigsten Vertreter des Systems, die seine Regulirung in ihren Händen zu haben glaubten. Die Krise begann, eines der größten Welthäuser Englands stürzte, und verwickelte eine Unzahl anderer, zweiten und dritten Ranges, in seinen Sturz. Alle Börsen und Märkte, von London, Paris, Wien und Berlin, bis Petersburg, New York und Kalkutta erbebten und erzitterten. Es hatte sich einmal wieder gezeigt, daß die klügsten Berechnungen als Täuschung sich erweisen und die bürgerliche Gesellschaft ihrem Schicksal nicht entgehen kann.

Aber der Kapitalismus arbeitet trotz alledem in der gleichen Richtung weiter, denn er kann nicht aus seiner Haut. Durch die Formen, unter welchen er dabei thätig ist, wirft er alle Gesetze der bürgerlichen Oekonomie über den Haufen. Die freie Konkurrenz — das A und O der bürgerlichen Gesellschaft — sollte die Tüchtigsten an die Spitze der Unternehmungen bringen. Aber die Aktiengesellschaft hebt alle Individualität auf und krönt das Konsortium mit

Erfolg, das die gefülltesten Börsen und die beste Leitung hat. Das Kartell, der Trust, der Ring geht noch weiter. Ganze Industriezweige werden monopolisirt, der einzelne Unternehmer wird nur ein dienendes Glied in einer Kette, die ein Kapitalistenausschuß in der Hand hat, mit deren Hilfe er das Publikum preßt und plündert. Eine handvoll Monopolisten wirft sich zum Herrn der Gesellschaft auf, diktirt ihr die Preise für die Waaren und den Arbeitern die Lohn- und Lebensbedingungen.

Diese ganze Entwicklung zeigt nur, wie überflüssig der Privatunternehmer geworden ist, und daß die auf nationaler und internationaler Stufe geleitete Produktion das Ziel ist, auf das die Gesellschaft steuert. Nur mit dem Unterschied, daß schließlich diese organisirte Produktion nicht einer Klasse, sondern der Gesammtheit zu Statten kommt.

Und die hier geschilderte wirthschaftliche Revolution, welche die bürgerliche Gesellschaft mit rapider Eile dem Höhepunkte ihrer Entwicklung zutreibt, wird durch immer neue gewichtige Vorgänge verschärft. Wird Europa mit jedem Jahre mehr in seinen Absatzmärkten und schließlich in seinem eigensten Gebiet durch die rasch wachsende nordamerikanische Konkurrenz bedroht, so erheben sich neuerdings auch Feinde im Osten, welche die wirthschaftliche Lage Europas noch kritischer gestalten, zu gleicher Zeit aber auch Nordamerika bedrohen. Das ist die Entwicklung des englischen Indien zu einem immer größer werdenden Agrar- und Industriestaat, der in erster Linie die Deckung der Bedürfnisse seiner über zweihundert Millionen Köpfe zählenden Bevölkerung ins Auge faßt, und dadurch ein tödtlicher Feind speziell der englischen und deutschen Industrie wird. Eine zweite Industriemacht beginnt sich im fernen Osten, in Japan, aufzuthun. „Japan hat in den letzten zehn Jahren aus Europa die vollkommensten Maschinen zur Bearbeitung von Industriepflanzen, hauptsächlich zur Baumwollenspinnerei, eingeführt. 1884 gab es nur 35 000 Spulen; jetzt sind es über 380 000. 1889 führte Japan 31 Millionen Pfund rohe Baumwolle ein; 1891 bereits 67 Millionen. Es verringert beständig seinen Import von Fabrikaten und vermehrt seinen Import von Rohmaterial, das es dann in Gestalt von Fabrikaten wieder exportirt. Im letzten Jahre kaufte Hongkong, eine europäische Kolonie, für über 2 Millionen Mark japanischen Kattun. Die Japaner versorgen ihre eigenen Märkte mit Waaren, die früher aus Europa und den Vereinigten Staaten bezogen wurden. Sie

finden auch schon Absatz auf orientalischen Märkten, die bisher nur durch occidentalische Lieferanten versorgt wurden. Sie exportiren Zündhölzer und Seife; sie fabriziren Kleidung, Filzhüte und Strickwaaren; sie haben Glashütten, Brauereien, Ziegeleien, Gerbereien und Seilereien. Sie haben sogar eine Uhrenfabrik." *

Das weitere Wachsthum dieser industriellen Entwicklung Japans vermindert fortgesetzt den Import Europas und Nordamerikas nach Japan und setzt dieses zugleich in die Lage, immer mehr als Konkurrent auf dem Weltmarkt aufzutreten. Sollte nun in Folge des japanisch-chinesischen Kriegs auch China gezwungen werden, europäischer Kultur sein ungeheures Ländergebiet zu eröffnen, so wird bei der großen Anstelligkeit und der außerordentlichen Anspruchslosigkeit des chinesischen Arbeiters an seine Lebenshaltung abermals eine Konkurrenzmacht erwachsen, die sogar an Gefährlichkeit alle übertrifft, die bisher auf dem Weltmarkt in Frage kamen. Wahrlich, die Zukunft der bürgerlichen Gesellschaft ist von allen Seiten von den schwersten Gefahren bedroht und kein Ausweg findet sich, um ihnen zu entrinnen.

Die Krise wird damit permanent und international. Die Krise entsteht also dadurch, daß auf allen Märkten Waaren im Ueberfluß vorhanden sind, und noch mehr könnten produzirt werden, aber die große Mehrzahl der Menschen leidet Mangel am Nothwendigsten, weil sie kein Einkommen hat, um ihre Bedürfnisse durch Kauf zu befriedigen; ihr fehlen Kleidung, Wäsche, Möbel, Wohnung, materielle und geistige Nahrungs- und Genußmittel, die sie in den größten Quantitäten verbrauchen könnte. Aber das Alles ist für sie nicht vorhanden. Man wirft sogar Hunderttausende von Arbeitern auf das Pflaster und macht sie vollends konsumtionsunfähig, weil ihre Arbeitskraft für die Kapitalisten „überflüssig" wird. Ist da nicht offenbar, daß unsere Gesellschaftsorganisation an mächtigen Gebrechen leidet? Wie könnte „Ueberproduktion" vorhanden sein, wenn es an Konsumtionsfähigkeit, d. h. an Bedürfnissen, die nach Befriedigung verlangen, nicht mangelt? Es ist klar, es ist nicht allein die Produktion an sich, sondern die Form, in der produzirt wird, und die Art, in der das Produkt vertheilt wird, was diese heillosen Zustände und Widersprüche erzeugt.

* * *

* Kreuzzeitung Nr. 86, Abendausgabe vom 20. Februar 1895.

In der menschlichen Gesellschaft sind alle Individuen mit tausend Fäden aneinander gekettet und um so vielfältiger, je höher der Kulturgrad eines Volkes ist. Treten Störungen ein, so machen diese sofort allen Gliedern sich fühlbar. Störungen in der Produktion wirken auf die Distribution (Vertheilung) und die Konsumtion ein und umgekehrt. Das charakteristische Merkmal der kapitalistischen Produktion ist die Konzentrirung des Besitzes in immer weniger Händen und in immer größere Produktionsstätten. In der Distribution macht sich scheinbar ein ganz entgegengesetzter Zug bemerkbar. Wer durch die vernichtende Konkurrenz als Produzent aus der Reihe der selbständigen Existenzen gestrichen wird, sucht krampfhaft, in neun Fällen von zehn, sich als Händler zwischen Produzent und Konsument zu drängen und dadurch seine Existenz zu fristen.

Daher die auffällige Thatsache der Zunahme der Zwischenpersonen, der Händler, Krämer, Höker, Geschäftsvermittler, Makler, Agenten, Wirthe 2c. Die meisten dieser Personen, unter welchen auch die Frauen als selbständige Geschäftsinhaber stark vertreten sind, führen ein sorgenvolles Leben und eine kümmerliche Existenz. Viele derselben sind, um sich zu halten, gezwungen, auf die niedrigsten Leidenschaften der Menschen zu spekuliren und ihnen jeden Vorschub zu leisten. Daher die Ueberhandnahme der widerlichsten Reklame, namentlich in Allem, was auf die Befriedigung der Genußsucht gerichtet ist.

Nun läßt sich nicht bestreiten, und es ist dies, von einem höheren Gesichtspunkte betrachtet, sehr erfreulich, daß der Zug nach größerem Lebensgenuß der modernen Gesellschaft tief eingeprägt ist. Die Menschen fangen an zu begreifen, daß, um Mensch zu sein, man menschenwürdig leben müsse, und sie geben diesem Bedürfniß in Formen Ausdruck, die ihrem Begriff von Lebensgenuß entsprechen. Aber in ihrer Reichthumsgestaltung ist die Gesellschaft viel aristokratischer geworden als in jeder früheren Periode. Zwischen den Reichsten und den Aermsten ist der Abstand heute größer als je früher, dagegen ist die Gesellschaft in ihren Ideen und Gesetzen weit demokratischer geworden.* Die Masse verlangt daher nach

---

* Professor Adolf Wagner spricht in der ersten Bearbeitung von Raus „Lehrbuch der politischen Oekonomie" einen ähnlichen Gedanken aus. Er sagt S. 361: „Die soziale Frage ist der zum Bewußtsein gekommene Widerspruch der volkswirthschaftlichen Entwicklung mit dem als Ideal vor-

größerer Gleichheit und sie sucht, da sie in ihrer Unwissenheit die Wege für die Verwirklichung derselben noch nicht kennt, die Gleichheit darin, daß sie den Höherstehenden es gleichzuthun versucht und jeden irgendwie erreichbaren Genuß sich verschafft. Alle möglichen künstlichen Anreizungsmittel müssen dazu dienen, diesen Trieb auszubeuten, und die Folgen sind oft bedenkliche. Die Befriedigung eines ganz berechtigten Triebes führt in einer Menge von Fällen auf Abwege, selbst zum Verbrechen, und die Gesellschaft schreitet in ihrer Weise dagegen ein, ohne damit das Geringste zu ändern.

Die zunehmende Menge der Zwischenpersonen hat aber viele Uebelstände im Gefolge. Obgleich diese Personen meist sich schwer abmühen und in Sorgen arbeiten, ist diese Klasse in ihrer Mehrzahl eine Klasse von Parasiten, die unproduktiv thätig ist und ebenso von dem Arbeitsprodukt Anderer lebt, wie die Unternehmerklasse. Vertheuerung der Waaren und Lebensbedürfnisse ist die unumgängliche Folge des Handels. Waaren und Lebensmittel werden namentlich durch den Zwischenhandel in einer Weise vertheuert, daß sie oft den doppelten und mehrfachen Preis dessen kosten, was der Unternehmer dafür erhält.* Ist eine wesentliche Vertheuerung des Preises der Waaren nicht räthlich und nicht möglich, weil alsdann eine Einschränkung des Verbrauchs zu befürchten ist, so werden sie künstlich verschlechtert, man greift zur Verfälschung von Waaren und Lebens-

---

schwebenden und im politischen Leben sich verwirklichenden gesellschaftlichen Entwicklungsprinzip der Freiheit und Gleichheit."

* So theilt Dr. E. Sax in seiner Schrift: „Die Hausindustrie in Thüringen" unter Anderem mit, daß im Jahre 1869 die Produktion von 244½ Millionen Griffeln 122 000 bis 200 000 Gulden Arbeitslohn für die Arbeiter abgeworfen hatte, der schließliche Verkaufspreis steigerte sich aber in letzter Hand auf 1 200 000 Gulden, er betrug also mindestens das Sechsfache dessen, was der Produzent erhielt. Im Sommer 1888 wurden für fünf Zentner Schellfische aus erster Hand 5 Mark bezahlt. Der Detailhändler bezahlte dem Großhändler 15 Mark und das Publikum bezahlte dafür 125 Mark. Andererseits werden Massen von Lebensmitteln vernichtet, weil die Preise nicht die Transportkosten lohnen. Z. B. werden in Jahren eines überreichlichen Heringsfangs ganze Bootsladungen als Dünger verwendet, während im Binnenlande Hunderttausende von Menschen existiren, die keine Heringe kaufen können. Aehnlich erging es im Jahre 1892 bei einer überreichen Kartoffelernte in Kalifornien. Und in solchen Zuständen soll Vernunft sein.

mitteln, zu falschem Maß und Gewicht, um den sonst nicht erlangbaren Profit zu erhalten. Der Chemiker Chevallier berichtet z. B., daß unter den verschiedenen Arten von Fälschungen bei Lebensmitteln er für Kaffee 32, Wein 30, Chokolade 28, Mehl 24, Branntwein 23, Brot 20, Milch 19, Butter 10, Olivenöl 9, Zucker 6 u. s. w. kenne. Die Weseler Handelskammer berichtete 1870, daß ein Hauptbetrug mit dem Verkauf fertig abgewogener Waaren in den Kramläden vorgenommen werde; man liefere für ein Pfund 24 oder 26 Loth und suche so doppelt einzubringen, was man am Preise nachlasse. Am schlimmsten sind Arbeiter und kleine Leute daran, die ihre Waaren auf Kredit entnehmen und darum schweigen müssen, auch wo sie den Betrug vor Augen sehen. Großer Mißbrauch mit falschem Gewicht kommt auch im Backwaarenverkauf vor. Schwindel und Betrug sind unausbleiblich mit unseren heutigen Zuständen verknüpft, und gewisse Staatseinrichtungen, z. B. hohe indirekte Steuern und Zölle, fordern Schwindel und Betrug geradezu heraus. Die Gesetze gegen Lebensmittelverfälschung richten wenig dagegen aus. Der Kampf um die Existenz nöthigt die Betrüger, immer raffinirtere Mittel anzuwenden, und eine gründliche und strenge Kontrolle ist sehr selten vorhanden. Angesehene und einflußreiche Kreise unserer herrschenden Klassen sind sogar an dem Schwindelsystem interessirt. Unter dem Vorwande, daß, um Fälschungen zu entdecken, ein umfassender und theurer Verwaltungsapparat nothwendig sei, worunter dann auch „das legitime Geschäft leide", wird fast jede ernste Kontrolle lahm gelegt. Greifen aber Gesetze und Kontrollmaßregeln wirksam ein, so bewirken sie eine erhebliche Preissteigerung der unverfälschten Produkte, weil der niedrigere Preis nur durch Fälschung der Waare möglich war.

Um diesen Uebelständen in unserem Handel abzuhelfen, unter denen wie immer und überall die Masse am härtesten leidet, ist man zu der Errichtung von Konsumvereinen geschritten. Insbesondere hat das Konsumvereinswesen für Militärpersonen und Beamte in Deutschland eine Bedeutung erlangt, daß zahlreiche Handelsgeschäfte dadurch zu Grunde gerichtet wurden, viele andere dem Untergange nahe sind. Diese Vereine beweisen also die Ueberflüssigkeit des Handels in einer anders organisirten Gesellschaft.* Das ist der

* Nach der Gewerbezählung vom 5. Juni 1882 gab es in Deutschland im Waarenhandel 386 157 Haupt- und 145 474 Nebenbetriebe, ins-

Hauptvortheil, den sie haben. Die materiellen Vortheile für die Mitglieder sind nicht sehr bedeutend, die Erleichterungen, die sie bieten, genügen auch nicht, um den Mitgliedern der Vereine eine merkbare Verbesserung ihrer Lebenslage zu verschaffen. Nicht selten ist auch die Verwaltung eine mangelhafte, und die Mitglieder müssen das büßen. In Händen der Unternehmer werden sie sogar ein neues Mittel, um die Arbeiter an die Fabrikbetriebe zu ketten, und man benutzt sie als Lohndruckmittel. Die Gründung von Konsumvereinen ist aber ein Symptom, daß man in den weitesten Kreisen das Fehlerhafte des Handels, und wenigstens die Ueberflüssigkeit des Zwischenhandels, erkannt hat. Die Gesellschaft wird indeß schließlich zu einer Organisation gelangen, durch die der ganze Handel überflüssig wird, indem die Produkte ohne andere Zwischenpersonen als diejenigen, die der Transport von einem Orte zum anderen erfordert, und im Dienste der Gesellschaft stehen, in den Besitz der Konsumenten gelangen. Mit dem gemeinsamen Bezug der Lebensmittel liegt allerdings die weitere Forderung nahe, auch eine gemeinsame, im großartigsten Maßstab auszuführende Fertigstellung für den Tisch zu erlangen, was dann abermals eine gewaltige Ersparniß an Kräften, Raum, Material und Aufwendungen aller Art herbeiführte.

* * *

Die wirthschaftliche Revolution in unserer gesammten Industrie und unseren Verkehrsverhältnissen hat auch die landwirthschaftlichen Verhältnisse in hohem Grade ergriffen. Die Handels- und Industriekrisen machen sich auch auf dem Lande fühlbar. Viele ländliche Familienangehörige sind theilweise oder ganz in gewerblichen und industriellen Etablissements beschäftigt, und diese Art der Beschäftigung erweitert sich immer mehr, weil die großen Landwirthe es sehr nützlich finden, wichtige Theile ihres Bodenertrags gleich auf ihren Gütern in industrielles Produkt verwandeln zu lassen. Sie profitiren dadurch die hohen Transportkosten des Rohprodukts, z. B. der Kartoffeln zum Spiritus, der Rüben zum Zucker, der Halmfrüchte zum Mehl oder Branntweinbrennen oder zum Bierbrauen u. s. w.; sie haben ferner billigere

---

gesammt 531 631 Betriebe. In den Hauptbetrieben waren 705 906 Personen beschäftigt.

und willigere Arbeitskräfte als in der Stadt oder in den Industriebezirken. Baulichkeiten und Miethen stellen sich wesentlich billiger, ebenso stellen sich Steuern und Abgaben niedriger, denn die Gutsherren auf dem Lande sind bis zu einem gewissen Grade zugleich Gesetzgeber und Gesetzesvollzieher, sie stellen aus ihrer Mitte zahlreiche Abgeordnete in den Volksvertretungen und haben nicht selten die Verwaltung und die Polizeigewalt in ihrer Hand. Das sind genügende Gründe für die Erscheinung, daß die Zahl der Dampfessen auf dem Lande mit jedem Jahre wächst. Ackerbau und Industrie treten in immer innigere Wechselwirkung, ein Vortheil, der hauptsächlich der großen Landwirthschaft zu Gute kommt.

Die kapitalistische Entwicklung, die der Großgrundbesitz auch in Deutschland erlangte, hat zum Theil ähnliche Verhältnisse wie in England und den Vereinigten Staaten hervorgerufen. Wird der kleine und mittlere Gewerbebetrieb von der großen Industrie verschlungen, dann vielfach der kleine und mittlere landwirthschaftliche Betrieb vom großen. Es sind eine Reihe Umstände, die dem kleinen und dem mittleren Landwirth das Leben immer sauerer gestalten, und ihn für die Auffaugung durch den großen reif machen.

Auf dem Lande herrschen nicht mehr jene ursprünglichen Verhältnisse, wie sie noch vor wenig Jahrzehnten bestanden; die moderne Kultur hat dasselbe allmälig bis in die letzten Winkel beleckt. Wider Willen hat namentlich der Militarismus einen gewissen revolutionären Einfluß ausgeübt. Die gewaltige Vermehrung der stehenden Armee lastet, soweit es die Blutsteuer betrifft, in erster Linie auf dem platten Lande. Die degenerirende Wirkung der industriellen und städtischen Lebensweise nöthigt dazu, die überwiegende Zahl der Mannschaften für das stehende Heer der Landbevölkerung zu entnehmen. Kehrt aber der Bauernsohn, der Tagelöhner, der Knecht nach zwei oder drei Jahren zurück aus der für ihn nicht gerade mit höherer Moral geschwängerten Stadt- und Kasernenluft, nicht selten als Träger und Verbreiter geschlechtlicher Krankheiten, so hat er eine Menge neuer Anschauungen und Kulturbedürfnisse kennen gelernt, die er fernerweit befriedigen will. Um dies zu können, stellt er in erster Linie höhere Ansprüche an das Leben und fordert höhere Löhne; die alte Genügsamkeit ging in der Stadt in die Brüche. Das immer ausgedehntere und verbesserte Verkehrsmittelwesen trägt ebenfalls zur Hebung der Bedürfnisse auf dem Lande bei. Durch den Verkehr mit der Stadt lernt der Mann vom Lande die Welt

von einer ganz neuen und verlockenderen Seite kennen, er wird von neuen Ideen erfaßt, und erlangt Kenntniß von Kulturbedürfnissen, die bisher ihm gänzlich unbekannt waren. Das macht ihn mit seiner Lage unzufrieden. Die immer höheren Ansprüche, die Staat, Provinz, Gemeinde ꝛc. stellen, treffen ebenfalls den Bauer wie den Landarbeiter und machen sie noch rebellischer.

Nun sind zwar viele Agrarprodukte innerhalb dieser Zeit erheblich im Werthe gestiegen, aber nicht in dem Maße wie Steuern und die Kosten der Lebenshaltung. Andererseits trägt die überseeische Lebensmittelkonkurrenz dazu bei, die Preise sehr bedeutend zu drücken, ein Einkommensausfall, der nur durch verbesserte Wirthschaftsweise ausgeglichen werden könnte, zu dem aber neun Zehnteln der Bodenbebauer die Mittel fehlen. Auch erhält der Bauer nicht den Preis für seine Produkte, den die Stadt bezahlt, er hat mit dem Zwischenhändler zu thun, der ihn in der Hand hat. Der Mäkler oder Händler, der zu bestimmten Tagen oder Jahreszeiten das Land durchstreift und in der Regel wieder an Unterhändler verkauft, will seinen Nutzen haben; das Ansammeln der vielen kleinen Quantitäten macht jenen aber weit mehr Mühe, als die große Ladung bei einem großen Besitzer; der kleine Bauer bekommt daher für seine Waare weniger als der große, und ist die Qualität derselben mangelhaft, was bei der primitiven Wirthschaftsweise, die er betreibt, oft vorkommt, so muß er mit jedem Preise vorlieb nehmen. Dazu kommt, daß der Bauer oder Pächter oft nicht die Zeit abwarten kann, in der das von ihm zum Verkauf gebrachte Produkt den höchsten Preis erreicht. Er hat Zahlungen zu leisten, Pacht, Zinsen, Steuern, er muß aufgenommene Darlehen zurückzahlen, oder Schulden bei Krämer und Handwerker berichtigen, die an bestimmte Termine gebunden sind, und so muß er verkaufen, mag der Zeitpunkt noch so ungünstig sein. Der Bauer hat, um sein Land zu verbessern, um Miterben oder Kinder abzufinden u. s. w., eine Hypothek aufgenommen; aber unter den Darleihern hat er keine große Wahl, und so werden die Bedingungen nicht günstig. Hohe Zinsen und bestimmte Rückzahlungsfristen spielen ihm hart mit; eine ungünstige Ernte oder eine falsche Spekulation in der Art der Bodenfrucht, für die er auf ansehnlichen Preis rechnete, bringen ihn an den Rand des Untergangs. Häufig ist der Abnehmer der Bodenerträge und der Darleiher des Kapitals ein und dieselbe Person, er ist also vollkommen seinem Gläubiger überantwortet. Die Bauern ganzer Ortschaften und

Distrikte befinden sich auf diese Weise in den Händen weniger Gläubiger. Zum Beispiel die Hopfen-, Wein- und Tabakbauern in Süddeutschland, die Gemüsebauern am Rhein, die Kleinbauern in Mitteldeutschland. Der Hypothekenbesitzer saugt sie aus bis aufs Blut, er läßt sie als scheinbare Eigenthümer auf ihrer Parzelle sitzen, die ihnen thatsächlich nicht mehr gehört. Der kapitalistische Blutsauger findet es oft aber weit nutzbringender, in dieser Weise zu wirthschaften, als den Boden an sich zu nehmen und ihn selbst zu bewirthschaften oder zu verkaufen. So werden viele Tausende von Bauern in den Katastern als Eigenthümer aufgeführt, die thatsächlich keine Eigenthümer mehr sind. Freilich fällt auch mancher Großgrundbesitzer, der nicht zu wirthschaften verstand oder Unglück hatte oder unter ungünstigen Bedingungen das Gut übernahm, einem halsabschneiderischen Kapitalisten zum Opfer. Der Kapitalist wird Herr des Grund und Bodens und, um doppelten Profit herauszuschlagen, treibt er „Güterschlächterei"; er parzellirt das Gut, weil er dadurch einen ungleich höheren Preis herausschlägt, als verkaufte er es im Ganzen. Außerdem hat er bei einer größeren Anzahl kleiner Besitzer die beste Aussicht, sein Wuchergeschäft mit schönstem Erfolge weiter betreiben zu können. Bekanntlich geben auch die Häuser in der Stadt mit vielen kleinen Wohnungen die höchsten Miethserträge. Eine Anzahl kleiner Eigenthümer greift zu und kauft einen Theil des parzellirten Gutes, der kapitalistische Wohlthäter ist auch bereit, bei geringer Anzahlung ihnen größere Stücke zu überlassen, den Rest der Kaufsumme läßt er als Hypothek gegen guten Zins auf Abzahlung stehen. Hier liegt der Hase im Pfeffer. Hat der kleine Bodenbesitzer viel Glück und gelingt es ihm, unter Aufbietung der äußersten Kräfte aus seinem Grund und Boden einen leidlichen Ertrag herauszuwirthschaften oder ausnahmsweise billigeres Geld aufzutreiben, so kann er sich retten, anderenfalls ergeht's ihm wie schon geschildert.

Fallen dem kleinen Bauer oder Pächter einige Stücke Vieh, so ist das ein großes Unglück; hat er eine Tochter, die heirathet, so vermehrt ihre Aussteuer seine Schulden und eine billige Arbeitskraft geht ihm verloren; heirathet ein Sohn, so verlangt dieser seine Parzelle Land oder eine Abfindung in Geld. Nothwendige Bodenverbesserungen muß er sehr oft unterlassen: liefert ihm sein Vieh und Hausstand nicht genügend Dünger — und das ist nicht selten der Fall — dann geht der Bodenertrag zurück, weil er keinen

Dünger kaufen kann. Oft fehlen ihm auch, um besseren, ertragsfähigeren Samen sich anzuschaffen, die Mittel; die vortheilhafte Ausnutzung der Maschinen ist ihm versagt; ein den chemischen Bestandtheilen seines Bodens entsprechender Fruchtwechsel ist häufig für ihn unausführbar. Ebenso wenig kann er die Vortheile ausnutzen, die Wissenschaft und Erfahrung für höhere Ausnutzung seiner Hausthiere bieten. Mangel an geeignetem Futter, Mangel an passender Stallung und Pflege, Mangel an sonstigen passenden Einrichtungen verhindern das. So giebt es viele Ursachen, die den kleinen und mittleren Bauer zur Verschuldung bringen und ihn dem halsabschneiderischen Kapitalisten oder dem Großgrundbesitzer in die Hände liefern, und zur Vernichtung seiner Existenz führen.

Die Großgrundbesitzer sind meist bestrebt, den kleinen Besitz aufzukaufen und ihre Güter damit zu „arrondiren". Die großen Kapitalmagnaten legen mit Vorliebe ihre Kapitalien in Grund und Boden an, weil dies der sicherste Besitz ist, der außerdem mit der wachsenden Bevölkerung, ohne Zuthun der Eigenthümer, im Werthe steigt. Das schlagendste Beispiel für diese Werthsteigerung zeigt England. Obgleich dort in Folge der internationalen Konkurrenz der Produkte von Ackerbau und Viehzucht der Bodenertrag in den letzten Jahrzehnten sich verminderte, in Schottland über 2 Millionen Acres* Land in Jagdgründe verwandelt wurden, in Irland 4 Millionen Acres fast verödet liegen, und der Umfang des Ackerlandes in England von 1831 bis 1880 von 19 153 990 Acres auf 15 651 605 Acres, also um 3 484 385 Acres zurückging, die in Wiese und Weideland verwandelt wurden, und dieser Prozeß sich immer weiter vollzieht, stieg die Bodenrente erheblich. Der Gesammtertrag der Bodenrente von ländlichem Grundeigenthum betrug in Pfund Sterling** in:

	1857	1875	1880	Zunahme
England und Wales	41 177 200	50 125 000	52 179 381	11 002 381
Schottland . . .	5 932 000	7 493 000	7 776 919	1 844 919
Irland	8 747 000	9 293 000	10 543 000	1 796 700
Zusammen	55 856 000	68 811 000	70 500 000	14 644 000

Das war eine Steigerung der Bodenrente um 26,2 Prozent, innerhalb 23 Jahren, und zwar ohne alle Arbeit der Besitzer. Obgleich

* 1 Acre = 40½ Aren oder 1½ preußische Morgen.

** 1 Pfund Sterling etwas über 20 Mark.

nun seit 1880 durch die immer stärker werdende überseeische und internationale Konkurrenz in Lebensmitteln die landwirthschaftlichen Verhältnisse Großbritanniens und Irlands sich kaum weiter verbesserten, hat der englische Großgrundbesitz noch nicht zu ähnlichen Anforderungen an die Bevölkerung sich aufgeschwungen, wie der kontinentale und speziell der deutsche. Agrarzölle kennt England nicht, und die Forderung nach staatlich gewährleisteten Minimalpreisen in einer Höhe, die Theuerungspreise genannt werden müssen, wie sie der ostelbische Großgrundbesitz und seine Gefolgschaft im deutschen Reichstag fordern, auf Kosten der unbemittelten Klassen, würden in England einen Sturm der Entrüstung hervorrufen.

Nach der landwirthschaftlichen Berufsstatistik, die in Deutschland am 2. Juni 1882 aufgenommen wurde, vertheilten sich die landwirthschaftlichen Betriebe auf folgende Größenklassen.

Es hatten:

Flächengröße	Landwirthschaftliche Betriebe	Prozent der Gesammtzahl
unter . . . 1 Hektar	2 323 316	44,03
von 1 bis 5 „	1 719 922	32,54
„ 5 „ 10 „	554 174	10,50
„ 10 „ 20 „	372 431	7,06
„ 20 „ 50 „	239 887	4,50
„ 50 „ 100 „	41 623	0,80
„ 100 „ 200 „	11 033	0,21
„ 200 „ 500 „	9 814	0,18
„ 500 „ 1000 „	3 629	0,07
über . . 1000 „	515	0,01
Zusammen	5 276 344	100,00

Nach Koppe sind im nordöstlichen Deutschland im Minimum 6 Hektaren Mittelboden erforderlich, damit eine Bauernfamilie sich durchschlagen kann, und um in mäßigem Wohlstand zu leben, bedarf es 15—20 Hektaren. In den fruchtbaren Distrikten Südwestdeutschlands rechnet man 3—4 Hektaren guten Boden, um einer Bauernfamilie Unterhalt zu gewähren. Dieses Minimum wird in Deutschland von fast 4 Millionen Einzelwirthschaften nicht erreicht, und nur ungefähr 6 Prozent haben einen Besitz, der ihnen Auskommen oder Wohlstand ermöglicht. 3 222 270 Betriebsinhaber betreiben neben der Landwirthschaft noch industrielle oder Verkehrsthätigkeit. Charakteristisch

ist für die Vertheilung des bebauten Landes, daß die Betriebe mit weniger als 50 Hektaren — rund 5 200 000 Betriebe — nur 3 747 677 Hektaren Getreideland besaßen, dagegen entfielen auf die Betriebe mit mehr als 50 Hektaren — rund 66 000 Betriebe — 9 636 249 Hektaren. Ein und ein viertel Prozent der Betriebe besaßen 2½mal mehr Getreideland, als die übrigen 98¾ Prozent zusammen.

Aber das Bild, das uns diese Statistik giebt, ist keineswegs ein solches, das dem thatsächlichen Zustand entspricht. Es ist nicht festgestellt worden, unter wieviel Besitzer sich diese 5 276 344 landwirthschaftlichen Betriebe vertheilten. Die Zahl der Besitzer ist weit kleiner als diejenige der Betriebe, denn es giebt Besitzer, die Dutzende landwirthschaftlicher Betriebe ihr Eigen nennen, und zwar sind es besonders die größten Betriebe, von denen oft mehrere einem Besitzer gehören. Die Konzentration des Grund und Bodens nachzuweisen ist sozialpolitisch von höchster Wichtigkeit, und hier läßt uns die Agrarstatistik von 1882 vielfach im Stich. Indeß sind doch eine Reihe von Thatsachen von den verschiedensten Seiten festgestellt, die uns ein ungefähres Bild von den vorhandenen Zuständen geben. Der große Grundbesitz — mit über 100 Hektaren Bodenfläche — umfaßte vom gesammten landwirthschaftlichen Besitz in der

Provinz Pommern	64,87 %	Provinz Brandenburg	42,60 %
„ Posen	61,22 %	„ Schlesien	42,14 %
„ Westpreußen	54,41 %	„ Sachsen	30,89 %
„ Ostpreußen	41,79 %	„ Schleswig-Holstein	18,03 %

Nach der Denkschrift des preußischen landwirthschaftlichen Ministeriums, veröffentlicht in der Zeitschrift des preußischen statistischen Bureau, sank die Zahl der spannfähigen bäuerlichen Nahrungen vom Jahre 1816 bis Ende 1859 von 354 610 Höfen mit 35 260 084 Morgen Land auf 344 737 Höfe mit 33 498 433 Morgen Land. Die Zahl der Höfe war also innerhalb jener Zeit um 9873, der bäuerliche Besitz um 1 711 641 Morgen geschwunden. Die Untersuchung erstreckte sich nur auf die Provinzen Preußen, Posen (von 1823 an), Pommern, ausschließlich des Regierungsbezirks Stralsund, Brandenburg, Sachsen, Schlesien und Westfalen.

Was an Bauerngut verschwindet, geht in der Regel in Großgrundbesitzerhände über. Im Jahre 1855 hatten in der Provinz

Pommern 62 Besitzer 118 Güter, aber 1891 hatten dieselben Besitzer 203 Güter mit 147 139 Hektaren Fläche. Insgesammt gab es 1891 in der Provinz Pommern 1353 adelige und bürgerliche Grundherren, die 2258 Güter mit 1 247 201 Hektaren ihr Eigen nannten.* Jedes Gut hatte durchschnittlich 551 Hektaren.

In unseren Ostprovinzen besaßen im Jahre 1889 unter Anderem:

Fürst zu Hohenlohe-Oehringen	39365	Hektaren
„ „ Sigmaringen . . .	29611	„
„ „ Thurn und Taxis .	24482	„
„ Bismarck	18600	„
„ Radziwill	16398	„
Graf v. Milzinski	13933	„
Abgeordneter Kennemann . .	10482	„
Graf Serg. v. Czarnecki . . .	9263	„
v. Hansemann	7734	„

u. s. w. u. s. w.

Wir haben es hier mit Latifundienbesitzern ersten Ranges zu thun, und zwar besitzt ein Theil dieser Herren auch große Güter in Süddeutschland und Oesterreich.

Nach Conrad: „Die Fideikommisse in den östlichen Provinzen Preußens", bestanden dort im Jahre 1888 547 Fideikommisse, von denen nur 153 vor dem Beginn dieses Jahrhunderts gestiftet waren. Ein Fideikommiß ist ein Besitz, der in die Hand eines Erben gelangt und weder verschuldet, noch parzellirt, noch veräußert werden kann. Der Besitzer kann durch liederliches Leben in Bankerott gehen, das Fideikommiß und sein Einkommen bleibt ihm unveräußerlich erhalten. Diese Fideikommisse, die nur sehr reiche Leute zu stiften vermögen, werden immer häufiger, ihre Zahl ist namentlich in den letzten Jahrzehnten sehr gewachsen. 1888 umfaßten die 547 Fideikommisse in den preußischen Ostprovinzen, die 529 Besitzern, darunter 20 bürgerlichen, gehörten, 1 408 860 Hektaren, durchschnittlich jedes 2454 Hektare.** Nach einer Statistik, die der preußische Landwirthschaftsminister der im Frühjahr 1894 tagenden Agrarkommission vorlegte, umfaßten die Fideikommisse in ganz Preußen damals 1 833 754 Hektaren

---

* Dr. Rud. Meyer: „Das Sinken der Grundrente." Wien und Leipzig 1894.

** Der Hektar hat vier preußische Morgen.

mit einem Reingewinn von 22 992 000 Mk. Rechnet man 550 Fideikommißbesitzer, so hat jeder derselben ein unantastbares reines Jahreseinkommen von 41 800 Mk. Nähme man aber an, dieser Fideikommiß konzentrire sich auf eine Provinz, so bedeutete dieses, daß 550 Besitzern die ganze Provinz Schleswig-Holstein gehörte, die rund 1 890 000 Hektaren Bodenfläche hat. In den Ostprovinzen Preußens gab es 1888 154 Personen — darunter 15 regierende Fürsten (König von Preußen, Sachsen 2c.), 89 Herzöge, Fürsten und Grafen, 40 vom Adel und 10 bürgerliche — die allein 1830 Güter mit 1 768 646 Hektaren Land besaßen. Und das Besitzthum dieser Personen dürfte sich mittlerweile wieder bedeutend vergrößert haben, denn ein großer Theil der Reinerträge dieses Besitzes wird zum Ankauf neuer Güter verwendet. An dieser riesigen Konzentration des Grundbesitzes ist in erster Linie der hohe und höchste Adel betheiligt. Aber auch die Finanzaristokratie legt ihr Vermögen immer mehr in Grund und Boden an, der zu einem großen Theil aus prächtigen Waldungen besteht, die mit Rehen, Hirschen, Wildschweinen bevölkert sind, damit die Grundherren ihre Jagdpassionen befriedigen können. Ein großer Theil der Rittergüter des Ostens besteht aus den Gütern gelegter Bauern, die man einstmals von Haus und Hof vertrieb und zu Taglöhnern degradirte. Nach Neumann sind von 1825—1859 in den Provinzen Ost- und Westpreußen allein 12—13 000 nicht spannfähiger Käthner- und Büdnerstellen eingezogen worden. Diese Proletarisirung und Enteignung der Landbevölkerung, durch die kapitalistischen Großgrundbesitzer, hat zur natürlichen Folge die Verödung des Landes. Die Bevölkerung wandert aus oder zieht nach den Städten und Industriezentren. Wald und Weide nehmen ehemaliges Ackerland in Besitz, das übrig bleibende Land wird mit Maschinen bewirthschaftet, die menschliche Arbeitskraft überflüssig machen, oder solche nur in Zeiten der Feldbestellung und der Ernte auf kurze Zeit in Anspruch nehmen. Die oben angeführte rasch wachsende Zahl der beweglichen Dampfmaschinen umfaßt hauptsächlich solche, die für die Ackerbestellung des großen Grundbesitzes in Anwendung kommen. Die Abnahme der Landbevölkerung, durch die angeführten und einige andere Ursachen sekundärer Natur, kommt in der Bevölkerungsstatistik scharf zum Ausdruck. Innerhalb der acht alten Provinzen Preußens entwickelte sich in dem Zeitraum von 1867 bis 1890 das Verhältniß der Bevölkerung zwischen Stadt und Land also.

Es hatten:

	die Städte rund	das platte Land rund
1867:	7 452 000 Einw.	16 568 000 Einw.
1890:	11 783 000 „	18 173 000 „
mehr	4 331 000 Einw. = 58 %	1 605 000 Einw. = 9,7 %

Man sieht, mit welcher Rapidität die Städtebevölkerung die Landbevölkerung überflügelt. Aber die Sachlage wird für das Land noch ungünstiger gegenüber der Thatsache, daß 148 Gemeinden mit 5000—40 000 Einwohnern und einer Gesammteinwohnerzahl von 1 281 000 als Landbevölkerung gezählt sind, die wesentlich als Industriebevölkerung gelten muß. Es sind dies hauptsächlich Proletarierdörfer in der Nähe großer Städte. Weiter sind als Landbevölkerung gezählt 647 Gemeinden mit 2000—5000 Einwohnern, insgesammt mit 1 884 000 Köpfen, die ebenfalls zu einem sehr erheblichen Theil zur Industriebevölkerung zu rechnen sind.

Aehnliche Verhältnisse zeigen sich in Sachsen und in Süddeutschland. Auch in Baden und Württemberg ist die Landbevölkerung vieler Orte in der Abnahme begriffen. Der kleine Bauer vermag sich wirthschaftlich nicht mehr zu halten, Zehntausenden erscheint das Loos als Fabrikarbeiter beneidenswerther, sie treten in die Industrie ein, und bebauen mit Hilfe ihrer Familie und in Feierstunden die Parzelle Land, die sie noch besitzen. Auf der anderen Seite kennt der Landhunger des Großgrundbesitzers kaum Grenzen, sein Appetit wird immer größer, je mehr Bauerngüter er verschlingt.

Aehnlich wie in Deutschland entwickeln sich die Zustände in unserem Nachbarlande Oesterreich, woselbst der große Grundbesitz seit Langem fast unumschränkt herrscht. Nur theilt sich dort in den Besitz, neben dem Adel und der Bourgeoisie, die katholische Kirche. Das Bauernlegen ist in Oesterreich im vollen Schwunge; mit allen Mitteln sucht man die Bauern und Aelpler in Tirol, Salzburg, Steiermark, Ober- und Niederösterreich, dem Sudetengebirge 2c. von dem ererbten Boden zu verdrängen und zur Abtretung ihres Besitzes zu nöthigen. Das Schauspiel, das einst Schottland und Irland der Welt gegeben, spielt sich jetzt in den schönsten und herrlichsten Gegenden Oesterreichs ab. Enorme Landkomplexe werden von reichen Herren zusammengekauft, und was zunächst nicht gekauft werden kann, wird gepachtet. Der Zugang zu den Thälern, Höfen, Weilern, Häusern wird durch die neuen Herren

gesperrt, und hartnäckige Besitzer einzelner Höfe und Alpen werden durch alle möglichen Chikanen gezwungen, ihr Eigenthum um jeden Preis an den reichen Alp- oder Waldbesitzer zu veräußern. Alter Kulturboden, auf dem zahlreiche Generationen seit Jahrtausenden ihr Auskommen fanden, wird in Wildniß verwandelt, in der Hirsche und Rehe hausen, wohingegen die Gebirge, die der adelige oder bürgerliche Kapitalist sein eigen nennt, den Aufenthalt großer Gemsherden bilden. Ganze Gemeinden verfallen der Armuth, weil man ihnen den Auftrieb ihres Viehes zu den Alpenweiden unmöglich macht, oder das Recht des Auftriebs überhaupt bestreitet. Und wer sind die Attentäter auf des Bauern Gut und seine Selbständigkeit? Fürstliche, adelige und reiche bürgerliche Herren. Neben Rothschild und Baron Mayer-Melnhof sind es die Herzoge von Koburg und Meiningen, die Fürsten und Prinzen zu Hohenlohe, der Fürst Liechtenstein, der Herzog von Braganza, Fürst Rosenberg, Fürst zu Pleß, die Grafen Schönfeld, Festetics, Schafgotsch, Trautmannsdorff, die Graf Karolysche Jagdgesellschaft, die Baron Gustädtsche Jagdgesellschaft, die Blühnbacher adelige Jagdgesellschaft u. s. w.

Der Großgrundbesitz ist in Oesterreich überall in der Ausdehnung begriffen. Die Zahl der Großgrundbesitzer vermehrte sich von 1873 bis 1891 um 9,5 Prozent, das bedeutet eine erhebliche Abnahme der kleinen Besitzer, denn Grund und Boden kann nicht vermehrt werden.

In Niederösterreich entfielen von der gesammten Bodenfläche, die 3 544 596 Joch umfaßt, auf den Großgrundbesitz (247 Besitzer) 521 603 Joch, auf die Kirche 94 882 Joch. Neun Familien besaßen allein (Mitte der achtziger Jahre) 157 000 Joch, darunter Graf Hoyos 54 000 Joch. Der Flächeninhalt Mährens beträgt 2 222 190 Hektar, davon entfielen auf die Kirche 78 496 Hektar (3,53 Prozent), auf 145 Personen 525 632 Hektar, davon besaß ein Besitzer allein 107 247 Hektar. Von den 514 685 Hektaren Flächeninhalt in österreichisch Schlesien besaß die Kirche 50 845 Hektar (9,87 Prozent), 36 Grundbesitzer 134 226 Hektar (26,07 Prozent). Böhmen hatte 5 196 700 Hektar Fläche, davon besaß die Geistlichkeit 103 459 Hektar, 362 Privatpersonen 1 448 638 Hektar. Und zwar hatten unter Anderen A. Fürst Schwarzenberg 176 410, Fürst Colloredo-Mansfeld 58 239, Fürst zu Fürstenberg 39 814, Reichsgraf Waldstein 37 989, Fürst Liechtenstein 37 937, Graf Czernin 32 277, Graf Clam-Gallas 31 691 Hektar, Kaiser Franz Joseph 28 800, Graf v. Harrach

28 047, M. Fürst v. Lobkowitz 27 684, Reichsgraf Kinsky 26 265, Graf de Buquoy 25 645, Fürst von Thurn und Taxis 24 777, C. Fürst Schwarzenberg 24 037, Fürst Metternich-Winneburg 20 002, Fürst v. Auersperg 19 960, Fürst Windischgrätz 19 920 Hektar u. s. w.*

Vielfach nimmt die Aussaugung des Kleingrundbesitzes durch den Großgrundbesitz in „beängstigender Weise" zu. So wurde z. B. im Gerichtsbezirk Aflenz, Gemeinde St. Ilgen, eine Alp von über 5000 Joch mit einer Weide für 300 Stück Rindvieh, und ein angrenzendes Bauerngrundstück von 700 Joch, in Jagdgründe verwandelt. Das gleiche geschah mit der Höllalp, zur Gemeinde Seewiesen gehörig, die Weide für 200 Stück Vieh hatte. Im Gerichtsbezirk Aflenz wurden ferner 47 Güter, die 840 Stück Rindvieh besaßen, nach und nach aufgekauft und in Jagdgründe umgewandelt. Aehnliche Vorgänge werden von allen Seiten aus den Alpenländern gemeldet. Im Steiermärkischen fanden die Bauern in einer Anzahl Gemeinden es zweckmäßiger, das Heu an die Jagdherren zum Futter des Hochwildes im Winter zu verkaufen, als es dem eigenen Rindvieh zu geben. In der Gegend von Mürzzuschlag halten einige Bauern sich kein Rindvieh mehr, sondern verkaufen alles Futter zur Ernährung des Hochwildes.

Im Gerichtsbezirk Schwaz wurden sieben, im Gerichtsbezirk Zell sechzehn Alpen, die bisher als Viehweide dienten, von den neuen Grundherren kassirt und in Jagdgründe verwandelt. Das ganze Karwendelgebirge ist für den Auftrieb von Vieh gesperrt. Meist ist es der hohe Adel Oesterreichs und Deutschlands, neben ihnen reiche bürgerliche Emporkömmlinge, die in den Alpenländern Strecken bis zu 70 000 und mehr Joch aufkauften und für Jagdreviere einfriedigen ließen. Ganze Dörfer, Hunderte und aber Hunderte von Gehöften verschwinden, die Bewohner werden vom Grund und Boden verdrängt und an Stelle der Menschen und des für menschliche Nahrung bestimmten Viehes treten Rehe, Hirsche und Gemsen. Aber gar mancher von Jenen, die in solcher Weise halbe Provinzen zur Verödung bringen, stellt sich nachher in den Parlamenten hin und spricht von der „Noth des Grundbesitzes" und mißbraucht seine Macht, um in der Gestalt von Getreide-, Holz- und Fleischzöllen,

* Siehe Ausführlicheres hierüber in: Das soziale Elend und die besitzenden Klassen in Oesterreich, von T. W. Teifen. Wien 1894. Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand).

Branntweinsteuer- und Zuckerzollprämien, auf Kosten der besitzlosen Massen, die Hilfe des Staats in Anspruch zu nehmen.

In Frankreich gab es nach dem letzten Zensus in den achtziger Jahren 8 547 285 landwirthschaftliche Betriebe. Davon hatten 2 993 450 Betriebsinhaber ein durchschnittliches Jahreseinkommen von 300 Francs, und belief sich ihr Einkommen auf 22,5 Prozent des Gesammteinkommens aus Grundbesitz, 1 095 850 Betriebsinhaber hatten ein durchschnittliches Jahreseinkommen von 1730 Francs und betrug dasselbe 47 Prozent des Gesammteinkommens, 65 525 Großgrundbesitzer mit 109 285 Betrieben bezogen 25,4 Prozent des Gesammteinkommens, ihr Besitz umfaßte aber über die Hälfte des landwirthschaftlich in Anspruch genommenen Grund und Bodens von Frankreich.

Der Großgrundbesitz wirft sich in allen Kulturländern immer mehr zum Herrn des Grund und Bodens auf und beherrscht, kraft seines politischen Einflusses, auch in hohem Grade die Gesetzgebung, ohne Rücksicht auf das Wohl der Gesammtheit. Der Zustand des Grund und Bodens und seine Bebauung ist aber für die Entwicklung unserer ganzen Kultur von der höchsten Bedeutung. Vom Grund und Boden und seinen Erzeugnissen hängt in erster Linie die Bevölkerung in ihrer Existenz ab. Grund und Boden läßt sich nicht beliebig vermehren; um so wichtiger ist die Frage für Alle, wie er angebaut und ausgebeutet wird. Deutschland, dessen Bevölkerung jährlich um 5—600 000 Köpfe wächst, braucht eine bedeutende Einfuhr von Brot- und Fleischnahrung, sollen die Preise der nothwendigsten Lebensmittel erschwingbar sein.

Hier kommen aber wichtige antagonistische Interessen zwischen Ackerbau- und Industriebevölkerung zum Vorschein. Die industrielle, die vom Ackerbau unabhängige Bevölkerung, hat das wesentlichste Interesse, billige Lebensmittel zu erhalten, weil davon ihr Gedeihen als Menschen, als industrielle und handeltreibende Individuen abhängig ist. Jede Vertheuerung der Lebensmittel führt entweder eine noch größere Verschlechterung der Ernährungsverhältnisse eines großen Theils der Bevölkerung herbei, als es schon der Fall ist, oder es werden schließlich die Arbeitslöhne und damit der Preis der Industrieprodukte so gesteigert, daß ihr Absatz sinkt, weil die Konkurrenz gegen das Ausland schwieriger wird. Für die Bodenbebauer liegt aber die Frage anders. Wie der Industrielle, so will der Grundherr, der Ackerbauer den möglichst höchsten Nutzen aus

seinem Besitz und Gewerbe erzielen, und ihm ist es gleich, aus welchem Produkt er diesen gewinnt. Verhindert die Zufuhr fremden Getreides und Fleisches, daß er die gewünschten, ihm nothwendig scheinenden Preise aus dem Anbau von Getreide gewinnt, so giebt er den Getreidebau auf und widmet seinen Boden dem Anbau eines anderen Erzeugnisses, das ihm mehr Nutzen bringt. Er baut Zuckerrüben zur Zuckerproduktion, Kartoffeln und Getreide zum Spiritusbrennen, statt Weizen und Roggen für Brot. Er nimmt die fruchtbarsten Ländereien zur Tabakkultur, statt zur Gemüse- und Gartenkultur. Auch werden Tausende von Hektaren Landes für Pferdeweiden benutzt, weil Pferde für Soldaten- und Kriegszwecke hoch im Preise stehen. Auf der anderen Seite sind weite Waldreviere, die leicht fruchtbar gemacht werden könnten, dem Jagdvergnügen vornehmer Herren reservirt, und oft in Gegenden, in welchen die Niederschlagung von ein paar hundert oder tausend Hektaren Wald und ihre Verwandlung in Kulturboden vorgenommen werden könnte, ohne daß diese Waldverminderung in der betreffenden Gegend in nachtheiliger Weise auf die Feuchtigkeitsentwicklung einwirkte.

Was die letztere betrifft, so bestreitet die neuere wissenschaftliche Forstwirthschaft den großen Einfluß des Waldes auf Feuchtigkeitsentwicklung. Wald soll nur dort in größerem Umfang zulässig sein, wo die Natur des Bodens keine andere nutzbringende Kultur zuläßt, oder wo es gilt, Gebirge und Bergland mit einer Kultur zu versehen, die wirthschaftlich vortheilhaft ist, aber das schnelle Abfließen der Wässer und damit Ueberschwemmungen und das Wegspülen des Erdreichs verhindert. Von diesem Gesichtspunkt aus könnten in Deutschland tausende Quadratkilometer fruchtbaren Bodens für den Ackerbau noch gewonnen werden. Aber diesen Umwandlungen widerstrebt sowohl das materielle Interesse eines Theils der Beamtenhierarchie, der Forstbeamten, wie das Privat- und Jagdinteresse der großen Grundherren, die ihre Jagdgründe und ihre Jagdvergnügen nicht einbüßen wollen.

In welchem Maßstabe in der Landwirthschaft und der damit verbundenen Industrie die Ueberzähligmachung von „Händen" vor sich geht, ist bereits nachgewiesen worden, an der Entvölkerung, die sich auf dem Lande in Deutschland bemerkbar macht. Im Einzelnen sei noch hervorgehoben: von 1885—1890 betrug die Abnahme der ländlichen Bevölkerung in 74 landräthlichen Kreisen östlich der Elbe über 2 Prozent, in 44 von diesen 74 Kreisen sogar über 3 Prozent.

Im westlichen Preußen ergab sich eine Abnahme der ländlichen Bevölkerung in 16 landräthlichen Kreisen um mehr als 2 Prozent, darunter in 2 um mehr als 3 Prozent. Erheblich höher war sie in den Gutsbezirken, in welchen der Gutsherr die irdische Vorsehung spielt. In Württemberg hat sich in dem Zeitraum von 1839—1885 in 22 bäuerlichen Bezirksorten die Bevölkerung von 29 907 auf 19 213 Köpfe vermindert, also um nicht weniger als 35,7 Prozent. In der Ost- und Westpriegnitz sank die ländliche Bevölkerung von 1868 bis 1885 von 100 000 auf 85 000 Köpfe, um 15 Prozent.

In schlagender Weise zeigt sich auch die Abnahme der ländlichen Arbeiterbevölkerung in Großbritannien, in dem der Latifundienbesitz bekanntlich herrscht. Dort war die Zahl der in der Landwirthschaft beschäftigten Personen:

	1861	1871	Abnahme
Männer . .	1 833 652	1 328 151	505 501
Frauen . .	376 797	186 450	193 127
Zusammen	2 210 449	1 514 601	698 628

Seitdem hat diese Abnahme weitere Fortschritte gemacht. Nach Dr. O. J. Brock ergab im Jahre 1885 der Acre (40,5 Aren) in Bushels (35,7 Liter):

	Weizen	Gerste
in Großbritannien . . .	35,2	37,8
„ Deutschland	18,7	23,6
„ Frankreich	16,0	19,5
„ Oesterreich	15,5	16,8
„ Ungarn	11,7	16,0

Die Ertragsverschiedenheit zwischen Großbritannien und den übrigen Ländern ist also eine bedeutende und zeigt, was sich mit intensiver Bodenbewirthschaftung erreichen läßt. In Ungarn hat die Zahl der Personen, die sich mit Ackerbau beschäftigen, ebenfalls bedeutend abgenommen; sie betrug:

1870	4 417 514
1880	3 669 177

Also Abnahme in zehn Jahren um 748 457, mehr als 17 Prozent. Der Grund und Boden ging in die Hände großer Magnaten und Kapitalbesitzer über, die Maschinen statt der Menschen anwandten,

so wurden die Menschen „überzählig". Diese Erscheinungen zeigen sich überall in der Landwirthschaft, genau wie in der großen Industrie. Die Produktivität der Arbeit wächst und ein Theil der Arbeiter fliegt als überzählig aufs Pflaster.

Daß dieser ganze Entwicklungsprozeß auch für die Frauenwelt auf dem Lande seine großen Nachtheile hat, ist natürlich. Die Aussicht steigt für sie immer mehr, daß sie, statt Besitzerinnen und Hausverwalterinnen, dienende Mägde und billige Arbeitskräfte für den Großgrundbesitzer werden. Als Geschlechtswesen sind sie in noch höherem Grade den illegitimen Wünschen und Verlangen des Grundherrn oder seiner Beamten ausgesetzt, als das in der Industrie der Fall ist, in der das Besitzrecht an die Arbeitskraft nicht selten zu einem Besitzrecht an die ganze Person wird, und in Folge dessen, mitten im „christlichen" Europa, sich eine türkische Haremswirthschaft entwickelt. Auf dem Lande ist die Frau in noch höherem Grade isolirt als die Frau in der Stadt. Die Behörde repräsentirt ihr Arbeitgeber oder ein guter Freund von ihm, Zeitungen und eine öffentliche Meinung, bei der sie vielleicht auf Schutz rechnen könnte, giebt es nicht, und der männliche Arbeiterstand befindet sich meist in schmachvoller Abhängigkeit. Der Himmel ist eben hoch und der Zar weit.

Bei der landwirthschaftlichen Berufszählung im Jahre 1882 wurde festgestellt, daß von den 5 273 344 landwirthschaftlichen Betrieben nur 391 746 Maschinen benützten, gleich 7½ Prozent. Von den 24 999 Großbetrieben mit über 100 Hektaren Land benutzten sie aber 20 558, gleich 82¼ Prozent. Naturgemäß ist es der große und mittlere Betrieb, der von den Maschinen Anwendung machen kann. Die Bestellung großer Flächen mit ein und derselben Frucht mittels Maschinenbetrieb nimmt indeß die Arbeiter nur kurze Zeit in Anspruch, die Zahl der Knechte und Mägde wird auf das für den Hofdienst und die Viehpflege unumgänglich nothwendige Maß reduzirt, und die Taglöhner werden nach gethanener Arbeit entlassen. Kommt die Erntezeit, so werden dieselben aus allen Ecken und Enden zusammengetrommelt, auf kurze Zeit übermäßig in Anspruch genommen und abermals entlassen. So entwickelt sich bei uns, genau wie in England, und in noch höherem Grade in den Vereinigten Staaten, ein ländliches Proletariat der bedenklichsten Art. Fordern diese Arbeiter für die kurze Dauer ihrer Beschäftigung, und weil sie gesucht werden, entsprechend höheren Lohn, so wird über ihre Anmaßung

geschimpft; sind sie entlassen, und treiben sie sich dann hungernd und lungernd umher, so sind sie Vagabonden, sie werden geschmäht, nicht selten mit Hunden vom Hofe gehetzt und als „Bummler", die nicht arbeiten mögen, der Polizei für das Arbeitshaus überliefert. Eine nette „Ordnung".

Die kapitalistische Ausbeutung des Grund und Bodens führt nach allen Richtungen zu kapitalistischen Zuständen. Ein Theil unserer Landwirthe hat z. B. lange Jahre horrende Profite aus dem Rübenbau und der damit verbundenen Zuckerproduktion gezogen. Das Besteuerungssystem begünstigte den Export des Zuckers und zwar dergestalt, daß die Besteuerung der Zuckerrüben für die Reichskasse nahezu zu einer Fiktion wurde, indem die Ausfuhrprämien für Zucker den Ertrag der Rübensteuer fast verschlangen.

Die den Zuckerfabrikanten gewährte Rückvergütung pro Doppelzentner Zucker war wesentlich höher, als die von ihnen dafür gezahlte Rübensteuer, und diese Prämie setzte sie in die Lage, den Zucker in gewaltigen Mengen auf Kosten der inländischen Steuerzahler billig zu verkaufen, und die Zuckerrübenkultur immer weiter auszudehnen. Der Vortheil, der aus diesem Steuersystem ungefähr 400 Zuckerfabriken zufiel, wurde im Jahre 1889/90 auf über 31 Millionen Mark geschätzt, so daß jede Fabrik durchschnittlich daraus einen Gewinn von rund 78000 Mark bezog. Mehrere hunderttausend Hektare Land, die dem Getreidebau 2c. früher gewidmet waren, wurden in Rübenboden verwandelt, Fabriken über Fabriken wurden gegründet und sind weiter im Entstehen begriffen, und die nothwendige Folge ist ein gewaltiger Krach, der eintreten muß. Der hohe Ertrag des Rübenbaus wirkte günstig auf den Bodenpreis ein. Dieser stieg. Die Folge war der Aufkauf der kleinen Besitzungen, deren Eigenthümer, durch die hohen Preise verlockt, sich zum Verkauf verleiten ließen. Während so der Boden für industrielle Spekulation ausgenutzt wurde, wird der Getreide- und Kartoffelbau auf Boden geringerer Qualität beschränkt, und dadurch steigt der Bedarf nach Einfuhr von Lebensmitteln vom Auslande. Die Nachfrage steigert das Angebot. Die große Zufuhr fremdländischer Bodenprodukte und ihr billiger Transport aus Rußland, den Donaufürstenthümern, Nord- und Südamerika, Indien 2c. führt schließlich zu Preisen, bei denen ein großer Theil der einheimischen Landwirthe mit ihrer Hypotheken- und Steuerlast, ihrem geringwerthigeren Boden, ihrem oft mangelhaft organisirten, und ungenügend bewirth-

schafteten Betrieb, nicht bestehen kann. Man legte hohe Zölle auf die fremde Einfuhr, deren Vortheil nur der Große genießt, von denen aber der Kleine wenig oder nichts hat, und welche die nicht Ackerbau treibende Bevölkerung schwer belasten. Der Vortheil Weniger wird der Schaden Vieler, die mittlere und kleine Ackerwirthschaft geht dabei den Krebsgang, denn für sie ist kein Kraut gewachsen. Daß die Lage der Kleinbauern in der Aera der deutschen Schutzzölle immer schlimmer geworden ist, wird ziemlich allgemein zugegeben. Die Vortheile, die der Großgrundbesitzer aus hohen Zöllen, Einfuhrverboten und Sperrmaßregeln zieht, setzen ihn in die Lage, um so leichter den kleinen Besitzer auszukaufen. Die große Zahl Derjenigen, die an Fleisch und Brot nicht produzirt, was sie selbst braucht — und ein Blick auf die Statistik der Betriebe und der Bodenvertheilung zeigt, daß dieses der weitaus größte Theil der landwirthschaftlichen Betriebsinhaber ist — hat sogar direkten Schaden von der Vertheuerung durch Zölle und indirekte Steuern. Eine ungünstige Ernte, die den Ertrag des Bodens noch verringert, macht den Druck nicht nur noch schwerer, auch die Zahl Derjenigen wird größer, die alsdann zum Kauf landwirthschaftlicher Produkte gezwungen ist. Zölle und indirekte Steuern können die soziale Lage der Mehrheit der Landwirthe nicht heben; wer wenig oder nichts zu verkaufen hat, was nützt dem der Zoll und sei er noch so hoch. Die Verschuldung des Kleinbetriebs und seine gänzliche Vernichtung wird dadurch mehr gefördert als aufgehalten.

Für Baden — das überwiegend kleinen Grundbesitz hat — wird die Zunahme der Verschuldung von 1884 bis 1894 auf 140 bis 150 Millionen Mark geschätzt. Die Hypothekenschulden der Berner Bauern betrugen 1860 rund 200 Millionen Francs, 1890 500 Millionen. Nach einem Bericht des böhmischen Abgeordneten Gustav Eim an seine Wähler im Jahre 1893 war die Schuldenlast des böhmischen gesammten Grundbesitzes

1879 2 716 641 754 Gulden,
1889 3 105 587 363 Gulden.

Die Schuldenlast des gesammten Grundbesitzes wuchs in diesem Zeitraum um 14,13 Prozent, die des kleinen Grundbesitzes um 13,29 Prozent, der landtäflichen Güter (Großgrundbesitzes) nur um 3,77 Prozent. Der mittlere Besitz hatte die größte Zunahme der Verschuldung aufzuweisen.

Wie nun der Landbebauer auf seinem Grund und Boden wirthschaftet, ist unter der Aera des „heiligen" Privateigenthums seine Sache. Sein Privatinteresse entscheidet. Was kümmert ihn die Gesammtheit und ihr Wohl, er hat für sich zu sorgen, also: Bahn frei. Der Industrielle macht's ja auch so, er fabrizirt obscöne Bilder, unsittliche Bücher, legt Fabriken zur Verfälschung von Nahrungsmitteln an. Diese und viele andere Thätigkeiten sind der Gesellschaft schädlich, sie untergraben die Moral und vermehren die Korruption. Was liegt daran; sie bringen Geld ein und zwar mehr Geld als sittliche Bilder, wissenschaftliche Bücher, ehrlicher Verkauf unverfälschter Lebensmittel. Der gewinnsüchtige Industrielle hat nur zu sorgen, daß ihn das nicht allzu scharfe Auge der Polizei nicht entdeckt, und er kann ruhig sein schändliches Gewerbe betreiben, in der sicheren Gewißheit, wegen des Geldes, das er dabei verdient, von der Gesellschaft beneidet und mit Hochachtung angesehen zu werden.

Den Mammonscharakter unserer Zeitalters charakterisirt am deutlichsten die Börse und ihr Treiben. Boden und Industrieprodukte, Verkehrsmittel, Witterungs- und politische Verhältnisse, Mangel und Ueberfluß, Massenelend und Unglücksfälle, öffentliche Schulden, Erfindungen und Entdeckungen, Gesundheit, Krankheit und Tod einflußreicher Personen, Krieg und Kriegsgeschrei, oft nur zu diesem Zweck erfunden, Alles dies und noch vieles Andere wird zum Gegenstande der Spekulation gemacht, für Ausbeutung und gegenseitige Prellerei benutzt. Die Kapitalmatadore erlangen den entscheidendsten Einfluß auf das Befinden der ganzen Gesellschaft und häufen, begünstigt durch ihre mächtigen Mittel und Verbindungen, die ungeheuersten Reichthümer auf. Minister und Regierungen werden in ihren Händen zu Puppen, die agiren müssen, wie die Börsenmatadore hinter den Kulissen die Drähte ziehen. Die Staatsgewalt hat nicht die Börse, die Börse hat die Staatsgewalt in der Hand. Wider Willen muß der Minister den „Giftbaum" düngen, den er am liebsten ausreißen möchte, und muß ihm neue Lebenskräfte zuführen.

Alle diese Thatsachen, die täglich mehr sich Jedem aufdrängen, weil die Uebel sich täglich vergrößern, fordern baldige, gründliche Abhilfe. Aber die heutige Gesellschaft steht vor allen diesen Uebeln rathlos, wie gewisse Thiere am Berge, sie dreht sich wie ein Pferd in der Tretmühle beständig im Kreise, rathlos, hilflos, ein Bild des

Jammers und der Stupidität. Die helfen möchten, sind noch zu schwach; denen, die helfen sollten, fehlt noch die Einsicht; die helfen könnten, wollen nicht; sie verlassen sich auf die Gewalt und denken günstigsten Falles mit Madame Pompadour: après nous le déluge (nach uns die Sintfluth). Aber wenn die Sintfluth noch zu ihren Lebzeiten kommt? —

Und die Fluth steigt und unterspült das Fundament, auf dem unser Staats- und Gesellschaftsbau ruht. Alle Welt fühlt auch, daß die Fundamente wanken und nur noch kräftige Stützen retten könnten. Aber diese erfordern große Opfer, welche die herrschenden Klassen bringen müßten. Da liegt aber das Hinderniß. Jeder Vorschlag, dessen Verwirklichung die materiellen Interessen der herrschenden Klassen schädigt, und ihre bevorrechtete Stellung in Frage zu stellen droht, wird von ihnen grimmig bekämpft und als eine auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebung gebrandmarkt. Die kranke Welt ist aber nicht zu kuriren, ohne daß die Privilegien und Vorrechte der herrschenden Klassen in Frage gestellt und schließlich beseitigt werden, und zwar dadurch, daß die Klassen selbst aufgehoben werden.

„Der Kampf um die Befreiung der arbeitenden Klassen ist kein Kampf um Vorrechte, sondern ein Kampf um gleiche Rechte und gleiche Pflichten und für die Beseitigung aller Vorrechte", heißt es im sozialdemokratischen Programm. Daraus ergiebt sich, daß mit halben Maßregeln und kleinen Konzessionen nichts gethan ist.

Bis jetzt betrachten die herrschenden Klassen ihre bevorrechtete Stellung als eine durchaus naturgemäße und selbstverständliche, an deren Berechtigung und Fortbestand man nicht zweifeln dürfe, und so ist selbstverständlich, daß sie jeden Versuch, ihre Vorrechtsstellung zu erschüttern, zurückweisen und entschieden bekämpfen. Selbst Vorschläge und Gesetze, die weder an den Grundlagen der bestehenden Gesellschaftsordnung noch an der Vorrechtstellung der herrschenden Klassen etwas ändern, bringen sie in die größte Aufregung, sobald nur ihr Geldbeutel in Anspruch genommen wird, oder in Anspruch genommen werden könnte. In den Parlamenten werden ganze Berge Papier beschwätzt und bedruckt, bis endlich der kreißende Berg ein Mäuslein gebiert. Den einfachsten und selbstverständlichsten Fragen des Arbeiterschutzes begegnen sie mit einem Widerstand, als hinge von Konzessionen auf diesem Gebiet die Existenz der Gesellschaft ab. Nach unendlichen Kämpfen werden ihnen endlich einige

Konzessionen abgerungen und da geberden sie sich, als hätten sie einen großen Theil ihres Vermögens geopfert. Denselben hartnäckigen Widerstand zeigen sie, handelt es sich darum, die unterdrückten Klassen als formell gleichberechtigt anzuerkennen und, z. B. in Fragen des Arbeitsvertrages, als Gleichberechtigte mit ihnen zu verhandeln.

Dieser Widerstand bei den einfachsten Dingen und den selbstverständlichsten Forderungen bestätigt den alten Erfahrungssatz, daß keine herrschende Klasse durch Gründe zu überzeugen ist, wenn nicht die Gewalt der Umstände sie zur Einsicht und zur Nachgiebigkeit zwingt. Diese Gewalt der Umstände liegt in der Entwicklung der Gesellschaft, und in dem steigenden Maße von Einsicht, das aus dieser Entwicklung bei den Unterdrückten erzeugt wird. Die Klassengegensätze, das hat die Darlegung unserer Verhältnisse gezeigt, werden immer schärfer, sichtbarer und fühlbarer. Damit steigt die Erkenntniß von der Unhaltbarkeit des Bestehenden in den unterdrückten und ausgebeuteten Klassen, ihre Empörung wächst, und mit ihr das gebieterische Verlangen nach Umgestaltung und Vermenschlichung der Zustände. Indem die Erkenntniß immer weitere Kreise ergreift, erobert sie schließlich die ungeheuere Mehrheit der Gesellschaft, die bei dieser Umgestaltung auf das Direkteste interessirt ist. In demselben Maße aber, wie bei der Masse die Einsicht von der Unhaltbarkeit des Bestehenden und die Erkenntniß von der Nothwendigkeit seiner Umgestaltung von Grund aus steigt, sinkt die Widerstandsfähigkeit der herrschenden Klasse, deren Macht auf der Unwissenheit und Einsichtslosigkeit der unterdrückten und ausgebeuteten Klassen beruht. Diese Wechselwirkung ist evident und daher muß Alles, was sie fördert, willkommen sein. Den großkapitalistischen Fortschritten auf der einen Seite, hält die zunehmende proletarische Erkenntniß des Widerspruchs dieser Gesellschaft, mit dem Wohle der ungeheueren Volksmehrheit auf der anderen Seite, reichlich die Waage. Kostet die Lösung und Aufhebung der gesellschaftlichen Gegensätze außerordentlich viel Mühe, Opfer und Schweiß, und sie hängt von Faktoren ab, die außerhalb des Einflusses Einzelner oder einer Klasse liegen, so wird nichtsdestoweniger die Lösung gefunden, sobald die Gegensätze den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht haben, dem sie rapide zueilen.

Die Maßregeln, die in den einzelnen Entwicklungsphasen zu ergreifen sind, hängen von den jeweiligen Umständen ab. Es ist

unmöglich, voraus zu sagen, welche Maßregeln die Umstände im Einzelfalle nothwendig machen werden. Keine Regierung, kein Minister, und sei es der mächtigste, kann im Voraus sagen, was die Umstände im nächsten Jahre nöthigen zu thun. Das kann natürlich erst recht nicht gesagt werden von Maßregeln, die von Umständen beeinflußt werden, deren Eintritt sich der Berechnung und sicheren Vorausfage entzieht. Die Frage nach den Mitteln ist die Frage nach der Taktik in einem Kampf. Die Taktik richtet sich aber nach dem Gegner und den Hilfsmitteln, die ihm und mir zu Gebote stehen. Ein Mittel, das heute ganz vorzüglich ist, kann morgen verderblich sein, weil die Umstände, die seine Anwendung gestern rechtfertigten, heute sich änderten. Das Ziel im Auge, hängen die Mittel zur Erreichung desselben von Zeit und Umständen ab, nöthig ist nur, daß man die wirksamsten, einschneidendsten ergreift, die Zeit und Umstände zu ergreifen ermöglichen. Man kann also, läßt man sich auf die Ausmalung von Zukunftsgestaltungen ein, nur hypothetisch verfahren, man muß Voraussetzungen unterstellen, die man als eingetroffen annimmt.

Wir unterstellen also, daß in einem vorausgesetzten Zeitpunkt alle geschilderten Uebel so auf die Spitze getrieben sind, daß sie der großen Mehrheit der Bevölkerung so sichtbar und drückend fühlbar werden, daß sie ihr unerträglich erscheinen, und ein allgemeines, unwiderstehliches Verlangen nach gründlicher Umgestaltung die ganze Gesellschaft ergreift, wobei ihr die rascheste Hilfe als die zweckmäßigste erscheint.

Nun haben alle gesellschaftlichen Uebel ohne Ausnahme ihre Quelle in der sozialen Ordnung der Dinge, die heute, wie gezeigt, auf dem Kapitalismus, der kapitalistischen Produktionsweise beruht, kraft deren die Kapitalistenklasse die Eigenthümerin aller Arbeitsmittel — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — ist und die Ausbeutung und Unterdrückung der großen Volksmehrheit betreibt, was wachsende Zunahme der Unsicherheit der Existenz, des Elends, des Drucks, der Erniedrigung der ausgebeuteten Klassen im Gefolge hat. Demgemäß wäre also nothwendig, durch eine allgemeine Expropriation dieses kapitalistische Eigenthum in gesellschaftliches Eigenthum (Gemeineigenthum) zu verwandeln. Die Waarenproduktion muß in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene

Produktion umgestaltet werden. Der Großbetrieb, und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit, bisher eine Quelle des Elends und der Unterdrückung der ausgebeuteten Klassen, muß eine Quelle der höchsten Wohlfahrt und der allseitigen harmonischen Ausbildung Aller werden.

Die Sozialisirung der Gesellschaft.

Die allgemeine Expropriation aller Arbeitsmittel schafft, sobald sie möglich wird, der Gesellschaft die neue Grundlage. Jetzt werden die Lebens- und Arbeitsbedingungen für beide Geschlechter in Industrie, Ackerbau, Verkehr, Erziehung, Ehe, im wissenschaftlichen, künstlerischen und geselligen Leben von Grund aus andere. Die menschliche Existenz erhält einen neuen Inhalt. Allmälig verliert auch die staatliche Organisation ihren Boden und es verschwindet der Staat; er hebt sich gewissermaßen selbst auf.

Im ersten Theile dieser Schrift wurde gezeigt, warum der Staat ins Leben trat. Er entsteht als das Produkt einer gesellschaftlichen Entwicklung aus einer primitiven, auf Kommunismus beruhenden Gesellschaftsform, die in dem Maße sich auflöste, wie das Privateigenthum sich entwickelte. Mit dem Aufkommen des Privateigenthums entstehen innerhalb der Gesellschaft antagonistische Interessen, die im Laufe ihrer Entwicklung zu Standes- und Klassengegensätzen führen, die zu Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Interessengruppen und zu Standes- und Klassenkämpfen ausarten, und die neue Gesellschaftsordnung in ihrem Bestande bedrohen. Um diese Standes- und Klassenkämpfe niederzuhalten und die bedrohten Eigenthümer zu schützen, bedarf es einer Organisation, die den Angriffen auf Besitz und Eigenthum wehrt, und den unter bestimmten Formen erworbenen Besitz für „rechtmäßig" erklärt und „heilig" spricht. Diese das Eigenthum schützende und es aufrecht erhaltende Organisation und Gewalt ist der Staat. Durch den Erlaß von Gesetzen sichert er dem Eigenthümer seinen Besitz, und tritt dem Angreifer auf die festgesetzte Ordnung als Richter und Rächer gegenüber. Ihrem innersten Wesen nach ist also das Interesse einer herrschenden Eigenthümerklasse stets konservativ und das Interesse der Staatsgewalt damit verknüpft. Die Staatsorganisation

ändert sich erst, wenn das Interesse des Eigenthums dies erfordert. Der Staat ist also die nothwendige Organisation einer auf Klassenherrschaft beruhenden Gesellschaftsordnung. In dem Augenblick, in dem die Klassengegensätze durch Aufhebung des Privateigenthums fallen, verliert der Staat seine Existenznothwendigkeit und Existenzmöglichkeit. Der Staat hört allmälig mit der Aufhebung des Herrschaftsverhältnisses auf, wie die Religion aufhört, wenn der Glaube an übernatürliche Wesen, oder an vernunftbegabte, übersinnliche Kräfte nicht mehr vorhanden ist. Worte müssen einen Inhalt besitzen, verlieren sie diesen, dann hören sie auf Begriffe zu bilden.

„Ja", wirft hier vielleicht ein kapitalistisch gesinnter Leser ein, „Alles recht gut und schön, aber mit welchem ‚Rechtsgrund' will die Gesellschaft diese Veränderungen rechtfertigen?" Der Rechtsgrund ist derselbe, der er immer war, wenn es sich um Veränderungen und Umgestaltungen handelte, das Gemeinwohl. Die Quelle des Rechts ist nicht der Staat, sondern die Gesellschaft, die Staatsgewalt ist nur der Kommis der Gesellschaft, der das Recht zu verwalten und auszumessen hat. Die „Gesellschaft" war bisher immer nur eine kleine Minorität, aber diese handelte im Namen der ganzen Gesellschaft (des Volks), indem sie sich als „die Gesellschaft" ausgab, wie Ludwig XIV. sich für den Staat: L'état c'est moi (Der Staat bin ich). Wenn unsere Zeitungen schreiben: Die Saison beginnt, die Gesellschaft eilt in die Stadt; oder: Die Saison ist zu Ende, die Gesellschaft eilt aufs Land, meinen sie damit nicht das Volk, sondern die obersten Zehntausend, welche „die Gesellschaft" bilden, wie sie den „Staat" bilden. Die Menge ist Plebs, vile multitude, Kanaille, Volk. Dieser Sachlage entsprechend ist Alles, was der Staat im Namen der Gesellschaft für das „Gemeinwohl" that, stets den herrschenden Klassen nützlich und vortheilhaft gewesen. In ihrem Interesse werden die Gesetze gemacht. „Salus reipublicae suprema lex esto" (Das Wohl des Gemeinwesens sei das höchste Gesetz) ist bekanntlich ein altrömischer Rechtsgrundsatz. Wer bildete aber das römische Gemeinwesen? Die unterjochten Völker, die Millionen Sklaven? Nein! die unverhältnißmäßig geringe Zahl römischer Bürger, in erster Linie der römische Adel, die beide von den Unterjochten sich ernähren ließen.

Als Adel und Fürsten im Mittelalter das Gemeingut raubten, thaten sie das von „Rechtswegen" im „Interesse des Gemeinwohls",

und wie gründlich dabei mit dem Gemeineigenthum und dem der hilflosen Bauern verfahren wurde, haben wir genügend dargelegt. Die Agrargeschichte der letzten fünfzehn Jahrhunderte ist eine Geschichte ununterbrochenen Raubes am Gemein- und am Bauerneigenthum, der in allen Kulturstaaten Europas seitens des Adels und der Kirche praktizirt wurde. Als die französische Revolution das Adels- und Kirchengut expropriirte, that sie dies „im Namen des Gemeinwohls", und ein großer Theil der sieben Millionen Grundeigenthümer, welche die Stütze des modernen bürgerlichen Frankreich bilden, verdankt dieser Expropriation seine Existenz. Im Namen des „Gemeinwohls" nahm Spanien mehrfach Kircheneigenthum in Beschlag, konfiszirte Italien dasselbe gänzlich, beklatscht von den eifrigsten Verfechtern des „heiligen Eigenthums". Der englische Adel hat während Jahrhunderten das irische und englische Volk an seinem Eigenthum bestohlen und schenkte sich selbst „gesetzlich" von 1804—1832 „im Interesse des Gemeinwohls" nicht weniger als 3511710 Acres Gemeindeland. Und als im großen nordamerikanischen Sklavenbefreiungskrieg Millionen Sklaven für frei erklärt wurden, die wohlerworbenes Eigenthum ihrer Herren waren, und ohne daß man diese entschädigte, geschah es „im Namen des Gemeinwohls". Unsere ganze bürgerliche Entwicklung ist ein ununterbrochener Expropriations- und Konfiskationsprozeß, bei dem der Fabrikant den Handwerker, der Großgrundbesitzer den Bauern, der Großkaufmann den Händler und schließlich ein Kapitalist den anderen, das heißt der Größere den Kleineren expropriirt und auffaugt. Hören wir unsere Bourgeoisie, so geschieht das Alles zum Besten des „Gemeinwohls", zum „Nutzen der Gesellschaft". — Die Napoleoniden „retteten" am 18. Brumaire und 2. Dezember die „Gesellschaft" und die „Gesellschaft" beglückwünschte sie; wenn die Gesellschaft künftig sich selbst rettet, indem sie das Eigenthum, das sie geschaffen, wieder in ihre Hände nimmt, begeht sie die geschichtlich denkwürdigste That, *denn sie handelt nicht, um die Einen zu Gunsten der Anderen zu unterdrücken, sondern um Allen die Gleichheit der Existenzbedingungen zu gewähren, Jedem ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen.* Es ist die sittlich reinste und großartigste Maßregel, welche die menschliche Gesellschaft jemals ausgeführt hat.

In welche Formen sich einmal dieser große gesellschaftliche Expropriationsprozeß vollziehen wird, und unter welchen Modalitäten,

entzieht sich jeder Voraussage. Wer kann wissen, wie alsdann die allgemeinen Verhältnisse beschaffen sind und das öffentliche Interesse sich dazu stellt.

In seinem vierten sozialen Brief an v. Kirchmann, betitelt „Das Kapital",* sagt Rodbertus Seite 117: „Eine Ablösung alles Grundkapitaleigenthums ist keine Chimäre, sondern nationalökonomisch sehr wohl denkbar. Auch wäre sie sicherlich die radikalste Hilfe für die Gesellschaft, die, wie man kurz sagen darf, an dem Wachsen der Rente — Grund- und Kapitalrente — leidet. Sie wäre daher die einzige Form der Aufhebung des Grund- und Kapitaleigenthums, die auch nicht auf Augenblicke den Verkehr und den Fortschritt des nationalen Reichthums unterbräche." Was sagen unsere Agrarier zu dieser Ansicht eines ihrer ehemaligen Parteigenossen?

Indem wir nun zusehen, wie nach einer solchen Maßregel allgemeiner Expropriation die Dinge auf den verschiedenen Hauptgebieten menschlicher Thätigkeit wahrscheinlich sich gestalten werden, kann es sich selbstverständlich nicht um Feststellung unumstößlicher Grenzlinien und unabänderlicher Einrichtungen handeln. Kein Mensch vermag zu übersehen, wie künftige Generationen ihre sozialen Organisationen im Einzelnen gestalten und ihre Bedürfnisse am vollkommensten befriedigen werden. In der Gesellschaft befindet sich, wie in der Natur, Alles in beständigem Fluß, das Eine kommt, das Andere vergeht, Altes, Abgestorbenes wird durch Neues, Lebensfähigeres ersetzt. Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen der zahlreichsten und verschiedensten Art, deren Tragweite und Bedeutung oft Niemand voraussehen kann, werden gemacht, treten in Wirksamkeit und revolutioniren und umgestalten, je nach ihrer Bedeutung, die menschliche Lebensweise, die ganze Gesellschaft.

Es kann sich also nur um die Entwicklung allgemeiner Prinzipien handeln, deren Aufstellung nach den gemachten Auseinandersetzungen sich von selbst ergiebt, und deren Durchführung, bis zu einem gewissen Grade, sich übersehen läßt. War die Gesellschaft schon bisher kein automatisches Wesen, das sich von Einzelnen leiten und lenken ließ, wenn es auch oft so den Anschein hatte — „man glaubt zu schieben und wird geschoben" —, sondern ein Organismus, der nach bestimmten immanenten Gesetzen sich entwickelt, so ist künftig

* Berlin 1884.

jede Lenkung und Leitung nach dem Willen Einzelner erst recht ausgeschlossen. Die Gesellschaft ist alsdann hinter das Geheimniß ihres Wesens gekommen, sie hat die Gesetze ihrer eigenen Entwicklung entdeckt und wendet diese jetzt zweckbewußt für ihre Weiterentwicklung an.

Sobald die Gesellschaft im alleinigen Besitz aller Arbeitsmittel sich befindet, wird die Arbeitspflicht aller Arbeitsfähigen, ohne Unterschied des Geschlechts, das Grundgesetz der sozialisirten Gesellschaft. Ohne Arbeit kann die Gesellschaft nicht existiren. Die Gesellschaft hat also das Recht, zu fordern, daß Jeder, der seine Bedürfnisse befriedigen will, auch nach Maßgabe seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten an der Herstellung der Produkte zur Befriedigung der Bedürfnisse thätig ist. Die alberne Behauptung, die Sozialisten wollten nicht arbeiten, sie wollten die Arbeit abschaffen, ist ein Widersinn sondergleichen, der auf die Gegner fällt. Nichtarbeiter, Faullenzer giebt's nur in der bürgerlichen Welt. Der Sozialismus stimmt darin mit der Bibel überein, wenn diese sagt: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Aber die Arbeit soll nicht nur Thätigkeit sein, sondern nützliche, produktive Arbeit. Die neue Gesellschaft wird also verlangen, daß Jeder eine bestimmte industrielle, gewerbliche, ackerbauliche oder sonstige nützliche Thätigkeit ergreift, durch die er eine bestimmte Arbeitsleistung für die Befriedigung vorhandener Bedürfnisse vollzieht. Ohne Arbeit kein Genuß, keine Arbeit ohne Genuß.

Indem Alle verpflichtet sind zu arbeiten, haben Alle das gleiche Interesse, drei Bedingungen bei der Arbeit erfüllt zu sehen. Erstens: die Arbeit soll im Zeitmaß mäßig sein und soll Keinen überanstrengen; zweitens soll die Arbeit möglichst angenehm sein und möglichste Abwechslung bieten; drittens soll sie möglichst ergiebig sein, weil davon das Maß der Arbeitszeit und des Genusses abhängt. Diese drei Bedingungen hängen aber wieder von der Art und Menge der zur Verfügung stehenden Produktivkräfte ab, und von den Ansprüchen, welche die Gesellschaft an ihre Lebenshaltung stellt. Die sozialistische Gesellschaft bildet sich aber nicht, um proletarisch zu leben, sondern um die proletarische Lebensweise der großen Mehrzahl der Menschen abzuschaffen. Sie soll Jedem ein möglichst hohes Maß von Lebensannehmlichkeiten zu gewähren suchen und so entsteht die Frage: wie hoch wird die Gesellschaft durchschnittlich ihre Ansprüche stellen?

Um dies feststellen zu können, ist eine Verwaltung erforderlich, die alle Thätigkeitsgebiete der Gesellschaft umfaßt. Unsere Gemeinden bilden hierfür eine zweckmäßige Grundlage; sind dieselben zu groß, um leicht eine Uebersicht zu erlangen, so theilt man sie in Bezirke. Wie in der Urgesellschaft, so nehmen auf höchster Kulturstufe sämmtliche mündige Gemeindeangehörige, ohne Unterschied des Geschlechts, an den vorkommenden Wahlen theil und bestimmen die Vertrauenspersonen, welche die Verwaltung zu leiten haben. An der Spitze sämmtlicher Lokalverwaltungen steht die Zentralverwaltung — wohlgemerkt keine Regierung mit herrschender Gewalt, sondern nur ein ausführendes Verwaltungskollegium. — Ob die Zentralverwaltung direkt durch die Gesammtheit oder durch die Gemeindeverwaltungen ernannt wird, ist gleichgiltig. Diese Fragen haben künftig nicht mehr die Bedeutung, die sie heute haben, denn es handelt sich nicht um die Besetzung von Posten, die besondere Ehre, größere Gewalt und Einfluß und höheres Einkommen gewähren, sondern um Vertrauensposten, zu welchen die Brauchbarsten, ob Mann, ob Frau, genommen werden, und die von ihren Posten abberufen oder wiedergewählt werden, wie es das Bedürfniß erfordert und es den Wählenden wünschbar scheint. Alle Posten werden nur auf Zeit eingenommen. Eine besondere „Beamtenqualität" haben also die Inhaber dieser Stellen nicht, es fehlt die Eigenschaft dauernder Funktion und eine hierarchische Ordnung für Avancements. Aus den erörterten Gesichtspunkten ist auch die Frage für uns gleichgiltig, ob zwischen der Zentralverwaltung und den Lokalverwaltungen Zwischenstufen, etwa Provinzialverwaltungen ꝛc., stehen sollen. Hält man sie für nöthig, richtet man sie ein, sind sie nicht nöthig, läßt man sie sein. Für alles das entscheidet das Bedürfniß, wie es sich aus der Praxis ergiebt. Haben Fortschritte in der Entwicklung der Gesellschaft alte Organisationen überflüssig gemacht, so schafft man sie ohne Sang und Klang und ohne Streit ab, denn es ist kein persönliches Interesse dafür vorhanden, und richtet neue ein. Man sieht, diese auf breitester demokratischer Grundlage beruhende Verwaltung ist von der heutigen von Grund aus verschieden. Welcher Kampf in den Zeitungen, welches Zungengefecht in unseren Parlamenten, welche beschriebenen Aktenstöße in unseren Kanzleien, um eine geringfügige Aenderung in der Verwaltung oder Regierung!

Hauptsache ist, die Zahl und Art der verfügbaren Kräfte fest-

zustellen, und Zahl und Art der Arbeitsmittel, also der Fabriken, Werkstätten, Verkehrsmittel, des Grund und Bodens ꝛc. und die bisherige Leistungsfähigkeit. Weiter ist festzustellen, was für Vorräthe vorhanden sind und welches Maß von Bedürfnissen in den verschiedenen Artikeln und Gegenständen, für den Unterhalt der Gesellschaft, innerhalb eines bestimmten Zeitraums vorhanden ist. Wie heute der Staat und die verschiedenen Gemeinwesen alljährlich ihre Budgets feststellen, so wird dies künftig für den ganzen gesellschaftlichen Bedarf geschehen, ohne daß Veränderungen, die erweiterte oder neue Bedürfnisse erfordern, ausgeschlossen sind. Die Statistik spielt hier die Hauptrolle; sie wird die wichtigste Hilfswissenschaft in der neuen Gesellschaft, sie liefert das Maß für alle gesellschaftliche Thätigkeit.

Die Statistik wird heute bereits für ähnliche Zwecke umfassend angewandt. Die Reichs-, Staats-, Kommunalbudgets basiren auf einer großen Zahl statistischer Erhebungen, die in den einzelnen Verwaltungszweigen alljährlich aufgenommen werden. Längere Erfahrungen und eine gewisse Stabilität in den laufenden Bedürfnissen erleichtern sie. Auch jeder Unternehmer einer größeren Fabrik, jeder Kaufmann ist, unter normalen Verhältnissen, im Stande genau bestimmen zu können, was er für das kommende Vierteljahr für Bedürfnisse hat, und in welcher Art er seine Produktion und seine Einkäufe einrichten muß. Treten nicht Aenderungen exzessiver Art ein, so kann er denselben leicht und ohne Mühe gerecht werden.

Die Erfahrung, daß die Krisen hervorgerufen werden durch die blinde anarchische Produktion, d. h. weil ohne Kenntniß der Vorräthe, des Absatzes und Bedarfs in den verschiedenen Artikeln auf dem Weltmarkt produzirt wird, hat, wie schon hervorgehoben wurde, seit Jahren die Großindustriellen der verschiedensten Industriezweige veranlaßt, sich in Trusts, Kartellen, Ringen zu vereinigen, einestheils um die Preise festzustellen, anderntheils um auf Grund der gemachten Erfahrungen und eingegangenen Bestellungen die Produktion zu regeln. Nach Maßgabe der Produktionsfähigkeit jedes einzelnen Betriebs und des wahrscheinlichen Absatzes wird festgesetzt, wie viel jede einzelne Unternehmung für die nächsten Monate erzeugen lassen darf. Uebertretungen werden mit hoher Konventionalstrafe und mit Aechtung belegt. Die Unternehmer schließen diese Verträge nicht zum Nutzen des Publikums, sondern zum Schaden desselben und zu

ihrem eigenen Vortheile. Ihr Zweck ist, die Macht der Koalition zu benutzen, um sich die größten Vortheile zu beschaffen. Diese Regulirung der Produktion bezweckt, vom Publikum Preise fordern zu können, die man im Konkurrenzkampf der einzelnen Unternehmer niemals erzielen würde. Man bereichert sich also auf Kosten der Konsumenten, die jeden geforderten Preis zahlen müssen, für ein Produkt, das sie nöthig haben. Und wie der Konsument durch die Kartelle, Trusts 2c. geschädigt wird, so der Arbeiter. Die künstliche Regulirung der Produktion setzt einen Theil der Arbeiter frei, der, um zu leben, die arbeitenden Genossen im Lohne unterbietet. Der Unternehmer hat also einen doppelten Vortheil, er empfängt höhere Preise und zahlt geringere Löhne. Diese Regulirung der Produktion durch die Unternehmerverbände ist das gerade Gegentheil jener, die in der sozialistischen Gesellschaft Platz greifen soll. Während heute das Interesse der Unternehmer maßgebend ist, soll es künftig das Interesse der Allgemeinheit sein. Man produzirt, um jedem Bedürfniß zu genügen und nicht, um durch hohe Preise hohe Profite für Einzelne zu erzielen. Indeß kann auch das bestorganisirteste Kartell in der bürgerlichen Gesellschaft nicht alle Faktoren übersehen und berechnen, Konkurrenz und Spekulation wüthen auch weiter trotz dem Kartell, und so stellt sich plötzlich heraus, daß die Berechnung ein Loch hatte, so daß der künstliche Bau zusammenstürzt.

Wie die große Industrie, so besitzt der Handel umfassende Statistiken. Allwöchentlich liefern die größeren Handels- und Hafenplätze Uebersichten über die Vorräthe an Petroleum, Kaffee, Baumwolle, Zucker, Getreide 2c., Statistiken, die allerdings häufig ungenau sind, weil die Waarenbesitzer nicht selten ein persönliches Interesse haben, die Wahrheit nicht bekannt werden zu lassen. Aber im Ganzen sind diese Statistiken ziemlich sicher und geben dem Interessenten einen Ueberblick, wie der Markt in der nächsten Zeit sich gestalten wird. Aber auch hier kommt die Spekulation in Betracht, die alle Berechnungen täuscht und über den Haufen wirft, und oft jedes reelle Geschäft unmöglich macht. Wie aber die allgemeine Regulirung der Produktion in der bürgerlichen Gesellschaft, gegenüber den vielen Tausenden von Privatproduzenten mit ihren widerstreitenden Interessen, unmöglich ist, ebenso unmöglich ist die Regulirung der Distribution (Vertheilung der Produkte) durch die spekulative Natur des Handels, die Zahl der Handeltreibenden und den Widerstreit ihrer

Interessen. Was dennoch geleistet wird, zeigt nur, was geleistet werden kann, sobald das Privatinteresse verschwindet und das Allgemeininteresse Alles beherrscht. Ein Beweis hierfür sind z. B. die Ernteстatistiken, die in den vorgeschrittenen Kulturstaaten alljährlich aufgenommen werden, und allgemeine Schlüsse über die Höhe der Ernteerträgnisse, die Deckungshöhe des eigenen Bedarfs und die Wahrscheinlichkeit der Preise zulassen.

In einer sozialisirten Gesellschaft sind aber die Verhältnisse vollkommen geordnet, die ganze Gesellschaft ist solidarisch verbunden. Alles vollzieht sich nach Plan und Ordnung, und so ist die Feststellung des Maßes für die verschiedenen Bedürfnisse sehr leicht. Liegt erst einige Erfahrung vor, so vollzieht sich das Ganze spielend. Ist z. B. statistisch festgestellt, was sich durchschnittlich für ein Bedarf an Bäckerei-, Fleischerei-, Schuhmachereiprodukten, Wäscheartikeln 2c. ergiebt, und kennt man andererseits genau die Leistungsfähigkeit der in Betracht kommenden Produktionsanstalten, so ergiebt sich daraus das Durchschnittsmaß für die tägliche, gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit. Es ergiebt sich daraus ferner die Kenntniß, wo Produktionsanstalten für bestimmte Artikel weiter nothwendig sind, oder wo solche als überflüssig eingezogen, oder für andere Zwecke eingerichtet werden können.

Jeder entscheidet, in welcher Thätigkeit er sich beschäftigen will, die große Zahl der verschiedensten Arbeitsgebiete trägt den verschiedensten Wünschen Rechnung. Stellt sich auf dem einen Gebiet ein Ueberschuß, auf dem anderen ein Mangel an Kräften heraus, so hat die Verwaltung die Arrangements zu treffen und einen Ausgleich herbeizuführen. Die Produktion zu organisiren und den verschiedenen Kräften die Möglichkeit zu bieten, an dem richtigen Platze verwendet zu werden, wird die Hauptaufgabe der gewählten Funktionäre sein. In dem Maße, wie alle Kräfte gegenseitig sich einarbeiten, geht das Räderwerk immer glatter. Die einzelnen Arbeitszweige und Abtheilungen wählen ihre Ordner, welche die Leitung zu übernehmen haben. Das sind keine Zuchtmeister, wie die meisten heutigen Arbeitsinspektoren und Werkführer, sondern Genossen, welche die ihnen übertragene verwaltende Funktion an Stelle einer produzirenden ausüben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß bei vorgeschrittenerer Organisation und bei höherer Durchbildung aller Glieder diese Funktionen einfach alternirende werden, die in gewissen

Zwischenräumen, nach einem bestimmten Turnus, alle Betheiligten, ohne Unterschied des Geschlechts, übernehmen.

Eine solche auf voller Freiheit und demokratischer Gleichheit organisirte Arbeit, wo Einer für Alle, Alle für Einen stehen, und das Gefühl voller Solidarität herrscht, wird einen Geist freudiger Schaffenslust und einen Wetteifer erzeugen, wie er in dem heutigen Wirthschaftssystem nirgends zu finden ist. Dieser schaffensfreudige Geist wirkt wieder auf die Produktivität der Arbeit und die Vervollkommnung des Produkts.

Weiter haben Alle das Interesse, da sie gegenseitig für einander arbeiten, daß alle Gegenstände möglichst gut und vollkommen, und möglichst rasch geliefert werden, sei es um Arbeitszeit zu sparen, oder um Zeit für Erzeugung neuer Produkte zur Befriedigung höherer Ansprüche zu gewinnen. Dieses gemeinsame Interesse veranlaßt Alle, auf Verbesserung, Vereinfachung und Beschleunigung des Arbeitsprozesses zu sinnen. Der Ehrgeiz, zu erfinden und zu entdecken, wird im höchsten Grade angeregt, Einer wird an Vorschlägen und Ideen den Anderen zu überbieten suchen.* Es wird also genau das Gegentheil von dem eintreten, was die Gegner des Sozialismus behaupten. Wie viele Erfinder und Entdecker gehen in der bürgerlichen Welt zu Grunde! Wie viele hat sie ausgenutzt und bei Seite geschoben! Sollten Talent und Geist statt des Besitzes an der Spitze der bürgerlichen Gesellschaft stehen, so müßte der

* „Die Macht des Wetteifers, der zu den gewaltigsten Anstrengungen anregt, um das Lob und die Bewunderung Anderer zu erwecken, erweist sich erfahrungsmäßig überall nützlich, wo Menschen öffentlich miteinander wetteifern, selbst wo es sich um frivole und solche Dinge handelt, von denen das Publikum keinen Nutzen hat. Ein Wettstreit, wer am meisten für das gemeine Beste thun könne, ist aber eine Art Konkurrenz, welche die Sozialisten nicht zurückweisen." John Stuart Mill: „Politische Oekonomie." Jeder Verein, jede Vereinigung von Personen, die gleiche Ziele und Bestrebungen verfolgen, liefert ebenfalls zahlreiche Beispiele höheren Strebens, denen kein materieller Erfolg, sondern nur ein ideeller zu Theil wird. Die Wetteifernden werden allerdings von Ehrgeiz getrieben sich auszuzeichnen, von der Sucht der gemeinsamen Sache zu nützen. Diese Art Ehrgeiz ist aber kein Fehler, sondern eine Tugend, er bethätigt sich zum Wohle Aller, in dem der Einzelne seine Befriedigung ebenfalls findet. Ehrgeiz ist nur schädlich und verwerflich, wo er zum Schaden des Ganzen oder auf Kosten Anderer sich bethätigt.

größte Theil der Unternehmer seinen Arbeitern, Werkmeistern, Technikern, Ingenieuren, Chemikern 2c. Platz machen. Das sind die Männer, die in neunundneunzig Fällen von hundert die Erfindungen, Entdeckungen, Verbesserungen machten, die der Mann mit dem großen Geldbeutel ausnutzte. Wie viel Tausende von Entdeckern und Erfindern zu Grunde gegangen sind, weil sie den Mann nicht fanden, der die Mittel zur Ausführung ihrer Entdeckungen und Erfindungen gab, wie viel Keime zu Entdeckern und Erfindern unter der sozialen Misere des Alltaglebens unterdrückt wurden und werden, entzieht sich jeder Berechnung. Nicht die Leute mit hellem Kopf und scharfem Verstand, sondern die mit großen Mitteln sind die Herren der Welt, womit nicht gesagt sein soll, daß ab und zu auch ein heller Kopf und der Besitz eines gefüllten Beutels in einer Person vereinigt sind. Die Ausnahme bestätigt nur die Regel.

Jeder aus dem praktischen Leben weiß, wie mißtrauisch der Arbeiter heute jede Verbesserung, jede neue Erfindung, die eingeführt wird, aufnimmt. Mit Recht. Er hat in der Regel nicht den Vortheil davon, sondern sein Anwender; er muß fürchten, daß die neue Maschine, die Verbesserung, die eingeführt wird, ihn morgen als überzählig aufs Pflaster wirft. Statt freudiger Zustimmung zu einer Erfindung, die der Menschheit Ehre macht und Vortheil schaffen soll, hat er eine Verwünschung und einen Fluch auf den Lippen. Und wir wissen aus eigener Erfahrung, wie manche Verbesserung im Produktionsprozeß, die ein Arbeiter gemacht hat, nicht eingeführt wird; der Arbeiter verschweigt sie, weil er fürchtet, nicht Vortheil, sondern Schaden davon zu haben. Das sind die natürlichen Folgen des Gegensatzes der Interessen.*

---

* v. Thünen: „Der isolirte Staat" (Rostock), sagt: „In dem entgegengesetzten Interesse liegt der Grund, warum Proletarier und Besitzende fortan sich feindlich gegenüberstehen und unversöhnt bleiben werden, so lange der Zwiespalt der Interessen nicht gehoben ist. Nicht blos der Wohlstand seines Lohnherrn, sondern durch Entdeckungen im Fabrikwesen, durch Anlegung von Chausseen und Eisenbahnen, durch Anknüpfung neuer Handelsverbindungen kann auch von Zeit zu Zeit das Nationaleinkommen sich sehr steigern. Aber bei unserer jetzigen gesellschaftlichen Ordnung wird der Arbeiter davon nicht berührt, seine Lage bleibt, wie sie war und der ganze Zuwachs von Einkommen fällt den Unternehmern, Kapitalisten und Grundherren zu." Dieser letzte Satz ist eine fast wörtliche Antizipation des Ausspruchs Gladstones im englischen Parlament,

Dieser Gegensatz der Interessen ist in der sozialistischen Gesellschaft beseitigt. Jeder entfaltet seine Fähigkeiten, um sich zu nützen, und indem er dies thut, nützt er zugleich dem Gemeinwesen. Heute sind Befriedigung des persönlichen Egoismus und Gemeinwohl meist Gegensätze, die sich ausschließen; in der neuen Gesellschaft sind diese Gegensätze aufgehoben, Befriedigung des persönlichen Egoismus und Förderung des Gemeinwohls stehen miteinander in Harmonie, sie decken sich.*

Die großartige Wirkung eines solchen geistigen und Moralzustandes liegt nahe. Die Produktivität der Arbeit wird mächtig wachsen und diese gesteigerte Produktivität ermöglicht die Befriedigung höherer Bedürfnisse. Insbesondere wird die Produktivität der Arbeit dadurch gewaltig wachsen, daß die enorme Zersplitterung der Arbeitskräfte in Hunderttausende und Millionen von Zwergbetrieben, die mit den unvollkommensten Werkzeugen und Arbeitsmitteln produziren, aufhört. Nach der Gewerbezählung im Deutschen Reich vom Jahre 1882 gab es 3 005 457 industrielle Hauptbetriebe, in welchen, mit Ausschluß von Handel, Verkehr, Gast- und Schankwirthschaft, 6 396 465 Personen beschäftigt wurden. Von diesen 3 005 457 Hauptbetrieben fielen 61,1 Prozent auf Betriebe mit weniger als 5 beschäftigten Personen, und 16,8 Prozent auf Betriebe

---

in dem er 1864 erklärte, „dieser berauschende Zuwachs von Einkommen und Macht", den in den letzten zwanzig Jahren England erfahren, „ist ausschließlich auf die besitzende Klasse beschränkt geblieben." Und S. 207 seines Werks sagt v. Thünen: „In der Trennung des Arbeiters von seinem Erzeugniß liegt das Uebel."

Morelly: „Prinzipien der Gesetzgebung", erklärt: „Das Eigenthum trennt uns in zwei Klassen, in Reiche und Arme. Jene lieben ihr Vermögen und mögen nicht den Staat vertheidigen; diese können das Vaterland unmöglich lieben, denn es beschenkt sie mit nichts Anderem als Elend. Wohl aber liebt Jeder sein Vaterland in der Gütergemeinschaft, denn Jeder bekommt durch sie Leben und Glück."

* Bei Abwägung der Vortheile und Nachtheile des Kommunismus sagt Stuart Mill in seiner „Politischen Oekonomie": „Kein Feld kann für die Entwicklung einer solchen Auffassung (daß das öffentliche Interesse auch das persönliche sei) günstiger sein, als eine kommunistische Assoziation. Aller Ehrgeiz, sowie alle körperliche und geistige Thätigkeit, welche jetzt sich abmühen mit der Verfolgung vereinzelter und selbstsüchtiger Interessen, würden einen anderen Wirkungskreis verlangen und denselben von selbst in dem Streben für die allgemeine Wohlfahrt des Gemeinwesens finden."

mit 6—50 beschäftigten Personen. Die ersteren waren Betriebe kleinster Art, die letzteren waren Mittelbetriebe. Durch die Konzentration der kleinen und mittleren Betriebe in Großbetriebe, die mit allen Vortheilen modernster Technik ausgestattet sind, würde eine enorme Verschwendung von Kraft, Zeit, Material (Licht, Heizung ꝛc.), Raum, die jetzt stattfindet, beseitigt, und würde die Produktivität der Arbeit ums Vielfache gewinnen. Welcher Unterschied in der Produktivität zwischen kleinen, mittleren und großen Betrieben sogar dort vorhanden ist, wo moderne Technik angewendet wird, mag ein Beispiel aus dem Industriezensus des Staates Massachusetts aus dem Jahre 1890 zeigen. Man theilte dort die Betriebe von zehn Hauptindustriebranchen in drei Kategorien ein. Diejenigen, die weniger als 40 000 Dollars Produktenwerth erzeugten, zählten zur niederen Klasse, die zwischen 40 000 und 150 000 Dollars Waarenwerthe erzeugten, zählten zur mittleren Klasse, und die mit über 150 000 Dollars Waarenwerth zur oberen Klasse.

Das Ergebniß war folgendes:

	Zahl der Etablissements	Prozentsatz von den gesammten Etablissements	Gesammtproduktionswerth der einzelnen Klassen Dollar	Prozentsatz vom Gesammtproduktwerth
Niedere Klasse . .	2042	55,2	51 660 617	9,4
Mittlere „ . .	968	26,2	106 868 635	19,5
Obere „ . .	686	18,6	390 817 300	71,1
	3698	100,0	549 346 552	100,0

Die mehr als doppelt so große Zahl der kleinen Betriebe erzeugte also nur 9,4 Prozent des Gesammtprodukts. Aber auch die Großbetriebe könnten mit kaum einer Ausnahme noch weit rationeller betrieben werden, als es jetzt geschieht, so daß bei einer Gesammtproduktion, auf der unter den gegebenen Verhältnissen vollkommensten und technisch entwickeltsten Produktionsform, ein vielfach größeres Bedürfniß gedeckt werden könnte.

Was bei einer Produktion, die auf rationellste Basis gestellt ist, an Zeit gewonnen werden kann, darüber hat Th. Hertzka in Wien in seinem Buch: „Die Gesetze der sozialen Entwicklung", eine

interessante Berechnung angestellt. Er untersuchte, was für ein Aufwand von Arbeitskräften und Zeit nothwendig sei, um die Bedürfnisse der 22 Millionen Köpfe zählenden Bevölkerung Oesterreichs auf dem Wege der Großproduktion herzustellen. Zu diesem Zwecke zog Hertzka Erkundigungen ein über die Leistungsfähigkeit der Großbetriebe auf den verschiedenen Gebieten und machte darnach seine Berechnungen. Einbegriffen ist dabei die Bewirthschaftung von 10½ Millionen Hektaren Ackerboden und von 3 Millionen Hektaren Wiesen, die genügen sollen, für die Produktion von Ackerbauprodukten und Fleisch, für die erwähnte Bevölkerungszahl. Weiter schloß Hertzka in seine Berechnung die Herstellung von Wohnungen ein, dergestalt, daß jede Familie ein eigenes Häuschen von 150 Quadratmetern mit 5 Wohnräumen erhält, das auf eine Dauer von 50 Jahren hergestellt wird. Es ergab sich, daß für die Landwirthschaft, die Bauthätigkeit, die Mehl- und Zuckerproduktion, die Kohlen-, Eisen- und Maschinen-Industrie, die Bekleidungs-Industrie und die chemischen Industrien nur 615 000 Arbeitskräfte nothwendig seien, die in dem jetzt gewohnten täglichen Durchschnittszeitmaß das Jahr über thätig sein müßten. Diese 650 000 Köpfe bilden aber nur 12,3 Prozent der arbeitsfähigen Bevölkerung Oesterreichs, wenn alle Frauen, sowie die männliche Bevölkerung unter 16 und über 50 Jahren, der Produktion fern bleiben. Würden sämmtliche 5 Millionen Männer, gleich den 615 000, beschäftigt, so brauchte jeder derselben nur 36,9 Tage, rund 6 Wochen zu arbeiten, damit die nothwendigsten Lebensbedürfnisse für 22 Millionen Menschen hergestellt würden. Nehmen wir aber 300 Arbeitstage im Jahre statt 37, so würden, den jetzigen Arbeitstag mit 11 Stunden angenommen, bei dieser neuen Organisation der Arbeit täglich etwa nur 1⅜ Stunden nöthig sein, um die nothwendigsten Bedürfnisse zu decken.

Hertzka bringt weiter auch die Luxusbedürfnisse der Bessersituirten in Rechnung und findet, daß die Herstellung derselben, für einen Bedarf von 22 Millionen Menschen, weitere 315 000 Arbeiter erfordere. Im Ganzen wären, nach Hertzka, unter Berücksichtigung einiger in Oesterreich ungenügend vertretener Industrien, rund eine Million, gleich 20 Prozent der arbeitsfähigen männlichen Bevölkerung, mit Ausschluß derjenigen unter 16 und über 50 Jahren, nöthig, um die gesammten Bedürfnisse der Bevölkerung in 60 Tagen zu decken. Bringen wir hier wieder die gesammte arbeitsfähige

männliche Bevölkerung in Rechnung, so hätte diese täglich nur zweieinhalb Stunden durchschnittliche Arbeitszeit zu leisten.*

Diese Rechnung wird Niemand überraschen, der die Verhältnisse übersieht. Nehmen wir nun an, daß ein solch mäßiges Zeitmaß, mit Ausnahme von Kranken und Invaliden, auch alle über 50 Jahre alten Männer zu arbeiten vermögen, daß ferner die Jugend unter 16 Jahren theilweise thätig sein könnte, ebenso wie ein großer Theil der Frauen, soweit diese nicht für Kindererziehung, Nahrungszubereitung 2c. in Anspruch genommen sind, so könnte dieses Zeitmaß noch weiter ermäßigt oder es könnten die Bedürfnisse erheblich gesteigert werden. Niemand wird aber behaupten wollen, daß nicht noch sehr bedeutende, gar nicht abzusehende Fortschritte in der Vervollkommnung des Arbeitsprozesses gemacht werden, die weitere Vortheile schaffen. Andererseits handelte es sich darum, eine Menge Bedürfnisse für Alle zu befriedigen, die heute nur eine Minorität befriedigen kann, und bei höherer Kulturentwicklung entstehen immer neue Bedürfnisse, die ebenfalls befriedigt werden sollen. Wir müssen immer wiederholen, die neue Gesellschaft lebt nicht proletarisch, sie lebt wie ein hochentwickeltes Kulturvolk zu leben verlangt, und zwar in allen ihren Gliedern, vom ersten bis zum letzten. Sie kann aber nicht blos alle ihre materiellen Bedürfnisse bequem befriedigen, es bliebe auch allen Betheiligten die ausreichendste Zeit für die Ausbildung in Künsten und Wissenschaften aller Art und für ihre Erholung zur Verfügung.

In anderen, sehr wesentlichen Punkten wird sich die sozialistische Gemeinwirthschaft von der bürgerlichen Individualwirthschaft ebenfalls unterscheiden. Der Grundsatz des „Billig und schlecht", der für einen großen Theil der bürgerlichen Produktion maßgebend ist

* Was sagt Herr Eugen Richter zu dieser Berechnung? In seinen „Irrlehren" spottet er über die in dieser Schrift in Aussicht gestellte enorme Arbeitsverkürzung, bei allgemeiner Arbeitspflicht und höchster technischer Organisation des Arbeitsprozesses. Er sucht die Leistungsfähigkeit der Großindustrie möglichst herabzusetzen und die Bedeutung des Kleingewerbes aufzubauschen, um behaupten zu können, die behauptete Mehrproduktion ließe sich nicht bewerkstelligen. Um den Sozialismus als unmöglich erscheinen zu lassen, müssen diese Vertheidiger der bestehenden „Ordnung" die Vorzüge ihrer eigenen Gesellschaftsordnung diskreditiren.

und maßgebend sein muß, weil der größte Theil der Kundschaft nur billige Waaren kaufen kann, die raschem Verschleiß unterworfen sind, fällt fort. Man wird nur das Beste erzeugen, das um so länger hält und seltener ersetzt zu werden braucht. Die Modethorheiten und Tollheiten, durch die Verschwendung und Geschmacklosigkeit begünstigt werden, hören ebenfalls auf. Man wird sich vermuthlich weit zweckmäßiger und gefälliger kleiden als heute — beiläufig bemerkt zeichnen sich die Moden der letzten hundert Jahre, namentlich die der Männerwelt, durch möglichste Geschmacklosigkeit aus —, aber man wird nicht mehr alle Vierteljahre eine neue Mode einführen, eine Narrheit, die mit dem Konkurrenzkampf der Frauen unter sich, der Prahlsucht und Eitelkeit der Gesellschaft und dem Bedürfniß, seinen Reichthum zur Schau zu tragen, aufs Engste zusammenhängt. Auch leben heute eine Menge Geschäfte und Existenzen von diesen Modethorheiten und sind im eigenen Interesse gezwungen, sie zu stimuliren und forciren. Mit den Modethorheiten in der Kleidung fällt die Modenarrheit im Stil der Wohnungen. Die Exzentrizität treibt hier ihre schlimmsten Blüthen. Stile, die zu ihrer Entwicklung Jahrhunderte erforderten und bei den verschiedensten Völkern entstanden sind — man begnügt sich nicht mehr mit Stilen der Europäer, man geht zu Japanern, Indiern und Chinesen — diese werden jetzt in wenig Jahrzehnten verbraucht und bei Seite gesetzt. Unsere armen Kunstgewerbetreibenden wissen nicht mehr, woher und wohin sie mit den Mustern und Modellen sollen. Kaum haben sie sich in einem „Stil" assortirt, und glauben nun die aufgewendeten Kosten mit einiger Ruhe herausschlagen zu können, so ist morgen ein neuer „Stil" da, und erfordert von Neuem Opfer an Zeit, Geld, geistigen und physischen Kräften. Die Nervosität des Zeitalters spiegelt sich in diesem Hetzen und Jagen, von einer Mode zur anderen und von einem Stil zum anderen, am prägnantesten wieder. Niemand wird behaupten wollen, daß in diesem Hasten und Stürmen Sinn und Verstand liegt und es ein Zeichen der Gesundheit der Gesellschaft sei.

Der Sozialismus wird erst wieder eine weit größere Stabilität in die Lebensgewohnheiten der Gesellschaft bringen; er wird Ruhe und Genuß ermöglichen und ein Befreier von der gegenwärtig herrschenden Hast und Aufregung sein. Die Nervosität, diese Geißel unseres Zeitalters, wird alsdann verschwinden.

Die Arbeit soll aber auch verannehmlicht werden. Dazu gehören praktisch und geschmackvoll eingerichtete Produktionsstätten, möglichste Verhütung jeder Gefahr, Beseitigung unangenehmer Gerüche, Dünste, Rauch ꝛc., kurz aller gesundheitsschädlichen und lästigen Einflüsse. Anfangs produzirt die neue Gesellschaft mit den von der alten übernommenen Hilfs- und Arbeitsmitteln. Diese sind aber vollkommen unzureichend. Zahlreiche zersplitterte, nach jeder Richtung höchst unzulängliche Arbeitsräume, mangelhafte Werkzeuge und Maschinen, die alle Stufen der Brauchbarkeit durchlaufen, genügen weder der Zahl der Beschäftigten, noch ihren Ansprüchen auf Bequemlichkeit und Annehmlichkeit. Die Beschaffung einer Menge großer, heller, luftiger, auf das Vollkommenste ausgestatteter und ausgeschmückter Arbeitsräume ist also das dringendste Bedürfniß. Kunst, Technik, Kopf- und Handgeschicklichkeit finden sofort ein umfassendes Feld der Thätigkeit. Alle Gebiete des Maschinenbaues, der Werkzeugfabrikation, des Bauwesens, und der mit der inneren Einrichtung der Räume beschäftigten Arbeitszweige, haben die reichlichste Gelegenheit zur Bethätigung. Was menschlicher Erfindungsgeist an bequemen und angenehmen Baulichkeiten, an zweckentsprechender Ventilation, Beleuchtung und Heizung, an maschinellen und technischen Einrichtungen und Reinlichkeitsanlagen zu schaffen vermag, wird in Anwendung gebracht. Ersparniß an motorischen Kräften, an Heizung, Beleuchtung, Zeit, sowie Arbeits- und Lebensannehmlichkeiten Aller, gebieten die zweckmäßigste Konzentration der Arbeitsstätten auf bestimmte Punkte. Die Wohnungen werden von den Arbeitsräumen getrennt und von den Unannehmlichkeiten industrieller und gewerblicher Thätigkeit befreit. Und diese Unannehmlichkeiten werden wieder, durch zweckmäßige Einrichtungen und Vorkehrungen aller Art, auf das geringste Maß beschränkt, und schließlich ganz beseitigt. Der gegenwärtige Stand der Technik hat bereits Mittel genug, um die gefährlichsten Berufsarten, wie den Bergbau, die chemischen Betriebe ꝛc. von ihren Gefahren gänzlich zu befreien. Sie kommen aber in der bürgerlichen Gesellschaft nicht zur Anwendung, weil sie große Kosten verursachen und man keine Verpflichtung hat, mehr als das Nothwendigste für den Schutz der Arbeiter zu thun. Die Unannehmlichkeiten, die der Arbeit im Bergbau ankleben, können z. B. durch eine andere Art des Abbaues, durch umfassende Ventilation, elektrische Beleuchtung, wesentliche Verkürzung der Arbeitszeit und häufigen Wechsel der Arbeitskräfte beseitigt werden. Auch bedarf

es keines besonderen Scharfsinnes, um Schutzmittel zu finden, die z. B. bei Bauten Unfälle fast unmöglich machen, und die Arbeit an denselben zu einer der angenehmsten gestalten. Ausreichende Schutzvorrichtungen gegen Sonnenhitze und Regen lassen sich bei den größten Bauten und im ausreichendsten Maße herstellen. Auch würde in einer Gesellschaft, die über ausreichende Arbeitskräfte verfügt, wie die sozialistische, öfterer Wechsel der Arbeitskräfte und die Konzentration gewisser Arbeiten auf bestimmte Jahres- und Tageszeiten sich mit Leichtigkeit durchführen lassen.

Die Frage nach der Beseitigung von Staub, Rauch, Ruß, Gerüchen, kann ebenfalls heute schon durch Chemie und Technik vollständig gelöst werden, es geschieht nicht oder nur theilweise, weil die Privatunternehmer die nöthigen Mittel dazu nicht opfern wollen. Die Produktionsstätten der Zukunft werden also, wo immer sie sich befinden, ob unter oder über der Erde, von den gegenwärtigen sich in der vortheilhaftesten Weise unterscheiden. Viele Einrichtungen sind für die heutige Privatwirthschaft in erster Linie eine Geldfrage, es heißt: kann das Geschäft sie tragen, rentiren sie sich? Rentiren sie sich nicht, dann mag der Arbeiter zu Grunde gehen. Das Kapital thut nicht mit, wo kein Profit herausspringt. Die Menschlichkeit hat keinen Kurs an der Börse.*

Die Frage nach dem Profit hat in der sozialistischen Gesellschaft ihre Rolle ausgespielt, für sie giebt es keine andere Rücksicht als das Wohl ihrer Glieder. Was diesen nützt und sie schützt, muß eingeführt werden, was sie schädigt, hat zu unterbleiben. Niemand wird gezwungen, bei einem gefährlichen Spiele mitzuthun. Werden Unternehmungen ins Werk gesetzt, bei denen Gefahren in Aussicht stehen, so giebt es Freiwillige in Menge, und zwar um so

---

* „Kapital", sagt der „Quarterly Reviewer", „flieht Tumult und Streit und ist ängstlicher Natur. Das ist sehr wahr, aber doch nicht die ganze Wahrheit. Das Kapital hat einen Horror vor Abwesenheit von Profit oder sehr kleinem Profit, wie die Natur vor der Leere. Mit entsprechendem Profit wird Kapital kühn. Zehn Prozent sicher, und man kann es überall anwenden; 20 Prozent, es wird lebhaft; 50 Prozent positiv waghalsig; für 100 Prozent stampft es alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß; 300 Prozent, und es giebt kein Verbrechen, das es nicht riskirt, selbst auf die Gefahr des Galgens. Wenn Tumult und Streit Profit bringen, wird es sie beide encouragiren." Karl Marx, „Das Kapital." II. Auflage. Note S. 250.

mehr, da es sich nie um Kultur zerstörende, sondern stets nur um Kultur fördernde Unternehmungen handeln kann.

Die umfassendste Anwendung motorischer Kräfte und der vollkommensten Maschinen und Werkzeuge, die detaillirteste Arbeitstheilung und die geschickteste Kombination der Arbeitskräfte werden also die Produktion auf eine solche Höhe bringen, daß zur Erzeugung des nöthigen Quantums von Lebensbedürfnissen die Arbeitszeit sehr erheblich reduzirt werden kann. Der Kapitalist verlängert den Arbeitstag, wenn er kann, und am meisten in der Krise, wenn der Widerstand der Arbeiter gebrochen ist, um durch Auspressung größeren Mehrwerths aus dem Arbeiter das Produkt billiger verkaufen zu können. In der sozialistischen Gesellschaft gereicht erhöhte Produktion Allen zum Vortheil; der Antheil des Einzelnen am Produkt steigt mit der Produktivität der Arbeit, und die steigende Produktivität ermöglicht wieder die als gesellschaftlich nothwendig bestimmte Arbeitszeit herabzusetzen.

Unter den in Anwendung kommenden motorischen Kräften wird, allem Anschein nach, künftig die Elektrizität die entscheidende Stelle einnehmen.* Schon ist die bürgerliche Gesellschaft bemüht, sie sich überall dienstbar zu machen. In je umfangreicherem und vollkommenerem Maße dies geschieht, um so besser. Die revolutionirende Wirkung dieser gewaltigsten aller Naturkräfte wird die Bande der bürgerlichen Welt nur um so rascher sprengen und dem Sozialismus die Thüre öffnen. Die vollste Ausnutzung und umfassendste Anwendung aber wird die Elektrizität erst in der sozialisirten Gesellschaft erlangen. Verwirklicht sich die Aussicht nur zum Theil, die sich schon heute für ihre Anwendung eröffnet hat, und daran ist nicht zu zweifeln, so wird die Elektrizität, als motorische Kraft wie als Licht- und Heizquelle, in ungemeinem Maße zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Gesellschaft beitragen. Die Elektrizität

* Der Elektrizität für Leuchtzwecke erwächst neuerdings in dem sogenannten Acetylengas eine Konkurrenz, das in den Vereinigten Staaten durch ein elektrolytisches Verfahren, ähnlich dem, das bei der Aluminiumbereitung angewendet wird, entdeckt wurde. Es wird eine Verbindung von Calcium mit Kohle hergestellt, welche das Calciumcarbid ergiebt, das mit Wasser behandelt das Acetylengas liefert. Die Leuchtkraft des letzteren ist fünfzehnmal so groß als die des gewöhnlichen Leuchtgases und außerdem ist es weit wohlfeiler herzustellen.

zeichnet sich vor jeder anderen motorischen Kraft in erster Linie dadurch aus, daß sie in der Natur im Ueberfluß vorhanden ist. Unsere Wasserläufe, Ebbe und Fluth des Meeres, der Wind, das Sonnenlicht liefern ungezählte Pferdekräfte, verstehen wir erst ihre volle Ausnutzung. Durch die Erfindung der Akkumulatoren ist der Beweis geliefert, daß man große Kraftmengen binden und diese Kräfte für einen beliebigen Ort und eine beliebige Zeit aufsparen kann, die wie durch Ebbe und Fluth, Wind, Bergbäche, nur periodisch gewonnen werden können. Alle diese Entdeckungen und Erfindungen sind aber erst Embryos, deren ganze Entwicklung man wohl ahnen, aber nicht im Detail voraussagen kann.

Die Fortschritte, die man durch die Ausnutzung der Elektrizität zu machen gedenkt, klingen zum Theil märchenhaft. So plante ein Herr Meems in Baltimore einen elektrischen Wagen, der in der Stunde 300 Kilometer zurücklegen soll, also mit dem Winde um die Wette eilt. Und Herr Meems steht keineswegs mit diesem Gedanken allein. Professor Elihu Thomson in Lynn (Massachusetts) glaubt ebenfalls, daß es möglich sei, Elektromotoren herzustellen, die 160, und bei geeigneter Verstärkung des Eisenbahnoberbaues und Verbesserung des Signalwesens, 260 Kilometer in der Stunde zurücklegten und erläuterte dies in glaubwürdiger Weise. Derselbe Gelehrte glaubt auch, und in diesem Punkte stimmt er mit Werner Siemens überein, der auf der Berliner Naturforscherversammlung im Jahre 1887 eine ähnliche Ansicht aussprach, daß es auf elektrischem Wege möglich sei, die Grundstoffe direkt in Nahrungsmittel zu verwandeln. Das wäre eine Revolution, welche die bürgerliche Gesellschaft aus den Fugen triebe. Während Werner Siemens 1888 meinte, es könne, wenn auch erst in ferner Zeit, ein Kohlenhydrat, wie etwa der Traubenzucker und später die ihm so nahe verwandte Stärke, einmal künstlich zusammengesetzt werden, womit die Möglichkeit gegeben wäre, „Brot aus Steinen zu machen", behauptet der Chemiker Dr. V. Meyer, es werde möglich sein, die Holzfaser zu einer Quelle menschlicher Nahrung zu machen. Man sieht, wir gehen immer neuen chemischen und technischen Revolutionen entgegen. Inzwischen hat der Physiologe E. Eiseler den Traubenzucker thatsächlich künstlich hergestellt und damit eine Entdeckung gemacht, die Werner Siemens 1887 als erst „in ferner Zeit" möglich betrachtete. Im Frühjahr 1894 hielt der frühere französische Kultusminister Prof. Berthelot in Paris, auf einem Bankett des Syndikats

der Chemikalienfabrikanten, eine Rede über die Bedeutung der Chemie in der Zukunft, die in mehr als einer Beziehung interessant ist. Herr Berthelot schilderte, wie es etwa ums Jahr 2000 mit der Chemie beschaffen sein möchte, und wenn seine Schilderung auch manche humoristische Uebertreibung enthält, so enthält sie doch auch so viel Richtiges, daß wir sie auszugsweise folgen lassen. Herr Berthelot schilderte, was die Chemie in wenigen Jahrzehnten schon geleistet habe und fährt fort: „Die Fabrikation der Schwefelsäure, der Soda, das Bleichen und Färben, den Rübenzucker, die therapeutischen Alkaloïde, das Gas, die Vergoldung und Versilberung u. s. w.; dann kam die Elektrochemie, welche die Metallurgie von Grund aus umgestaltete, die Thermochemie und die Chemie der Explosivstoffe, welche die Mineninduſtrie wie die Kriegführung mit neuen Energien versieht, die Wunder der organischen Chemie in der Erzeugung von Farben, Wohlgerüchen, therapeutischen und antiseptischen Mitteln u. s. w. Das sei aber nur ein Anfang, bald würden viel bedeutendere Probleme gelöst werden. Ums Jahr 2000 werde es keine Landwirthschaft und keine Bauern mehr geben, denn die Chemie werde die bisherige Bodenkulturexistenz aufgehoben haben. Es werde keine Kohlenschachte und also auch keine Bergarbeiterstrikes mehr geben. Die Brennstoffe seien ersetzt durch chemische und physikalische Prozesse. Zölle und Kriege seien abgeschafft; die Luftschiffahrt, die sich der chemischen Stoffe als Bewegungsmittel bediene, habe diesen veralteten Einrichtungen das Todesurtheil gesprochen. Das Problem der Industrie bestehe darin, Kraftquellen zu finden, die unerschöpflich sind und mit möglichst wenig Arbeit sich erneuern. Bisher haben wir Dampf erzeugt durch die chemische Energie verbrannter Steinkohlen; aber die Steinkohle sei beschwerlich zu gewinnen und ihr Vorrath nehme von Tag zu Tag ab. Man müsse daran denken, die Sonnenwärme und die Hitze des Erdinnern zu benützen. Es sei gegründete Hoffnung vorhanden, beide Quellen in unbegrenzte Verwendung zu nehmen. Einen Schacht von 3 bis 4000 Meter zu bohren, übersteige nicht das Können der heutigen, noch weniger der künftigen Ingenieure. Damit wäre die Quelle aller Wärme und aller Industrie erschlossen; nehme man noch das Wasser dazu, so könne man auf der Erde alle erdenklichen Maschinen laufen lassen, diese Kraftquelle würde in Hunderten von Jahren kaum eine merkliche Abnahme erfahren.

Mit der Erdwärme würden sich zahlreiche chemische Probleme lösen lassen, darunter das höchste Problem der Chemie, die Herstellung der Nahrungsmittel auf chemischem Wege. Im Prinzip sei es bereits gelöst; die Synthese der Fette und Oele sei längst bekannt, Zucker und Kohlenhydrate kenne man auch schon und bald werde man die Zusammensetzung der Stickstoffelemente kennen. Das Lebensmittelproblem sei ein rein chemisches; an dem Tage, wo man die entsprechende billige Kraft bekomme, werde man, mit Kohlenstoff aus der Kohlensäure, mit Wasserstoff und Sauerstoff aus dem Wasser und mit Stickstoff aus der Atmosphäre Lebensmittel aller Art erzeugen. Was die Pflanzen bisher thaten, werde die Industrie thun, und vollkommener als die Natur. Es werde die Zeit kommen, wo Jedermann eine Dose mit Chemikalien in der Tasche trage, aus der er sein Nahrungsbedürfniß an Eiweiß, Fett und Kohlenhydraten befriedige, unbekümmert um Tages- und Jahreszeit, um Regen und Trockenheit, um Fröste, Hagel und verheerende Insekten. Dann werde eine Umwälzung eintreten, von der man sich jetzt noch keinen Begriff machen könne. Fruchtfelder, Weinberge und Viehweiden würden verschwinden; der Mensch werde an Milde und Moral gewinnen, weil er nicht mehr vom Mord und der Zerstörung lebender Wesen lebe. Dann werde auch der Unterschied zwischen fruchtbaren und unfruchtbaren Gegenden fallen, und vielleicht würden die Wüsten der Lieblingsaufenthalt der Menschen, weil es dort gesünder sei, als auf dem durchfeuchten Schwemmboden und den sumpfigen angefaulten Ebenen, wo jetzt der Ackerbau betrieben werde. Dann werde auch die Kunst sammt allen Schönheiten des menschlichen Lebens zu voller Entfaltung gelangen. Die Erde werde nicht mehr, sozusagen, entstellt durch die geometrischen Figuren, die jetzt der Ackerbau ziehe, sondern sie werde ein Garten, in dem man nach Belieben Gras und Blumen, Busch und Wald wachsen lassen könne, und in dem das Menschengeschlecht im Ueberfluß, im goldenen Zeitalter, leben werde. Der Mensch werde darum nicht der Trägheit und der Korruption verfallen. Zum Glück gehöre die Arbeit, und der Mensch werde arbeiten, so viel wie jemals, weil er nur für sich arbeite, um seine geistige, moralische und ästhetische Entwicklung auf die höchste Stufe zu bringen."

Jeder Leser mag aus diesem Vortrage Berthelots für richtig halten, was ihm beliebt, gewiß ist, daß in Zukunft, durch die verschiedensten Fortschritte, Güte, Massenhaftigkeit und Vielseitigkeit

der Produkte in gewaltigem Maßstab wachsen und die Lebensannehmlichkeiten künftiger Generationen sich in kaum geahnter Weise verbessern werden.

Ein in der Menschennatur tief begründetes Bedürfniß ist das nach Freiheit der Wahl und Abwechslung in der Beschäftigung. Wie regelmäßige Wiederholung ohne Abwechslung die beste Speise schließlich widerlich macht, so ist es mit einer täglich sich tretmühlenartig wiederholenden Thätigkeit; sie stumpft ab und erschlafft. Der Mensch thut nur mechanisch, was er muß, aber ohne höheren Schwung und Genuß. Es liegen in jedem Menschen eine Reihe von Fähigkeiten und Trieben, die nur geweckt und entwickelt zu werden brauchen, um, in Bethätigung gesetzt, die schönsten Wirkungen zu erzeugen. Der Mensch wird jetzt erst ein voller, wahrer Mensch. Diesem Abwechslungsbedürfniß zu genügen, dazu bietet — wie sich weiter zeigen wird — die sozialistische Gesellschaft die vollkommenste Gelegenheit. Die gewaltige Steigerung der Produktivkräfte, verbunden mit immer größerer Vereinfachung des Arbeitsprozesses, ermöglicht aber nicht nur eine bedeutende Einschränkung der Arbeitszeit, sondern erleichtert auch die Erlernung der verschiedensten Fertigkeiten.

Das alte Lehrsystem hat sich heute bereits überlebt, es existirt nur noch und ist allein noch möglich in rückständigen, veralteten Produktionsformen, wie sie das Kleinhandwerk repräsentirt. Da aber dieses in der neuen Gesellschaft verschwindet, verschwinden auch alle ihm eigenthümlichen Einrichtungen und Formen. Neue treten an ihre Stelle. Schon heute zeigt uns jede Fabrik, wie wenig Arbeiter sie besitzt, die den handwerksmäßig erlernten Beruf noch verfolgen. Die Arbeiter gehören den verschiedensten, heterogensten Berufen an, kurze Zeit genügt, um sie für irgend eine Theilarbeit einzuüben, in der sie dann, entsprechend dem herrschenden Ausbeutungssystem, bei langer Arbeitszeit, ohne Abwechslung und ohne Rücksicht auf ihre Neigung, angespannt sind und an der Maschine selbst zur Maschine werden.* Dieser Zustand ist bei veränderter

* „Die große Masse der Arbeiter hat in England, wie in den meisten anderen Ländern, so wenig freie Wahl bei ihrer Beschäftigung oder ihrem Aufenthalt, sie ist, praktisch genommen, so abhängig von festen Regeln und fremdem Willen, wie es nur bei irgend einem System, mit Ausnahme wirklicher Sklaverei, sein kann." John Stuart Mill, „Politische Oekonomie." Hamburg 1864.

Organisation der Gesellschaft ausgeschlossen. Für Handfertigkeiten und kunstgewerbliche Uebungen ist Zeit in Menge vorhanden. Große, mit allem Komfort, technisch aufs Vollendetste eingerichtete Lehrwerkstätten erleichtern Jungen und Alten die Erlernung jeder Thätigkeit. Chemische und physikalische Laboratorien, entsprechend allen Anforderungen an den Stand dieser Wissenschaften, sind vorhanden, nicht minder ausreichende Lehrkräfte. Jetzt erst wird man kennen lernen, welch eine Welt von Trieben und Fähigkeiten das kapitalistische Produktionssystem unterdrückte, oder in falscher Weise zur Entwicklung kommen ließ.*

Nicht blos die Möglichkeit besteht, dem Abwechslungsbedürfniß Rechnung zu tragen, es ist sogar der Zweck der Gesellschaft, seine Befriedigung zu verwirklichen, weil darauf wesentlich die harmonische Ausbildung des Menschen beruht. Die Berufsphysiognomien, die unsere Gesellschaft heute aufweist — bestehe nun dieser Beruf in bestimmten einseitigen Leistungen irgend einer Art, oder in Schlemmerei und Faullenzerei, oder in der Zwangsbummelei —, werden allmälig verschwinden. Es giebt heute außerordentlich wenig Menschen, die Abwechslungsmöglichkeit in ihrer Thätigkeit besitzen oder sie üben. Oefter finden sich durch besondere Verhältnisse Begünstigte, die sich dem Einerlei des Tagesberufs entziehen, und nachdem sie der physischen Arbeit ihren Tribut gezollt, sich bei geistiger erholen. Umgekehrt finden wir ab und zu geistig Arbeitende, die sich mit körperlicher Thätigkeit, mit irgend einer Handwerksthätigkeit, mit Gartenbau 2c. beschäftigen. Die kräftigende Wirkung einer Thätigkeit, die auf der Abwechslung von geistiger und körperlicher Arbeit beruht, wird jeder Hygieniker bestätigen, sie allein ist naturgemäß. Voraussetzung ist nur,

---

* Ein französischer Arbeiter, aus San Franzisko heimkehrend, schreibt: „Ich hätte nie geglaubt, daß ich fähig wäre, alle die Gewerbe auszuüben, die ich in Kalifornien betrieben habe. Ich war fest überzeugt, daß ich außer der Buchdruckerei zu nichts gut sei. . . . . Einmal in der Mitte dieser Welt von Abenteurern, welche ihr Handwerk leichter wechseln als ihr Hemde, meiner Treu! ich that wie die anderen. Da das Geschäft der Minenarbeit sich nicht einträglich genug erwies, verließ ich es und zog in die Stadt, wo ich der Reihe nach Typograph, Dachdecker, Bleigießer u. s. w. wurde. In Folge dieser Erfahrung, zu allen Arbeiten tauglich zu sein, fühle ich mich weniger als Molluske und mehr als Mensch.“ Karl Marx: „Das Kapital.“ I. Band.

daß sie mit Maß geübt wird und den individuellen Kräften entspricht.

In seiner Schrift: „Die Bedeutung der Wissenschaft und der Kunst", geißelt Graf Leo Tolstoi den hypertrophischen und unnatürlichen Charakter, den Kunst und Wissenschaft bei der Unnatur unserer Gesellschaft angenommen haben. Er verurtheilt aufs Schärfste die Verachtung der physischen Arbeit, die in der heutigen Gesellschaft Platz gegriffen hat, und empfiehlt die Rückkehr zu natürlichen Verhältnissen. Es gelte für jeden Menschen, der naturgemäß und mit Genuß leben wolle, den Tag zu verbringen 1) mit körperlicher Arbeit im Ackerbau, 2) mit handwerksmäßiger Arbeit, 3) mit geistiger Arbeit, 4) mit gebildetem geselligen Verkehr. Mehr als acht Stunden physische Arbeit solle der Mensch nicht leisten. Tolstoi, der diese Lebensweise praktisch übt und, seitdem er sie übt, wie er sagt, sich erst als Mensch fühlt, übersieht nur, daß was für ihn, den reichen, unabhängigen Mann, möglich ist, für die große Masse der Menschen unter den heutigen Verhältnissen unmöglich ist. Der Mensch, der täglich zehn, zwölf und mehr Stunden physisch schwer arbeiten muß, um die kümmerlichste Existenz sich zu sichern und in Unwissenheit erzogen wurde, kann sich die Tolstoische Lebensweise nicht verschaffen. Es können dies auch nicht diejenigen, die im Kampfe des Geschäftslebens stehen und dessen Anforderungen sich fügen müssen, und die kleine Minorität, die es gleich Tolstoi könnte, hat in ihrer großen Mehrzahl kein Bedürfniß dazu. Es ist eine jener Illusionen, der Tolstoi sich hingiebt, daß er glaubt, durch Predigt und Beispiel Gesellschaften umändern zu können. Die Erfahrungen, die Tolstoi mit seiner Lebensweise machte, beweisen wie rationell sie ist, aber um diese Lebensweise als gesellschaftliche Sitte einführen zu können, bedarf es einer anderen gesellschaftlichen Grundlage, einer neuen Gesellschaft.

Nun, die künftige Gesellschaft wird diese Grundlage haben, sie wird Gelehrte und Künstler jeder Art in ungezählter Menge besitzen, aber Jeder derselben wird einen Theil des Tages physisch arbeiten und, in der übrigen Zeit, nach Geschmack seinen Studien und Künsten und geselligem Umgang obliegen.*

* Was aus Menschen unter günstigen Entwicklungsbedingungen werden kann, sehen wir beispielsweise an Leonardo da Vinci, der ein

Der heute bestehende Gegensatz zwischen Kopfarbeit und Handarbeit, ein Gegensatz, den die herrschenden Klassen nach Möglichkeit verschärfen, um sich auch die geistigen Mittel zur Herrschaft zu sichern, wird ebenfalls aufgehoben werden.

Aus dem bisher Gesagten geht ferner hervor, daß Zeiten der Krise und der Arbeitslosigkeit in der neuen Gesellschaft unmöglich sind. Die Krisen entspringen dem Umstand, daß die individualistische, kapitalistische Produktion, gereizt durch den Profit und ohne jedes zuverlässige Maß für den wirklichen Bedarf, die Ueberfüllung des Waarenmarktes, die Ueberproduktion, erzeugt. Der Charakter der Produkte unter der kapitalistischen Wirthschaftsordnung als Waaren, die ihre Besitzer auszutauschen bestrebt sind, macht den Verbrauch der Waaren von der Kauffähigkeit der Konsumenten abhängig. Die Kauffähigkeit ist aber bei der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung, die für ihre Arbeitsleistung nur unterwerthig bezahlt wird und keine Verwendung für dieselbe findet, kann ihr Anwender nicht Mehrwerth aus derselben pressen, beschränkt. Kauffähigkeit und Konsumtionsfähigkeit sind in der bürgerlichen Gesellschaft zwei ganz verschiedene Dinge. Viele Millionen haben Bedürfnisse nach neuen Kleidern, Schuhen, Möbeln, nach Wäsche, Eß- und Trinkwaaren, aber sie besitzen kein Geld, und so bleiben ihre Bedürfnisse, d. h. es bleibt ihre Konsumtionsfähigkeit unbefriedigt. Der Waarenmarkt ist überfüllt, aber die Masse hungert; sie will arbeiten, aber sie findet Niemand, der ihre Arbeit kauft, weil der Geldbesitzer sieht, daß nichts dabei zu „verdienen" ist. Stirb, Kanaille, verdirb, werde Vagabond, Verbrecher, ich, der Kapitalist, kann es nicht ändern, denn ich kann Waaren nicht brauchen, für die

---

ausgezeichneter Maler, berühmter Bildhauer, gesuchter Architekt und Ingenieur, ein vortrefflicher Kriegsbaumeister, Musiker und Improvisator war. Benvenuto Cellini war ein berühmter Goldschmied, ausgezeichneter Modelleur, guter Bildhauer, anerkannter Kriegsbaumeister, vortrefflicher Soldat und tüchtiger Musiker. Abraham Lincoln war Holzfäller, Ackerbauer, Bootsmann, Ladengehilfe und Advokat, bis er den Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten bestieg. Man kann ohne Uebertreibung sagen, die meisten Menschen haben einen Beruf, der ihren Fähigkeiten nicht entspricht, weil nicht freier Wille, sondern Zwang der Verhältnisse ihnen die Bahn anwies. Mancher schlechte Professor würde als Schuhmacher sehr Tüchtiges leisten und mancher tüchtige Schuhmacher auch ein tüchtiger Professor sein.

ich mit entsprechendem Profit keinen Abnehmer habe. Und der Mann hat in seiner Art vollkommen recht.

In der neuen Gesellschaft wird dieser Widerspruch beseitigt. Die neue Gesellschaft produzirt nicht „Waaren", um zu „kaufen" und zu „verkaufen", sondern sie produzirt Lebensbedürfnisse, die verbraucht, konsumirt werden, sonst haben sie keinen Zweck. Bei ihr findet also die Konsumtionsfähigkeit nicht, wie in der bürgerlichen Gesellschaft, an der Kauffähigkeit der Einzelnen ihre Grenze, sondern an der Produktionsfähigkeit der Gesammtheit. Sind Arbeitsmittel und Arbeitskräfte vorhanden, so kann jedes Bedürfniß befriedigt werden, die gesellschaftliche Konsumtionsfähigkeit findet ihre Grenze nur in der — Gesättigtheit der Konsumenten.

Giebt es aber in der neuen Gesellschaft keine „Waaren", so giebt es auch kein „Geld". Geld ist der scheinbare Gegensatz von Waare, aber es ist selbst Waare! Geld, obgleich selbst Waare, ist zugleich auch die gesellschaftliche Aequivalentform für alle anderen Waaren. Die neue Gesellschaft produzirt aber keine Waaren, sondern nur Bedürfnißgegenstände, Gebrauchswerthe, deren Herstellung ein gewisses Maß gesellschaftlicher Arbeitszeit erfordert. Die Arbeitszeit, die durchschnittlich nöthig ist, um einen Gegenstand herzustellen, ist allein das Maß, an dem er für den gesellschaftlichen Gebrauch gemessen wird. Zehn Minuten gesellschaftlicher Arbeitszeit in einem Gegenstand sind gleich zehn Minuten gesellschaftlicher Arbeitszeit in einem anderen Gegenstand, nicht mehr und nicht weniger. Die Gesellschaft will nicht „verdienen", sie will nur den Austausch von Gegenständen gleicher Qualität, gleichen Gebrauchswerths unter ihren Gliedern bewerkstelligen, und schließlich hat sie nicht einmal nöthig, einen Gebrauchswerth festzusetzen, sie produzirt einfach, was sie bedarf. Findet z. B. die Gesellschaft, daß zur Herstellung aller benöthigten Produkte eine tägliche dreistündige Arbeitszeit nöthig ist, so setzt sie eine dreistündige fest.* Verbessern sich die Produktionsmethoden so, daß der Bedarf schon in zwei Stunden hergestellt

---

* Man beachte immer wieder, daß die ganze Produktion auf höchster technischer Stufenleiter organisirt ist und Alle thätig sind, so daß unter Umständen eine dreistündige Arbeitszeit eher zu lang als zu kurz ist. Owen hielt seinerzeit — erstes Viertel dieses Jahrhunderts — eine zweistündige Arbeitszeit für ausreichend.

werden kann, so setzt sie zwei Stunden Arbeitszeit fest. Verlangt dagegen die Gesammtheit die Befriedigung höherer Bedürfnisse, als trotz Zunahme der Zahl der Arbeitskräfte und erhöhter Produktivität des Arbeitsprozesses in zwei oder drei Stunden hergestellt werden können, so setzt sie vier Stunden fest. Ihr Wille ist ihr Himmelreich.

Wie viel jedes einzelne Produkt an gesellschaftlicher Arbeitszeit zur Herstellung bedarf, ist leicht zu berechnen.* Darnach bemißt sich das Verhältniß dieses Arbeitszeittheils zur ganzen Arbeitszeit. Irgend ein Zertifikat, ein bedrucktes Stück Papier, Gold oder Blech, bescheinigt die geleistete Arbeitszeit, und setzt den Inhaber in die Lage, diese Zeichen gegen Bedürfnißgegenstände der verschiedensten Art auszutauschen.** Findet er, daß seine Bedürfnisse ge-

---

* „Die in einem Produkt steckende Menge gesellschaftlicher Arbeit braucht nicht erst auf einem Umweg festgestellt zu werden; die tägliche Erfahrung zeigt direkt an, wie viel davon im Durchschnitt nöthig ist. Die Gesellschaft kann einfach berechnen, wie viel Arbeitsstunden in einer Dampfmaschine, einem Hektoliter Weizen der letzten Ernte, in hundert Quadratmeter Tuch von bestimmter Qualität stecken. Es kann ihr also nicht einfallen, die in den Produkten niedergelegten Arbeitsquanta, die sie alsdann direkt und absolut kennt, noch fernerhin in einem nur relativen, schwankenden, unzulänglichen, früher als Nothbehelf unvermeidlichen Maß, in einem dritten Produkt auszudrücken und nicht in ihrem natürlichen adäquaten, absoluten Maß, der Zeit. . . . Sie wird den Produktionsplan einzurichten haben nach den Produktionsmitteln, wozu besonders auch die Arbeitskräfte gehören. Die Nutzeffekte der verschiedenen Gebrauchsgegenstände, abgewogen untereinander und gegenüber den zu ihrer Herstellung nöthigen Arbeitsmengen, werden den Plan schließlich bestimmen. Die Leute machen Alles sehr einfach ab ohne Dazwischenkunft des vielberühmten „Werths". Fr. Engels: Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft. J. H. W. Dietz, Stuttgart.

** Herr Eugen Richter ist über den Wegfall des Geldes — abgeschafft wird es nicht, es kommt durch die Aufhebung des Waarencharakters der Arbeitsprodukte als überflüssig von selbst in Wegfall — in der sozialistischen Gesellschaft so überrascht, daß er diesem in seinen „Irrlehren" ein besonderes Kapitel widmet. Namentlich will ihm nicht einleuchten, daß es gleichgiltig sei, ob der Ausweis über die geleistete Arbeitszeit ein bedrucktes Stück Papier, Gold oder Blech sei. Er sagt hierüber: Mit dem Golde käme aber der Teufel der jetzigen Weltordnung wieder in den sozialdemokratischen Staat hinein — daß es schließlich nur noch eine sozialistische Gesellschaft, keinen sozialdemokratischen „Staat" giebt, übersieht Herr Richter hartnäckig, ein gut Theil seiner Polemik würde alsdann

ringer sind, als was er für seine Leistung erhält, so arbeitet er entsprechend kürzere Zeit. Will er das Nichtverbrauchte verschenken, Niemand hindert ihn daran; will er freiwillig für einen Anderen arbeiten, damit dieser dem Dolce far niente obliegen kann, und will er mit ihm seine Ansprüche an die Gesellschaftsprodukte theilen, wenn er ein solcher Dummkopf sein will, Niemand wehrt es ihm. Aber zwingen kann ihn Niemand, zum Vortheil eines Anderen zu arbeiten, Niemand kann ihm einen Theil der Ansprüche für seine Arbeitsleistung vorenthalten. Jeder kann allen erfüllbaren Wünschen und Ansprüchen Rechnung tragen, aber nicht auf Kosten Anderer. Er bekommt, was er der Gesellschaft leistet, nicht mehr, nicht weniger, und bleibt jeder Ausbeutung durch einen Dritten entzogen.

„Aber wo bleibt der Unterschied zwischen Faulen und Fleißigen? zwischen Intelligenten und Dummen?" Das ist eine der Hauptfragen unserer Gegner, und die gegebene Antwort macht ihnen den größten Kopfschmerz. Daß z. B. in unserer Beamtenhierarchie dieser Unterschied zwischen „Faulen" und „Fleißigen", „Intelligenten" und „Dummen" nicht gemacht wird, sondern das Dienstalter über die Höhe des Gehalts und auch meist über das Avancement entscheidet, daran denkt keiner dieser Pfiffikusse und neunmal Weisen. Der Lehrer, der Professor — und es sind besonders die Letzteren die naivsten Frager — rücken in ihre Stellungen ein auf das Gehalt, das die Stelle bringt, nicht in Folge ihrer Qualität. Wie die Avancements in vielen Fällen in unserer Militär-, Beamten- und

---

den Boden verlieren — denn Gold hat einen selbständigen Metallwerth, kann leicht aufbewahrt werden, und würde somit der Besitz von Goldstücken die Möglichkeit gewähren zur Anhäufung von Werthen, zum Loskaufen von der Arbeitspflicht und selbst zu Darlehen gegen Zins.

Herr Richter muß seine Leser für große Dummköpfe halten, daß er ihnen solches Blech über unser Gold vorsetzt. Herr Richter, der den Kapitalbegriff nicht los werden kann, kann selbstverständlich auch nicht begreifen, daß, wo kein Kapital, keine Waare ist, es auch kein „Geld" geben kann, und wo kein „Kapital" und kein „Geld" ist, auch kein Zins sein kann. Herr Richter ist in den Kapitalbegriff so verrannt, daß er sich eine Welt ohne „Kapital" nicht zu denken vermag. Wir möchten wissen, wie das Mitglied einer sozialistischen Gesellschaft sein goldenes Arbeitszertifikat „sparen" oder gar an Andere verleihen und „Zins" dabei herausschlagen kann, wo alle Anderen ebenfalls besitzen, was der Eine ausbietet und — von dem er lebt.

Gelehrtenhierarchie nicht dem Tüchtigsten, sondern dem durch Geburt, Verwandtschaft, Freundschaft, Frauengunst Beglückten zufallen, pfeifen die Spatzen von den Dächern. Daß aber auch der Reichthum sich nicht nach Fleiß und Intelligenz bemißt, beweisen am schlagendsten die in der ersten Klasse des preußischen Dreiklassenwahlsystems wählenden Berliner Wirthe, Bäcker, Fleischer, die oftmals nicht den Dativ vom Accusativ unterscheiden können, wohingegen die Berliner Intelligenz, die Männer der Wissenschaft, die höchsten Beamten des Reichs und Staats in der zweiten oder dritten Klasse wählen. Einen Unterschied zwischen „Faulen" und „Fleißigen", „Intelligenten" und „Dummen" giebt's nicht, weil, was wir unter diesen Begriffen verstehen, nicht mehr existirt. „Faullenzer" nennt z. B. die Gesellschaft nur den, welcher außer Arbeit geworfen, zum Vagabondiren gezwungen ist und schließlich wirklich Vagabond wird, oder den, der unter schlechter Erziehung aufgewachsen, verwahrloste. Wer aber den, der im Gelde sitzt und mit Nichtsthun und Schlemmen die Zeit todtschlägt, einen „Faullenzer" nennt, begeht eine Beleidigung, denn das ist ein „ehrenwerther, braver" Mann.

Wie liegen nun in der freien Gesellschaft die Dinge? Alle entwickeln sich unter gleichen Lebensbedingungen und Jeder ist dort thätig, wohin Neigung und Geschicklichkeit ihn weisen, daher werden die Unterschiede in der Leistung nur geringe sein.* Die geistige und moralische Atmosphäre der Gesellschaft, die Jeden anregt, es dem Anderen zuvorzuthun, hilft ebenfalls die Unterschiede auszugleichen. Findet Einer, daß er auf einem Gebiet nicht zu leisten vermag, was Andere leisten, so wählt er sich ein anderes, das seinen Kräften und Fähigkeiten entspricht. Wer mit einer größeren Zahl Menschen in einem Betriebe zusammenarbeitete, weiß, daß Menschen, die in einer gewissen Thätigkeit als unfähig und unbrauchbar sich erwiesen, an einen anderen Posten gestellt, denselben aufs Beste ausfüllen. Es giebt keinen normal angelegten Menschen, der nicht in der einen oder

* „Alle gemeinhin wohlorganisirten Menschen werden mit einem beinahe gleichen Verstande geboren, aber Erziehung, Gesetze und Umstände machen sie untereinander verschieden. Das richtig verstandene Einzelinteresse verschmilzt mit dem Gemeininteresse oder öffentlichen Interesse." Helvetius: „Ueber den Menschen und dessen Erziehung." In Bezug auf die sehr große Mehrheit der Menschen hat Helvetius recht, was nicht ausschließt, daß die Anlagen der Einzelnen für die verschiedensten Berufe verschieden sind.

anderen Thätigkeit, sobald er an den richtigen Platz gestellt ist, selbst den höchsten Ansprüchen gerecht wird. Mit welchem Recht verlangt Einer den Vorzug vor dem Anderen? Ist Jemand von der Natur so stiefmütterlich bedacht worden, daß er bei dem besten Willen nicht zu leisten vermag, was Andere leisten, so kann ihn die Gesellschaft für die Fehler der Natur nicht strafen. Hat umgekehrt Jemand durch die Natur Fähigkeiten erhalten, die ihn über die Anderen erheben, so ist die Gesellschaft nicht verpflichtet, zu belohnen, was nicht sein persönliches Verdienst ist. Für die sozialistische Gesellschaft kommt weiter in Betracht, daß Alle die gleichen Lebens- und Erziehungsbedingungen haben, daß Jedem die Möglichkeit geboten ist, sein Wissen und Können, entsprechend seinen Anlagen und Neigungen, auszubilden, und so ist auch hierdurch die Gewähr gegeben, daß nicht nur das Bildungsmaß und Können in der sozialistischen Gesellschaft viel höher ist als in der bürgerlichen, sondern daß es auch gleichmäßiger und dennoch vielgestaltiger ist.

Als Goethe auf einer Rheinreise den Kölner Dom studirte, machte er in den Bauakten die Entdeckung, daß die alten Baumeister ihre Arbeiter gleich hoch nach der Zeit bezahlten; sie thaten dieses, weil sie gute und gewissenhaft ausgeführte Arbeit haben wollten. Das erscheint heute der bürgerlichen Gesellschaft als eine Anomalie. Sie führte das Stücklohnsystem ein, durch das die Arbeiter sich gegenseitig zum Ueberarbeiten zwingen, damit der Unternehmer um so leichter die Unterbezahlung, die Herabsetzung der Löhne vornehmen kann.

Wie mit der materiellen Arbeitsleistung, ist es mit der geistigen bestellt. Der Mensch ist das Produkt von Zeit und Umständen, in denen er lebt. Ein Goethe, unter gleich günstigen Entwicklungsbedingungen im vierten statt im achtzehnten Jahrhundert geboren, dürfte statt ein berühmter Dichter und Naturforscher ein großer Kirchenvater geworden sein, der vielleicht St. Augustin in den Schatten stellte. Wenn Goethe dagegen statt als Sohn eines reichen Frankfurter Patriziers als Sohn eines armen Schusters in Frankfurt zur Welt gekommen, er wäre nicht großherzoglich weimarischer Minister geworden, sondern wäre höchst wahrscheinlich ein Schuster geblieben und als ehrsamer Schustermeister gestorben; Goethe selbst hat den Vortheil anerkannt, den es für ihn hatte, in materiell und gesellschaftlich günstiger Stellung geboren zu werden, um zu seiner

Entwicklung zu gelangen; so in seinem „Wilhelm Meister". Wäre Napoleon I. zehn Jahre später geboren worden, er wurde nie Kaiser von Frankreich. Ohne den Krieg von 1870—71 wäre Gambetta nie geworden, was er geworden ist. Setzt das gut veranlagte Kind intelligenter Eltern unter Wilde, und es wird ein Wilder. Was also immer Einer ist, das hat die Gesellschaft aus ihm gemacht. Die Ideen sind nicht ein Produkt, das aus nichts, oder durch höhere Inspiration von oben in dem Kopfe eines Einzelnen entspringt, sondern ein Produkt, das durch das gesellschaftliche Leben und Weben, den „Zeitgeist", im Kopfe des Einzelnen erzeugt wird. Ein Aristoteles konnte nicht die Ideen eines Darwin haben, und ein Darwin mußte anders denken als ein Aristoteles. Jeder denkt, wie der Geist der Zeit, d. h. seine Umgebung und ihre Erscheinungen, ihn zu denken zwingen. Daher die Wahrnehmung, daß oft verschiedene Menschen gleichzeitig ein und dasselbe denken, daß ein und dieselben Erfindungen oder Entdeckungen auf weit von einander liegenden Punkten gleichzeitig gemacht werden. Daher ferner die Thatsache, daß eine Idee, die fünfzig Jahre früher ausgesprochen wurde, die Welt kalt ließ, fünfzig Jahre später wiederholt, die ganze Welt in Bewegung setzt. Kaiser Sigismund konnte 1415 wagen, Huß sein Wort zu brechen und ihn in Konstanz verbrennen zu lassen, Karl V., obgleich ein weit größerer Fanatiker, mußte 1521 Luther vom Reichstag zu Worms seines Weges ziehen lassen. Die Ideen sind also das Produkt gesellschaftlichen Zusammenwirkens, gesellschaftlichen Lebens. Und was von der Gesellschaft im Allgemeinen gilt, gilt im Besonderen wieder von den verschiedenen Klassen, aus welchen eine Gesellschaft in einer bestimmten geschichtlichen Epoche zusammengesetzt ist. Weil jede Klasse ihre besonderen Interessen hat, besitzt sie auch ihre besonderen Ideen und Anschauungen, die zu jenen Klassenkämpfen führen, von welchen die geschichtlich bekannten Zeitalter der Menschen erfüllt sind, und in den Klassengegensätzen und Klassenkämpfen der Gegenwart ihren Höhepunkt erreichten. Es kommt also nicht allein darauf an, in welchem Zeitalter Jemand lebt, sondern auch in welcher Gesellschaftsschicht eines bestimmten Zeitalters er lebte oder lebt, wodurch sein Fühlen, Denken und Handeln bestimmt wurde und wird.

Ohne die moderne Gesellschaft existiren keine modernen Ideen. Das scheint uns klar und einleuchtend. Für die neue Gesellschaft kommt hinzu, daß die Mittel, die Jeder für seine Ausbildung in

Anspruch nimmt, das Eigenthum der Gesellschaft sind. Die Gesellschaft kann also nicht verpflichtet sein, das besonders zu honoriren, was sie erst möglich gemacht hat und ihr eigenes Produkt ist.

Soviel über die Qualifikation physischer und geistiger Arbeit. Hieraus ergiebt sich weiter, daß auch kein Unterschied zwischen „höherer" und „niederer" physischer Arbeit bestehen kann, wie z. B. heute nicht selten ein Mechaniker sich mehr dünkt als ein Tagearbeiter, der Straßenarbeiten und dergleichen verrichtet. Die Gesellschaft läßt nur gesellschaftlich nützliche Arbeit verrichten, und so ist jede Arbeit für die Gesellschaft gleichwerthig. Können unangenehme, widerliche Arbeiten nicht auf mechanischem, respektive chemischem Wege verrichtet und durch irgend welchen Prozeß in angenehme Arbeiten umgewandelt werden — was bei den Fortschritten, die wir auf technischem und chemischem Gebiete gemacht haben, gar nicht zu bezweifeln ist — und sollten sich die nöthigen Kräfte freiwillig nicht finden, so tritt für Jeden die Verpflichtung ein, sobald die Reihe an ihn kommt, sein Maß Arbeit zu leisten. Da giebt's keine falsche Scham und keine widersinnige Verachtung nützlicher Arbeit. Diese besteht nur in unserem Drohnenstaat, in dem das Nichtsthun als beneidenswerthes Loos angesehen wird, und der Arbeiter um so verachteter ist, je härter, mühevoller und unangenehmer die Arbeiten sind, die er verrichtet, und je nothwendiger sie für die Gesellschaft sich erweisen. Heute wird die Arbeit in demselben Maße schlechter bezahlt, als sie unangenehmer ist. Der Grund ist, daß durch die beständige Revolutionirung des Produktionsprozesses stets eine Menge überschüssiger Arbeitskräfte, als Reservearmee, auf dem Pflaster liegen, und diese, um zu leben, für die niedrigsten Arbeiten sich zu Preisen hergeben, daß für solche Arbeiten sogar die Einführung von Maschinen „unrentabel" ist. Z. B. ist Steineklopfen sprichwörtlich eine der schlecht bezahltesten und unangenehmsten Arbeiten. Es wäre nun eine Kleinigkeit, das Steineklopfen, wie in den Vereinigten Staaten, durch Maschinen verrichten zu lassen, aber wir haben eine solche Menge billiger Arbeitskräfte, daß die Maschine sich nicht „rentirt".* Straßenreinigen, Kloaken-

* „Wenn man wählen müßte zwischen dem Kommunismus und allen seinen Chancen und dem gegenwärtigen Gesellschaftszustand mit allen seinen Leiden und Ungerechtigkeiten; wenn die Institution des Privateigenthums es als nothwendige Folgen mit sich brächte, daß das Ergebniß der Arbeit

räumen, Schuttfahren, Tiefbauarbeiten ꝛc. aller Art ließen sich mit Hilfe von Maschinen und technischen Einrichtungen schon bei dem heutigen Stande unserer Entwicklung in einer Weise erledigen, daß sie keine Spur von den Unannehmlichkeiten mehr haben, die heute vielfach damit für die Arbeiter verknüpft sind. Genau genommen ist aber ein Arbeiter, der Kloaken auspumpt, um die Menschen vor gesundheitsgefährlichen Miasmen zu schützen, ein sehr nützliches Glied der Gesellschaft, wohingegen ein Professor, der gefälschte Geschichte im Interesse der herrschenden Klassen lehrt, oder ein Theologe, der mit übernatürlichen, transzendenten Lehren die Gehirne zu umnebeln sucht, äußerst schädliche Individuen sind.

Unser heute in Amt und Würden stehendes Gelehrtenthum repräsentirt zu einem großen Theil eine Gilde, die dazu bestimmt und bezahlt ist, die Herrschaft der leitenden Klassen unter der Autorität der Wissenschaft zu vertheidigen und zu rechtfertigen, sie als gut und nothwendig erscheinen zu lassen, und die vorhandenen Vorurtheile

---

so sich vertheile, wie wir es jetzt sehen, fast im umgekehrten Verhältniß zur Arbeit — daß die größten Antheile denjenigen zufallen, welche überhaupt nie gearbeitet haben, die nächstgrößten denen, deren Arbeit beinahe nur nominell ist, und so weiter hinunter, indem die Vergütung in gleichem Verhältniß zusammenschrumpft, wie die Arbeit schwerer und unangenehmer wird, bis endlich die ermüdendste und aufreibendste Arbeit nicht mit Gewißheit darauf rechnen kann, selbst nur den nothwendigsten Lebensbedarf zu erwerben; wenn, sagen wir, die Alternative wäre: dies oder Kommunismus, so würden alle Bedenklichkeiten des Kommunismus, große wie kleine, nur wie Spreu in der Wagschale sein." John Stuart Mill: „Politische Oekonomie." Mill hat sich redlich Mühe gegeben, die bürgerliche Welt zu „reformiren" und zur „Vernunft" zu bringen. Natürlich vergebens. Und so ist er, wie jeder einsichtige Mann, der den Zustand der Dinge erkennt, schließlich Sozialist geworden. Er wagte aber nicht, das bei Lebzeiten zu bekennen, sondern veranlaßte, daß nach seinem Tode seine Autobiographie veröffentlicht wurde, die sein sozialistisches Glaubensbekenntniß enthielt. Es ging ihm wie Darwin, der bei Lebzeiten nicht als Atheist erkannt sein wollte. Das ist das Komödienspiel, zu dem die bürgerliche Gesellschaft Tausende zwingt. Die Bourgeoisie heuchelt Loyalität, Religion und Autoritätsglauben, weil auf der Anerkennung dieser „Tugenden" durch die Menge ihre Herrschaft beruht, innerlich aber lacht sie über dieselben.

zu schützen. In Wahrheit treibt diese Gilde zu einem großen Theil Afterwissenschaft, Gehirnvergiftung, kulturfeindliche Arbeit, geistige Lohnarbeit im Interesse der Bourgeoisie und ihrer Klienten.* Ein Gesellschaftszustand, der die Existenz solcher Elemente künftig unmöglich macht, vollzieht eine menschheitbefreiende That.

Andererseits ist echte Wissenschaft oft mit sehr unangenehmer, widerlicher Arbeit verbunden. Z. B. wenn ein Arzt eine im Fäulnißprozeß befindliche Leiche sezirt, oder eiternde Körpertheile operirt; oder wenn ein Chemiker Exkremente untersucht. Es sind dies Arbeiten, die häufig widerlicher sind als die widerlichsten Arbeiten, die Tagelöhner und ungelernte Arbeiter verrichten. Dieses anzuerkennen, daran denkt Niemand. Der Unterschied besteht darin, daß die eine Arbeit ein umfassendes Studium erfordert, um gethan zu werden, die andere von Jedem, ohne großes Studium, verrichtet werden kann. Daher die grundverschiedene Beurtheilung. Aber in einer Gesellschaft, in der durch die Allen gewährte höchste Bildungsmöglichkeit die heute bestehenden Unterscheidungen zwischen „gebildet" und „ungebildet" verschwinden, müssen auch die Gegensätze zwischen gelernter und ungelernter Arbeit verschwinden, um so mehr, da die Entwicklung der Technik gar keine Grenze kennt, wonach Handarbeit nicht auch von der Maschine oder durch technische Prozesse verrichtet werden könnte. Man sehe nur die Entwicklung unserer Kunsthandwerke, z. B. der Xylographie, der Kupferstecherei ꝛc. an. Wie also die unangenehmsten Arbeiten oft die nützlichsten sind, so ist auch unser Begriff über angenehme und unangenehme Arbeit, wie so viele andere Begriffe der heutigen Welt, ein durchaus oberflächlicher, ein nur an Aeußerlichkeiten klebender.

* * *

Sobald die gesammte Produktion der neuen Gesellschaft auf eine der skizzirten ähnliche Basis gestellt wird, produzirt sie, wie bemerkt, nicht mehr „Waaren", sondern Gebrauchsgegenstände für den direkten Bedarf der Gesellschaft. Damit hört der gesammte Handel auf, der nur in einer auf Waarenproduktion beruhenden Gesellschaft Sinn und Existenzmöglichkeit hat. Eine große Armee

* Die Gelehrsamkeit dient häufig ebenso sehr der Unwissenheit wie dem Fortschritte. Buckle: Geschichte der englischen Zivilisation.

von Personen beider Geschlechter wird dadurch für produktive Thätigkeit mobil.* Diese große Armee von Personen wird für die Produktion frei; sie erzeugt Bedarfsartikel, ermöglicht also einestheils einen größeren Verbrauch von solchen, anderntheils fördert ihre Anwendung eine Einschränkung der gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit. Heute ernähren sich diese Personen mehr oder weniger als Parasiten von dem Arbeitsprodukt Anderer und müssen, wie nicht bestritten werden soll, sich oft fleißig mühen und sorgen, ohne eine lukrative Existenz zu finden. In der neuen Gesellschaft sind sie als Handeltreibende, Wirthe, Makler, Vermittler überflüssig. An Stelle der Dutzende, Hunderte und Tausende von Läden und Handelslokalitäten aller Art, die gegenwärtig jede Gemeinde im Verhältniß zu ihrer Größe besitzt, treten große Gemeindevorrathshäuser, elegante Bazars, ganze Ausstellungen, die ein verhältnißmäßig geringes Verwaltungspersonal beanspruchen. Diese Umwandlung repräsentirt wieder eine Revolution in allen bisherigen Einrichtungen. Das ganze Getriebe des heutigen Handels wird in eine zentralisirte, rein verwaltende Thätigkeit umgewandelt, die äußerst einfache Verrichtungen zu erfüllen hat, und durch Zentralisation aller gesellschaftlichen Einrichtungen immer weiter vereinfacht wird. Ebenso erfährt das gesammte Verkehrswesen eine totale Umgestaltung.

Telegraphen, Eisenbahnen, Posten, Fluß- und Seeschiffe, Straßenbahnen, und wie immer die Einrichtungen und Vehikel heißen, die den Verkehr der bürgerlichen Gesellschaft vermitteln, sind nunmehr Gesellschaftseigenthum. Viele dieser Anstalten, wie Posten, Telegraphen, die meisten Eisenbahnen sind heute schon Staatsinstitute, ihre Umwandlung in Gesellschaftseigenthum vollzieht sich also ohne Schwierigkeiten. Hier giebt es keine Privatinteressen mehr zu verletzen. Arbeitet der Staat in dieser Richtung weiter, um so besser. Aber diese staatlich verwalteten Betriebe sind heute keine sozialistischen Betriebe, wie irrthümlich angenommen wird. Es sind Betriebe, die vom Staat ebenso kapitalistisch ausgebeutet werden, wie in Händen der Privatunternehmer. Weder die Beamten noch die Arbeiter haben einen besonderen Vortheil davon. Der Staat behandelt sie wie irgend ein Privatunternehmer; wenn z. B. in den Etablissements

* Nach der Gewerbezählung im Jahre 1882 waren in Deutschland in Handel und Verkehr, einschließlich Gast- und Schankwirthschaften, 1570318 Personen thätig, die außerdem 295451 Dienstboten beschäftigten.

der Reichsmarine und der Eisenbahnverwaltung Verordnungen erlassen wurden, über vierzig Jahre alte Arbeiter nicht in Arbeit zu nehmen, so ist das eine Maßregel, die den Klassencharakter des Staats als Staat der Ausbeuter an der Stirn trägt und die Arbeiter gegen den Staat empören muß. Solche und ähnliche Maßregeln vom Staat als Arbeitgeber ausgehend, sind weit schlimmer, als gingen sie vom Privatunternehmer aus. Letzterer ist gegenüber dem Staat immer nur ein kleiner Unternehmer, und die Beschäftigung, die er versagt, gewährt vielleicht ein anderer. Der Staat hingegen kann als monopolistischer Arbeitgeber Tausende mit einem Schlage durch solche Maximen ins Elend stoßen. Das ist also nicht sozialistisch, sondern kapitalistisch gehandelt, und die Sozialisten verwahren sich dagegen, daß der heutige Staatsbetrieb als sozialistischer Betrieb angesehen und als Verwirklichung sozialistischer Bestrebungen betrachtet wird. In einem sozialistischen Betrieb giebt's keine Arbeitgeber, ein Leiter, der gewählt worden ist, kann nur anordnen und die Durchführung der von der Gesammtheit vorgeschriebenen Maßregeln disziplinärer und anderer Art überwachen.

Wie an Stelle der Millionen von Privatproduzenten, Händlern, Mittelspersonen aller Art, große zentralisirte Anstalten treten, so nimmt auch das gesammte Transportwesen eine andere Gestalt an. Die Millionen kleiner Sendungen, die täglich an ebenso viele Eigenthümer gehen und eine Unzahl von Kräften und eine Menge Zeit in Anspruch nehmen, wachsen jetzt zu großen Transporten an, die nach den Gemeindedepots und nach den Zentralproduktionsstätten gehen. Die Arbeit wird also auch hier sehr vereinfacht. Wie z. B. der Transport von Rohmaterialien für einen Betrieb von tausend Arbeitern sich viel einfacher gestaltet, als für tausend zerstreut liegende Kleinbetriebe, so werden die zentralisirten Produktions- und Distributionsstätten für ganze Gemeinden oder Theile derselben eine große Ersparniß an Zeit, Arbeitskraft, Material, Transport und Produktionseinrichtungen herbeiführen. Das kommt der ganzen Gesellschaft, also auch jedem Einzelnen zu Statten. Die Physiognomie unserer Produktionsstätten, des Verkehrsmittelwesens, und insbesondere auch unserer Wohnorte, wird gänzlich verändert werden, sie gewinnen ein viel günstigeres Aussehen. Das nervenzerstörende Geräusch, Gedränge und Gerenne unserer großen Städte mit ihren Tausenden von Vehikeln aller Art hört im Wesentlichen auf und erhält einen ruhigeren Charakter. Der Straßenbau, die

Straßenreinigung, die ganze Wohn- und Lebensweise, der Verkehr der Menschen untereinander erfahren eine große Umgestaltung. Jetzt können hygienische Maßregeln mit Leichtigkeit durchgeführt werden, die heute gar nicht, oder nur mit den größten Kosten, und nur unvollkommen durchzuführen sind, und oft genug nur für die vornehmeren Viertel durchgeführt werden. Das „Volk" bedarf derselben nicht, es kann warten, bis die Mittel vorhanden sind, die sich aber nie finden.

Das Kommunikationswesen muß unter solchen Verhältnissen seine höchste Vervollkommnung erfahren; vielleicht ist die Luftschiffahrt dann vornehmstes Vehikel. Die Verkehrswege sind die Adern, welche den Produktenaustausch — die Blutzirkulation — durch die ganze Gesellschaft leiten, die persönlichen und geistigen Beziehungen der Menschen vermitteln, sie sind deshalb im höchsten Grade geeignet, ein gleiches Niveau von Wohlbefinden und Bildung durch die ganze Gesellschaft zu verbreiten. Die Ausdehnung und Verzweigung der vollkommensten Verkehrsmittel bis in die entlegensten Orte der Provinzen ist also eine Nothwendigkeit und ein allgemeines gesellschaftliches Interesse. Auf diesem Gebiete erstehen der neuen Gesellschaft Aufgaben, die jene weit übertreffen, welche die gegenwärtige sich stellen kann. Zugleich wird dieses aufs Höchste vervollkommnete und ausgedehnte Kommunikationssystem die Dezentralisirung, der in den Großstädten und Industriezentren aufgehäuften Menschenmassen, über das ganze Land begünstigen, und so für die Gesundheit, wie für die geistige und materielle Kulturförderung, von entscheidendster Bedeutung werden.

* * *

Mit den Produktionsmitteln in Industrie und Verkehr gehört der gesammte Grund und Boden, als eigentlicher Urstoff aller menschlichen Arbeit und Grundlage aller menschlichen Existenz, der Gesellschaft. Die Gesellschaft nimmt auf vorgeschrittenster Stufe zurück, was sie uranfänglich bereits besaß. Bei allen auf einer gewissen Kulturstufe angelangten Völkern der Erde war das Gemeineigenthum an Grund und Boden vorhanden, und ist bei solchen Völkern, so weit sie noch existiren, auch noch gegenwärtig vorhanden. Das Gemeineigenthum bildete die Grundlage jeder primitiven Vergesellschaftung, sie war ohne jenes nicht möglich. Erst durch die Entstehung

und Entwicklung des Privateigenthums, und der damit verknüpften Herrschaftsformen wurde das Gemeineigenthum unter schweren Kämpfen, die bis in unsere Gegenwart ragen, beseitigt und als Privatbesitz usurpirt. Der Raub des Grund und Bodens und seine Umwandlung in persönliches Eigenthum bildete, wie wir gesehen haben, die erste Ursache der Knechtschaft, die von der Sklaverei bis zum „freien" Lohnarbeiter des neunzehnten Jahrhunderts alle möglichen Stufen durchlaufen hat, bis endlich die Geknechteten, nach Jahrtausende langer Entwicklung, Grund und Boden wieder in Gemeineigenthum verwandeln.

Die Wichtigkeit des Grund und Bodens für die menschliche Existenz veranlaßte, daß in allen sozialen Kämpfen der Welt — in Indien, China, Aegypten, Griechenland (Kleomenes), Rom (Gracchen), christliches Mittelalter (religiöse Sekten, Münzer, Bauernkrieg), im Azteken- und Inkareich, in den sozialen Bewegungen der Neuzeit — der Besitz am Grund und Boden das Hauptverlangen der Kämpfenden bildete. Auch heute finden Männer das Gemeineigenthum an Grund und Boden gerechtfertigt — Adolph Samter, Adolph Wagner, Dr. Schäffle — die auf anderen sozialen Gebieten zu Vermittlungen aller Art geneigt sind.*

---

* Selbst die Kirchenväter, Bischöfe und Päpste haben in früheren Jahrhunderten, in welchen das Gemeineigenthum noch vorherrschte, aber der Raub an demselben einen immer größeren Umfang annahm, sich nicht enthalten können, in kommunistischer Richtung zu eifern. Der Syllabus und die Encyklien des neunzehnten Jahrhunderts kennen diesen Ton freilich nicht, auch die römischen Päpste sind heute, wider ihren Willen, der bürgerlichen Gesellschaft unterthänig geworden und werfen sich, gegenüber den Sozialisten, zum eifrigsten Vertheidiger derselben auf. Dagegen sagte Bischof Clemens I. (gest. 102 unserer Zeit): „Der Gebrauch aller Dinge auf dieser Welt soll Allen gemeinsam sein. Es ist eine Ungerechtigkeit, zu sagen: Das ist mein eigen, das gehört mir, jenes dem Anderen. Von daher ist die Zwietracht unter die Menschen gekommen." Bischof Ambrosius von Mailand, der um 374 lebte, rief aus: „Die Natur giebt alle Güter allen Menschen gemeinsam; denn Gott hat alle Dinge geschaffen, damit der Genuß für Alle gemeinschaftlich sei, und damit die Erde zum gemeinschaftlichen Besitzthum werde. Die Natur hat also das Recht der Gemeinschaft erzeugt und es ist nur die ungerechte Anmaßung (Usurpatio), welche das Eigenthumsrecht erzeugt." St. Johannes Chrysostomus (gest. 407) erklärte in seinen, gegen die Sittenlosigkeit und Verderbniß der Bevölkerung Konstantinopels gerichteten Homilien: „Nenne

Von der Bebauung und Ausnutzung des Grund und Bodens hängt in erster Linie das Wohlbefinden der Bevölkerung ab. Die Kultur desselben auf die höchste Stufe zu heben, ist im eminentesten Sinne Allgemeininteresse. Daß diese höchste Entwicklung unter der Form des Privateigenthums aber weder bei dem Großbesitz, noch bei dem Mittel- und Kleinbesitz möglich ist, wurde schon dargelegt. Allein die höchste Ausnutzung des Grund und Bodens hängt nicht blos von seiner speziellen Bewirthschaftung ab, hierbei kommen Faktoren in Betracht, denen weder der größte Einzelbesitzer, noch die mächtigste Association gewachsen ist, Faktoren, die unter Umständen selbst über den nationalen Rahmen des Staats hinausgreifen und international zu behandeln sind.

Die Gesellschaft muß zunächst den Boden als Ganzes ins Auge fassen, also seine topographische Beschaffenheit, seine Berge, Ebenen, Wälder, Seen, Flüsse, Teiche, Haiden, Sümpfe, Moore und Moräste. Diese topographische Beschaffenheit übt, neben der geographischen Lage, die unabänderbar ist, gewisse Einflüsse auf Klima und Bodenbeschaffenheit aus. Hier ist ein Thätigkeitsfeld von größter Ausdehnung, auf dem eine Menge Erfahrungen gesammelt und eine Menge Experimente versucht werden müssen. Was

---

Niemand etwas sein eigen; von Gott haben wir jegliches zu gemeinsamem Genuß empfangen und Mein und Dein sind Worte der Lüge!" St. Augustin (gest. 430) sprach sich dahin aus: „Weil das individuelle Eigenthum existirt, existiren auch die Prozesse, die Feindschaften, die Zwietracht, die Kriege, die Aufstände, die Sünden, die Ungerechtigkeiten, die Mordthaten. Woher kommen alle diese Geißeln? Einzig von dem Eigenthum. Enthalten wir uns also, meine Brüder, ein Ding als Eigenthum zu besitzen, oder wenigstens enthalten wir uns, es zu lieben." Papst Gregor der Große erklärt um 600: „Sie sollen es wissen, daß die Erde, wovon sie ja herstammen und gemacht sind, allen Menschen gemeinschaftlich ist, und daß daher die Früchte, welche die Erde erzeugt, Allen ohne Unterschied gehören sollen." Und einer der Modernen, Zachariä: „Vierzig Bücher vom Staat", sagt: „Alle Leiden, mit welchen zivilisirte Völker zu kämpfen haben, lassen sich auf das Sondereigenthum an Grund und Boden als Ursache zurückführen." Alle die Genannten haben mehr oder weniger richtig die Natur des Privateigenthums erkannt, das, seitdem es existirt, wie St. Augustin ganz richtig sagt, die Prozesse, die Feindschaften, die Zwietracht, die Kriege, die Aufstände, die Ungerechtigkeiten, die Mordthaten in die Welt brachte, Uebel, die wieder mit seiner Aufhebung verschwinden werden.

bisher der Staat in dieser Richtung leistete, ist dürftig. Einmal wendet er zu solchen Kulturaufgaben nur geringe Mittel an, und außerdem würden, selbst wenn er den Willen hätte, in umfassender Weise einzugreifen, die großen Privateigenthümer, die in der Gesetzgebung das entscheidende Wort sprechen, ihn daran hindern. Ohne starke Eingriffe in das Privateigenthum könnte aber der Staat auf diesem Gebiete nichts erreichen. Denn seine Existenz beruht auf der Erhaltung und der „Heiligkeitserklärung" des Privateigenthums, die großen Privateigenthümer sind seine wichtigsten Stützen, und so fehlt ihm die Macht und der Wille, in der bezeichneten Richtung vorzugehen. Die neue Gesellschaft wird großartige und umfassende Bodenmeliorationen, Bewaldungen und Entwaldungen, Be- und Entwässerungen, Bodenmischungen, Terrainänderungen, Anpflanzungen ꝛc. vorzunehmen haben, um den Grund und Boden zu höchster Ertragsfähigkeit zu bringen.

Eine hochwichtige Frage für die Kulturverhältnisse des Grund und Bodens bildet ein umfängliches, systematisch angelegtes Fluß- und Kanalnetz, das nach wissenschaftlichen Prinzipien geleitet werden muß. Die Frage des „billigeren" Transportes auf den Wasserwegen — eine Frage, für die heutige Gesellschaft so wichtig, bleibt zwar für die neue Gesellschaft vom Standpunkt der billigen Transportgelegenheit außer Betracht, weil die neue Gesellschaft die Begriffe „billig" und „theuer" nicht mehr kennt, sondern Alles nur eine Frage der Leistungsfähigkeit ist — dagegen sind Wasserwege als bequeme, mit geringstem Kraft- und Materialaufwand zu benutzende Transportgelegenheit sehr wohl zu beachten. Auch spielt das Fluß- und Kanalsystem rücksichtlich seiner Einwirkung auf das Klima, seine Verwerthung für ein umfassendes Ent- und Bewässerungssystem, für die Herbeischaffung der Dungstoffe und der Materialien zu Bodenmeliorationen, wie für die Abfuhr der Ernten ꝛc. immer eine wichtige Rolle.

Durch Erfahrung ist festgestellt, daß wasserarme Länder weit mehr an kalten Wintern und heißen Sommern zu leiden haben, als wasserreiche, daher kennen z. B. Küstenländer die eigentlichen Witterungsextreme nicht, oder nur ausnahmsweise. Witterungsextreme sind aber weder für Pflanzen noch für Menschen vortheilhaft und angenehm. Ein ausgedehntes Kanalsystem würde hier unzweifelhaft, in Verbindung mit Maßregeln in Bezug auf Waldkultur, günstig wirken. Ein solches Kanalsystem, verbunden mit der Anlegung

größerer Bassins, als Wasseransammler und Aufbewahrer von Wassermassen würde, wenn Thauwetter oder heftige Regengüsse Flüsse und Ströme zum Anschwellen und Uebertreten bringen, von großem Vortheil sein. Denn Ueberschwemmungen mit ihren verheerenden Wirkungen würden unmöglich. Ausgedehntere Wasserflächen mit ihrer stärkeren Verdunstung würden vermuthlich auch regelmäßigere Regenbildung befördern. Anlagen dieser Art würden ferner die Anbringung von Pump- und Hebewerken zu umfassender Bewässerung der Ländereien erleichtern, sobald solche nöthig werden.

Weite Landstrecken, die bis jetzt fast unfruchtbar oder wenig fruchtbar sind, ließen sich durch künstliche Bewässerungsanlagen in fruchtbare Gegenden verwandeln. Wo jetzt kaum die Schafe dürftige Nahrung finden, und günstigen Falles schwindsüchtige Föhren die mageren Aeste gen Himmel recken, könnten üppige Ernten gedeihen und eine dichte Bevölkerung reichlich Nahrung und Genuß finden. So ist es z. B. nur eine Frage des Arbeitsaufwandes, um die weiten Sandstrecken der Mark, des „heiligen deutschen Reiches Streusandbüchse", in ein Eden an Fruchtbarkeit zu verwandeln. Das hob sogar in einem Vortrag im Frühjahr 1894, anläßlich der deutschen landwirthschaftlichen Ausstellung zu Berlin, ein Vortragender hervor.* Die nöthigen Meliorationen, Kanalbauten, Bewässerungsanlagen, Bodenmischungen ꝛc. vorzunehmen, vermögen aber weder die Klein- noch die Großgrundbesitzer der Mark, und so bleiben weite Strecken unmittelbar vor den Thoren der Reichshauptstadt in einem Kulturzustand, der späteren Generationen unbegreiflich erscheinen wird. Andererseits würden durch Kanalisationen weite Sumpfstrecken, Moore und Moorland entwässert und der Kultur gewonnen, so im Norden und Süden Deutschlands. Auch könnten die Wasserläufe für die Fischzucht ausgenutzt werden und lieferten eine ergiebige Nahrungsquelle, sie bildeten ferner für die Gemeinden, die keine Flüsse haben, Gelegenheit für die Errichtung der schönsten Badeanstalten.

In welchem Maßstabe Bewässerung wirkt, dafür einige Beispiele. In der Nähe von Weißenfels ergaben 7½ Hektare gut bewässerte Wiesen 480 Zentner Grummet, daneben liegende 5 Hektare

* „Die Verwerthung des Wassers für die Obstzucht wie für die Gemüsezucht ist immer mehr anzustreben, und Wassergenossenschaften zu dem Zwecke könnten auch bei uns aus Wüsten Paradiese schaffen." Amtlicher Bericht über die Weltausstellung zu Chicago 1893, erstattet vom Reichskommissar. Berlin 1894.

Wiesen von derselben Bodenbeschaffenheit, aber unbewässert, nur 32 Zentner. Die ersteren hatten also im Verhältniß zu den letzteren mehr als zehnfachen Ertrag. Bei Riesa in Sachsen brachten 65 Acker bewässerte Wiesen eine Steigerung des Reinertrags von 5850 Mark auf 11 100 Mark. Die theuren Anlagekosten rentirten sich. Nun giebt's in Deutschland, außer der Mark, noch weite Gegenden, deren Boden, wesentlich aus Sand bestehend, nur einen halbwegs guten Ertrag liefert, wenn ein sehr feuchter Sommer eintritt. Diese Gegenden mit Kanälen durchzogen und bewässert und in ihrer Bodenbeschaffenheit verbessert, würden in ganz kurzer Zeit den fünf- und zehnfachen Ertrag ergeben. In Spanien sind Beispiele vorhanden, daß der Ertrag von gutbewässertem Boden den sieben- unddreißigfachen Ertrag gegenüber von unbewässertem ergab. Also Wasser her und neue Nahrungsmassen werden aus dem Boden gestampft.

Wo sind die Privaten, wo die Staaten, die in dem Maßstabe zu wirken vermöchten, wie es sich als möglich und nothwendig ergiebt? Wenn endlich ein Staat durch Jahrzehnte lang gemachte bitterste Erfahrungen dem stürmischen Verlangen der durch alle möglichen Kalamitäten Geschädigten nachgiebt, nachdem Millionen an Werthen zu Grunde gerichtet wurden, wie langsam, wie bedächtig, wie vorsichtig wird gerechnet. Es könnte ja leicht zu viel geschehen und der Staat könnte die Mittel zum Bau einiger Kasernen, zur Erhaltung einiger Regimenter leichtsinnig preisgeben. Und dann, wenn man den Einen „zu viel hilft", kommen die Anderen und verlangen ebenfalls Hilfe. „Mensch, hilf dir selbst, so hilft dir Gott", heißt ja das bürgerliche Credo. Jeder für sich, Keiner für Alle. So vergeht fast kein Jahr, in dem nicht ein-, zweimal und öfter in den verschiedensten Provinzen, in den verschiedensten Staaten mehr oder weniger große Ueberschwemmungen durch Bäche, Flüsse oder Ströme eintreten. Weite Strecken des fruchtbarsten Bodens werden durch die Gewalt der Wellen weggeführt, andere werden mit Sand, Steinen und Schutt bedeckt und auf Jahre oder für immer unfruchtbar gemacht. Ganze Plantagen von Obstbäumen, die Jahrzehnte zu ihrer Entwicklung bedurften, werden entwurzelt. Häuser, Brücken, Straßen, Dämme werden unterwaschen, Eisenbahnen ruinirt, Vieh zu Grunde gerichtet — nicht selten Menschenleben geopfert — Bodenmeliorationen werden zerstört, Saaten vernichtet. Weite Strecken von dem Lande, das häufiger Ueberschwemmungsgefahr ausgesetzt

ist, werden möglichst wenig und nur geringwerthig bebaut, um nicht doppelten Schaden zu erleiden.

Andererseits wird durch ungeschickte, in einseitigem Interesse vorgenommene Korrektionen bei den größeren Flüssen und Strömen, denn bei diesen läßt man sich allenfalls herbei, „im Handels- und Verkehrsinteresse" Einiges zu leisten, die Ueberschwemmungsgefahr vergrößert. Große Waldverwüstungen, namentlich auf den Bergen und insbesondere durch Private, verstärken sie. Der unsinnigen, auf Profit berechneten Waldverwüstung soll die merkbare Verschlechterung des Klimas und eine Abnahme der Bodenfruchtbarkeit in den Provinzen Preußen und Pommern, in Steiermark, Italien Frankreich, Spanien u. s. w. geschuldet sein.

Die Folge der Waldverwüstung in den Gebirgen sind häufige Ueberschwemmungen. Die Rhein-, Oder- und Weichselüberschwemmungen schreibt man hauptsächlich den Walddevastirungen in der Schweiz resp. in Galizien und Polen zu. Der gleichen Ursache sind die häufigen Ueberschwemmungen in Italien, namentlich des Po, geschuldet. Durch die Entholzung der Karnischen Alpen hat sich das Klima von Triest und Venedig wesentlich verschlechtert; aus den gleichen Ursachen haben Madeira, große Theile Spaniens, weite, einst üppige und fruchtbare Länder in Vorderasien, den größten Theil ihrer Fruchtbarkeit eingebüßt.

Es ist selbstverständlich, daß die neue Gesellschaft all diese großen Aufgaben nicht im Handumdrehen lösen kann, aber sie wird sie mit möglichster Raschheit und mit Aufgebot aller Kräfte in die Hand nehmen, weil ihre einzige Aufgabe ist, Kulturaufgaben zu lösen, und kein Hemmniß darin zu dulden. Sie wird so im Laufe der Zeit Werke schaffen und Aufgaben lösen, an welche die gegenwärtige Gesellschaft nicht denken kann, weil ihr bei dem bloßen Gedanken daran schwindelt.

Die gesammte Bodenbewirthschaftung wird in der neuen Gesellschaft durch Maßregeln, wie die bezeichneten und ähnliche weitere, sich bedeutend günstiger gestalten. Zu den bereits erörterten Gesichtspunkten für Hebung der Bodenausnützung kommen andere. Heute werden viele Quadratmeilen Landes mit Kartoffeln bebaut, um in große Quantitäten Branntwein verwandelt zu werden, die fast ausschließlich unsere arme, in Noth und Elend lebende Bevölkerung konsumirt. Der Branntwein ist der einzige Stimulus, der „Sorgenbrecher", den sie sich verschaffen kann. Für die Kulturmenschen

der neuen Gesellschaft ist der Branntweinkonsum verschwunden, die Kartoffel- und Getreideproduktion für diesen Zweck, also auch der Boden und die Arbeitskräfte, werden für gesunde Nahrungsmittelerzeugung frei.* Es wurde ferner bereits angeführt die Spekulation, der unsere fruchtbarsten Ackerländereien durch den Zuckerrübenbau und die Zuckerfabrikation für die Ausfuhr unterliegen. An 400 000 Hektaren des besten Weizenbodens werden bei uns alljährlich für den Zuckerrübenbau verwendet, um England, die Vereinigten Staaten, Nordeuropa mit Zucker versehen zu können. Eine Konkurrenz, der die durch Klima begünstigten Zuckerrohr bauenden Länder unterliegen. Unser stehendes Heerwesen, die zersplitterte Produktion, der zersplitterte Verkehr, der zersplitterte Ackerbau 2c. erfordern Hunderttausende von Pferden und dementsprechend Bodenflächen für Nahrung, Weiden und Aufzucht für junge Pferde. Die total umgestalteten sozialen und politischen Verhältnisse machen die hierfür in Anspruch genommenen Bodenflächen zum größten Theile frei; wiederum sind große Bodenflächen und reichliche Arbeitskräfte für andere Kulturbedürfnisse gewonnen. Neuerdings werden große Bodenflächen, in der Größe von vielen Quadratkilometer, der Landwirthschaft entzogen, indem die neuen weittragenden Feuerwaffen und die veränderte Gefechtsweise Schieß- und Exerzierplätze nothwendig machen, auf denen ganze Armeekorps zu manövriren vermögen. Dies hört später ebenfalls auf.

Das große Gebiet der Boden-, Wald- und Wasserbewirthschaftung ist heute bereits Gegenstand der Erörterung einer sehr umfänglichen

---

* Diese Aussicht scheint sich sogar rascher zu vollziehen und auf ganz andere Art als der Weitsichtigste bisher vermuthen konnte. Die Entdeckung des Acetylengases bildet nämlich den Ausgangspunkt für eine ganze Reihe von Produkten der organischen Chemie, die durch geeignete Behandlung daraus gewonnen werden können. Unter denjenigen Genußmitteln, deren Gewinnung auf diesem Wege in erster Linie zu erwarten steht, befindet sich der Alkohol, dessen Herstellung voraussichtlich am leichtesten und sehr billig gelingen wird und innerhalb weniger Jahre in Aussicht steht. Gelingt dieses, so ist ein großer Theil der ostelbischen Landwirthschaft, die auf der Produktion von Alkohol beruht, in Frage gestellt. Es tritt eine Revolution in den betreffenden agrarischen Besitzverhältnissen ein, die dem Sozialismus mächtig in die Hände arbeitet. Man sieht, wie das, was Werner Siemens und Berthelot, wie weiter oben mitgetheilt, in Aussicht stellten, bereits der Verwirklichung sich naht.

wissenschaftlichen Literatur. Kein Spezialgebiet ist unberührt geblieben: Be- und Entwässerung, Forstwirthschaft, Kultur von Halm-, Hülsen- und Knollenfrüchten, Gemüsebau, Obst-, Beeren-, Blumen- und Zierpflanzenkultur, Anbau von Nahrungspflanzen für die Viehzucht, Wiesenkultur, rationelle Vieh-, Fisch-, Geflügel- und Bienenzucht und Verwerthung ihrer Produkte, Dungstoffe und Dungmittel, Verwerthung und Verwendung der Abfallstoffe in der Wirthschaft und in der Industrie, chemische Untersuchung des Bodens und seine Verwendung und Herrichtung für diese oder jene Kultur, Samenbeschaffenheit, Fruchtfolge, Maschinen- und Geräthewesen, zweckmäßige Anlage von Wirthschaftsbaulichkeiten aller Art, Witterungsverhältnisse 2c., Alles ist in den Kreis wissenschaftlicher Erörterungen und Untersuchungen gezogen. Kein Tag fast vergeht, an dem nicht neue Entdeckungen, neue Erfahrungen gemacht werden, welche Verbesserungen und Veredlungen für das eine oder andere der verschiedenen Gebiete im Gefolge haben. Die Bodenbewirthschaftung ist seit J. v. Liebig eine Wissenschaft geworden, und zwar eine der ersten und wichtigsten Wissenschaften, die einen Umfang und eine Bedeutung erlangte, wie sehr wenige Gebiete materiell produzirender Thätigkeit. Vergleichen wir aber diese ungeheure Fülle von Fortschritten aller Art mit dem wirklichen Zustand unserer Bodenwirthschaft, so muß konstatirt werden, daß bisher nur ein sehr kleiner Bruchtheil der Privatbesitzer in der Lage war, die Fortschritte einigermaßen auszunutzen, und unter diesen ist natürlich keiner, der nicht von seinem speziellen Privatinteresse ausgehend gehandelt, dieses allein im Auge gehabt hätte, ohne Rücksicht auf das Allgemeinwohl. Der allergrößte Theil unserer Landwirthe und Gärtner, man kann wohl sagen 98 Prozent derselben, ist gar nicht in der Lage, von all den Vortheilen und Fortschritten Gebrauch machen zu können, es fehlen ihnen die Mittel oder die Kenntnisse, oder Beides, und in wie weit es die übrigen thun, hängt einzig von ihrem freien Willen ab. Hier findet die neue Gesellschaft ein theoretisch und praktisch gut vorbereitetes Feld ihrer Thätigkeit, auf dem sie nur zu organisiren und zuzugreifen braucht, um die großartigsten Resultate zu erzielen.

Die Konzentration des Betriebs auf höchster Stufenleiter schafft an und für sich schon gewaltige Vortheile. Grenzraine, Fahr- und Fußwege zwischen all dem zerstückelten Besitz werden aufgehoben und ergeben neuen Boden. Die Anwendung von Maschinen ist nur

auf größeren Flächen möglich; Bodenbearbeitungsmaschinen größter und vollkommenster Art in Bewegung gesetzt, durch Chemie und Physik unterstützt, werden heute vollständig unfruchtbaren Boden in fruchtbaren verwandeln, und solch Todland giebt es noch überall. Die Anwendung akkumulirter elektrischer Kraft bei den landwirthschaftlichen Maschinen, bei Pflügen, Eggen, Walzen, Dippel-, Säh-, Mäh-, Dresch-, Saatgutsortir-, Häckselschneidemaschinen 2c. ist nur eine Frage kurzer Zeit. Ebenso wird künftig Elektrizität die Erntewagen von den Feldern schaffen; das Zugvieh wird erspart. Wissenschaftlich betriebene Düngung der Aecker in Verbindung mit gründlicher Umarbeitung, Be- und Entwässerung, wird die Ertragsfähigkeit des Landes erheblich steigern; sorgfältigste Auswahl der Samen, Schutz des Landes gegen Unkraut — auch ein Kapitel, in dem heute sehr viel gesündigt wird — steigert weiter die Erträge.

Nach Ruhland* würde eine erfolgreiche Bekämpfung der Getreidekrankheiten gegenwärtig allein schon genügen, um die jetzige Getreideeinfuhr Deutschlands überflüssig zu machen. Die Besamung, Anpflanzung und Fruchtfolge findet natürlich nur unter dem Gesichtspunkt statt, den höchsten Ertrag an Nährgehalt zu erzeugen und dieser kann ganz bedeutend erhöht werden.

Was sich selbst unter heutigen Verhältnissen erzielen läßt, dafür spricht die Bewirthschaftung des Schniftenberger Hofs in der Rheinpfalz, welcher 1884 in die Hände eines neuen Pächters gelangte, der im Laufe von acht Jahren das Drei- und Vierfache an Ernteerträgen aus demselben wirthschaftete, wie sein Vorgänger.** Das genannte Hofgut, 320 Meter über dem Meere gelegen und 286 Morgen groß, worunter nur 18 Morgen Wiese, besitzt durchgängig unterwerthigen Boden. 30 Morgen sind sandig, 60 Morgen steinig, 55 Morgen sind sandiger Lehm, 123 Morgen zäher Lehmboden. Die neue Bewirthschaftung erzielte überraschende Resultate. Die Ernteerträge steigerten sich nun von Jahr zu Jahr und war die Steigerung derselben in der Periode von 1884 bis 1892 folgende.

---

* Dr. G. Ruhland: „Die Grundprinzipien aktueller Agrarpolitik." Tübingen 1893. Lauppsche Buchhandlung.

** Nicht abgeschickte Petition an den Reichstag behufs Veranlassung einer Agrarenquete von Julius Zuns. Frankfurt a. M. 1894.

Das Gut ergab per Morgen:

	1884	1892
Roggen . .	7,75 Zentner	19,50 Zentner
Weizen . . .	3,50 „	15,30 „
Gerste . . .	12,— „	18,85 „
Hafer . . .	7,— „	18,85 „

Die Nachbargemeinde Kriegsfeld, die Zeuge dieser erstaunlichen Entwicklung war, befolgte das gegebene Beispiel und erzielte auf ihrem Grund und Boden ähnliche Resultate.

In der Gemeinde Kriegsfeld stieg der Ertrag durchschnittlich per Morgen:

	1884	1892
Weizen . .	10—12 Zentner	13—18 Zentner
Roggen .	12—15 „	15—20 „
Hafer . .	7— 9 „	14—22 und 24 Zentner
Gerste . .	9—11 „	18—22 Zentner.

Diese Resultate besagen genug.

Obst-, Beeren- und Gartenbaukultur werden in der Zukunft eine bisher kaum für möglich gehaltene Entwicklung erlangen, und ihren Ertrag vervielfältigen. Wie unverantwortlich bei uns in Bezug auf Obstzucht gesündigt wird, zeigt ein Blick auf unsere Obstbaumplantagen, die meist sich durch einen gründlichen Mangel an nothwendiger Pflege auszeichnen. Dies gilt selbst von der Obstbaumzucht in Ländern, die durch ihren Obstbau einen Namen haben, z. B. von Württemberg. Die Konzentration der Stallungen, Vorrathshäuser, Düngerstätten, der Fütterungseinrichtungen ꝛc., in deren Anlage und Einrichtungen die großartigsten Fortschritte schon gemacht wurden, die aber nur ein winziger Bruchtheil der Bodenbebauer in Anwendung und zur Ausnützung bringen kann, werden, wenn allgemein eingeführt, den Ertrag der Viehzucht erheblich steigern und die Gewinnung der so wichtigen Dungstoffe erleichtern. Maschinen und Geräthe aller Art werden aufs Vollkommenste vorhanden sein, was für $^{99}/_{100}$ der heutigen Bodenbebauer nicht gilt. Die Gewinnung und Ausnutzung der thierischen Produkte, wie Milch, Eier, Fleisch, Honig, Haare, Wolle, wird wissenschaftlich betrieben. Welche Verbesserungen und Vortheile auf dem Gebiete der Milchausnutzung die großen Molkereigenossenschaften erreicht

haben, ist jedem Sachverständigen bekannt, und immer neue Erfindungen und Verbesserungen werden gemacht. Es giebt aber viele Gebiete in der Landwirthschaft, auf welchen Aehnliches und Größeres erreicht werden kann. Die Bestellung der Felder und ihre Aberntung erfolgt alsdann durch massenhafte Anwendung von Arbeitskräften, unter geschickter Ausnutzung der Witterung in einem Maße, wie heute nirgends möglich. Große Trockenhäuser, Schutzhallen ꝛc. ermöglichen die Ernte auch bei ungünstiger Witterung und ersparen die heute stetig vorkommenden Verluste, und diese sind, nach v. d. Goltz, oft so groß, daß in einem besonders regnerischen Jahr in Mecklenburg für 8—9 Millionen Mark, im Regierungsbezirk Königsberg für 12—15 Millionen Mark Ernteerträge zu Grunde gehen.

Durch die geschickte Anwendung künstlicher Wärme und Feuchtigkeit in großen, gegen ungünstige Witterung geschützten Hallen, wird die Gemüse-, Obst- und Beerenzucht im Großen zu jeder Jahreszeit ausführbar. Die Blumenläden unserer Großstädte weisen mitten im strengsten Winter einen Blumenflor auf, der mit jenem, den sie im Sommer besitzen, wetteifert. Einen der großartigsten Fortschritte auf dem Gebiete der künstlichen Obstzucht liefert z. B. der künstliche „Weinberg" des Gartendirektors Haupt in Brieg in Schlesien, der mittlerweile eine große Reihe Nachahmer gefunden hat und Vorgänger in anderen Ländern längst schon besaß, z. B. in England. Die Einrichtung und die Resultate desselben wurden so verlockend in der „Vossischen Zeitung" vom 27. September 1890 geschildert, daß wir auszugsweise diese Schilderung hier folgen lassen. Das Blatt schrieb:

„Auf einer annähernd quadratischen Bodenfläche von 500 Quadratmetern, d. h. 1/5 Morgen, ist das Glashaus von 4,5 bis 5 Meter Höhe errichtet, dessen Wände genau nach Norden, Süden, Osten, Westen orientirt sind. In der Richtung von Süden nach Norden sind darin zwölf Reihen Doppelspaliere, je 1,8 Meter jedes vom anderen entfernt, aufgestellt, welche zugleich dem flach geneigten Dach als Stütze dienen. In ein Erdbeet von 1,25 Meter Tiefe über einer 25 Centimeter starken Schüttlage, welche ein Netz von Drainröhren mit Vertikalröhren zur Bodenventilation enthält, ein Beet, „dessen sehr schwere Betten durch Zufuhr von Kalk- und Bauschutt, Sand, verrottetem Dünger, Knochenmehl und Kalisalz locker, durchlässig und fruchtbar gemacht sind", pflanzte Herr Haupt an jenen Doppelspalieren dreihundertundsechzig Weinstöcke von solchen Sorten,

welche im Rheingau die edelsten Rebensäfte liefern, also: weißen und rothen Rießling, Traminer, weißen und blauen Muskateller und Burgunder.

„Die Ventilation des Raumes wird außer durch mehrere Oeffnungen in den Seitenwänden durch 20 Meter lange große Klappen im Dach bewerkstelligt, welche durch eine eiserne mit Schraubenspindel und Kurbel versehene Hebelvorrichtung geschlossen und geöffnet und in jeder Lage sturmsicher festgestellt werden können. Zur Bewässerung der Stöcke dienen 26 Brausen, die an 1,25 Meter langen, von einer Hochwasserleitung herunterhängenden Gummischläuchen befestigt sind. Doch noch ein anderes, wahrhaft geistreich erfundenes Mittel zur raschen und gründlichen Bewässerung führte Herr Haupt in seiner „Weinhalle" und seinem „Weinberge" ein: den künstlichen Regenerzeuger. In der Höhe unter dem Dach liegen vier lange kupferne Rohrstränge, die in Entfernungen von einem halben Meter fein gelocht sind. Die durch diese Oeffnungen nach oben austretenden aufsteigenden feinen Wasserstrahlen treffen gegen kleine runde Siebe aus Fenstergaze und werden beim Durchtritt durch dieselben zu feinen Fontainen zerstäubt: ein tüchtiges Durchspritzen mittels der Gummischläuche erfordert immer einige Stunden; aber nur einen Hahn braucht man zu öffnen, und im ganzen weiten Hause rieselt ein sanfter, erfrischender Regen aus der Höhe auf Rebstöcke, Erdreich und Granitplattenstege gleichmäßig hernieder. Die ohne jede etwaige künstliche Heizung einzig durch die natürlichen Eigenschaften des Glashauses bewirkte Steigerung der Temperatur läßt sich auf 8—10 Grad R. über die der äußeren Luft bringen. Um die Stöcke vor dem verderblichsten und dem gefährlichsten Gegner, der Reblaus, falls sie sich einmal zeigen sollte, zu schützen, genügt es, die Drainröhren zu schließen und alle Hähne der Wasserleitung zu öffnen. Der dadurch bewirkten Unterwassersetzung der Stöcke widersteht dieser Feind bekanntlich nicht. Gegen Sturm, Kälte, Fröste, überflüssigen Regen schützen den künstlichen Weinberg Glasdach und Wände; gegen etwaigen Hagelschlag feine Drahtgitter über denselben; gegen Dürre und Trockenheit die künstliche Regenvorrichtung. Der Winzer eines solchen „Weinbergs" ist sein eigener Wettermacher und kann der Gefahren aller der unberechenbaren Launen und Tücken der „gleichgiltigen" oder grausamen Natur lachen, welche die Frucht aller Mühen und Arbeiten des Weinbauers mit Vernichtung bedrohen.

„Was Herr Haupt erwartet hatte, traf vollkommen ein. Die Weinstöcke gediehen in dem gleichmäßigen warmen Klima vortrefflich. Die Trauben reiften bis zur vollen Edelreife aus und ergaben schon im Herbst 1885 einen Most, der an reichlichem Zucker- und geringem Säuregehalt den im Rheingau allgemein erzielten Mosten nicht nachstand. Ebenso gediehen die Trauben im nächsten Jahre und in dem ungünstigen Jahre 1887 vortrefflich. In diesem Raum lassen sich, wenn die Stöcke ihre volle Höhe von 5 Meter erreicht haben und bis zur Spitze Trauben in strotzender Fülle tragen, jährlich etwa 20 Hektoliter Wein erzeugen und die Selbstkosten einer Flasche edeln Weins werden nicht mehr als 40 Pfennig betragen.

„Kein Umstand ist abzusehen, welcher den vollständig fabrikmäßigen Betrieb dieser neuen, die höchsten und gleichmäßigsten Erträge verheißenden Weinbaus im Großen verhindern könnte. Glashäuser von solcher Art wie hier über einer Bodenfläche von 1/5 Morgen lassen sich mit gleichen Ventilations- und Bewässerungs-, Drainage- und Regen-Einrichtungen zweifellos auch über morgengroßen Grundstücken errichten. Auch in ihnen wird die Vegetation schon einige Wochen früher beginnen als im Freien, werden die Reben gegen Maifröste, Regen, Kälte während der Blüthe, gegen Dürre während des Wachsthums der Beeren, gegen naschende Vögel und Traubendiebe, gegen Nässe während des Reifens, gegen die Reblaus während des ganzen Jahres geschützt sein und bis November, Dezember am Stock hängen. In seinem 1888 dem ihn besuchenden Verein zur Beförderung des Gartenbaus gehaltenen Vortrag, dem ich in dieser Schilderung des Hauptschen „Weinbergs" manches Technische entnommen habe, eröffnete der Erfinder und Begründer desselben zum Schluß noch diese lockende Perspektive in die Zukunft: Da nun dieser Weinbau in ganz Deutschland, namentlich aber auch auf sonst unfruchtbarem, sandigem und steinigem Boden (wie z. B. dem schlechtesten märkischen), der urbar gemacht und bewässert werden kann, möglich ist, so erhellt daraus das große Landeskulturinteresse, welches der „Weinbau unter Glas" bietet. Ich möchte diese Kultur als „Weinbau der Zukunft" bezeichnen.

„Ebenso wie Herr Haupt den praktischen Beweis geführt hat, daß auf diesem Wege eine enorme Fülle der schönsten, gesundesten Trauben dem Weinstock abgewonnen werden könne, hat er auch durch eigenes Keltern derselben bewiesen, welchen vortrefflichen, süffigen Wein dieselben liefern. Gründlichere, erfahrenere, sachver-

ständigere und erprobtere Weintrinker und Kenner als ich, haben dem 88er Rießling und 89er Traminer und Muskateller und dem 88er Burgunder, die aus den Trauben dieses Weinbergs gekeltert wurden, nach strengster Prüfung ein enthusiastisches Lob gespendet. Angeführt mag es noch werden, daß der Weinberg auch noch genügenden Raum zum gleichzeitigen Betriebe anderer lohnender Neben- oder Zwischenkulturen gewährt. So zieht Herr Haupt zwischen je zwei Rebstöcken noch immer einen Rosenstock, der im April und Mai die reichste Blüthenfülle bietet, und an den Ost- und Westwänden Pfirsiche an Spalieren, deren Blüthenpracht im April dem Innern dieses gläsernen Weinpalastes ein Aussehen von märchenhaftem Reiz verleihen muß."

Der Enthusiasmus, mit dem der Berichterstatter diesen künstlichen „Weinberg" in einem ernsten Blatte beschreibt, legt Zeugniß ab für den tiefen Eindruck, den diese großartige künstliche Kulturanlage auf ihn machte. Nichts hindert aber, daß ähnliche Anlagen, noch in viel großartigerem Maßstabe für die verschiedensten Kulturen eingerichtet werden, so daß wir uns für viele Bodenprodukte den Luxus einer doppelten Ernte verschaffen könnten. Heute sind alle diese Unternehmungen in erster Linie eine Frage der Rentabilität, und ihre Produkte sind nur den Privilegirten der Gesellschaft zugängig, die sie bezahlen können. Eine sozialistische Gesellschaft kennt keine andere Frage, als die nach genügenden Arbeitskräften, und sind diese da, so wird das Werk zum Vortheil Aller vollbracht.

Eine neue Erfindung auf dem Gebiete der Ernährung ist ferner diejenige des Dr. Joh. Humdhausen in Hamm, Westfalen, dem es gelang, den Eiweißgehalt des Weizens, den man im „Kleber" bisher nicht auszunutzen verstand, in Gestalt eines vollständig haltbaren Mehles zu gewinnen. Dies ist eine Erfindung von größter Tragweite, denn nunmehr ist es möglich, das Pflanzeneiweiß in substantiellster Form für die menschliche Ernährung nutzbar zu machen.

Der Erfinder hat eine große Fabrik errichtet, die das Pflanzeneiweiß oder Aleuronatmehl von 80 bis 83 Prozent Eiweiß und eine zweite Qualität von zirka 50 Prozent Eiweißgehalt liefert. Daß dieses sogenannte Aleuronatmehl eine sehr konzentrirte Eiweißnahrung darstellt, geht aus folgender Zusammenstellung unserer besten Nahrungsmittel mit demselben hervor.

Es enthalten:

Prozente von	Wasser	Eiweiß	Fett	Kohlenhydrate	Cellulose	Salze
Aleuronatmehl .	8,83	82,67	0,27	7,01	0,45	0,78
Hühnerei . . .	73,67	12,55	12,11	0,55		1,12
Ochsenfleisch . .	55,42	17,19	26,58	—	—	1,08

Das Aleuronatmehl wird nicht allein genossen, sondern es wird als Extrakt bei allen Arten von Gebäck, ferner bei Suppen, Gemüsen verwendet. Aleuronat ersetzt in hohem Grade an Nahrungsgehalt alle Fleischkonserven und dabei ist es das weitaus billigste Eiweiß, das gegenwärtig geboten werden kann. Es kostet z. B. ein Kilogramm Eiweiß

in Aleuronatmehl . . . . . 1,45 Mark,
in Weißbrot oder Weißmehl . . . 4—4,40 Mark,
in Hühnerei je nach der Jahreszeit . 8—16 Mark,
in Ochsenfleisch . . . . . 12—13 Mark.

Ochsenfleisch ist also eine ungefähr achtmal, Eier sind eine fünf- bis zehnmal, Weißbrot oder gewöhnliches Weizenmehl eine ungefähr dreimal kostspieligere Eiweißnahrung als Aleuronatmehl. Weiter hat das Aleuronat den Vortheil, daß es bei Zusatz von zirka $^1/_8$ des Gewichts der Kartoffeln nicht nur ein beträchtliches Ansetzen von Eiweiß im Körper, sondern auch eine vollständigere Ausnutzung der Stärke in der Kartoffelnahrung herbeiführt. Die Hunde, die eine feine Nase für Eiweiß haben, fressen Aleuronatmehl mit der gleichen Gier wie Fleisch, auch wenn sie sonst kein Brot annehmen, und halten nachher Strapazen auffallend leicht aus.

Das Aleuronat als trockenes Pflanzeneiweiß ist als Mundvorrath für Schiffe, Festungen und Militärverpflegung im Kriege ausgezeichnet zu verwenden und macht eine Masse Fleisch entbehrlich. Gegenwärtig ist Aleuronat ein Nebenprodukt bei der Stärkefabrikation, in Kürze wird es dahin kommen, daß Stärke ein Nebenprodukt des Aleuronat wird. Die weitere Folge wird sein, daß der Getreidebau den Kartoffelbau und andere weniger ergiebige Nahrungspflanzen verdrängt, der Nährgehalt eines bestimmten

Weizen- oder Roggenfeldes wird mit einem Schlage um das Drei- bis Vierfache gesteigert.

Dr. Rudolf Meyer in Wien, der durch unsere Mittheilungen auf das Aleuronat aufmerksam wurde, berichtet in seinem Buch „Der Kapitalismus fin de siècle",* daß er eine Partie desselben bezog und durch die Untersuchungsstation des Landeskulturraths für das Königreich Böhmen am 19. Juni 1893 untersuchen ließ, durch die unsere Angaben voll bestätigt wurden. Näheres ist bei Meyer nachzulesen. Meyer macht ferner aufmerksam auf eine Entdeckung eines Otto Redemann in Bockenheim bei Frankfurt a. M., der die Erdnuß, nachdem er sie vorher zerkleinert und entölt hatte, in ihre einzelnen Nährbestandtheile zerlegte. Nach der Analyse enthält dieselbe 47 Prozent Eiweiß, 19 Prozent Fett, 19 Prozent Stärke, zusammen 2135 Nährstoffeinheiten in einem Kilo. Nach dieser Analyse gehört die Erdnuß zu den ernährungsreichsten Pflanzenstoffen. Der Apotheker Rud. Simpson in Mohrungen entdeckte ein Verfahren, die Lupine — die bekanntlich in rein sandigem Boden als Futter- und Dungpflanze am besten gedeiht — zu entbittern und stellte aus derselben ein Mehl her, das nach dem Zeugniß sachverständiger Autoritäten als Brot und sonst verbacken sehr wohl schmeckt, sehr haltbar ist, nahrhafter als Roggenbrot sein soll, und überdies wesentlich billiger sich stellt.

So sehen wir, wie schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine förmliche Revolution in den Ernährungsverhältnissen der Menschen sich anbahnt. Die Ausnutzung aller dieser Entdeckungen ist aber eine äußerst langsame, weil mächtige Klassen — das Agrarierthum und seine sozialen und politischen Stützen — aufs Lebhafteste interessirt sind, sie nicht aufkommen zu lassen. Unseren Agrariern ist heute eine gute Ernte ein Greuel — obgleich man in allen Kirchen um sie betet — weil dadurch die Preise gedrückt werden, und so wünscht man z. B. keine doppelte und dreifache Ernährungsfähigkeit des Getreides, weil dieses ebenfalls die Preise drückte. Unsere Gesellschaft kommt überall in Widerspruch mit ihrer eigenen Entwicklung.

Die Erhaltung des Grund und Bodens in fruchtbarem Zustande und die Steigerung desselben hängt in erster Linie von genügenden Dungstoffen ab. Die Gewinnung derselben ist also auch für die

---

* Wien und Leipzig 1894. Verlagsbuchhandlung Austria.

neue Gesellschaft eine der wichtigsten Aufgaben.* Dünger ist für den Boden, was für den Menschen die Nahrung, und zwar ist für den Boden ebenso wenig jeder Dünger gleichwerthig, wie für den Menschen jede Nahrung gleich nahrhaft ist. Es müssen dem Boden genau diejenigen chemischen Bestandtheile zugeführt werden, die er durch die Entnahme einer Ernte eingebüßt hat, und es müssen ihm solche chemische Bestandtheile in verstärktem Quantum zugeführt werden, die der Anbau einer bestimmten Pflanzengattung vorzugsweise erfordert. Daher wird das Studium der Chemie und ihre praktische Anwendung eine heute noch ungekannte Ausdehnung erlangen.

Nun enthalten die thierischen und menschlichen Abfallstoffe vorzugsweise die chemischen Bestandtheile, die für die Wiedererzeugung menschlicher Nahrung am geeignetsten sind. Es muß also die vollkommenste Gewinnung und zweckmäßigste Vertheilung derselben zu erlangen gesucht werden. Darin wird heute sehr viel gesündigt.

---

* „Es giebt ein Rezept für die Fruchtbarkeit der Felder, und für die ewige Dauer ihrer Erträge; wenn dieses Mittel seine folgerichtige Anwendung findet, so wird es sich lohnender erweisen als alle, welche jemals die Landwirthschaft sich erworben hat; es besteht in Folgendem: Ein jeder Landwirth, der einen Sack Getreide nach der Stadt fährt, oder einen Zentner Raps oder Rüben, Kartoffeln ꝛc., sollte, wie der chinesische Kuli, ebensoviel (womöglich mehr) von den Bodenbestandtheilen seiner Feldfrüchte wieder aus der Stadt mitnehmen und dem Feld geben, dem er sie genommen hat; er soll eine Kartoffelschale und einen Strohhalm nicht verachten, sondern daran denken, daß die Schale einer seiner Kartoffeln und der Halm einer seiner Aehren fehlt. Seine Ausgabe für diese Einfuhr ist gering und ihre Anlage sicher, eine Sparkasse ist nicht sicherer und kein Kapital verbürgt ihm eine höhere Rente; die Oberfläche seines Feldes wird sich in ihrem Ertrag in zehn Jahren schon verdoppeln, er wird mehr Korn, mehr Fleisch und mehr Käse erzeugen, ohne mehr an Arbeit und Zeit zuzusetzen, und er wird nicht in ewiger Unruhe wegen neuer unbekannter Mittel sein, die es nicht giebt, um sein Feld in anderer Weise fruchtbar zu erhalten. . . . Alte Knochen, Ruß, Asche, ausgelaugt und unausgelaugt, das Blut der Thiere und Abfälle aller Art sollten in Anstalten gesammelt und für die Versendung zubereitet werden. . . . Die Regierungen und Polizeibehörden in den Städten sollten Sorge dafür tragen, daß durch eine zweckmäßige Einrichtung der Latrinen und Kloaken einem Verlust an diesen Stoffen vorgebeugt werde." Liebig: „Chemische Briefe." Leipzig und Heidelberg 1865.

Besonders sind es die Städte und Industrieorte, die massenhaft Nahrungsmengen zugeführt erhalten, aber die kostbaren Auswurf- und Abfallstoffe nur zum allergeringsten Theil dem Boden wieder zuführen.* Die Folge ist, daß die von Städten und Industrieorten entfernter gelegenen Güter, die jährlich den größten Theil ihrer Produkte in dieselben führen, empfindlich an Dungstoffen Mangel leiden — denn die Dungstoffe des auf den Gütern vorhandenen Menschen- und Viehbestandes genügen oftmals nicht, weil dieser Bestand nur einen Theil der Bodenernte konsumirt — und so greift vielfach ein Raubbausystem Platz, das den Boden entkräftet und die Ernten vermindert. Alle Länder, die hauptsächlich Bodenprodukte ausführen, aber keine Dungstoffe zurückerhalten, gehen nothwendig an Bodenverarmung allmälig zu Grunde, so Ungarn, Rußland, die Donaufürstenthümer, Nordamerika ꝛc. Künstliche Dungstoffe, besonders Guano, ersetzen zwar den thierischen und menschlichen Dünger, aber viele Landbebauer können ihn in genügenden Mengen nicht anschaffen, weil er theuer ist, und auf alle Fälle ist es die verkehrte Welt, Dünger Tausende von Meilen herbeizutransportiren, während man ihn in der allernächsten Nähe in Mengen zu Grunde gehen läßt.

Seit einer Reihe von Jahren ist für gewisse Böden und Kulturen die Thomasschlacke als vorzügliches Dungmittel erkannt worden. Aber die Fabrikanten, welche die Thomasschlacke zu Mehl vermahlen

* „Jeder Kuli (in China), welcher des Morgens seine Produkte auf den Markt gebracht hat, bringt am Abend zwei Kübel voll von Dünger an einer Bambusstange heim. Die Schätzung des Düngers geht so weit, daß Jedermann weiß, was ein Tag, ein Monat, ein Jahr von einem Menschen abwirft, und der Chinese betrachtet es als mehr denn eine Unhöflichkeit, wenn der Gastfreund sein Haus verläßt und ihm einen Vortheil verträgt, auf den er durch seine Bewirthung einen gerechten Anspruch zu haben glaubt. . . . Eine jede Substanz, die von Pflanzen oder Thieren stammt, wird von dem Chinesen sorgfältig gesammelt und in Dünger verwandelt. . . . Es reicht hin zu erwähnen, um den Begriff von dem Werth thierischer Abfälle vollständig zu machen, daß die Barbiere die Abfälle der Bärte und Köpfe, welche bei Hunderten von Millionen Köpfen, die täglich rasirt werden, schon etwas ausmachen, sorgfältig zusammenhalten und Handel damit treiben; der Chinese ist mit der Wirkung des Gipses und Kalkes vertraut und es kommt häufig vor, daß sie den Bewurf der Küchen erneuern, blos um den alten als Dünger zu verwerthen." Liebig: „Chemische Briefe."

in den Handel bringen, haben einen Ring gebildet und halten, zum Schaden der Landwirthe, die Preise hoch, worüber letztere sich mit Recht beschweren. Jeder Fortschritt wird so in der bürgerlichen Welt durch die Gier nach Profit verkümmert. Eine andere, vorläufig unerschöpfliche Düngerquelle bieten die Kali- und Kainitlager in einem Theil der Provinz Sachsen und der angrenzenden Länder. Der preußische Staat ist Inhaber einer Anzahl Kaliwerke und auch er machte den Versuch, den Kaliabbau zu monopolisiren, um möglichst hohe Ueberschüsse für die Staatskasse herauswirthschaften zu können.

Eine Revolution in der Düngerlehre und eine vollkommene Ersparniß der Ausgaben für ausländische Düngerzufuhren, die sich jährlich für Guano, Chilisalpeter ꝛc. auf 80—100 Millionen Mark belaufen,* würde es bedeuten, erwiesen sich die Anschauungen von Julius Hensel in Bezug auf Dungstoffe als richtig. Hensel behauptet nachdrücklichst und bringt zahlreiche Beweise für die Richtigkeit seiner Anschauungen bei, daß eine unerschöpfliche Quelle des wirksamsten Düngers im Gestein unserer Urgebirge vorhanden sei. Granit, Porphyr, Basalt zerstampft und zermahlen auf den Acker oder in die Weinberge gestreut und mit genügend Wasser versehen, lieferten einen Dünger, der jeden anderen, selbst die thierischen und menschlichen Abfallstoffe, an Vorzüglichkeit überträfe.** Diese Gesteine enthielten alle Grundstoffe für den Aufbau der Pflanzen: Kali, Kalkerde, Magnesia, Phosphorsäure, Schwefelsäure, Kieselsäure und Salzsäure. Nach Hensel lieferten die Sudeten, das Riesen-, Erz- und Fichtelgebirge, der Harz und der Thüringerwald, der Spessart und Odenwald, die Rhön, das Vogelsgebirge, der Taunus, die Eifel und das Wesergebirge unerschöpfliche Düngerquellen. Man würde also buchstäblich „aus Steinen Brot machen". Der Staub und Schmutz unserer Chausseen und Straßen soll, nach Hensel, ebenfalls eine vorzügliche Düngerquelle sein. Wir sind zu viel Laie, um die Richtigkeit der Henselschen Theorien prüfen zu können, aber wenigstens ein Theil derselben scheint uns die größte Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Hensel klagt namentlich die Fabrikanten und Händler mit künstlichen Düngemitteln der Feindschaft und systematischen Be-

* Karl Schober: Vortrag über landwirthschaftliche, kommunale und volkswirthschaftliche Bedeutung der städtischen Abfallstoffe ꝛc. Berlin 1877.

** Das Leben, seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung. Philadelphia und Leipzig 1890. Zweite Auflage.

kämpfung und Herabsetzung seiner Entdeckungen an, weil diese Fabrikanten und Händler den größten Schaden von seinen Entdeckungen hätten.

Nach Heider scheidet ein gesunder, erwachsener Mensch durchschnittlich jährlich 48,8 Kilogramm feste und 438 Kilogramm flüssige Exkremente aus. Diese Stoffe repräsentiren nach dem heutigen Stande der Düngerpreise, wenn sie ohne Werthverluste durch Ausdünstungen 2c. verwendet werden können, einen Geldwerth von 11,8 Mark. Nehmen wir die Bevölkerungszahl Deutschlands zu rund 50 Millionen Köpfen an und rechnen wir den Geldwerth der Exkremente eines Menschen mit durchschnittlich 8 Mark, so ergiebt sich eine Werthsumme von 400 Millionen Mark, die bei den gegenwärtig vorhandenen mangelhaften Sammeleinrichtungen zu einem großen Theil dem Ackerbau verloren gehen. Die große Schwierigkeit, diese Stoffe voll auszunützen, liegt wesentlich mit an der Herstellung zweckmäßiger, umfassender Sammelvorrichtungen, und in den hohen Transportkosten. Diese Kosten kommen heute vergleichsweise höher, als die Herbeischaffung des Guanos von weit entlegenen überseeischen Düngerstätten, die aber in dem Maße an Bestand abnehmen, wie die erzwungene Nachfrage sich steigert. Jeder Mensch giebt an Dungstoff jährlich ungefähr so viel ab, als zur Düngung eines Feldes gebraucht wird, auf dem Nahrungsmittel, für einen Menschen genügend, gebaut werden. Der enorme Verlust ist klar. Ein großer Theil der Exkremente aus den Städten wird unseren Flüssen und Strömen zugeführt und verschmutzt dieselben. Ebenso werden die Abfälle der Küche, der Gewerbe und Industrien, die ebenfalls als Dünger verwendbar sind, oft leichtfertig vergeudet.

Die neue Gesellschaft wird Mittel und Wege finden, wodurch sie dieser Verschwendung begegnet. Was heute in dieser Richtung geleistet wird, ist Flickwerk und unzulänglich nach jeder Richtung. Als Beispiel für das, was gegenwärtig geleistet werden kann, dienen die kostspieligen Kanalisations- und Rieselfelder-Anlagen der deutschen Reichshauptstadt, über deren Werth die Sachverständigen getheilter Meinung sind. Die neue Gesellschaft wird diese Frage leichter lösen und zwar auch dadurch, daß die großen Städte allmälig aufhören zu existiren und die Bevölkerung sich dezentralisirt.

Niemand wird unsere heutige Großstädtebildung für ein gesundes Produkt ansehen. Das gegenwärtige Industrie- und Wirth-

schaftssystem zieht beständig große Massen der Bevölkerung nach den größeren Städten.* Dort ist der Hauptsitz der Industrie und des Handels, dort laufen die Verkehrswege zusammen, dort sitzen die Inhaber der großen Vermögen, die Zentralbehörden, die Militärkommandos, die höheren Gerichte. Dort giebt es die großen Bildungsanstalten, die Künstlerakademien, die großen Vergnügungs- und Unterhaltungsorte, Ausstellungen, Museen, Theater, Konzertsäle 2c. Tausende zieht der Beruf, Tausende das Vergnügen, noch mehr Tausende die Hoffnung auf leichteren Verdienst und angenehmen Lebensunterhalt hin.

Aber diese Großstadtbildung macht, bildlich gesprochen, den Eindruck eines Menschen, dessen Bauchumfang beständig zunimmt, wohingegen die Beine immer dünner werden und schließlich die Last nicht mehr tragen können. Ringsherum, in unmittelbarer Nähe dieser Städte, nehmen sämmtliche Dörfer ebenfalls einen städtischen Charakter an, in denen sich das Proletariat in Masse ansammelt. Die meist vermögenslosen Gemeinden müssen die Steuerkraft aufs Aeußerste anspannen und können dennoch den gestellten Anforderungen nicht genügen. Sind sie schließlich an die Großstadt und diese an sie herangerückt, so fliegen sie, wie ein der Sonne zu nahe gekommener Planet, in diese hinein. Aber damit werden die gegenseitigen Lebens-

* Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 hatte Deutschland 26 Großstädte mit je über 100000 Einwohnern. 1871 hatte es deren nur 8. Berlin zählte 1871 rund 826000 Einwohner, 1890 1578794, es war also nahezu um das Doppelte gewachsen. Eine Anzahl dieser Großstädte sah sich genöthigt, die vor ihren Thoren liegenden industriereichen Vororte, die an sich schon der Bevölkerungszahl nach Städte bildeten, in den Stadtverband aufzunehmen, wodurch ihre Bevölkerungszahl mit einem Schlage bedeutend stieg. So wuchs in dem Zeitraum von 1885 bis 1890 Leipzig von 170000 auf 353000, Köln von 161000 auf 282000, Magdeburg von 114000 auf 201000 Einwohner, München von 270000 auf 345000 u. s. w. Daneben nahmen auch die meisten derjenigen Städte in dem fünfjährigen Zeitraum von 1885 bis 1890 erheblich an Einwohnern zu, die keine Vororte inkorporirten. Breslau wuchs von 299000 auf 335000, Dresden von 246000 auf 276000, Frankfurt a. M. von 154000 auf 180000, Hannover von 140000 auf 163000, Düsseldorf von 115000 auf 146000, Nürnberg von 115000 auf 142000, Chemnitz von 111000 auf 139000 Einwohner u. s. w. Aehnliche Steigerungen weisen viele Mittelstädte zwischen 50000 und 100000 Einwohner auf.

bedingungen nicht verbessert. Diese werden vielmehr immer ungünstiger durch die Anhäufung der Massen in überfüllten Wohnräumen. Diese in der gegenwärtigen Entwicklung nothwendigen, gewissermaßen die Revolutionszentren bildenden Massenansammlungen, haben in der neuen Gesellschaft ihren Zweck erfüllt. Ihre allmälige Auflösung ist nothwendig, indem die Bevölkerung jetzt umgekehrt von den großen Städten auf das Land wandert, dort neue, den veränderten Verhältnissen entsprechende Gemeinden bildet, und ihre industrielle Thätigkeit mit der landwirthschaftlichen verbindet.

Sobald die Stadtbevölkerung durch Um- und Ausgestaltung der Verkehrsmittel, der Produktionseinrichtungen ꝛc., die Möglichkeit hat, Alles was sie an gewohnten Kulturbedürfnissen besitzt, auf das Land zu übertragen, dort ihre Museen, Theater, Konzertsäle, Lesezimmer, Bibliotheken, Gesellschaftslokale, Bildungsanstalten u. s. w. wiederzufinden, wird sie die Wanderung beginnen. Das Leben wird alle Annehmlichkeiten der bisherigen Großstadt ohne ihre Nachtheile erlangen. Die Bevölkerung wird weit gesünder und angenehmer wohnen. Die Landbevölkerung wird sich an der Industrie, die Industriebevölkerung an dem Acker- und Gartenbau betheiligen, eine Abwechslung in der Beschäftigung, die heute nur wenig Menschen genießen, und sehr häufig nur unter der Bedingung eines Uebermaßes von Arbeitszeit und Anstrengung.

Wie auf allen Gebieten, so arbeitet auch auf diesem die bürgerliche Welt dieser Entwicklung vor, indem von Jahr zu Jahr immer mehr industrielle Unternehmungen auf das Land siedeln. Die ungünstigen Lebensbedingungen der Großstadt, theure Miethen, höhere Löhne zwingen viele Unternehmer zu dieser Uebersiedlung. Andererseits werden die Großgrundbesitzer immer mehr Industrielle (Zuckerfabrikanten, Schnapsbrenner, Bierbrauer, Cement-, Thonwaaren-, Ziegel-, Holzbearbeitungs-, Papierfabrikanten u. s. w.). In der kommenden neuen Gesellschaft werden nunmehr auch die Dung- und Abfallstoffe mit Leichtigkeit dem Landbau wieder zugeführt, insbesondere durch die Konzentration der Produktion und der Zubereitungsanstalten für die Nahrung. Jede Kommune bildet eine Art Kulturzone, in der sie einen größeren Theil ihres Lebensbedarfs selbst baut. Namentlich wird die Gartenkultur, die angenehmste fast aller praktischen Beschäftigungen, jetzt ihre höchste Blüthe entfalten. Gemüse-, Obst- und Beerenzucht in jeder Gestalt, Blumen und Zier-

sträucher bieten ein unerschöpfliches Feld für die menschliche Thätigkeit, und die Arbeit hierfür ist überwiegend Detailarbeit, welche meist die Anwendung von Maschinen ausschließt.

Durch die Dezentralisirung der Bevölkerung wird also auch der gegenwärtig bestehende Gegensatz zwischen Land- und Stadtbevölkerung verschwinden.

Der Bauer, dieser moderne Helote, der bisher in seiner Vereinsamung auf dem Lande von aller höheren Kulturentwicklung abgeschnitten war, ist jetzt ein freier Mensch, indem er im vollsten Maße ein Kulturmensch wird.* Des Fürsten Bismarck einstmaliger Wunsch, die großen Städte vernichtet zu sehen, wird erfüllt, aber in einem ganz anderen Sinne, als er einst erwartete.**

Ueberblicken wir die bisherige Darlegung, so finden wir, daß mit der Aufhebung des Privateigenthums an den Arbeitsmitteln, und mit ihrer Verwandlung in gesellschaftliches Eigenthum allmälig die Menge der Uebel verschwindet, welche die heutige Gesellschaft auf Schritt und Tritt uns zeigt und die in ihr immer größer und unerträglicher werden. Die Herrschaft einer Klasse und ihrer Vertreter hört auf, die Gesellschaft wendet ihre Thätigkeit planmäßig

---

* Professor Adolf Wagner äußert in dem schon zitirten Werk: Lehrbuch der politischen Oekonomie von Rau: „Das private, kleine ländliche Grundeigenthum bildet eine durch keine andere Einrichtung zu ersetzende ökonomische Basis für einen hochwichtigen Theil der Bevölkerung, einen unabhängigen, selbständigen Bauernstand und dessen eigenthümliche sozialpolitische Stellung und Funktion.“ Wenn der Autor nicht seinen konservativen Freunden zu lieb à tout prix für den kleinen Bauer schwärmt, muß er unseren Kleinbauern für einen der ärmsten Menschen halten. Der kleine Bauer ist unter den gegebenen Verhältnissen für die höhere Kultur nahezu unzugänglich, er rackert sich von früh bis spät, bei schwerer Arbeit, ab, und lebt oft schlechter als ein Hund. Fleisch, Butter, Eier, Milch, die er produzirt, genießt nicht er, er produzirt sie für Andere, er kann sich unter den jetzigen Verhältnissen in keine höhere Lebenslage emporarbeiten und wird dadurch ein kulturhemmendes Element. Wer die Rückwärtserei liebt, weil er dabei seine Rechnung findet, mag an der Fortexistenz dieser sozialen Schicht Genugthuung empfinden, der menschliche Fortschritt bedingt, daß sie verschwindet.

** Fürst Bismarck donnerte im Erfurter „Unionsparlament“ von 1850 gegen die großen Städte „als die Herde der Revolution“, die man dem Erdboden gleich machen müsse. Er hatte vollkommen recht, die bürgerliche Gesellschaft produzirt im modernen Proletariat ihre eigenen „Todtengräber“.

an und leitet und kontrollirt sich selbst. Wie der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, durch Aufhebung des Lohnsystems, so ist dem Schwindel und Betrug, der Nahrungsmittelverfälschung, dem Börsentreiben u. s. w., durch Aufhebung des Unternehmerthums jeder Boden jetzt entzogen. Die Hallen der Mammonstempel stehen leer, denn Staatspapiere, Aktien, Schuld- und Pfandbriefe, Hypothekenscheine ꝛc. sind Makulatur geworden. Das Schillersche Wort: „Unser Schuldbuch sei vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt", hat reale Wirklichkeit erlangt, und das biblische Wort: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen", gilt nunmehr auch für die Helden der Börse und die Drohnen des Kapitalismus. Indeß die Arbeit, die sie als gleichberechtigte Glieder der Gesellschaft zu leisten haben, wird sie nicht erdrücken, und ihr körperliches Befinden wird sich wesentlich dabei heben. Die Sorge um den Besitz, die nach den pathetisch vorgetragenen Versicherungen unserer Unternehmer und Kapitalisten oft schwerer zu tragen sein soll, als das unsichere und dürftige Loos des Arbeiters, wird ihnen für immer abgenommen. Die Aufregungen der Spekulation, die unseren Börsenjobbern so viele Herzleiden und Schlaganfälle verursachen und sie mit Nervosität belasten, werden ihnen erspart. Die Sorglosigkeit für sich und ihre Nachkommen wird ihr Loos, und sie werden sich schließlich sehr wohl dabei befinden.

Mit der Aufhebung des Privateigenthums und der Klassengegensätze fällt auch allmälig der Staat; er verschwindet, ohne daß wir ihn vermissen.

„Indem die kapitalistische Produktionsweise mehr und mehr die große Mehrzahl der Bevölkerung in Proletarier verwandelt, schafft sie die Macht, die diese Umwälzung bei Strafe des Untergangs zu vollziehen hat. Indem sie mehr und mehr auf Verwandlung der vergesellschafteten Produktionsmittel in Staatseigenthum drängt, zeigt sie selbst den Weg an zur Vollziehung dieser Umwälzung. . . .

„Der Staat war der offizielle Repräsentant der ganzen Gesellschaft, ihre Zusammenfassung in einer sichtbaren Körperschaft, aber er war dies nur, insofern er der Staat derjenigen Klasse war, welche selbst für ihre Zeit die ganze Gesellschaft vertrat: im Alterthum der Sklaven haltenden Staatsbürger, im Mittelalter des Feudaladels, in unserer Zeit der Bourgeoisie. Indem er endlich thatsächlich Repräsentant der ganzen Gesellschaft wird, macht er sich selbst überflüssig. Sobald es keine Gesellschaftsklasse mehr

in der Unterdrückung zu halten giebt, sobald mit der Klassenherrschaft und dem in der bisherigen Anarchie der Produktion begründeten Kampf ums Einzeldasein auch die daraus entspringenden Kollisionen und Exzesse beseitigt sind, giebt es nichts mehr zu reprimiren, das eine besondere Repressionsgewalt, einen Staat, nöthig machte. Der erste Akt, worin der Staat wirklich als Repräsentant der ganzen Gesellschaft auftritt — die Besitzergreifung der Produktionsmittel im Namen der Gesellschaft, ist zugleich sein letzter selbständiger Akt als Staat. Das Eingreifen einer Staatsgewalt in gesellschaftliche Verhältnisse wird auf einem Gebiet nach dem anderen überflüssig und schläft dann von selbst ein. An die Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen. Der Staat wird nicht „abgeschafft", er stirbt ab."*

Mit dem Staat verschwinden auch seine Repräsentanten: Minister, Parlamente, stehendes Heer, Polizei und Gendarmen, Gerichte, Rechts- und Staatsanwälte, Gefängnißbeamte, die Steuer- und Zollverwaltung, mit einem Wort: der ganze politische Apparat. Kasernen und sonstige Militärbauten, Justiz- und Verwaltungspaläste, Gefängnisse 2c. harren jetzt einer besseren Bestimmung. Zehntausende von Gesetzen, Erlassen und Verordnungen sind Makulatur geworden, sie besitzen nur noch historischen Werth. Die großen und doch so kleinlichen parlamentarischen Kämpfe, bei denen die Männer der Zunge sich einbilden, durch ihre Reden die Welt zu beherrschen und zu lenken, sind verschwunden, sie haben Verwaltungskollegien und Verwaltungsdelegationen Platz gemacht, die sich mit der besten Einrichtung der Produktion, der Distribution, der Festsetzung der Höhe der nothwendigen Vorräthe, der Einführung und Verwendung zweckentsprechender Neuerungen in der Kunst, dem Bildungswesen, dem Verkehrswesen, dem Produktionsprozeß 2c. zu befassen haben. Das sind Alles praktische, sichtbare und greifbare Dinge, denen Jeder objektiv gegenübersteht, weil kein der Gesellschaft feindliches persönliches Interesse für ihn vorhanden ist. Kein Einzelner hat ein anderes Interesse als die Allgemeinheit, das darin besteht, Alles aufs Beste, Zweckmäßigste und Vortheilhafteste für Alle einzurichten und herzustellen.

* Friedrich Engels: „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft." Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage, S. 301 und 302. Stuttgart 1894.

Die Hunderttausende ehemaliger Repräsentanten des Staats treten in die verschiedensten Berufe über und helfen mit ihrer Intelligenz, ihren Kräften, den Reichthum und die Annehmlichkeiten der Gesellschaft vermehren. Man kennt künftig weder politische Verbrechen und Vergehen, noch gemeine. Die Diebe sind verschwunden, weil das Privateigenthum verschwunden ist und Jeder in der neuen Gesellschaft seine Bedürfnisse leicht und bequem, gleich allen Anderen, durch Arbeit befriedigen kann. „Stromer und Vagabonden" existiren ebenfalls nicht mehr, sie sind das Produkt einer auf Privateigenthum beruhenden Gesellschaft, und hören auf zu sein, sobald dieses fällt. Mord? Weshalb? Keiner kann am Anderen sich bereichern, selbst der Mord aus Haß oder Rache hängt direkt oder indirekt mit dem heutigen Sozialzustand der Gesellschaft zusammen. Meineid, Urkundenfälschung, Betrug, Erbschleicherei, betrügerischer Bankerott? Das Privateigenthum fehlt, an dem und gegen das diese Verbrechen begangen werden konnten. Brandstiftung? Wer soll daran Freude oder Befriedigung suchen, da die Gesellschaft ihm jede Möglichkeit zum Haß nimmt. Münzverbrechen? „Ach, das Geld ist nur Chimäre", der Liebe Müh' wäre umsonst. Religionsschmähung? Unsinn; man überläßt dem „allmächtigen und allgütigen Gott" zu bestrafen, wer ihn beleidigt, vorausgesetzt, daß man sich um die Existenz Gottes noch streitet.

So werden alle Fundamente der heutigen „Ordnung" zur Mythe. Die Eltern erzählen davon den Kindern wie aus alten märchenhaften Zeiten. Und die Erzählungen von den Hetzereien und Verfolgungen, womit man heute die Männer der neuen Ideen überschüttet, werden ihnen genau so klingen, als wenn wir gegenwärtig von Ketzer- und Hexenverbrennungen hören. Alle die Namen der „großen" Männer, die heute mit ihren Verfolgungen gegen die neuen Ideen sich hervorthun, und von ihren beschränkten Zeitgenossen mit Beifall überschüttet werden, sind vergessen und verweht und stoßen höchstens dem Geschichtsforscher auf, wenn er in alten Werken blättert. Die Bemerkungen, die er dabei machen dürfte, wollen wir heute verschweigen, da wir leider noch nicht in den glücklichen Zeiten sind, in welchen die Menschheit frei athmen darf.

Und wie mit dem Staat, geht's mit der Religion. Diese wird nicht „abgeschafft", man wird „Gott nicht absetzen", nicht „den Leuten die Religion aus dem Herzen reißen", und wie sonst die albernen

Redensarten lauten, womit man heute die atheistisch gesinnten Sozialdemokraten anklagt. Solche Verkehrtheiten überläßt die Sozialdemokratie den bürgerlichen Ideologen, die in der französischen Revolution solche Mittel versuchten und natürlich elend Schiffbruch litten. Ohne jeden gewaltsamen Angriff und ohne jede Unterdrückung von Meinungen, welcher Art immer sie sind, wird auch die Religion allmälig verschwinden.

Die Religion ist die transzendente Wiederspiegelung des jeweiligen Gesellschaftszustandes. In dem Maße, wie die menschliche Entwicklung fortschreitet, die Gesellschaft sich transformirt, transformirt sich die Religion, sie ist, wie Marx sagt, das Streben nach illusorischem Glück des Volks, das einem Zustand der Gesellschaft entspringt, welcher der Illusion bedarf,* aber verschwindet, sobald die Erkenntniß des wirklichen Glücks und die Möglichkeit seiner Verwirklichung die Massen durchdringt. Die herrschenden Klassen streben in ihrem eigenen Interesse, diese Erkenntniß zu verhindern, und so suchen sie die Religion als Mittel für ihre Herrschaft zu konserviren, was am deutlichsten in dem bekannten Satze sich ausdrückt: „Dem Volke muß die Religion erhalten werden." Dieses Geschäft wird in einer auf Klassenherrschaft beruhenden Gesellschaft eine wichtige amtliche Funktion. Es bildet sich eine Kaste, welche diese Funktion übernimmt und ihren ganzen Scharfsinn darauf richtet, das Gebäude zu erhalten und zu erweitern, weil damit ihre eigene Macht und ihr Ansehen wächst.

Anfangs Fetischismus auf unterster Kulturstufe, in primitiven gesellschaftlichen Verhältnissen, wird die Religion Polytheismus bei höherer Entwicklung, Monotheismus bei noch vorgeschrittenerer Kultur. Es sind nicht die Götter, welche die Menschen erschaffen, es sind die Menschen, die sich die Götter, Gott machen. „Sich selbst (dem Menschen) zum Bilde, zum Ebenbilde schuf er ihn" (den Gott), nicht umgekehrt. Bereits hat sich auch der Monotheismus in einen Alles umfassenden, Alles durchdringenden Pantheismus aufgelöst und verflüchtigt sich immer mehr. Die Naturwissenschaft machte die Lehre von der Schöpfung der Erde in sechs Tagen zur Mythe; die Astronomie, die Mathematik und Physik machen den Himmel zu einem Luftgebilde, die Sterne am Himmelszelt, auf denen die Engel

* Karl Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechts-Philosophie. Deutsch-Französische Jahrbücher, 1. u. 2. Lieferung. Paris 1894.

thronen, zu Fixsternen und Planeten, deren Natur jedes Engelleben ausschließt.

Die herrschende Klasse, die sich in ihrer Existenz bedroht sieht, klammert sich an die Religion als die Stütze aller Autorität, wie das jede herrschende Klasse bisher so gehalten hat.* Die Bourgeoisie glaubt selbst nichts, sie hat durch ihre ganze Entwicklung, durch die aus ihrem Schooße hervorgegangene moderne Wissenschaft den Glauben an die Religion und alle Autorität zerstört. Ihr Glaube ist nur Scheinglaube, und die Kirche nimmt die Hilfe der falschen Freundin an, weil sie selbst der Hilfe bedarf. „Die Religion ist für das Volk nöthig."

Für die neue Gesellschaft existiren keine Rücksichten. Der menschliche Fortschritt und die unverfälschte Wissenschaft sind ihr Panier. Hat Jemand noch religiöse Bedürfnisse, so mag er sie mit seines Gleichen befriedigen. Die Gesellschaft kümmert sich nicht darum. Um zu leben, muß der Priester arbeiten, und da er auch dabei lernt, so kommt auch für ihn die Zeit, wo er einsieht, daß das Höchste ist: ein Mensch zu sein.

---

* Wie hierüber schon die Alten dachten, zeigt folgende Aeußerung des Aristoteles: „Der Tyrann (der Name für Alleinherrscher im alten Griechenland) muß sich den Schein geben, als nähme er es mit der Religion ungemein ernst. Denn von solchen besorgen die Unterthanen weniger eine ungesetzliche Behandlung, wenn sie den Wandel des Herrschers für gottesfürchtig und fromm zu erkennen glauben, und andererseits unternehmen sie nicht leicht etwas gegen ihn, da er ja die Götter zum Beistand habe." Aristoteles: „Politik"; Aristoteles wurde 384 vor unserer Zeitrechnung zu Stagira in Macedonien geboren, daher häufig „der Stagirite" genannt.

„Der Fürst muß die guten menschlichen Eigenschaften haben oder noch besser, zu haben scheinen; er muß besonders ganz Frömmigkeit, ganz Religion scheinen. Wenn auch einige ihn durchschauen, so schweigen sie doch still; denn die Staatsmajestät schützt den Fürsten, der dann vermöge dieses Schutzes, wenn es sein Vortheil erheischt, die gegentheiligen Seiten herauskehren kann. Das Gros der Unterthanen wird ihn, weil er bei vielen Gelegenheiten, da es ihm nichts verschlug, Gottesfurcht zeigte, immer für einen ehrenwerthen Mann halten, auch da, wo er gegen Treu und Glauben und gegen die Religion handelte. Im Uebrigen soll der Fürst Kultus und Kirchenthum ganz besonders pflegen." Machiavelli in seiner berühmten Schrift: „Der Fürst", 18. Kapitel. Machiavelli wurde 1469 zu Florenz geboren.

Sittlichkeit und Moral bestehen auch ohne die Religion; Gegentheiliges behaupten Einfältige oder Heuchler. Sittlichkeit und Moral sind der Ausdruck für Begriffe, welche die Beziehungen der Menschen zu einander und ihre Handlungen gegenseitig regeln, die Religion umfaßt die Beziehungen der Menschen zu übersinnlichen Wesen. Aber wie die Religion, so entspringen auch die Begriffe über die Moral dem jeweiligen Sozialzustand der Menschen. Der Kannibale betrachtet Menschenfresserei als sehr moralisch; als moralisch sahen Griechen und Römer die Sklaverei an, der Feudalherr des Mittelalters die Leibeigenschaft und Hörigkeit; hochmoralisch erscheint dem modernen Kapitalisten das Lohnarbeitsverhältniß, die Schinderei der Frauen durch Nachtarbeit, die Demoralisation der Kinder durch Fabrikarbeit.* Vier Gesellschaftsstufen und vier Moralbegriffe, aber in keiner herrscht der höchste Moralbegriff. Der moralisch höchste Zustand ist unzweifelhaft derjenige, in dem die Menschen sich als Freie, Gleiche gegenüberstehen, in dem der Grundsatz: „Was du nicht willst, das man dir thu', füg' auch keinem andern zu", alle menschlichen Beziehungen unverletzbar durchzieht. Im Mittelalter galt der Stammbaum des Menschen, in der Gegenwart entscheidet sein Besitz, in der Zukunft gilt der Mensch als Mensch. Und die Zukunft ist der verwirklichte Sozialismus.

* * *

Der verstorbene Abgeordnete Dr. Lasker hielt in den siebenziger Jahren in Berlin einen Vortrag, in dem er zu dem Schlusse gelangte: ein gleiches Bildungsniveau für alle Glieder der Gesellschaft sei möglich. Nun war Dr. Lasker ein Antisozialist, ein starrer Anhänger des Privateigenthums und der kapitalistischen Produktionsweise, die Bildungsfrage ist aber heute im eminenten Sinne eine Geldfrage. Unter solchen Verhältnissen ist ein gleiches Bildungsniveau für Alle unmöglich. Einzelne Personen, die in verhältnißmäßig günstiger

* Ist der moderne Bourgeois um Gründe in Verlegenheit, um Ungehöriges zu rechtfertigen, so ist tausend gegen eins zu wetten, er beruft sich auf die „Sittlichkeit". Im Frühjahr 1894 hat sogar in einer evangelischen Synodalversammlung ein „liberaler" Rath des Berliner Kammergerichts es für „sittlich" erklärt, daß nur der zum Kirchenverband Wahlrecht habe, der Steuern bezahle. (!)

Lage sich befinden, können durch Ueberwindung vieler Schwierigkeiten und durch Anwendung großer Energie, die nicht vielen Naturen zu Theil wird, sich eine höhere Bildung aneignen. Die Masse nie, so lange sie in sozialer Unterdrückung und Abhängigkeit lebt.*

In der neuen Gesellschaft sind die Existenzbedingungen für Alle gleich, Bedürfnisse und Neigungen sind verschieden und werden, weil in der Natur des Menschen begründet, verschieden bleiben, aber Jeder kann nach Maßgabe der für Alle gleichen Daseinsbedingungen leben und sich entwickeln. Die uniforme Gleichheit, die man dem Sozialismus andichtet, ist, wie so vieles, eine Lüge und ein Unsinn. Wollte er sie, er wäre unvernünftig, er käme mit der Natur des menschlichen Wesens selbst in Widerspruch und müßte darauf verzichten, die Gesellschaft nach seinen Prinzipien sich entwickeln zu sehen.** Ja, gelänge es dem Sozialismus, die Gesellschaft zu über-

---

* „Ein gewisser Grad von Kultur und Wohlstand ist eine nothwendige äußere Bedingung der Entwicklung des philosophischen Geistes.... Daher finden wir, daß man nur bei den Nationen anfing zu philosophiren, welche sich zu einer beträchtlichen Stufe des Wohlstandes und der Kultur emporgeschwungen hatten." Tennemann. Note bei Buckle, a. a. O., I. Band, S. 10.

„Materielle und intellektuelle Interessen gehen Hand in Hand. Eins kann ohne das Andere nicht sein. Zwischen beiden findet eine Vereinigung statt wie zwischen Körper und Geist; sie trennen heißt den Tod bringen." v. Thünen: „Der isolirte Staat."

„Das beste Leben sowohl für das Individuum im Besonderen, als für den Staat im Allgemeinen ist dasjenige, in welchem die Tugend auch mit äußeren Gütern so weit ausgestattet ist, daß dadurch eine thätige Theilnahme an schönen und guten Handlungen möglich wird." Aristoteles: „Politik."

** Wenn Eugen Richter in seinen „Irrlehren" die alte abgedroschene Phrase immer wiederkäut, die Sozialisten wollten einen „Zwangsstaat" — daß von einem „Staat" schließlich nicht mehr die Rede ist, dürfte dem Leser unseres Buches klar geworden sein —, so muthet er der Gesellschaft zu, daß sie einen „Staat" oder auch eine Gesellschaftsordnung sich gebe, die wider ihre eigenen Interessen verstößt. Nun läßt sich aber ein neuer, von dem vorhergehenden fundamental verschiedener Staat oder eine neue Gesellschaftsordnung unmöglich willkürlich schaffen, das hieße alle Gesetze der Entwicklung, nach denen Staat und Gesellschaft bisher sich bildeten und entwickelten, verkennen und verleugnen. Eugen Richter und seine Glaubensgenossen mögen sich trösten, hat der Sozialismus die unsinnigen und widernatürlichen Bestrebungen, die sie ihm zuschreiben, so

rumpeln und in widernatürliche Verhältnisse zu pressen, nur kurze Zeit und die neuen Verhältnisse, die als Fesseln sich fühlbar machten, würden gesprengt und er wäre für immer gerichtet. Die Gesellschaft entwickelt sich aus sich selbst nach ihren immanenten Gesetzen und sie handelt darnach.*

Eine der Hauptaufgaben der neuen Gesellschaft muß sein, ihre Nachkommenschaft entsprechend zu erziehen. Jedes Kind, das geboren wird, ob Mädchen oder Knabe, ist ein der Gesellschaft willkommener Zuwachs; sie erblickt darin die Möglichkeit ihres Fortbestands, ihre eigene Fortentwicklung; sie empfindet also auch die Verpflichtung, für das neue Lebewesen nach Kräften einzutreten. Der erste Gegenstand ihrer Sorge ist demnach die Gebärende, die Mutter. Bequeme Wohnung, angenehme Umgebung, Einrichtungen aller Art, wie sie diesem Stadium der Mutterschaft entsprechen, aufmerksame Pflege für sie und das Kind sind erste Bedingung. Die Mutterbrust dem Kinde zu erhalten, so lange als es möglich und nothwendig erscheint, ist selbstverständlich. Moleschott, Sonderegger, alle Hygieniker

---

wird er zu Grunde gehen und zwar auch ohne die „Irrlehren" Richters. Aber es giebt keine Partei, die so klar und logisch auf dem Boden der Entwicklung steht, als die sozialdemokratische.

Ebenso hinfällig wie alle übrigen Einwendungen sind die Bemerkungen Eugen Richters: für einen Sozialzustand, wie ihn die Sozialisten wollten, müßten die Menschen „Engel" sein. Nun giebt's aber bekanntlich keine Engel, und wir brauchen auch keine. Einestheils werden die Menschen von den Zuständen, anderntheils die Zustände von den Menschen beeinflußt, und das Letztere wird immer mehr der Fall sein, je mehr die Menschen das Wesen der Gesellschaft, die sie selber bilden, kennen lernen und ihre Erfahrungen aus dem Wesen der Gesellschaft zweckbewußt durch entsprechende Umgestaltungen in ihrer Gesellschaftsorganisation anwenden, und das ist Sozialismus. Wir brauchen nicht andere Menschen, aber klügere und einsichtigere Menschen als die meisten heute sind, und um die Menschen klüger und einsichtiger zu machen, agitiren wir, Herr Richter, und veröffentlichen Schriften, wie die vorliegende eine ist.

* Es ist eigentlich zu verwundern, daß bei der maßlosen Bornirtheit unserer Gegner noch keiner behauptete, Jeder bekomme in der sozialistischen Gesellschaft eine gleich große Portion Nahrung, gleich große Wäsche- und Kleidungsstücke, um das Werk der uniformen Gleichheit zu „krönen". Diese Behauptung ist dumm genug, um von unseren Gegnern gemacht zu werden!

und Aerzte sind darin einig, daß nichts die Nahrung der Mutter voll ersetzt.

Diejenigen, die, wie Eugen Richter, sich darüber entrüsten, daß die junge Mutter an einen Niederkunftsort kommt, an dem sie von Allem umgeben ist, was heute nur der raffinirteste Reichthum ermöglicht, und dieser vermag nicht Alles zu leisten, was eigens eingerichtete Anstalten zu leisten vermögen, erinnern wir daran, daß gegenwärtig mindestens vier Fünftel der Menschen unter den allerprimitivsten Verhältnissen und Zuständen geboren werden, unter Verhältnissen, die ein Hohn für unsere Kultur und Zivilisation sind. Und von dem letzten Fünftel unserer Mütter ist wieder nur eine Minorität in der Lage, einigermaßen die Pflege und die Annehmlichkeiten zu genießen, die in diesem Zustande einer Frau zukommen sollen. Thatsächlich giebt es in Städten mit vortrefflichen Einrichtungen für die Gebärenden auch heute schon nicht wenig Frauen, z. B. in Berlin und allen Universitätsstädten, die, sobald sie ihre Stunde nahen fühlen, sich in jene Anstalten begeben und ihre Niederkunft erwarten. Die Kosten in diesen Anstalten sind aber leider so hohe, daß nur wenig Frauen davon Gebrauch machen können, andere schreckt allerdings auch das Vorurtheil zurück. Wir haben also auch hier wieder ein Beispiel, wie die bürgerliche Welt überall die Keime für die Zukunftsgestaltungen in ihrem Schooße trägt.

Die Mutterschaft der vornehmen Frauen bekommt übrigens einen eigenthümlichen Beigeschmack durch die Thatsache, daß sie die Mutterpflichten so rasch wie möglich an eine — proletarische Amme übertragen. Wie bekannt, ist z. B. die wendische Lausitz (der Spreewald) die Gegend, aus der die Frauen der Berliner Bourgeoisie, die ihre Neugeborenen nicht selbst stillen wollen oder nicht zu stillen vermögen, ihre Ammen beziehen. Die Ammenzüchterei, die darin besteht, daß die Landmädchen sich schwängern lassen, um nach der Geburt ihrer Kinder sich in einer wohlhabenden Berliner Familie als Amme vermiethen zu können, wird förmlich gewerbsmäßig betrieben. Mädchen, die drei und vier uneheliche Kinder gebären, um sich als Amme verdingen zu können, sind keine Seltenheit, und je nachdem sie bei diesem Geschäft verdienen, erscheinen sie den Burschen des Spreewalds als Frau begehrenswerth. Vom Standpunkt der bürgerlichen Moral ist dies eine ganz verwerfliche Hand-

lungsweise, aber vom Standpunkt des Familieninteresses der Bourgeoisie erscheint sie löblich und wünschenswerth.

Sobald das Kind größer geworden ist, harren seiner die Altersgenossen zu gemeinsamem Spiel und unter gemeinsamer Obhut. Alles was nach dem Stande der Einsicht und des Bedürfnisses für seine geistige und körperliche Entwicklung geleistet werden kann, ist vorhanden. Jeder, der Kinder beobachtet hat, weiß, daß dieselben am leichtesten in Gesellschaft ihres Gleichen erzogen werden, ihr Geselligkeits- und Nachahmungstrieb ist allgemein sehr lebhaft. Insbesondere nehmen die Kleineren gerne die Erwachseneren als Vorbild und Beispiel und folgen ihnen mehr als den Eltern. Diese Eigenschaften können in der Erziehung mit Vortheil ausgenutzt werden.* Den Spielsälen und Kindergärten folgt die spielende Einführung in die Anfänge des Wissens und der verschiedenen gewerblichen Thätigkeiten. Es folgt angemessene geistige und körperliche Arbeit, verbunden mit gymnastischen Uebungen und freier Bewegung auf dem Spiel- und Turnplatz, auf der Eisbahn, im Schwimmbad; Uebungsmärsche, Ringkämpfe und Exerzitien für beide Geschlechter folgen und ergänzen sich. Ein gesundes, abgehärtetes, körperlich und geistig normal entwickeltes Geschlecht soll herangebildet werden. Die Einführung in die verschiedenen praktischen Thätigkeiten, das Fabrikwesen, die Gartenkultur, den Ackerbau, die Technik des Produktionsprozesses folgt Schritt vor Schritt. Die geistige Ausbildung in den verschiedenen Wissensgebieten wird nicht vernachlässigt.

Im Erziehungssystem wird derselbe Reinigungs- und Verbesserungsprozeß wie im Produktionssystem vorgenommen; eine Menge veralteter, überflüssiger, die geistige und körperliche Entwicklung hemmender Methoden und Lehrgegenstände fällt. Kenntniß natürlicher Dinge dem natürlichen Verstande zugeführt, werden den Lerntrieb viel mehr anfeuern, als ein Erziehungssystem, bei dem ein Lehrgegenstand sich mit dem anderen in Widerspruch setzt und seine Wirkung aufhebt, z. B. wenn auf der einen Seite Religion gelehrt wird, auf der anderen Seite Naturwissenschaften und Naturgeschichte. Dem hohen Kulturstand der neuen Gesellschaft entsprechend, ist die

* Das hat Fourier glänzend ausgeführt, wenn er auch in der Ausführung seiner Ideen ins Utopische gerieth. „Charles Fourier, sein Leben und seine Theorien." Stuttgart 1888.

Ausstattung der Lehrräume, der Erziehungseinrichtungen und der Bildungsmittel beschaffen. Bildungs- und Lehrmittel, Kleidung, Unterhalt stellt die Gesellschaft, kein Zögling wird gegen den anderen benachtheiligt.* Das ist wieder ein Kapitel, über das unsere bürgerlichen „Ordnungsmänner" entrüstet sind.** Die Schule solle zur Kaserne gemacht, den Eltern solle jeder Einfluß auf ihre Kinder genommen sein, rufen die Gegner. Von alledem ist gar keine Rede. Da die Eltern in der künftigen Gesellschaft ein unendlich größeres Maß freier Zeit zur Verfügung haben, als dies bei der sehr großen Mehrzahl in der heutigen Gesellschaft der Fall ist — wir erinnern an die 10—15stündige Arbeitszeit vieler Arbeiter, der Post-, Bahn-, Gefängniß- und Polizeibeamten 2c., an die Inanspruchnahme der Gewerbetreibenden, der Kleinbauern, der Kaufleute, der Militärs, vieler Aerzte 2c. —, so können sie sich ihren Kindern in einem Maße widmen, wie es heute unmöglich ist. Außerdem haben die Eltern die Ordnung des Erziehungswesens in der Hand, denn sie bestimmen die Maßregeln und Einrichtungen, die getroffen und eingeführt werden sollen. Wir leben alsdann in einer durch und durch demokratischen Gesellschaft. Die Erziehungsausschüsse, die selbstverständlich bestehen, sind aus den Eltern — Männern und Frauen — und aus den Erziehern zusammengesetzt. Glaubt man, daß diese wider ihre Gefühle und Interessen handeln? Das kommt nur in der heutigen Gesellschaft vor, in welcher der Staat seine exklusiven Interessen in der Erziehung durchzuführen sucht.

Unsere Widersacher thun ferner, als wenn es zu den größten Annehmlichkeiten der Eltern gehöre, die Kinder den ganzen Tag um

---

* Condorcet forderte in seinem Erziehungsplan: „Die Erziehung muß eine unentgeltliche, gleiche, allgemeine, leibliche, geistige, industrielle und politische sein, und muß auf wirkliche thatsächliche Gleichheit abzwecken."

Ebenso Rousseau in seiner „Politischen Oekonomie": „Insonderheit muß die Erziehung eine öffentliche, gleiche und gemeinsame sein, Menschen und Bürger heranbilden."

Auch Aristoteles fordert: „Da der Staat nur einen Zweck hat, so muß es für alle seine Mitglieder auch nur eine und dieselbe Erziehung geben, und die Sorge für diese muß eine Staats- und nicht eine Privatangelegenheit sein."

** Auch Eugen Richter in seinen „Irrlehren".

sich zu haben und sie zu erziehen. In der Wirklichkeit ist es anders. Welche Schwierigkeit und Mühe die Erziehung und die Unterhaltung eines Kindes verursacht, wenn eine Familie nur ein Kind besitzt, wissen diejenigen Eltern am besten zu beurtheilen, die in dieser Lage sind. Mehrere Kinder erleichtern die Erziehung, aber sie verursachen auch wieder so viel Arbeit und Mühe, daß der Vater und namentlich die Mutter, welche die Hauptlast mit ihnen hat, froh ist, wenn die Schulzeit herangekommen ist, wodurch sie einen Theil des Tages die Kinder aus dem Hause bekommt. Auch können die allermeisten Eltern ihre Kinder sehr ungenügend erziehen. Der sehr großen Mehrzahl der Väter und Mütter fehlt zunächst die Zeit dazu, die ersteren haben ihren Geschäften, die letzteren den Haushaltungsarbeiten nachzugehen, außerdem werden sie durch gesellschaftliche Verpflichtungen in Anspruch genommen. Haben sie aber zur Erziehung selbst die Zeit, so fehlt ihnen in unzähligen Fällen die Fähigkeit dazu. Wie viel Eltern sind denn im Stande, den Bildungsgang ihrer Kinder in der Schule zu verfolgen und ihnen bei ihren häuslichen Schularbeiten an die Hand zu gehen? Sehr wenige. Die Mutter, die es in einer größeren Zahl von Fällen der Zeit nach am ehesten könnte, hat nicht die Fähigkeit, weil sie dazu nicht genügend vorgebildet ist. Auch wechseln Lehrmethoden und Lehrstoffe so häufig, daß die Eltern dem Lehrstoff und der Lehrmethode bei ihren Kindern fremd gegenüberstehen.

Weiter sind die häuslichen Einrichtungen der weitaus größten Zahl der Kinder so dürftige, daß sie weder die nöthige Bequemlichkeit, noch die Ordnung, noch die Ruhe finden, ihre Schularbeiten zu Hause zu verrichten oder angemessene Unterstützung zu finden. Oft fehlt dazu alles Nothwendige. Die Wohnung ist eng, überfüllt, große und kleine Geschwister bewegen sich auf dem engsten Raum, das Mobiliar ist dürftig und bietet dem Kinde, das arbeiten will, nicht die geringste Bequemlichkeit. Nicht selten fehlen Licht, Luft und Wärme, die Lehr- und Arbeitsmaterialien sind, wenn überhaupt vorhanden, von der schlechtesten Qualität, häufig wühlt auch der Hunger in den Eingeweiden der Kleinen und raubt ihnen Sinn und Lust für ihre Thätigkeit. Daß daneben Hunderttausende von Kindern zu allerlei häuslichen und gewerblichen Arbeiten herangezogen werden, die ihnen die Jugend vergällen und sie zur Erledigung ihrer Bildungsaufgaben unfähig machen, muß zur Ergänzung des Bildes ebenfalls angeführt werden. Auch haben die Kinder oft den Wider-

stand beschränkter Eltern zu überwinden, wenn sie sich die Zeit für ihre Schulaufgaben oder für das Spiel nehmen wollen. Kurz, der Hemmnisse sind so viele, daß, überblickt man alle, man sich nur wundern muß, daß die Jugend noch so gut erzogen ist. Ein Beweis für die Gesundheit der Menschennatur und den ihr innewohnenden Drang nach Fortschritt und Vervollkommnung.

Die bürgerliche Gesellschaft erkennt selbst einen Theil dieser Uebel an, indem sie die Jugenderziehung dadurch erleichtert, daß sie die Unentgeltlichkeit des Schulunterrichts einführt und hie und da auch die Lehrmittel unentgeltlich gewährt, zwei Dinge, die noch Mitte der achtziger Jahre der damalige sächsische Kultusminister den sozialistischen Landtagsabgeordneten gegenüber als „sozialdemokratische Forderungen" bezeichnete. In Frankreich, in dem, nach einer langen Dauer der Vernachlässigung, die Volkserziehung um so größere Fortschritte macht, ist man, wenigstens in Paris, noch weiter gegangen und gewährt die gemeinsame Speisung der Kinder auf Gemeindekosten. Die Armen erhalten das Essen unentgeltlich und die Kinder besser situirter Eltern haben einen geringen Betrag dafür an die Gemeindekasse zu bezahlen. Das ist also bereits eine kommunistische Einrichtung, die sich zur Zufriedenheit der Eltern und Kinder aufs Beste bewährt hat.

Für die Unzulänglichkeit des heutigen Schulwesens — es kann nicht einmal die mäßigen Aufgaben, die es sich gestellt, erfüllen — spricht weiter, daß Tausende und Abertausende von Kindern in Folge mangelhafter Nahrung unfähig sind, ihren Schulpflichten zu genügen. Im Winter 1893 auf 1894 wurde in Berlin konstatirt, daß in einem einzigen Bezirk 3600 schulpflichtige Kinder sich befanden, die ohne ein Frühstück genossen zu haben, in die Schule kamen. In diesem entsetzlichen Zustande befinden sich aber in Deutschland, unter den gegenwärtigen Verhältnissen und zu gewissen Jahreszeiten, Hunderttausende von Kindern. Die Ernährung von Millionen anderer ist die denkbar ungenügendste. Für alle diese Kinder wäre die öffentliche Verpflegung und auch die Bekleidung eine große Wohlthat, sie würde in einem Gemeinwesen, das durch ordentliche Verpflegung und Bekleidung sie erst lehrte, was es heißt, Mensch zu sein, schwerlich ein „Zuchthaus" erblicken. Die bürgerliche Gesellschaft kann dieses durch sie selbst erzeugte Elend nicht leugnen, und so vereinigen sich die mitleidigen Seelen zur Gründung von Frühstücks- und Suppen-

anstalten, um auf dem Wege der Wohlthätigkeit theilweise zu erfüllen, was ganz zu erfüllen Pflicht der Gesellschaft wäre. Unsere Zustände sind jammervoll, aber noch jammervoller ist die Geistesverfassung derer, die gegenüber solchen Thatsachen die Augen schließen.

In unseren Schulen wird mit Recht immer mehr eingeführt, daß die sogenannten häuslichen Schularbeiten möglichst beschränkt und unter Aufsicht eines Lehrers in der Schule selbst hergestellt werden, weil man die Unzulänglichkeit der in der elterlichen Wohnung vollendeten Schularbeiten erkannte. Der reichere Schüler ist dem ärmeren gegenüber nicht nur durch die äußerliche Lage bevorzugt, sondern auch dadurch, daß häufig Bonnen und Hauslehrer zur Verfügung stehen, die den Schüler unterstützen. Andererseits wird Faulheit und Liederlichkeit bei dem reichen Schüler dadurch begünstigt, daß der Reichthum, der Luxus und der Ueberfluß der Eltern ihm das Lernen als überflüssig erscheinen lassen, und oft ihm die moralisch verwerflichsten Beispiele vor Augen kommen, wodurch die Verführung ihm besonders nahe tritt. Wer täglich und stündlich hört und sieht, wie Rang, Stand, Geld und Reichthum Alles bedeuten, erlangt absonderliche Begriffe von dem Menschen und seinen Pflichten, von staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen.

Im Grunde hat die bürgerliche Gesellschaft gar keine Ursache, sich über die kommunistische Kindererziehung, welche die Sozialisten erstreben, zu entrüsten, da sie diese für bevorrechtete Kreise theilweise selbst eingeführt hat, nur in sehr verzerrter Weise. Wir erinnern an die Kadettenhäuser und Alumnate, des weiteren an die Seminarien, die Priesterschulen, die Militärwaisenhäuser ꝛc. In diesen werden viele Tausende von Kindern, theilweise aus den sogenannten besseren Ständen, in der einseitigsten und verkehrtesten Weise und in strengster klösterlicher Klausur erzogen und für bestimmte Berufe ausgebildet. Weiter geben viele Angehörige der besser situirten Klassen, die als Aerzte, Geistliche, Beamte, Fabrikherren, Gutsbesitzer, Großbauern ꝛc. auf dem Lande oder in kleinen Orten wohnen, wo höhere Bildungsanstalten fehlen, ihre Kinder nach den größeren Städten in Pension, und bekommen sie während des ganzen Jahres höchstens in den Ferien zu sehen.

Es ist also ein eigenthümlicher Widerspruch, wenn unsere Widersacher sich über eine kommunistische Kindererziehung und über

die Entfremdung der Kinder von den Eltern entrüsten, und sie selbst diese Art von Erziehung, nur in verhunzter, absolut falscher und unzulänglicher Weise, für ihre eigenen Kinder eingeführt haben. Ueber die Erziehung der Kinder in den wohlhabenden Klassen durch Ammen, Bonnen, Gouvernanten, Hauslehrer ließe sich ein eigenes Kapitel schreiben, das seltsame Streiflichter auf das häusliche und Familienleben unserer besitzenden Klassen werfen würde. Es würde sich zeigen, daß auch hier vielfach die Heuchelei herrscht und nichts weniger als ein Idealzustand, weder für die armen Lehrenden noch die Lernenden.

Entsprechend dem total veränderten Erziehungssystem, das die körperliche wie die geistige Entwicklung und Ausbildung der Jugend im Auge hat, muß die Zahl der Lehrkräfte wachsen. Für die Erziehung des Nachwuchses der neuen Gesellschaft muß mindestens in ähnlicher Weise gesorgt werden, wie das heute im Militärwesen für die Ausbildung der Soldaten geschieht, bei dem ein Unteroffizier auf acht bis zehn Gemeine kommt. Werden künftig acht bis zehn Schüler von einem Lehrer unterrichtet, so dürfte erreicht sein, was erreicht werden muß.

Ferner wird die Einführung in die mechanischen Thätigkeiten, in den aufs Vollkommenste eingerichteten Lehrwerkstätten, in die Garten- und Feldarbeiten, einen wesentlichen Theil der Jugenderziehung bilden. Man wird das Alles mit gehöriger Abwechslung und ohne Ueberanstrengung durchzuführen wissen, um möglichst vollkommen ausgebildete Menschen zu erziehen.

Die Erziehung muß ferner für beide Geschlechter gleich und gemeinsam sein. Die Trennung derselben rechtfertigt sich nur in den Fällen, wo die Verschiedenheit des Geschlechts sie zur absoluten Nothwendigkeit macht. In dieser Art Erziehung sind uns die Vereinigten Staaten bereits weit voraus. Dort ist die Erziehung der beiden Geschlechter von der Primärschule an bis zu den Universitäten eine gemeinsame. Nicht nur ist der Unterricht, auch die Lehrmittel sind unentgeltlich, einschließlich der Gegenstände für die Handarbeit und den Kochunterricht, für den Unterricht in der Chemie und Physik und die Gegenstände, die der Schüler am Experimentir- und Arbeitstisch braucht. Mit den meisten Schulen sind Turnhallen, Badeeinrichtungen, Schwimmbassins, Spielhallen verbunden. Das weibliche

Geschlecht in den höheren Schulen wird im Turnen, Schwimmen, Rudern, Marschiren ausgebildet.*

Das sozialistische Erziehungssystem, gehörig geregelt und geordnet und unter ausreichende Kontrolle gestellt, währt bis zu dem Alter, in dem die Gesellschaft ihre Jugend für mündig erklärt. Beide Geschlechter sind nunmehr in vollstem Maße befähigt, allen Rechten und Pflichten, welche die Gesellschaft von ihren erwachsenen Gliedern fordert, in jeder Richtung zu genügen. Die Gesellschaft hat jetzt die Sicherheit, nur tüchtige, nach allen Seiten entwickelte Glieder erzogen zu haben, Menschen, denen nichts Menschliches und Natürliches fremd ist, die ebenso vertraut mit ihrer eigenen Natur und ihrem eigenen Wesen sind, wie mit dem Wesen und dem Zustand der Gesellschaft, in die sie vollberechtigt eintreten.

Die täglich sich mehrenden Auswüchse bei unserer heutigen Jugend, welche die natürliche Folge des in Fäulniß und Zersetzung begriffenen Gesellschaftszustandes sind, werden verschwunden sein. Ungeberdigkeit, Disziplinlosigkeit, Immoralität und rohe Genußsucht, wie sie insbesondere bei der Jugend unserer höheren Bildungsanstalten, auf unseren Gymnasien, Polytechniken, Universitäten 2c. sich zeigen, Untugenden, die hervorgerufen und gestärkt werden durch die Zerfahrenheit und Unruhe des häuslichen Lebens, durch die vergiftenden Einflüsse des sozialen Lebens — durch Reichthum, demoralisirende Lektüre 2c. —, werden ebenfalls verschwinden. In gleicher Weise werden die übeln Einwirkungen des Fabriksystems, der Wohnungsmißverhältnisse, der Ungebundenheit und Selbständigkeit der Jugend in einem Alter, in dem der Mensch am meisten der Zügel und der Erziehung zur Selbstzucht und Selbstbeherrschung bedarf, ihr Ende erreichen. Alle diese Uebel wird die künftige Gesellschaft, ohne daß sie zu Zwangsmitteln zu greifen nöthig hat, vermeiden. Die Art der gesellschaftlichen Einrichtungen und die daraus hervorgehende, die Gesellschaft beherrschende geistige Atmosphäre machen sie unmöglich, denn wie in der Natur nur Krankheiten und Zerstörung von Organismen eintreten können, wo ein Zersetzungsprozeß stattfindet, den die Krankheitsträger hervorrufen, so auch in der Gesellschaft.

Niemand wird bestreiten wollen, daß unser heutiges Bildungs- und Erziehungswesen an großen und gefährlichen Uebelständen

* Amerikanisches Bildungswesen, von Professor Dr. Emil Hausknecht. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der zweiten Städtischen Realschule zu Berlin. Ostern 1894. Gärtners Verlag.

krankt, und zwar sind davon noch mehr die höheren Schulen und Bildungsanstalten betroffen als die niederen. Eine Dorfschule ist ein Muster moralischer Gesundheit gegen ein Gymnasium, eine weibliche Handarbeitsschule für ärmere Kinder ein Muster an Moralität gegenüber einer großen Zahl vornehmer Pensionate. Der Grund ist nicht weit zu suchen. In den oberen Klassen der Gesellschaft ist jedes Streben nach höheren menschheitlichen Zielen erstickt, sie haben keine Ideale mehr. In Folge des Mangels an Idealen und höherer zielbewußter Thätigkeit greift grenzenlose Genußsucht und Hang zur Ausschweifung mit all ihren physischen und moralischen Auswüchsen um sich. Wie kann die Jugend, die in dieser Atmosphäre aufwächst, anders sein? Roh materieller Lebensgenuß ohne Maß und ohne Grenze ist das einzige Ziel, das sie sieht und kennen lernt. Warum streben, wenn der Reichthum der Eltern das Streben überflüssig erscheinen läßt. Das Bildungsmaximum der großen Mehrzahl der Söhne unserer Bourgeoisie besteht in der Ablegung des Einjährig-Freiwilligen-Examens. Ist dieses erreicht, so glauben sie den Pelion und Ossa erstiegen zu haben, und sie fühlen sich mindestens als Halbgötter. Haben sie ein Reserve-Offizierspatent in der Tasche, so kennt oftmals ihr Stolz und Hochmuth kaum noch eine Grenze. Den Einfluß, den diese, in den meisten ihrer Glieder an Charakter und Wissen schwache, aber an Gesinnungstüchtigkeit und Streberthum starke Generation — denn eine Generation ist es geworden — ausübt, kennzeichnet die gegenwärtige Periode als das Reserveoffiziers-Zeitalter. Seine Eigenthümlichkeit ist, keinen Charakter und wenig Wissen, aber viel Gesinnung zu haben. Man ist servil nach Oben, hochmüthig und brutal nach Unten.

Die Töchter unserer Bourgeoisie werden zu Zierpuppen, Modenärrinnen und Salondamen erzogen, die von Genuß zu Genuß jagen und schließlich übersättigt an Langeweile und an allen möglichen eingebildeten und wirklichen Krankheiten leiden. Alt geworden, werden sie frömmelnde Betschwestern und Spiritisten, die über die Verderbtheit der Welt die Augen verdrehen und die Ascese predigen. Für die unteren Schichten macht man Versuche, das Bildungsniveau herabzusetzen. Der Proletarier möchte zu klug werden, das Knechtschaftsverhältniß satt bekommen und sich wider seine irdischen Götter empören. Je dümmer die Masse, je leichter läßt sie sich beherrschen und regieren.

So steht in Bezug auf die Bildungs- und Erziehungsfrage die heutige Gesellschaft ebenso rathlos da, wie in allen anderen sozialen Fragen. Was thut sie? Sie ruft nach dem Stock, predigt Religion, d. h. Ergebenheit und Zufriedenheit denen, die nur allzu ergeben und zufrieden sind, sie lehrt Enthaltsamkeit dort, wo man sich schon des Nothwendigsten enthalten muß, weil man es nicht besitzt. Die in ihrer Rohheit brutal sich auflehnen, bringt man in Besserungsanstalten ꝛc., die meistens unter pietistischem Einfluß stehen. Damit ist die pädagogische Weisheit unserer Gesellschaft so ziemlich zu Ende.

Sobald die neue Gesellschaft ihren Nachwuchs bis zum Mündigkeitsalter erzogen hat, bleibt jedem Einzelnen seine weitere Ausbildung selbst überlassen, sie darf sicher sein, daß Jeder die Gelegenheit ergreifen wird, die in ihm zur Entwicklung gebrachten Keime weiter auszubilden. Jedes treibt und übt, wozu Neigung und Anlagen es drängen. Diese ergreifen einen Zweig der immer glänzender sich ausgestaltenden Naturwissenschaften: Anthropologie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Physik, Chemie, prähistorische Wissenschaft ꝛc. ꝛc., Jene die Geschichtswissenschaft, die Sprachforschung, das Kunststudium ꝛc. Diese werden aus Passion Musiker, Jene Maler, Bildhauer, Schauspieler. Zünftige Künstler wird es künftig so wenig als zünftige Gelehrte und zünftige Handwerker geben. Tausende glänzender Talente, die bisher unterdrückt wurden, kommen zur Entfaltung und Geltung und zeigen sich in ihrem Wissen und Können, wo die Gelegenheit sich bietet. Wir haben also keine Musiker, Schauspieler, Künstler und Gelehrte von Profession mehr, aber wir haben um so mehr solche aus Begeisterung, durch Talent und Genie. Und was diese leisten, dürfte die gegenwärtigen Leistungen auf diesen Gebieten ebenso übertreffen, wie die industriellen, technischen und agrikolen Leistungen der künftigen Gesellschaft die heutigen übertreffen werden.

Es wird eine Aera für Künste und Wissenschaften entstehen, wie sie die Welt nie gesehen hat, nie erlebte, und dementsprechend werden die Schöpfungen sein, die sie erzeugt.

Welche Umgestaltung und Neugeburt die Kunst erfahren wird, wenn einmal menschenwürdige Zustände existiren, hat kein Geringerer als der verstorbene Richard Wagner geahnt und sich schon 1850 in seiner Schrift „Kunst und Revolution" darüber ausgesprochen. Diese Schrift ist besonders merkwürdig, weil sie unmittelbar nach einer eben erst niedergeschlagenen Revolution, an der

Wagner sich betheiligt hatte, erschien, weshalb er von Dresden hatte flüchten müssen. In dieser Schrift sagt Wagner voraus, was die Zukunft bringen wird; er wendet sich direkt an die Arbeiterklasse, die den Künstlern helfen müsse, die wahre Kunst zu begründen. Unter Anderem sagt er in dieser Schrift: „Ist unseren zukünftigen freien Menschen der Gewinn des Lebensunterhalts nicht mehr der Zweck des Lebens, sondern ist durch einen thätig gewordenen neuen Glauben, oder besser Wissen, der Gewinn des Lebensunterhalts gegen eine ihm entsprechende natürliche Thätigkeit uns außer allen Zweifel gesetzt, kurz ist die Industrie nicht mehr unsere Herrin, sondern unsere Dienerin, so werden wir den Zweck des Lebens in die Freude am Leben setzen und zu dem wirklichen Genuß dieser Freude unsere Kinder durch Erziehung fähig und tüchtig zu machen streben. Die Erziehung, von der Uebung der Kraft, von der Pflege der körperlichen Schönheit ausgehend, wird schon aus ungestörter Liebe zum Kinde und aus Freude am Gedeihen seiner Schönheit eine rein künstlerische werden und jeder Mensch wird in irgend einem Bezuge in Wahrheit Künstler sein. Die Verschiedenheit der natürlichen Neigungen wird die mannigfachsten Richtungen zu einem ungeahnten Reichthum ausbilden!" Das ist vollkommen sozialistisch gedacht und deckt sich vollkommen mit unseren Ausführungen.

* * *

Das gesellschaftliche Leben wird in der Zukunft mehr und mehr ein öffentliches werden. Wohin es drängt, sehen wir am Deutlichsten an der gänzlich veränderten Stellung der Frau gegen frühere Zeiten. Das häusliche Leben wird sich auf das Nothwendige beschränken, dagegen wird dem Geselligkeitsbedürfniß das weiteste Feld eröffnet werden. Große Versammlungslokalitäten für Vorträge und Disputationen und zur Besprechung aller gesellschaftlichen Angelegenheiten, über die künftig die Gesammtheit souverän entscheidet, Spiel-, Speise- und Lesesäle, Bibliotheken, Konzert- und Theaterlokale, Museen, Spiel- und Turnplätze, Parks und Promenaden, öffentliche Bäder, Bildungs- und Erziehungsanstalten aller Art, Laboratorien ꝛc., Alles aufs Bestmöglichste ausgestattet und

hergerichtet, werden jeder Art von Unterhaltung, Kunst und Wissenschaft die reichlichste Gelegenheit bieten, das Höchste zu leisten. Ebenso werden die Anstalten zur Pflege Kranker, Siecher, Altersschwacher den höchsten Anforderungen entsprechen.

Wie klein wird dagegen unser so viel gerühmtes Zeitalter erscheinen. Dieses Schweifwedeln um Gunst und Sonnenschein von Oben, diese kriechende, hündische Gesinnung, dieser gegenseitige eifersüchtige Kampf mit den gehässigsten, niedrigsten Mitteln um den bevorzugten Platz. Dabei Unterdrückung der wahren Ueberzeugung, Verschleierung guter Eigenschaften, die mißfallen könnten, Kastrirung des Charakters, Erheuchelung von Gesinnungen und Gefühlen, und alle diese Eigenschaften, die man kurz als Feigheit und Charakterlosigkeit bezeichnen kann, treten täglich widerlicher hervor. Was den Menschen erhebt und adelt, Selbstgefühl, Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit der Gesinnung und Ueberzeugung, freies Herausgehen aus sich selbst, wird unter den heutigen Verhältnissen meist zu Fehlern und Gebrechen. Oft ruiniren diese Eigenschaften ihren Träger, wenn er sie nicht unterdrückt. Viele fühlen nicht einmal ihre Erniedrigung, weil sie daran gewöhnt sind. Der Hund findet es selbstverständlich, daß er einen Herrn hat, der ihm bei schlechter Laune die Peitsche zu kosten giebt.

Mit allen den erwähnten Veränderungen im sozialen Leben wird auch die gesammte literarische Produktion ein gründlich verändertes Angesicht zeigen. Die theologische Literatur, die in der Gegenwart in dem jährlichen Verzeichniß der literarischen Erscheinungen die größte Nummernzahl aufweist, scheidet mit der juristischen aus, weil für die eine kein Interesse, für die andere keine Nothwendigkeit mehr besteht; alle Erzeugnisse, die sich auf den Tageskampf über staatliche Institutionen beziehen, gleichfalls, weil diese Institutionen verschwunden sind. Die bezüglichen Studien werden nur noch kulturgeschichtliche sein. Die Menge seichter literarischer Produkte, als Zeichen verdorbenen Geschmacks, oft nur ermöglicht durch Opfer, welche die Eitelkeit des Autors bringt, fällt weg. Man kann sogar vom Standpunkt unserer heutigen Verhältnisse ohne Uebertreibung sagen, daß vier Fünftel aller literarischen Erzeugnisse vom Markt verschwinden dürften, ohne daß ein einziges Kulturinteresse darunter litte. So groß ist die Masse oberflächlicher oder schädlicher Produkte und offenbaren Schundes auf dem Gebiete literarischer Produktion.

Die Belletristik und das Zeitungswesen werden in dem gleichen Maße getroffen. Etwas Traurigeres, Geistloseres, Oberflächlicheres als der größte Theil unserer Zeitungsliteratur existirt nicht. Sollte man nach dem Inhalt dieses Theiles unserer Zeitungen den Stand unserer Kulturerrungenschaften und unserer wissenschaftlichen Gesichtspunkte messen, sie kämen sehr tief zu stehen. Die Thätigkeit von Personen, der Zustand der Dinge wird von Standpunkten aus beurtheilt, der vergangenen Jahrhunderten entspricht, und durch unsere Wissenschaft längst als lächerlich und unhaltbar nachgewiesen ist. Ein erheblicher Theil unserer Journalisten sind Leute, die, wie einst Bismarck nicht unrichtig sagte, „ihren Beruf verfehlten", deren Bildungsstandpunkt und deren Lohnansprüche aber dem Bourgeois-Interesse für das Geschäft entsprechen. Daneben haben diese Zeitungen, wie die Mehrzahl der belletristischen Blätter, in ihrem Annoncentheil die Aufgabe, die schmutzigste Reklame zu begünstigen; ihr Börsentheil entspricht dem gleichen Interesse auf einem anderen Gebiete. Das materielle Interesse ihrer Unternehmer bestimmt ihren Inhalt.

Die belletristische Literatur ist durchschnittlich genommen nicht viel besser als die Zeitungsliteratur: hier wird namentlich das geschlechtliche Gebiet in seinen Auswüchsen kultivirt, bald wird dem seichtesten Aufklärichт, bald den abgeschmacktesten Vorurtheilen und dem Aberglauben gehuldigt. Der Zweck im Ganzen ist, die bürgerliche Welt, ungeachtet aller Mängel, die man im Kleinen zugiebt, als die beste der Welten erscheinen zu lassen.

Auf diesem weiten und wichtigen Gebiete wird die Gesellschaft der Zukunft sehr gründlich aufräumen. Die Wissenschaft, die Wahrheit, die Schönheit, der Meinungskampf um das Beste werden allein es beherrschen. Jedem, der Tüchtiges leistet, wird die Gelegenheit geboten, sich zu betheiligen. Er hängt nicht mehr von der Gunst des Buchhändlers, dem Geldinteresse, dem Vorurtheil ab, sondern von der Beurtheilung unparteiischer Sachverständiger, die er selbst mit bestimmt und gegen deren ihm nicht zusagende Entscheidung er jederzeit an die Gesammtheit appelliren kann, was ihm heute weder bei einer Zeitungsredaktion, noch bei einem Buchhändler, der nur seine Privatinteressen zu Rathe zieht, möglich ist. Die naive Anschauung, als werde der Meinungskampf in einem sozialistischen Gemeinwesen unterdrückt, können nur diejenigen verfechten, welche die bürgerliche Welt als die vollkommenste Gesell-

schaft ansehen und aus Feindschaft gegen den Sozialismus ihn zu verleumden und zu verkleinern suchen. Eine auf vollständiger demokratischer Gleichheit beruhende Gesellschaft kennt und duldet keine Unterdrückung. Nur die vollste Meinungsfreiheit ermöglicht den ununterbrochenen Fortschritt, der das Lebensprinzip der Gesellschaft ist. Ueberdies ist es eine Täuschung, die bürgerliche Gesellschaft als die Verfechterin wirklicher Meinungsfreiheit darzustellen. Parteien, die Klasseninteressen vertreten, werden nur das in der Presse veröffentlichen, was ihrem Klasseninteresse nicht schadet, und wehe dem, der dennoch dagegen löckt. Sein sozialer Ruin ist besiegelt, wie Jeder weiß, der die Verhältnisse kennt. Und wie Buchhändler mit ihnen nicht konvenirenden literarischen Arbeiten umspringen, davon weiß so ziemlich jeder Schriftsteller ein Liedlein zu singen. Endlich zeigt auch unsere Preß- und Strafgesetzgebung, welcher Geist die regierenden und leitenden Klassen beherrscht. Wirkliche Meinungsfreiheit betrachten sie als das gefährlichste aller Uebel.

* * *

Der Einzelne soll sich vollkommen ausbilden, das soll der Zweck menschlicher Vergesellschaftung sein, er darf also nicht an die Scholle gebunden bleiben, auf die ihn der Zufall der Geburt setzte. Menschen und Welt soll man nicht nur aus Büchern und Zeitungen kennen lernen, dazu gehört auch persönliche Anschauung, praktisches Studium. Die künftige Gesellschaft muß also Allen ermöglichen, was schon Vielen in der heutigen möglich ist, wenn auch heute in den meisten Fällen der Zwang der Noth den Antrieb verursacht. Das Bedürfniß nach Veränderung in allen Lebensbeziehungen ist der menschlichen Natur tief eingeprägt. Dieses Bedürfniß entspringt dem Trieb zur Vervollkommnung, der jedem organischen Wesen immanent ist. Die Pflanze, die im dunkeln Raume steht, streckt und reckt sich, als habe sie Bewußtsein, nach dem Licht, das durch irgend eine Lucke fällt. Genau so der Mensch. Und ein Trieb, der dem Menschen eingeboren, also ein Naturtrieb ist, muß in vernünftiger Weise befriedigt werden. Der Befriedigung des Triebes nach Veränderung steht der Zustand der neuen Gesellschaft nicht entgegen, sie macht vielmehr die Befriedigung dieses Triebes erst Allen möglich. Ihre aufs Höchste entwickelten Ver-

kehrsbeziehungen erleichtern dieses, die internationalen Beziehungen fordern es heraus. Es werden künftig unendlich mehr Menschen die Welt durchreisen, für die verschiedensten Zwecke, als dies bisher der Fall war.

Die Gesellschaft bedarf ferner reichlicher Vorräthe an Lebensbedürfnissen aller Art, um allen Ansprüchen zu genügen. Die Gesellschaft regulirt dementsprechend ihre Arbeitszeit nach Bedürfniß; sie macht sie bald länger, bald kürzer, wie ihre Ansprüche und die Natur der Jahreszeit dies wünschenswerth erscheinen lassen. Sie kann in der einen Jahreszeit sich hauptsächlich auf landwirthschaftliche, in der anderen sich hauptsächlich auf industrielle und kunstgewerbliche Produktion werfen; sie dirigirt die Arbeitskräfte wie es das Bedürfniß erfordert: sie kann durch Kombinirung zahlreicher Arbeitskräfte, mit den vollkommensten technischen Einrichtungen Unternehmungen rasch, ja spielend ausführen, die heute unmöglich scheinen.

Wie die Gesellschaft für ihre Jugend die Sorge übernimmt, so auch für ihre Alten, Kranken und Invaliden. Wer durch irgend einen Umstand arbeitsunfähig geworden ist, für diesen tritt die Gesammtheit ein. Es handelt sich hierbei nicht um einen Akt der Wohlthätigkeit, sondern der Pflicht, nicht um Gnadenbrocken, sondern um eine von jeder möglichen Rücksicht getragene Verpflegung und Hilfe, die demjenigen zu Theil werden muß, der seine Pflichten gegen die Gesammtheit in den Jahren der Kraft und der Leistungsfähigkeit erfüllte. Der Lebensabend wird dem Alter mit Allem verschönt, was die Gesellschaft ihm bieten kann. Trägt sich doch Jeder mit der Hoffnung, einst das selbst zu genießen, was er dem Alter gewährt. Jetzt stört nicht der Gedanke die Alten, daß Andere ihren Tod erwarten, um zu „erben", und auch die Befürchtung ist verschwunden, daß sie, wenn alt und hilflos geworden, wie eine ausgepreßte Zitrone bei Seite geworfen werden. Sie sind weder auf die Mildthätigkeit und Unterstützung ihrer Kinder, noch auf die Bettelpfennige der Gemeinde angewiesen. In welcher Lage die meisten Eltern sich befinden, die auf die Unterstützung ihrer Kinder im Alter angewiesen sind, ist eine zu bekannte Thatsache. Und wie demoralisirend wirkt in der Regel auf die Kinder, und in noch höherem Grade auf die Verwandten, die Hoffnung, erben zu können. Welche niedrigen Leidenschaften werden geweckt und wie viel Verbrechen sind gerade hierdurch hervorgerufen worden. Mord, Unter-

schlagung, Erbschleicherei, Meineid, Erpressung u. s. w. Die bürgerliche Gesellschaft hat keine Ursache, auf ihr Erbrecht stolz zu sein, es verschuldet einen Theil der jährlich vorkommenden Verbrechen und Vergehen, und doch hat die große Mehrzahl weder etwas zu vererben, noch zu erben.*

Der moralische und physische Zustand der Gesellschaft, die Arbeits-, Wohn-, Nahrungs-, Kleidungsweise, ihr geselliges Leben, Alles wird dazu beitragen, Unglücksfälle, Erkrankungen und Siechthum möglichst zu verhüten. Der natürliche Tod, das Absterben der Lebenskräfte, wird mehr und mehr Regel werden. Die Ueberzeugung, daß der „Himmel" auf Erden ist und gestorben sein zu Ende sein heißt, wird die Menschen veranlassen, vernünftig zu leben. Am meisten genießt, wer lang genießt. Langes Leben weiß gerade die Geistlichkeit, welche die Menschen auf das „Jenseits" vorbereitet, am besten zu schätzen. Die Sorglosigkeit ihrer Existenz ermöglicht ihr, das höchste durchschnittliche Lebensalter zu erreichen.

Zum Leben gehört in erster Linie Essen und Trinken. Freunde der sogenannten „naturgemäßen Lebensweise" fragen öfter, warum die Sozialdemokratie sich dem Vegetarianismus gegenüber gleichgiltig verhalte. Dies ist Veranlassung, diesen Punkt mit einigen Zeilen zu behandeln. Der Vegetarianismus, d. h. die Lehre, ausschließlich von Pflanzenkost sich zu nähren, fand zunächst in solchen Kreisen Boden, die in der angenehmen Lage sind, zwischen vegetabilischer und animalischer Kost wählen zu können. Für die sehr große Mehrheit der Menschen existirt aber diese Wahl nicht, sie ist gezwungen, nach ihren Mitteln zu leben, deren Dürftigkeit sie

---

* Der Mensch, welcher sein Leben lang rechtlich und in angestrengter Thätigkeit bis zum Greisenalter verbracht hatte, soll in seinem Alter weder von der Gnade seiner Kinder, noch der bürgerlichen Gesellschaft leben. Ein unabhängiges, sorgenfreies und müheloses Alter ist der naturgemäßeste Lohn für die unausgesetzten Anstrengungen in den Tagen der Kraft und Gesundheit. v. Thünen: „Der isolirte Staat." Aber wie sieht's heute aus in der bürgerlichen Gesellschaft? Millionen sehen mit Grauen der Zeit entgegen, wo sie, alt geworden, aufs Pflaster geworfen werden. Und unser Industriesystem macht die Menschen frühzeitig alt. Die vielberühmte Alters- und Invalidenversorgung im Deutschen Reich gewährt nur einen sehr dürftigen Ersatz, das geben selbst ihre eifrigsten Vertheidiger zu. Ihre Hilfeleistungen sind noch unzulänglicher, als die Pensionen, die der großen Mehrzahl der pensionirten Beamten die Gemeinwesen gewähren.

in sehr vielen Fällen fast ausschließlich auf vegetabilische Kost hinweist, und zwar auf die wenigst nahrhafteste. Für unsere Arbeiterbevölkerung in Schlesien, Sachsen, Thüringen u. s. w. ist die Kartoffel die Hauptnahrung, sogar Brot kommt erst in zweiter Linie; Fleisch, und nur solches schlechtester Qualität, erscheint fast nicht auf dem Tisch. Auch hat der größte Theil der Landbevölkerung, obgleich sie das Vieh züchtet, selten Fleischnahrung, sie muß das Vieh verkaufen, um mit dem gewonnenen Gelde andere Bedürfnisse befriedigen zu können.

Für diese zahlreichen, gezwungen als Vegetarianer lebenden Menschen wäre zeitweilig ein solides Beefsteak, eine gute Hammelkeule entschieden eine Verbesserung ihrer Nahrung. Wendet der Vegetarianismus sich gegen die Ueberschätzung des Nährgehaltes der Fleischnahrung, so hat er Recht; er hat Unrecht, wenn er dessen Genuß als verderblich und verhängnißvoll, aus meist sehr sentimentalen Gründen bekämpft. Z. B. deshalb, weil das natürliche Gefühl verbiete, Thiere zu tödten und von einer „Leiche" zu essen. Nun, der Wunsch, angenehm und ungestört zu leben, zwingt uns, einer großen Zahl von Lebewesen in Gestalt von Ungeziefer aller Art den Krieg zu erklären und sie zu vernichten, und um nicht selbst verzehrt zu werden, müssen wir die Tödtung und Ausrottung wilder Bestien vornehmen. Das ungehinderte Lebenlassen der „guten Freunde des Menschen", der Hausthiere, würde in einigen Jahrzehnten diese „guten Freunde" in so gewaltiger Zahl vermehren, daß sie uns „auffräßen", indem sie uns der Nahrung beraubten. Auch ist die Behauptung, daß vegetabilische Kost milde Gesinnung gebe, falsch. Im sanftmüthigen, pflanzenessenden Inder erwachte ebenfalls die „Bestie", als die Härte des Engländers ihn zur Empörung trieb.

Sonderegger trifft nach unserer Meinung den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „Es giebt keine Rangordnung der Nothwendigkeit der Nahrungsmittel, aber ein unwandelbares Gesetz für die Mischung ihrer Nahrungsstoffe." Richtig ist, daß Niemand von Fleischnahrung allein sich zu ernähren vermag, wohl aber von Pflanzenkost, vorausgesetzt, daß er sie entsprechend auswählen kann. Andererseits wird Niemand sich mit einer bestimmten Pflanzenkost, und sei sie die nahrhafteste, begnügen wollen. So sind Bohnen, Erbsen, Linsen, mit einem Wort die Leguminosen, die nährendsten aller Nahrungsstoffe. Deshalb aber ausschließlich von ihnen sich nähren zu müssen

— was möglich sein soll — wäre eine Tortur. So führt Karl Marx im ersten Band des „Kapital" an, daß die chilenischen Bergwerksbesitzer ihre Arbeiter zwingen, Jahr aus Jahr ein Bohnen zu essen, weil diese ihnen ein großes Maß von Kraft geben und sie in den Stand setzen, Lasten zu tragen, wie bei keiner anderen Nahrung. Die Arbeiter weisen die Bohnen trotz ihrer Nahrhaftigkeit zurück, sie erhalten aber nichts anderes und sind gezwungen, sich mit ihnen zu begnügen. Auf keinen Fall hängt von einer bestimmten Kostart das Glück und Wohlsein der Menschen ab, wie die Fanatiker unter den Vegetarianern behaupten. Klima, Gewohnheit, persönlicher Geschmack sind maßgebend.

In dem Maße, wie die Kultur sich hebt, tritt allerdings an Stelle fast ausschließlicher Fleischkost, wie sie bei Jagd- und Hirtenvölkern vorhanden ist, mehr die Pflanzenkost. Die Vielseitigkeit der Pflanzenkultur ist ein Zeichen höherer Kultur. Auch können auf einer gegebenen Ackerfläche viel mehr vegetabilische Nährstoffe gebaut werden, als auf derselben Fläche durch Viehzucht Fleisch erzeugt werden kann. Diese Entwicklung verschafft der vegetabilischen Nahrung ein immer größeres Uebergewicht. Die Fleischtransporte, die uns in der Gegenwart durch bürgerliche Raubwirthschaft aus fernen Ländern, insbesondere aus Südamerika und Australien zugehen, haben in wenigen Jahrzehnten so ziemlich ihr Ende erreicht. Andererseits wird Vieh nicht blos des Fleisches wegen gezüchtet, sondern auch der Wolle, Haare, Borsten, Häute, Milch, Eier 2c. wegen, und eine Menge von Industrien und viele menschliche Bedürfnisse hängen davon ab. Ferner werden eine Menge Abfälle in der Industrie und Hauswirthschaft kaum nützlicher als durch Viehzucht verwendet. Weiter wird in Zukunft das Meer in viel höherem Maße als bisher seinen Reichthum an animalischen Nahrungsstoffen der Menschheit öffnen müssen. Später wird es schwerlich noch vorkommen, daß wie heute bei reichlichem Fischfang ganze Ladungen als Dünger verwendet werden, weil die Transport- oder die Konservirungseinrichtungen ihre Aufbewahrung nicht ermöglichen, oder die hohen Transportkosten ihren Absatz verhindern. Rein vegetarische Lebensweise ist also für die künftige Gesellschaft keineswegs wahrscheinlich, noch nothwendig.

Nun handelt sich's aber bei der Nahrung weit mehr um die Qualität als die Quantität, viel hilft nicht viel, wenn das Viele nicht gut ist. Die Qualität wird aber durch die Art und Weise

der Zubereitung bedeutend verbessert. Nahrungszubereitung muß ebenso wissenschaftlich betrieben werden, wie andere menschliche Thätigkeiten, soll sie möglichst vortheilhaft sein. Dazu gehört Wissen und Einrichtung. Daß unsere Frauen, welchen heute die Nahrungsbereitung hauptsächlich zufällt, dieses Wissen meist nicht besitzen und nicht besitzen können, bedarf hier keines Beweises mehr. Es fehlen ihnen sogar zur Bereitung die Einrichtungen. Koch- und Bratapparate und viele technische Einrichtungen für alle möglichen Zurichtungen von Speisen sind gegenwärtig schon, worüber uns jede gut eingerichtete Hotelküche, die Dampfküche einer Kaserne oder eines Hospitals, und namentlich die Kochkunstausstellungen belehren, in hoher Vollendung, nach wissenschaftlichen Prinzipien, hergestellt. Das ist künftig Regel. Die Aufgabe muß sein, mit der geringsten Aufwendung von Kraft, Zeit und Material das günstigste Resultat zu erzielen. Die kleine Privatküche ist genau wie die Werkstatt des Kleinmeisters ein überwundener Standpunkt, eine Einrichtung, bei der Zeit, Kraft und Material in unsinnigster Weise vergeudet und verschleudert werden. Die Nahrungsmittelbereitung wird in der Gesellschaft der Zukunft ebenfalls eine gesellschaftliche Einrichtung, die auf höchster Stufenleiter in zweckmäßigster, vortheilhaftester Weise ausgeführt wird. Die Privatküche ist verschwunden, wie sie heute schon für die Familien verschwunden ist, die zwar gewöhnlich durch die eigene Küche ihr Essen herstellen lassen, aber die Hotelküche oder die Küche des Privatkochs in Anspruch nehmen, sobald es sich um größere Gastereien und die Herstellung von Genüssen handelt, für die ihnen und ihrem Personal die Kenntnisse fehlen.*

* Ueber die Aufhebung der Privatküche ist Herr Eugen Richter in seinen „Irrlehren" ebenfalls aus dem Häuschen. Herr Richter ist, so viel wir wissen, nicht verheirathet, er scheint also die eigene Küche nicht zu vermissen, und das bekommt ihm, nach seiner Körperfülle zu urtheilen, sehr wohl. Wäre Herr Richter verheirathet und besäße er eine Frau, die das Küchen-Departement selbst verwalten und auch die nöthigen Arbeiten darin leisten müßte, statt daß die Frauen der begüterten Klassen dies durch Dienstboten besorgen lassen, es wäre hundert gegen eins zu wetten, seine Frau bewiese ihm haarscharf, wie froh sie wäre, könnte sie durch die große und vortrefflich eingerichtete Kommunespeiseanstalt von der Küchensklaverei befreit werden.

Ueber die Revolution, die auch in der Küche und in der Zubereitung der Speisen eingetreten ist, hat die im Jahre 1893 stattgehabte Chicagoer Weltausstellung eine Menge interessanter Thatsachen vorgeführt. So eine Küche, in der durch Elektrizität geheizt, gekocht und gebraten wurde. Die Elektrizität besorgte nicht nur die Beleuchtung, sie war auch beim Spülen des Geschirrs thätig, das nur noch der Nachhilfe durch Menschenhand bedurfte. In dieser Küche der Zukunft gab es keine Hitze, keinen Rauch, keine Dünste mehr. Eine zahllose Menge von Apparaten und Hilfsmaschinen verrichtete zahlreiche Arbeiten, die bisher menschliche Hände zu leisten hatten. Diese Küche der Zukunft sah mehr einem Salon ähnlich als einer Küche, der Jeder ferne bleibt, der nichts darin zu suchen hat. Das Arbeiten in der Chicagoer Ausstellungsküche erweckte die höchste Lust und war frei von allen jenen Unannehmlichkeiten, die heute der Küche anhaften. Ist es denkbar, daß die kleine Privatküche nur annähernd so ausgestattet werden kann? Und nun die Ersparnisse aller Art, die eine solche Zentralküche in jeder Beziehung bietet. Unsere Frauen greifen mit beiden Händen zu, wenn diese Küche der Zukunft gegen die jetzige eingetauscht wird.

Der Nährwerth der Speisen wird durch ihre leichte Assimilirfähigkeit erhöht; diese ist entscheidend.* Eine naturgemäße Nährweise Aller kann also auch erst die neue Gesellschaft ermöglichen. Cato rühmt vom alten Rom, daß bis zum sechsten Jahrhundert der Stadt (200 vor Chr.) es wohl Kenner der Heilkunde gab, aber für bloße Krankenbehandler es an Beschäftigung fehlte. Die Leute lebten so nüchtern und einfach, daß Krankheiten selten vorkamen und der Tod durch Altersschwäche die gewöhnlichste Form des Todes war. Erst als Schlemmerei und Müßiggang, kurz das Lotterleben auf der einen, Noth und Ueberarbeit auf der anderen Seite um sich griffen, wurde es gründlich anders. Die Schlemmerei und das Lotterleben sollen künftig unmöglich sein, aber auch Noth, Elend und Entbehrung. Es ist übergenug für Alle vorhanden. Sang doch schon Heinrich Heine vor mehr als fünfzig Jahren:

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrthen, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

---

* Die Assimilirfähigkeit der Speisen für den Einzelnen ist maßgebend. Niemeyer: Gesundheitslehre.

Ja, Zuckererbsen für Jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.*

„Wer wenig ißt, lebt gut" (d. h. lang), sagte der Italiener Cornaro im 16. Jahrhundert, wie Niemeyer zitirt. Schließlich wird künftig auch die Chemie für die Herstellung neuer und verbesserter Nahrungsmittel in bisher ungekannter Weise thätig sein. Heute wird diese Wissenschaft sehr mißbraucht, um Fälschungen und Prellereien zu ermöglichen; es ist aber klar, daß ein chemisch zubereitetes Nahrungsmittel, das alle Eigenschaften eines Naturproduktes hat, denselben Zweck erfüllt. Die Form der Gewinnung ist nebensächlich, vorausgesetzt, daß das Produkt im Uebrigen allen Ansprüchen gerecht wird.

Wie in der Küche, so wird die Revolution im gesammten häuslichen Leben sich vollziehen und zahllose Arbeiten erübrigen, die heute noch ausgeführt werden müssen. Wie künftig durch die Zentralnahrungsbereitungsanstalten in vollkommenster Weise die häusliche Küche überflüssig gemacht wird, so fallen durch die Zentralheizung, die elektrische Zentralbeleuchtung alle Arbeiten, die bisher die Instandhaltung der Feuerung in den Oefen, die Instandhaltung der Lampen und Beleuchtungsapparate erforderten, weg. Die Warmwasserleitung neben der Kaltwasserleitung ermöglicht Waschungen und Bäder einem Jeden in beliebiger Weise, ohne Zuziehung einer Hilfsperson. Die Zentralwaschanstalten und Zentraltrockeneinrichtungen übernehmen die Reinigung und das Trocknen der Wäsche; die Zentralreinigungsanstalten die Reinigung der Kleider und Teppiche. In Chicago waren Teppichreinigungsmaschinen ausgestellt, die das Geschäft des Reinigens in kürzester Zeit, zum Staunen und zur Bewunderung der die Ausstellung besuchenden Damen, vollzogen. Die elektrische Thür öffnet sich auf einen leisen Druck mit dem Finger und schließt sich selbstthätig. Elektrische Einrichtungen schaffen Briefe und Zeitungen in alle Etagen der Häuser; elektrische Aufzüge ersparen das Treppensteigen. Man wird die innere Ausstattung der Häuser, der Fußböden, der Wandbekleidungen, der Möbel daraufhin einrichten, daß alles auf die leichteste Weise sich reinigen läßt, und keine Staub- und Bakteriensammler

* Heinrich Heine: Deutschland, ein Wintermärchen.

sich bilden. Staub, Kehricht und Abfall aller Art werden ähnlich wie heute das benützte Wasser durch entsprechende Leitungen aus den Wohnungen befördert. In den Vereinigten Staaten, in manchen europäischen Städten, z. B. in Zürich, giebt es bereits solche mit allem Raffinement eingerichtete Gesellschaftshäuser, in denen zahlreiche, wohlsituirte Familien — denn andere können die Kosten nicht tragen — wohnen, und einen großen Theil der geschilderten Vortheile genießen.

Wir haben hier abermals den Beweis, wie die bürgerliche Gesellschaft auch dieser Revolutionirung der häuslichen Lebensweise die Wege bahnt, aber nur für ihre Auserwählten. Wird das häusliche Leben in der angedeuteten Weise von Grund aus umgestaltet, so ist der Dienstbote, dieser „Sklave für alle Launen der Herrin", verschwunden, die Dame aber auch. „Ohne Dienstboten keine Kultur", ruft Herr v. Treitschke entsetzt mit komischem Pathos aus. Er kann sich die Gesellschaft so wenig ohne Dienstboten vorstellen, wie etwa Aristoteles sie ohne Sklaven sich vorstellen konnte. Ueberraschend ist, daß Herr v. Treitschke unsere Dienstboten „als Träger unserer Kultur" ansieht. Treitschke wie Eugen Richter macht ferner das Stiefelwichsen und Kleiderreinigen Sorge, das doch unmöglich Jeder sich selbst besorgen könne. Nun, in neun Zehntel der Fälle besorgt sich heute das allerdings Jeder selbst, oder es besorgt es die Frau für den Mann, eine Tochter oder ein Sohn für die Familie, und man könnte antworten, was die neun Zehntel bisher gethan haben, kann das letzte Zehntel auch thun. Doch es gäbe auch einen anderen Ausweg. Warum soll in der künftigen Gesellschaft nicht die Jugend ohne Unterschied des Geschlechts zu solchen und ähnlichen nothwendigen Verrichtungen herangezogen werden? Arbeit schändet nicht, auch wenn sie im Stiefelwichsen besteht, das hat schon mancher altadelige Offizier erfahren, der Schulden halber nach den Vereinigten Staaten durchbrannte und dort Hausknecht oder Stiefelputzer wurde. Eugen Richter läßt sogar in einer seiner Broschüren an der Stiefelputzfrage den „sozialistischen Reichskanzler" stürzen und darauf den „sozialistischen Zukunftsstaat" aus dem Leim gehen. Der „sozialistische Reichskanzler" weigert sich nämlich, die Stiefel sich selbst zu putzen und das ist sein Unglück. Die Bourgeoisie hat sich an dieser Schilderung Richters weidlich ergötzt und damit nur Zeugniß abgelegt von der Bescheidenheit ihrer Ansprüche an eine Kritik des Sozialismus. Eugen Richter aber hat den

Schmerz erlebt, daß nicht nur einer seiner eigenen Parteigenossen in Nürnberg, bald nach Herausgabe seiner Broschüre, eine Stiefelwichsmaschine erfand, sondern daß auch 1893 auf der Chicagoer Weltausstellung eine elektrische Stiefelputzmaschine ausgestellt war, die in der vollkommensten Weise dieses Geschäft besorgte. So ist der Haupteinwurf, den Richter und Treitschke gegen eine sozialistische Gesellschaft erhoben, durch eine Erfindung, die sogar noch in der bürgerlichen Gesellschaft gemacht wurde, praktisch über den Haufen geworfen worden.

Die revolutionäre Umgestaltung, die alle Lebensbeziehungen der Menschen von Grund aus ändert, und insbesondere auch die Stellung der Frau, vollzieht sich also bereits vor unseren Augen, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß die Gesellschaft diese Umgestaltung im größten Maßstabe in die Hand nimmt, und den Umwandlungsprozeß noch beschleunigt, vervollkommnet und verallgemeinert und damit Alle ohne Ausnahme an seinen zahllosen vielgestaltigen Vortheilen Theil nehmen läßt.

Die Frau in der Zukunft.

Dieses Kapitel können wir sehr kurz fassen. Es enthält einfach die Konsequenzen, die für die Stellung der Frau in der künftigen Gesellschaft aus dem bis jetzt Gesagten sich ergeben, Konsequenzen, die nunmehr Jeder leicht sich selbst ziehen kann.

Die Frau der neuen Gesellschaft ist sozial und ökonomisch vollkommen unabhängig, sie ist keinem Schein von Herrschaft und Ausbeutung mehr unterworfen, sie steht dem Manne als Freie, Gleiche gegenüber, sie ist Herrin ihrer Geschicke. Ihre Erziehung ist der des Mannes gleich, mit Ausnahme der Abweichungen, welche die Verschiedenheit des Geschlechts und ihre geschlechtlichen Funktionen bedingen; unter naturgemäßen Lebensbedingungen lebend, kann sie ihre physischen und geistigen Kräfte und Fähigkeiten entwickeln und bethätigen; sie wählt für ihre Thätigkeit diejenigen Gebiete, die ihren Wünschen, Neigungen und Anlagen entsprechen und ist unter denselben Bedingungen wie der Mann thätig. Eben noch praktische Arbeiterin in irgend einem Gewerbe, ist sie in einem anderen Theil des Tages Erzieherin, Lehrerin, Pflegerin, übt sie in einem dritten Theil irgend eine Kunst aus oder pflegt eine Wissenschaft, und versieht in einem vierten Theil irgend eine verwaltende Funktion. Sie genießt Studien, Vergnügungen und Unterhaltungen mit ihresgleichen oder mit Männern, wie es ihr beliebt und die Gelegenheit sich bietet.

In der Liebeswahl ist sie gleich dem Manne frei und ungehindert. Sie freit oder läßt sich freien und schließt den Bund aus keiner anderen Rücksicht als auf ihre Neigung. Dieser Bund ist ein Privatvertrag ohne Dazwischentreten irgend eines Funktionärs, wie die Ehe bis ins Mittelalter ein Privatvertrag war. Der Sozialismus schafft hier nichts Neues, er stellt nur auf höherer Kulturstufe und unter neuen gesellschaftlichen Formen wieder her,

was auf primitiverer Kulturstufe, und ehe das Privateigenthum die Gesellschaft beherrschte, allgemeine Geltung hatte.

Der Mensch soll über seine Triebe, unter der Voraussetzung, daß ihre Befriedigung keinem Anderen einen Schaden oder Nachtheil zufügt, selbst befinden. Die Befriedigung des Geschlechtstriebs ist aber ebenso jedes Einzelnen persönliche Sache, wie die Befriedigung jedes anderen Naturtriebs. Niemand hat darüber einem Anderen Rechenschaft zu geben und kein Unberufener hat sich einzumischen. Wie ich esse, wie ich trinke, wie ich schlafe und mich kleide, ist meine persönliche Angelegenheit, ebenso mein Verkehr mit der Person eines anderen Geschlechts. Einsicht und Bildung, volle Unabhängigkeit der Person, alles Eigenschaften, die durch die Erziehung und die Verhältnisse in der künftigen Gesellschaft naturgemäße sind, werden Jeden davor bewahren, Handlungen zu begehen, die zu seinem Nachtheil gereichen. Selbstzucht und Kenntniß des eigenen Wesens besitzen Männer und Frauen der künftigen Gesellschaft in viel höherem Grade, als die der heutigen. Die eine Thatsache, daß jene blöde Scheu und lächerliche Heimlichthuerei verschwindet, über geschlechtliche Dinge offen zu sprechen, wird den Verkehr der Geschlechter weit natürlicher gestalten, als dies heute der Fall ist. Stellt sich zwischen zwei Menschen, die einen Bund schlossen, Unverträglichkeit, Enttäuschung oder Abneigung heraus, so gebietet die Moral, die unnatürlich und darum unsittlich gewordene Verbindung zu lösen. Da ferner alle die Verhältnisse und Zustände verschwinden, die bisher eine große Zahl Frauen zur Ehelosigkeit oder zum Verkauf ihres Körpers verurtheilten, so kann die Männerwelt kein Uebergewicht mehr geltend machen. Andererseits hat der gänzlich veränderte Sozialzustand die vielen Hemmungen und Störungen beseitigt, die heute das Eheleben beeinflussen, es häufig zu seiner Entfaltung nicht gelangen lassen, oder es gänzlich unmöglich machen.

Die Hemmungen, Widersprüche und Widernatürlichkeiten in der heutigen Stellung der Frau kommen immer mehr zum Bewußtsein weiter Kreise und finden in der sozialen wie in der Romanliteratur lebhaften Ausdruck; oft allerdings in verfehlter Form. Daß die heutige Form der Ehe immer weniger ihrem Zweck entspricht, leugnet kein Denkender mehr, und so fordern selbst Per-

sonen die Freiheit der Liebeswahl und, wenn nothwendig, freie Lösung des eingegangenen Verhältnisses, ohne äußeres Hinderniß, die im Uebrigen nicht geneigt sind, die nothwendigen Konsequenzen für eine Veränderung unseres jetzigen Sozialzustandes zu ziehen; sie glauben die Freiheit im Geschlechtsverkehr nur den bevorrechteten Klassen vindiziren zu sollen. Mathilde Reichhardt-Stromberg äußert z. B. in einer Polemik gegen die frauenemanzipatorischen Bestrebungen der Schriftstellerin Fanny Lewald Folgendes:

„Wenn Sie (F. L.) die Forderung aufstellen der vollständigen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne im sozialen und politischen Leben, so muß nothwendig George Sand auch Recht haben in ihren Emanzipationsbestrebungen, die auf nichts weiter hinausgehen als das, was der Mann seit längst unbestritten besaß. Denn es ist schlechterdings kein vernünftiger Grund aufzufinden, weshalb allein der Kopf und nicht auch das Herz der Frau an dieser Gleichberechtigung Theil nehmen und frei sein soll, zu geben und zu nehmen wie der Mann. Im Gegentheil: Soll das Weib seiner Natur nach berechtigt und dann auch verpflichtet sein — denn wir sollen das uns gegebene Pfund nicht vergraben — die Fasern des Hirns bis aufs Aeußerste anzuspannen zum Wettlauf mit den Geistestitanen des anderen Geschlechts, so muß es auch das Recht haben, ganz wie diese zur Erhaltung des Gleichgewichts den Blutumlauf des Herzens zu beschleunigen, auf immer welche Weise es ihm angemessen scheint. Denn wir lesen Alle doch ohne die geringste sittliche Entrüstung z. B. von Goethe — um nur gleich den Größten als Beispiel zu wählen — wie er oft und immer wieder seines Herzens Wärme und den Enthusiasmus seiner großen Seele an eine andere Frau verschwendete. Der Einsichtsvolle findet das nur natürlich, eben seiner großen schwer zu befriedigenden Seele wegen, und nur der beschränkte Moralist hält sich tadelnd dabei auf. Warum also wollen Sie spotten über die „großen Seelen" unter den Weibern! . . . Nehmen wir einmal an, das ganze weibliche Geschlecht bestände ohne Ausnahme aus George Sandschen großen Seelen; jede Frau sei eine Lucretia Floriani, deren Kinder alle Kinder der Liebe, die diese Kinder aber auch alle mit echt mütterlicher Liebe und Hingebung sowohl, als mit Einsicht und Verstand erzöge. Was würde aus der Welt dabei werden? Es

unterliegt keinem Zweifel, die Welt könnte dabei fortbestehen und Fortschritte machen wie heute und könnte sich vielleicht ausnehmend wohl dabei befinden.“*

Mathilde Reichhardt-Stromberg ist also der Ansicht, daß, wenn jede Frau eine Lucretia Floriani sei, also eine der großen Seelen wie George Sand, die in Lucretia Floriani sich selbst schildert, soll es ihr unbenommen sein, „zur Erhaltung des Gleichgewichts den Blutumlauf ihres Herzens zu beschleunigen, auf welche Weise immer es ihr angemessen erscheint“. Aber warum sollen dieses nur die „großen Seelen“ beanspruchen können und nicht auch die anderen, die keine „großen Seelen“ sind und keine werden konnten? Für uns besteht dieser Unterschied nicht. Konnten ein Goethe und eine George Sand, um diese zwei unter den Vielen, die gleich ihnen handelten und handeln, herauszunehmen, den Neigungen ihres Herzens leben, veröffentlicht man namentlich über Goethes Liebesaffären halbe Bibliotheken, die von seinen Verehrern und Verehrerinnen mit einer Art andächtiger Verzückung verschlungen werden, warum bei Anderen mißbilligen, was von einem Goethe oder einer George Sand gethan, zum Gegenstand ekstasischer Bewunderung wird.

Freilich, diese Freiheit der Liebeswahl in der bürgerlichen Welt zur Geltung zu bringen, ist unmöglich — darin gipfelte ja unsere Beweisführung in unserer Schrift —, aber man setze die Gesammtheit unter ähnliche soziale Bedingungen, wie sie heute nur den materiell und geistig Auserwählten zu Theil werden und die Gesammtheit hat die Möglichkeit gleicher Rechte und Freiheiten. In „Jacques“ schildert George Sand einen Ehemann, der das ehebrecherische Verhältniß seiner Frau zu einem Anderen also beurtheilt: „Kein menschliches Wesen kann über die Liebe gebieten, und Niemand ist schuldig, wenn er sie fühlt oder entbehrt. Was die Frau erniedrigt, ist die Lüge; was den Ehebruch konstituirt, ist nicht die Stunde, welche sie dem Geliebten gewährt, sondern die Nacht, die sie danach mit ihrem Manne zubringt.“ Jacques fühlt sich verpflichtet, zufolge dieser Auffassung seinem Nebenbuhler (Borel) den Platz zu räumen, und philosophirt dabei also: „Borel an meiner Stelle würde ruhig seine Frau geprügelt haben

* Frauenrecht und Frauenpflicht. Eine Antwort auf Fanny Lewalds Briefe „Für und wider die Frauen“. Zweite Auflage. Bonn 1871.

und nicht erröthet sein, sie dann in seine Arme aufzunehmen, entwürdigt von seinen Schlägen und seinen Küssen. Es giebt Männer, die ohne Weiteres nach orientalischer Manier ihre treulose Gattin todtschlagen, weil sie dieselbe als gesetzliches Eigenthum betrachten. Andere schlagen sich mit ihrem Nebenbuhler, tödten oder entfernen ihn und bitten alsdann die Frau, welche sie zu lieben behaupten, um Küsse und Liebkosungen, während diese entweder voll Schrecken sich zurückzieht oder in Verzweiflung sich hingiebt. Dies ist in der ehelichen Liebe gemeiniglich die Art zu handeln, und mir kommt es vor, als ob die Liebe der Schweine weniger niedrig und weniger grob sei, als diejenige solcher Menschen."* Brandes bemerkt zu den hier zitirten Sätzen: „Diese Wahrheiten, welche für unsere heutige gebildete Welt als elementare dastehen, waren vor fünfzig Jahren himmelschreiende Sophismen." Aber zu den George Sandschen Grundsätzen sich offen zu bekennen, wagt auch heute die „besitzende und gebildete Welt" nicht, obgleich sie zu einem großen Theil thatsächlich danach lebt. Wie in der Moral und Religion, so heuchelt sie in der Ehe.

Was Goethe und George Sand thaten, thaten und thun heute tausend Andere, die sich mit Goethe sonst nicht vergleichen können, ohne im Mindesten an Achtung und Ansehen in der Gesellschaft zu verlieren. Man muß nur eine angesehene Stellung inne haben und Alles macht sich von selbst. Dessenungeachtet gelten die Freiheiten eines Goethe und einer George Sand vom Standpunkt der bürgerlichen Moral als unsittliche, denn sie verstoßen gegen die von der Gesellschaft gezogenen Moralgesetze und sind mit der Natur unseres Sozialzustandes im Widerspruch. Die Zwangsehe ist für die bürgerliche Gesellschaft die Normalehe, die einzige „moralische" Verbindung der Geschlechter, jede andere geschlechtliche Verbindung, gehe sie aus von wem sie wolle, ist von diesem Standpunkt aus unmoralisch. Die bürgerliche Ehe ist, das haben wir unwiderleglich nachgewiesen, die Folge der bürgerlichen Eigenthumsverhältnisse. Diese Ehe, die mit dem Privateigenthum und dem Erbrecht in engster Verbindung steht, verlangt „legitime" Kinder als Erben, sie wird zur Erlangung solcher geschlossen, und unter dem Druck der gesellschaftlichen Zustände wird sie seitens der herrschenden

* Georg Brandes: Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, V. Band, Leipzig 1883, Veit & Comp.

Klassen auch denen aufgenöthigt, die nichts zu vererben haben,* sie wird gesellschaftliches Recht, dessen Verletzung der Staat bestraft, indem er Männer oder Frauen, die in Ehebruch leben und geschieden werden, auf einige Zeit ins Gefängniß setzt.

In der neuen Gesellschaft giebt es auch nichts mehr zu vererben, es sei denn, man wolle das Hausgeräthe und persönliche Inventar als Erbtheil ansehen, demnach ist auch die heutige Eheform hinfällig. Damit ist weiter die Frage nach dem Erbrecht erledigt, das der Sozialismus nicht nöthig hat abzuschaffen. Ein Erbrecht kann nicht bestehen, wo kein Privateigenthum existirt.

Die Frau ist also frei und ihre Kinder, wenn sie solche besitzt, verkürzen ihr diese Freiheit nicht, sie können nur ihre Annehmlichkeit und ihre Freude am Leben vermehren. Pflegerinnen, Erzieherinnen, befreundete Frauen, die heranwachsende weibliche Jugend, stehen ihr in Fällen, in welchen sie Hilfe braucht, zur Seite.

Möglich, daß es auch in der Zukunft noch Männer giebt, die gleich A. Humboldt sagen: „Ich bin nicht geschaffen, um Familienvater zu sein. Außerdem halte ich das Heirathen für eine Sünde, das Kinderzeugen für ein Verbrechen." Was liegt daran? Die Macht der Naturtriebe wird für das Gegengewicht sorgen. Uns beunruhigt weder die Ehefeindlichkeit eines Humboldt, noch der philosophische Pessimismus eines Schopenhauer, Mainländer oder v. Hartmann, welche der Menschheit die Selbstvernichtung im „Idealstaat" in Aussicht stellen. Wir halten es hier mit Fr. Ratzel, der mit vollem Rechte schreibt:

„Der Mensch darf sich nicht länger als eine Ausnahme von den Naturgesetzen betrachten, sondern fange endlich an, das Gesetzmäßige in seinen eigenen Hand-

---

* In seinem Werk „Bau und Leben des sozialen Körpers" sagt Dr. Schäffle: „Eine Lockerung des Ehebandes durch Erleichterung der Ehescheidung sei gewiß nicht wünschenswerth, sie ginge wider die sittlichen Aufgaben menschlicher Paarung und wäre der Erhaltung der Bevölkerung, sowie der Erziehung der Kinder nachtheilig." Nach dem Dargelegten ergiebt sich, daß wir diese Anschauungen nicht nur für unrichtig ansehen, sondern geneigt sind, sie für „unsittlich" zu halten. Indeß wird Dr. Schäffle zugeben, daß es undenkbar ist, in einer Gesellschaft von weit höherer Kultur als die gegenwärtige Einrichtungen einzuführen oder aufrecht zu erhalten, die gegen ihre sittlichen Begriffe verstoßen.

lungen und Gedanken aufzusuchen und strebe, sein Leben den Naturgesetzen gemäß zu führen. Er wird dahin kommen, das Zusammenleben mit Seinesgleichen, d. h. die Familie und den Staat, nicht nach den Satzungen ferner Jahrhunderte, sondern nach den vernünftigen Prinzipien einer naturgemäßen Erkenntniß einzurichten. Politik, Moral, Rechtsgrundsätze, welche jetzt noch aus allen möglichen Quellen gespeist werden, werden nur den Naturgesetzen entsprechend zu gestalten sein. Das menschenwürdige Dasein, von welchem seit Jahrtausenden gefabelt wird, wird endlich zur Wahrheit werden."*

Diese Zeit kommt mit Riesenschritten heran. Die menschliche Gesellschaft hat in Jahrtausenden alle Entwicklungsphasen durchlaufen, um schließlich dahin zu gelangen, von wo sie ausgegangen ist, zum kommunistischen Eigenthum und zur vollen Gleichheit und Brüderlichkeit, aber nicht mehr blos der Gentilgenossen, sondern aller Menschen. Das ist der große Fortschritt, den sie gemacht hat. Was die bürgerliche Gesellschaft vergeblich erstrebte, und woran sie scheitert und scheitern muß, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen herzustellen, wird der Sozialismus verwirklichen. Die bürgerliche Gesellschaft konnte nur die Theorie aufstellen, die Praxis widersprach, wie in so vielen anderen Dingen, auch hier ihren Theorien. Der Sozialismus wird erst Theorie und Praxis vereinigen.

Aber indem die Menschheit zum Ausgangspunkte ihrer Entwicklung zurückkehrt, geschieht dies auf unendlich höherer Kulturstufe, als jene war, von der sie ausgegangen ist. Besaß die Urgesellschaft in der Gens, im Clan, das Gemeineigenthum, so nur in rohester Form und auf unentwickeltster Stufe. Der Entwicklungsgang, der sich seitdem vollzog, hat zwar das Gemeineigenthum bis auf kleine unbedeutende Reste aufgelöst, die Gentes zertrümmert und schließlich die ganze Gesellschaft atomisirt, er hat aber auch in seinen verschiedenen Phasen die Produktivkräfte der Gesellschaft und die Vielseitigkeit der Bedürfnisse in gewaltigster Weise gesteigert, aus den Gentes und Stämmen die Nationen und großen Staaten geschaffen, aber damit wieder einen Zustand erzeugt, der mit den Bedürfnissen der Gesellschaft in den schreiendsten Wider-

* Zitat in Häckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte". Vierte Auflage.

spruch tritt. Die Aufgabe der Zukunft ist, diesen Widerspruch dadurch zu lösen, daß auf breitester Basis die Rückverwandlung des Eigenthums und der Produktivkräfte in gemeinsames Eigenthum vorgenommen wird.

Die Gesellschaft nimmt zurück, was sie einst besessen, bringt aber, entsprechend den neugeschaffenen Produktionsbedingungen, ihre ganze Lebenshaltung auf die höchste Kulturstufe, die ermöglicht, Allen zu gewähren, was unter primitiveren Verhältnissen nur das Privilegium Einzelner oder einzelner Klassen sein konnte.

Jetzt erhält auch die Frau die aktive Rolle wieder, die sie einst in der Urgesellschaft inne gehabt, sie wird nicht Herrin, sondern Gleichberechtigte.

„Das Ende der staatlichen Entwicklung gleicht dem Beginn des menschlichen Daseins. Die ursprüngliche Gleichheit kehrt zuletzt wieder. Das mütterlich-stoffliche Dasein eröffnet und schließt der Kreislauf der menschlichen Dinge," schreibt Bachofen, in Vorahnung der kommenden Dinge, in seinem mehrfach zitirten Werk „Das Mutterrecht". Und wie Bachofen, so giebt auch Morgan sein Urtheil über die bürgerliche Gesellschaft ab, das sich, ohne daß er nähere Kenntniß vom Wesen des Sozialismus hatte, im wesentlichen mit dem unseren deckt. Er schreibt:

„Seit dem Eintritt der Zivilisation ist das Wachsthum des Reichthums so ungeheuer geworden, seine Formen so verschiedenartig, seine Anwendung so umfassend und seine Verwaltung so geschickt im Interesse der Eigenthümer, daß dieser Reichthum dem Volke gegenüber eine nicht zu bewältigende Macht geworden ist. Der Menschengeist steht rathlos und gebannt da vor seiner eigenen Schöpfung. Aber dennoch wird die Zeit kommen, wo die menschliche Vernunft erstarken wird zur Herrschaft über den Reichthum, wo sie feststellen wird sowohl das Verhältniß des Staats zu dem Eigenthum, das er schützt, wie die Grenze der Rechte der Eigenthümer. Die Interessen der Gesellschaft gehen den Einzelinteressen absolut vor, und beide müssen in ein gerechtes und harmonisches Verhältniß gebracht werden, die bloße Jagd nach Reichthum ist nicht die Endbestimmung der Menschheit, wenn anders der Fortschritt das Gesetz der Zukunft bleibt, wie er es war für die Ver-

gangenheit. Die seit Anbruch der Zivilisation verflossene Zeit ist nur ein kleiner Bruchtheil der verflossenen Lebenszeit der Menschheit, nur ein kleiner Bruchtheil der ihr noch bevorstehenden. Die Auflösung der Gesellschaft steht drohend vor uns als Abschluß einer geschichtlichen Laufbahn, deren einziges Endziel der Reichthum ist; denn eine solche Laufbahn enthält die Elemente ihrer eigenen Vernichtung.

„Demokratie in der Verwaltung, Brüderlichkeit in der Gesellschaft, Gleichheit der Rechte, allgemeine Erziehung werden die nächste, höhere Stufe der Gesellschaft einweihen, zu der Erfahrung, Vernunft und Wissenschaft stetig hinarbeiten.

„Sie wird eine Wiederbelebung sein — aber in höherer Form — der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der alten Gentes."*

Wir sehen, wie Männer der verschiedensten Standpunkte, auf Grund ihrer wissenschaftlichen Forschungen, zu gleichen Resultaten kommen. Die volle Emanzipation der Frau und ihre Gleichstellung mit dem Mann ist das schließliche Ziel unserer Kulturentwicklung, dessen Verwirklichung keine Macht der Erde zu verhindern vermag, aber sie ist nur möglich auf Grund einer Umgestaltung, welche die Herrschaft des Menschen über den Menschen — also auch der Kapitalisten über den Arbeiter — aufhebt. Nunmehr wird erst die Menschheit zu ihrer höchsten Entfaltung gelangen. Das „goldene Zeitalter", von dem die Menschen seit Jahrtausenden träumten, und nach dem sie sich sehnten, ist endlich gekommen. Die Klassenherrschaft hat für immer ihr Ende erreicht, aber mit ihr auch die Herrschaft des Mannes über die Frau.

* Morgan: A. a. O., S. 474 und 475.

Die Internationalität.

Das menschenwürdige Dasein für Alle kann aber nicht blos die Daseinsweise eines einzigen bevorzugten Volkes sein, das von allen übrigen Völkern isolirt, diesen Zustand weder zu begründen noch aufrechtzuhalten vermöchte. Unsere Entwicklung ist das Produkt eines Zusammenwirkens nationaler und internationaler Kräfte und Beziehungen. Obgleich die nationale Idee heute noch vielfach die Köpfe fast ausschließlich beherrscht, und als Mittel zur Aufrechterhaltung politischer und sozialer Herrschaft dient, denn diese ist nur innerhalb nationaler Schranken möglich, stecken wir bereits tief im Internationalismus.

Handels-, Zoll- und Schiffahrtsverträge, Weltpostverein, internationale Ausstellungen, Kongresse für Völkerrecht und internationale Gradmessungen, sonstige internationale wissenschaftliche Kongresse und Verbindungen, internationale Erforschungs-Expeditionen, unser Handel und Verkehr, insbesondere die internationalen Kongresse der Arbeiter, welche die Träger der neuen Zeit sind, und deren moralischem Einfluß es wesentlich geschuldet war, daß auf Einladung des Deutschen Reichs im Frühjahr 1890 eine internationale Arbeiterschutzgesetz-Konferenz in Berlin stattfand, dieses und vieles Andere legt Zeugniß ab für den internationalen Charakter, den die Beziehungen der verschiedenen Kulturnationen, trotz ihrer nationalen Abgeschlossenheit, die immer mehr durchbrochen wird, angenommen haben. Bereits sprechen wir, im Gegensatz zur Nationalwirthschaft, von einer Weltwirthschaft, und legen letzterer die größere Bedeutung bei, weil von ihrem Zustande wesentlich das Wohl und Gedeihen der einzelnen Nationen abhängt. Ein großer Theil unserer eigenen Produkte wird gegen die Produkte fremder Länder ausgetauscht, ohne die wir nicht mehr existiren können. Und wie ein Industriezweig durch den anderen geschädigt wird, wenn einer

erlahmt, so erlahmt die Nationalproduktion eines Landes sehr erheblich, wenn die des anderen ins Stocken geräth. Die Beziehungen der einzelnen Länder werden ungeachtet aller vorübergehenden Störungen, wie Kriege und nationale Verhetzungen, immer inniger, weil die materiellen Interessen, die stärksten von allen, sie beherrschen. Jeder neue Verkehrsweg, jede Verbesserung eines Verkehrsmittels, jede Erfindung oder Verbesserung im Produktionsprozeß, wodurch die Waaren verbilligt werden, verstärkt diese Beziehungen. Die Leichtigkeit, mit der persönliche Berührungen zwischen weit von einander entfernten Ländern und Völkern hergestellt werden können, ist ein neuer wesentlicher Faktor in der Kette der Verbindungen. Auswanderung und Kolonisation sind andere mächtige Hebel. Ein Volk lernt von dem anderen, eins sucht dem anderen im Wettstreit zuvorzukommen. Neben dem Austausch materieller Produkte der verschiedensten Art vollzieht sich der Austausch der Geisteserzeugnisse, sowohl in der Ursprache wie in Uebersetzungen. Für Millionen wird das Erlernen fremder lebender Sprachen eine Nothwendigkeit. Nichts aber trägt, neben materiellen Vortheilen, mehr dazu bei, Antipathien zu beseitigen, als das Eindringen in die Sprache und die Geisteserzeugnisse eines fremden Volks.

Die Wirkung dieses auf internationaler Stufenleiter sich vollziehenden Annäherungsprozesses ist, daß die verschiedenen Länder sich immer mehr und mehr in ihren sozialen Zuständen ähnlich sehen. Bei den vorgeschrittensten und darum maßgebenden Kulturnationen ist diese Aehnlichkeit bereits so groß, daß, wer die ökonomische Struktur eines Volkes kennen gelernt hat, diejenige aller übrigen in der Hauptsache ebenfalls kennt. Ungefähr so, wie in der Natur bei Thieren derselben Gattung das Gerippe in seiner Organisation und im Bau dasselbe ist, und besitzt man einzelne Theile eines solchen Gerippes, theoretisch das ganze Thier konstruiren kann.

Die weitere Folge ist, daß, wo gleichgeartete soziale Grundlagen vorhanden sind, auch die Wirkungen daraus die gleichen sein müssen, Aufhäufung großen Reichthums und sein Gegensatz Massenarmuth, Lohnsklaverei, Knechtung der Massen unter die Maschinerie, Beherrschung der Massen durch die besitzende Minorität, mit allen daraus entspringenden Folgen.

In der That sehen wir, daß die Klassengegensätze und Klassenkämpfe, die Deutschland durchwühlen, ganz Europa, die Vereinigten

Staaten, Australien u. s. w. in Bewegung setzen. In Europa herrscht von Rußland bis nach Portugal, vom Balkan, Ungarn und Italien bis nach England und Irland derselbe Geist der Unzufriedenheit, machen sich die gleichen Symptome sozialer Gährung, allgemeinen Unbehagens und der Zersetzung bemerkbar. Aeußerlich verschieden, je nach dem Grade der Entwicklung, dem Charakter der Bevölkerung und der Form ihres politischen Zustandes, sind diese Bewegungen im Wesen überall dieselben. Tiefe soziale Gegensätze sind ihre Ursache. Mit jedem Jahre verschärfen sich diese Gegensätze mehr, dringt die Gährung und Unzufriedenheit immer tiefer und weiter in den Gesellschaftskörper, bis schließlich ein Anlaß, vielleicht unbedeutend erscheinender Art, die Explosion herbeiführt, und diese sich blitzartig über die ganze Kulturwelt verbreitet, und die Geister zur Parteinahme Für und Wider in die Schranken ruft.

Der Kampf der neuen Welt wider die alte ist entbrannt. Es treten Massen auf die Bühne, es wird mit einer Fülle von Intelligenz gekämpft, wie die Welt noch in keinem Kampf gesehen hat, kein zweites Mal in einem ähnlichen Kampf mehr sehen wird. Denn es ist der letzte soziale Kampf. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts stehend, sehen wir, wie dieser sich immer mehr der letzten seiner Phasen nähert, in dem die neuen Ideen siegen.

Die neue Gesellschaft wird sich dann auf internationaler Basis aufbauen. Die Völker werden sich verbrüdern, sich gegenseitig die Hände reichen und darnach trachten, den neuen Zustand allmälig über alle Völker der Erde auszudehnen.* Ein Volk kommt nicht mehr zu dem andern als Feind, der ausbeuten und unterdrücken will, nicht als Vertreter eines fremden Glaubens, den es ihm aufnöthigen will, sondern als Freund, der alle Menschen zu Kulturmenschen erziehen will. Die Kultur- und Kolonisationsarbeiten der neuen Gesellschaft in fremden Ländern und Erdtheilen werden sich in ihrem Wesen und in ihren Mitteln ebenso von den jetzigen unterscheiden, wie beide Gesellschaften ihrem Wesen nach verschieden sind. Weder wird man Pulver und Blei, noch Feuerwasser (Branntwein) und die Bibel anwenden; man unternimmt die Kulturmission

---

* „Das nationale Interesse und das Menschheitsinteresse stehen sich heute feindlich gegenüber. Auf einer höheren Stufe der Zivilisation werden einst beide Interessen zusammenfallen und Eins werden." v. Thünen: Der isolirte Staat.

nur mit friedlichen Mitteln, die den Wilden die Zivilisatoren nicht als Feinde, sondern als Wohlthäter erscheinen lassen. Verständige Reisende und Forscher wissen längst, wie erfolgreich dieser Weg ist.

Sind erst die Kulturvölker zu einer großen Föderation vereinigt, dann ist auch die Zeit gekommen, wo für immer „des Krieges Stürme schweigen". Der ewige Frieden ist kein Traum, wie die in Uniformen einhergehenden Herren die Welt glauben machen und Anderen einreden wollen. Diese Zeit ist gekommen, sobald die Völker ihre wahren Interessen erkannt haben, und diese werden nicht befriedigt durch Kampf und Streit, durch Länder und Völker zu Grunde richtende Rüstungen, sondern durch friedliche Verständigung und gemeinsame Kulturarbeiten. Außerdem sorgen die herrschenden Klassen und ihre Regierungen dafür, wie das auf Seite 291 ausgeführt wurde, daß militärische Rüstungen und Kriege an ihrer eigenen Ungeheuerlichkeit ihr Ende erreichen. So werden die letzten Waffen, wie so viele ihnen vorangegangene, in die Antiquitätensammlungen wandern, um zukünftigen Geschlechtern zu bezeugen, wie die vergangenen Generationen, während Jahrtausenden, sich häufig wie wilde Thiere zerfleischten — bis endlich der Mensch über das Thier in sich triumphirte.

Daß die nationalen Besonderheiten — die durch die herrschenden Klassen hüben und drüben noch künstlich genährt werden, um gegebenen Falls durch einen großen Krieg einen Abzugskanal für gefährliche Strömungen im Innern zu besitzen — es sind, welche die Kriege erzeugen, bestätigt eine Aeußerung des verstorbenen General-Feldmarschalls Moltke. Im ersten Band seines Nachlasses, der den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 behandelt, heißt es unter Anderem in den allgemeinen einleitenden Bemerkungen:

„So lange die Nationen ein gesondertes Dasein führen, wird es Streitigkeiten geben, welche nur mit den Waffen geschlichtet werden können, aber im Interesse der Menschheit ist zu hoffen, daß die Kriege seltener werden, wie sie furchtbarer geworden sind."

Nun, dieses nationale Sonderdasein, d. h. die feindselige Absperrung der einen Nation gegen die andere, schwindet, und so werden künftige Generationen ohne Mühe Aufgaben verwirklichen, an die hervorragende Köpfe längst gedacht und Versuche zur Lösung machten, ohne zum Ziele gelangen zu können. So hatte schon Condorcet unter Anderem die Idee, eine allgemeine Weltsprache

ins Leben zu rufen. Und in einer Ansprache sagte der verstorbene ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten Ulisses Grant: „Da Handel, Unterricht und die schnelle Beförderung von Gedanken und Materien durch Telegraphen und Dampf Alles verändert haben, so glaube ich, daß Gott die Welt vorbereitet, eine Nation zu werden, eine Sprache zu sprechen, zu einem Zustand der Vollendung zu gelangen, in welchem Heere und Kriegsflotten nicht mehr nöthig sind." Bei einem Vollblut-Yankee muß natürlich der liebe Gott die ausgleichende Rolle spielen, die doch einzig ein Produkt geschichtlicher Entwicklung ist. Man darf sich darüber nicht wundern. Die Heuchelei oder auch die Bornirtheit in Fragen der Religion ist nirgends größer als in den Vereinigten Staaten. Je weniger die Staatsgewalt durch ihre Organisation auf die Massen drückt, um so mehr muß es die Religon thun. Daher scheint die Bourgeoisie überall dort am frömmsten, wo die Staatsgewalt am laxesten ist. Neben den Vereinigten Staaten in England, Belgien, der Schweiz. Auch der Revolutionär Robespierre, der mit den Köpfen von Aristokraten und Geistlichen wie mit Kegelkugeln spielte, war bekanntlich sehr religiös, weshalb er feierlich das höchste Wesen wieder einsetzen ließ, das kurz zuvor — ebenso geschmacklos — der Konvent für abgesetzt erklärt hatte. Und da die leichtfertigen und liederlichen Aristokraten Frankreichs vor der großen Revolution sich vielfach mit ihrem Atheismus brüsteten, sah Robespierre den Atheismus als aristokratisch an, und denunzirte ihn in seiner Rede vor dem Konvent über das höchste Wesen mit folgenden Worten: „Der Atheismus ist aristokratisch. Die Idee eines höchsten Wesens, das über der unterdrückten Unschuld wacht und das triumphirende Verbrechen straft, ist ganz volksthümlich. Wäre kein Gott, so müßte man einen solchen erfinden." Der so tugendhafte Robespierre ahnte, daß seine tugendhafte bürgerliche Republik die sozialen Gegensätze nicht ausgleichen konnte, darum der Glaube an ein höchstes Wesen, das Vergeltung übt und auszugleichen trachtet, was die Menschen seiner Zeit noch nicht ausgleichen konnten, daher war auch für die erste Republik dieser Glaube eine Nothwendigkeit.

Ein Kulturfortschritt wird den anderen hervorrufen, die Menschheit wird sich immer neue Aufgaben stellen, und ihre Lösung wird sie zu einer Kulturentwicklung führen, die Nationalitätenhaß, Kriege, Religionsstreit und ähnliche Rückständigkeiten nicht mehr kennt.

Bevölkerung und Uebervölkerung.

Es ist vielfach bei Leuten, die sich mit sozialen Fragen beschäftigen, Mode geworden, die Bevölkerungsfrage als die wichtigste und brennendste aller Fragen anzusehen, da uns eine „Uebervölkerung" drohe, ja thatsächlich schon vorhanden sei. Diese Frage muß mehr wie jede andere soziale Frage vom internationalen Gesichtspunkte aus behandelt werden, denn die Volksernährung und die Volksvertheilung sind eminent internationale Thatsachen geworden. Ueber das Gesetz, nach welchem die Bevölkerung sich vermehrt, ist seit Malthus viel gestritten worden. In seiner berühmt und berüchtigt gewordenen Schrift „Versuch über das Bevölkerungsprinzip", die Karl Marx „als ein schülerhaft oberflächliches und pfäffisch vordeklamirtes Plagiat aus Sir James Stewart, Townsend, Franklin, Wallace u. s. w." bezeichnet, das „nicht einen einzigen selbstgedachten Satz enthält", stellt Malthus die Ansicht auf, daß die Menschheit das Bestreben habe, sich in geometrischer Progression zu vermehren (1, 2, 4, 8, 16, 32 u. s. w.), die Nahrung aber nur in arithmetischer Progression (1, 2, 3, 4, 5 u. s. w.) vermehrt werden könne. Die nothwendige Folge sei, daß zwischen der Menschenzahl und dem Nahrungsvorrathe rasch ein Mißverhältniß entstehe, das zu Massennoth und Massentod führen müsse. Man müsse also in der Kinderzeugung sich „Enthaltsamkeit" auferlegen, und dürfe nicht heirathen, habe man nicht genügend Mittel zur Ernährung einer Familie, weil sonst am „Tische der Natur" kein Platz für die Nachkommen vorhanden sei.

Die Furcht vor Uebervölkerung ist sehr alt. Wir erwähnten sie in der vorliegenden Schrift bereits bei Erörterung der Sozialzustände der Griechen und Römer, und am Ausgang des Mittelalters. Plato und Aristoteles, die Römer, die Kleinbürger des Mittelalters wurden von ihr beherrscht und sie beherrschte auch

Voltaire, der, im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts, eine Abhandlung darüber veröffentlichte. Diese Furcht tritt immer auf — das muß scharf hervorgehoben werden — *in Perioden, in welchen der vorhandene Sozialzustand im Zerfall und Untergang begriffen ist.* Weil in solchen Perioden allgemeine Unzufriedenheit entsteht, glaubt man in erster Linie, die Noth und Unzufriedenheit rühre daher, daß Mangel an Lebensmitteln und nicht die Art, wie die vorhandenen sich vertheilen, die Ursache sei.

Alle bisherigen vorgeschrittenen Sozialzustände beruhten auf Klassenherrschaft, und das vornehmste Mittel der Klassenherrschaft ist die Besitznahme von Grund und Boden. Der Grund und Boden gelangt allmälig aus den Händen einer großen Zahl von Eigenthümern in die Hände einer kleinen Zahl, die ihn nur unvollständig ausnutzt und bebaut. Die große Masse wird eigenthums-, existenzlos, ihre Portion an Nahrungsmitteln hängt von dem Wohlwollen der Herrschenden ab, für welche sie zu arbeiten hat. Je nach dem Zustand der Gesellschaft nimmt der Kampf um den Grund und Boden bestimmte Formen an, und endigte stets damit, daß er in den Händen der herrschenden Klasse sich konzentrirte. Verhindern unentwickelte Verkehrsverhältnisse oder politische Abgeschlossenheit der Gemeinwesen den Verkehr mit anderen, um gegebenen Falls Zufuhren an Lebensmitteln zu erhalten, so tritt der Gedanke, es seien zu viel Menschen vorhanden, bei jeder ungünstigen Ernte, die Theurung verursacht, hervor. Unter solchen Verhältnissen wird jeder Zuwachs der Familie als eine Last empfunden, das Gespenst der Uebervölkerung erscheint, das in demselben Maße Schrecken verbreitet, wie der Grund und Boden in immer weniger Händen vereinigt wird, und durch theilweise unterlassene Bebauung oder unter einer Benutzung, die mehr dem Vergnügen seiner Eigenthümer dient, an Produktivität verliert. Rom und Italien waren an Nahrung am ärmsten in jener Zeit, in welcher der gesammte Grund und Boden Italiens sich in den Händen von ungefähr 3000 Latifundienbesitzern befand. Daher der Schreckensruf: die Latifundien richten Rom zu Grunde. Der Grund und Boden wurde in mächtige Jagdreviere oder großartige Lustgärten verwandelt, häufig auch unbebaut liegen gelassen, weil seine Bebauung durch Sklavenarbeit den Großen theurer kam, als das aus Sizilien und Afrika bezogene Getreide. Ein Zustand, der dem schamlosesten Kornwucher Thür und Thor öffnete, bei dem wieder

der reiche Adel in erster Linie betheiligt war. In Rücksicht auf diesen Kornwucher unterblieb sogar oft die Bebauung des heimischen Grund und Bodens. Da zog der verarmte römische Bürger, der verarmte Adel es vor, auf Ehe und Kindererzeugung zu verzichten, dafür entstanden jene Gesetze, die auf Heirath und Kinder Prämien setzten, um die beständige Verminderung der herrschenden Klassen zu verhindern.

Die gleiche Erscheinung trat gegen Ende des Mittelalters auf, nachdem Adel und Geistlichkeit während Jahrhunderten durch alle Mittel der List und Gewalt zahlreiche Bauern ihres Eigenthums beraubt, und das Gemeindeland an sich gerissen hatten. Als dann die Bauern sich empörten und niedergeschlagen wurden, ward erst recht das Raubhandwerk auf höherer Stufenleiter fortgesetzt, und von den reformirten Fürsten auch am Kirchengut praktizirt. Die Zahl der Räuber, Bettler und Vagabonden war niemals größer, als unmittelbar vor und nach der Reformation. Die expropriirte Landbevölkerung strömte nach den Städten, dort waren aber aus bereits geschilderten Ursachen die Lebensverhältnisse ebenfalls immer üblere geworden, und so war „Uebervölkerung" überall vorhanden.

Das Auftreten von Malthus fällt nun in jene Periode der englischen Industrie, wo in Folge der neuen Erfindungen von Hargreaves, Arkwright und Watt gewaltige Umgestaltungen in der Mechanik und Technik eintraten, die zunächst hauptsächlich in der Baumwollen- und Leinenindustrie zur Geltung gelangten und die Arbeiter der betroffenen Industrien zu Zehntausenden brotlos machten. Die Konzentration der Kapitalien und des Bodeneigenthums nahm um jene Zeit in England große Dimensionen an, und mit dem rasch steigenden Reichthum auf der einen Seite wuchs das Massenelend auf der anderen. In einer solchen Zeit mußten die herrschenden Klassen, welche die bestehende Welt für die beste anzusehen alle Ursache haben, für eine so widersprechende Erscheinung wie die Pauperisirung der Massen, inmitten des steigenden Reichthums und der höchsten Industrieblüthe, eine Erklärung suchen. Nichts war bequemer, als der allzuraschen Vermehrung der Arbeiter durch Kinderzeugung, und nicht ihrer Ueberflüssigmachung durch den kapitalistischen Produktionsprozeß und die Akkumulirung des Grund und Bodens in den Händen der Landlords, die Schuld zu geben. Unter solchen Verhältnissen war das „schülerhaft oberflächliche, pfäffisch vordeklamirte Plagiat", das Malthus veröffentlichte, eine Arbeit, die den geheimsten Gedanken und Wünschen

der herrschenden Klasse drastischen Ausdruck gab und ihr Treiben vor der Welt rechtfertigte. Daher erklärt sich der ungeheure Beifall, den es auf der einen Seite, und die heftige Befehdung, die es auf der anderen fand. Malthus hatte für die englische Bourgeoisie im rechten Augenblick das rechte Wort gesprochen, und so wurde er, trotzdem seine Schrift „keinen einzigen selbstgedachten Satz" enthielt, ein großer und berühmter Mann und sein Name zum Stichwort für die ganze Lehre.*

Nun, die Zustände, die Malthus zu seinem Nothschrei und zu seiner brutalen Lehre veranlaßten — denn er richtete sie an die arbeitende Klasse und fügte so zum Schaden auch noch den Hohn — haben seitdem sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gesteigert. Nicht blos im Vaterlande des Malthus, in Großbritannien, sondern in allen Ländern der Welt mit kapitalistischer Produktionsweise, die das Raubsystem an Grund und Boden, die Knechtung und Unterjochung der Massen durch die Maschinerie und Fabrik zur Folge hat. Dieses System besteht, wie nachgewiesen wurde, in der Trennung des Arbeiters von seinem Arbeitsmittel, sei dieses Grund und Boden oder Werkzeug, und in dem Uebergange der Arbeitsmittel in die Hände der Kapitalisten. Das System schafft immer neue Industriezweige, entwickelt und konzentrirt dieselben, wirft damit aber immer neue Volksmassen auf die Straße, macht sie „überzählig". Im Ackerbau befördert es, wie im alten Rom, den Latifundienbesitz mit allen seinen Folgen. Irland, das in dieser Richtung das klassischste Land in Europa ist, das vom englischen Raubsystem am schlimmsten heimgesucht wurde, besaß schon 1876 884,4 Quadratmeilen Wiesen und Weideland, aber nur 263,3 Quadratmeilen Ackerland, und jedes Jahr schreitet die Verwandlung von Ackerland in Wiesen- und Weideland für Schaf- und Rinderherden, in Jagdreviere für die Landlords, weiter vor.**

* Daß Darwin und Andere ebenfalls zu Nachbetern Malthus wurden, zeigt nur, wie der Mangel ökonomischer Studien auf diesem Gebiet zu den einseitigsten Anschauungen führt.

** Ferd. Freiligrath singt in dem erschütternden Gedicht „Irland":

So sorgt der Herr, daß Hirsch und Ochs,
Das heißt: daß ihn sein Bauer mäste,
Statt auszutrocknen seine Bogs —
Ihr kennt sie ja: Irlands Moräste!

Das irische Ackerland befindet sich außerdem vielfach in den Händen einer großen Zahl kleiner und kleinster Pächter, die nicht im Stande sind, die Ausnutzung des Bodens in höherem Maßstab zu betreiben. So zeigt Irland den Anblick eines Landes, das sich aus einem ackerbautreibenden Lande in ein Hirtenland zurückverwandelte. Dabei ist die Bevölkerung, die Anfangs dieses Jahrhunderts über acht Millionen Köpfe betrug, gegenwärtig auf ca. 5 Millionen gesunken, und noch immer sind einige Millionen „überzählig". Die Rebellion der Irländer gegen England erklärt sich hiernach sehr einfach, doch ist der Kampf der Home-Ruler nur auf Schaffung einer irischen Grundbesitzerklasse gerichtet und bringt der Masse des irischen Volks keineswegs die erhoffte Befreiung. Das wird das irische Volk erst erkennen, sobald die Home-Ruler ihre Pläne durchsetzten. Schottland zeigt ein ganz ähnliches Bild wie Irland in seinen Bodenbesitz- und Bodenbebauungsverhältnissen.* Aehnliches wiederholt sich in dem erst in den letzten Jahrzehnten in die moderne Entwicklung eingetretenen Ungarn. Ein Land, an fruchtbarem Boden

---

Er läßt den Boden nutzlos ruhn,
Drauf Halm an Halm sich wiegen könnte;
Er läßt ihn schnöd dem Wasserhuhn,
Dem Kibitz und der wilden Ente.
Ja doch, bei Gottes Fluche: — Sumpf
Und Wildniß vier Millionen Aecker!

* „Zwei Millionen Acres, welche die fruchtbarsten Ländereien Schottlands einbegreifen, sind ganz und gar wüst gelegt. Das natürliche Gras von Glen Tilt zählt zu den nahrhaftesten der Grafschaft Perth; der Deer forest (Wildpark) von Ben Aulder war der beste Grasgrund im weiten Distrikt von Badenoch; ein Theil des Black Mount Forest war das vorzüglichste schottische Weideland für schwarzgesichtige Schafe. Von der Ausdehnung des für Jagdliebhaberei wüstgelegten Grund und Bodens mag man sich eine Vorstellung bilden aus der Thatsache, daß er einen viel größeren Flächenraum umfaßt, als die ganze Grafschaft Perth. Den Verlust des Landes an Produktionsquellen in Folge dieser gewaltsamen Verödung mag man daraus schätzen, daß der Boden des Wildparks von Ben Aulder 15000 Schafe nähren könnte und daß er nur ein Dreißigstel des gesammten Jagdreviers von Schottland beträgt. . . . All dieses Jagdland ist durchaus unproduktiv. . . . es hätte ebensowohl in den Fluthen der Nordsee versenkt werden können." Der Londoner „Economist", 2. Juli 1866, zitirt bei Karl Marx: Das Kapital, I. Band, zweite Auflage.

so reich wie wenige in Europa, ist überschuldet, seine Bevölkerung ist verarmt und befindet sich in den Händen von Wucherern, aus Verzweiflung wandert sie in Massen aus. Aber der Grund und Boden hat sich in den Händen moderner Kapitalmagnaten konzentrirt, die mit Wald und Ackerland die schlimmste Raubwirthschaft treiben, so daß Ungarn in nicht ferner Zeit aufhört, ein Getreide ausführendes Land zu sein. Aehnlich verhält es sich mit Italien. In Italien hat die politische Einheit der Nation, ganz wie in Deutschland, der kapitalistischen Entwicklung mächtig auf die Beine geholfen, aber die fleißigen Bauern von Piemont und der Lombardei, von Toskana, der Romagna und Sizilien verarmen immer mehr und gehen zu Grunde. Bereits beginnen Sümpfe und Moore sich von Neuem zu bilden, wo vor wenigen Jahrzehnten gut gepflegte Gärten und Aecker kleiner Bauern standen. Vor den Thoren Roms, in der sogenannten Campagna, liegen hunderttausende Hektare Bodens brach, in einem Landstrich, der einst zu den blühendsten des alten Rom gehörte. Sümpfe bedecken den Boden und hauchen ihre giftigen Miasmen aus. Wenn unter Aufwendung entsprechender Mittel eine gründliche Entsumpfung und eine zweckmäßige Bewässerung eingerichtet würde, erhielte die römische Bevölkerung durch die Campagna eine reichliche Nahrungs- und Genußquelle. Aber Italien leidet an der Großmachtssucht, es ruinirt sich und die Bevölkerung in militärischen und maritimen Rüstungen und in der afrikanischen „Kolonisation", und so hat es für Kulturaufgaben, wie die Fruchtbarmachung der Campagna, keine Mittel. Aehnlich steht es mit Süditalien und besonders mit Sizilien. Letzteres, einst die Kornkammer Roms, verfällt immer mehr der Verarmung; eine ausgesogenere, ärmlicher lebende, mißhandeltere Bevölkerung giebt es in ganz Europa nicht mehr. Die bedürfnißlosen Söhne des schönsten Landes Europas überschwemmen halb Europa und die Vereinigten Staaten als Lohndrücker, weil sie auf dem heimathlichen Boden, der nicht ihr Eigenthum ist, nicht verhungern wollen. Die Malaria, jenes schreckliche Fieber, nimmt in ganz Italien Dimensionen an, daß die Regierung erschreckt darüber schon 1882 eine Untersuchung vornehmen ließ, die das traurige Resultat ergab, daß von den 69 Provinzen des Landes 32 in hohem Grade von der Krankheit heimgesucht, 32 bereits davon ergriffen und nur 5 davon noch verschont geblieben waren. Die Krankheit, früher nur auf dem Lande bekannt, drang in die Städte, weil das dort auf-

gehäufte Proletariat durch die proletarisirte Landbevölkerung vermehrt, die Infektionsherde der Krankheit bildet.

Diese Thatsachen in Verbindung mit dem, was bereits über die Wirkungen und Folgen der kapitalistischen Produktionsweise gesagt wurde, belehren uns, daß Noth und Elend der Massen nicht die Folgen des Mangels an Nahrungs- und Lebensmitteln sind, sondern die Folgen ungleicher Vertheilung, welche die Einen zum Ueberfluß, die Anderen zum Darben führt. Es erzeugt einestheils Vernichtung und Verschleuderung von Vorräthen, andererseits ruft es Vernachlässigung ihrer Gewinnung hervor. Die Malthusschen Behauptungen haben nur vom Standpunkt der kapitalistischen Produktionsweise Sinn. Wer auf diesem steht, hat auch alle Ursache, sie zu vertheidigen, sonst geht ihm der Boden unter den Füßen verloren.

Auf der anderen Seite drängt die kapitalistische Produktion selbst zur Produktion von Kindern, insofern als sie billige „Hände", in Gestalt von Kindern, für ihre Fabriken braucht. Das Kinderzeugen wird bei dem Proletarier eine Art Berechnung, insofern ihn der Lebensunterhalt derselben wenig oder nichts kostet, sie erwerben die Kosten ihres Lebensunterhalts selbst. Der Proletarier in der Hausindustrie wird sogar genöthigt, viele Kinder zu haben, weil darin eine Gewähr für seine größere Konkurrenzfähigkeit liegt. Dieses ist sicher ein scheußliches System, denn es verstärkt die Pauperisirung des Arbeiters und provozirt seine eigene Ueberflüssigmachung durch die Kinder, die für die elendesten Löhne arbeiten müssen.

Die Unmoralität und die Schäden dieses Systems liegen auf der Hand und sie nehmen zu mit der Ausbreitung und Ausweitung der kapitalistischen Wirthschaft, daher begreift es sich, daß die bürgerlichen Ideologen, und das sind alle bürgerlichen Oekonomen, die Malthusschen Ideen vertheidigen und insbesondere auch in Deutschland die „Uebervölkerungsidee" in der Bourgeoisie immer mehr Anklang findet. Das Kapital ist der unschuldig Angeklagte und der Arbeiter ist der Verbrecher.

Nur schade, daß Deutschland nicht nur Proletarier „überzählig" hat, sondern auch „Intelligenzen"; das Kapital erzeugt nicht blos Ueberproduktion an Grund und Boden, Waaren, Arbeitern, Frauen und Kindern, sondern auch an „Beamten und Gelehrten", wie wir noch beweisen werden. Nur eins ist in dieser kapita-

listischen Welt nicht „überzählig", das Kapital und sein Träger, der Kapitalist.

Sind die bürgerlichen Oekonomen Malthusianer, so sind sie, was sie aus bürgerlichem Interesse sein müssen, nur sollen sie ihre bürgerlichen Schrullen nicht auf die sozialistische Gesellschaft übertragen wollen. John Stuart Mill z. B. sagt: „Der Kommunismus ist gerade derjenige Zustand der Dinge, bei dem man erwarten darf, daß die öffentliche Meinung sich mit der allergrößten Intensität gegen diese Art selbstsüchtiger Unmäßigkeit erklären wird. Jede Volksvermehrung, welche die annehmliche Lage der Bevölkerung verringern oder deren Mühen steigern würde, müßte dann für jedes einzelne Individuum der Assoziation unmittelbare und unverkennbare Inkonvenienz zur Folge haben, und diese könnte dann nicht der Habsucht der Arbeitgeber oder den ungerechten Privilegien der Reichen zur Last gelegt werden. Unter so veränderten Umständen könnte es nicht ausbleiben, daß die öffentliche Meinung ihre Mißbilligung zu erkennen gäbe, und wenn diese nicht ausreichte, daß man durch Strafen irgend welcher Art diese oder andere gemeinschädliche Unenthaltsamkeit unterdrücken würde. Die kommunistische Theorie trifft also keineswegs in besonderer Weise der Vorwurf, welcher von der Gefahr der Uebervölkerung hergenommen ist; vielmehr empfiehlt sich dieselbe dadurch, daß sie in hohem Grade diesem Uebelstande vorzubeugen die Tendenz haben würde." Und Prof. Ad. Wagner sagt auf Seite 376 von Raus „Lehrbuch der politischen Oekonomie": „Am wenigsten würde in einem sozialistischen Gemeinwesen prinzipiell Ehefreiheit oder Freiheit der Kinderzeugung gewährt werden können." Die Genannten gehen also von der Ansicht aus, daß das Streben nach Uebervölkerung ein allen Gesellschaftszuständen gemeinsames sei, aber beide vindiziren dem Sozialismus die Eigenschaft, das Verhältniß von Bevölkerung und Nahrung, besser als jede andere Gesellschaftsform, ins Gleichgewicht bringen zu können. Das Letztere ist richtig, das Erstere nicht.

Es gab allerdings auch vereinzelte Sozialisten, die von den Malthusschen Ideen bestochen, die Gefahr einer Uebervölkerung „nahe bevorstehen" sahen. Aber diese sozialistischen Malthusianer sind verschwunden. Das tiefere Eindringen in die Natur und das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und die Thatsache, daß wir nach den Klageliedern unserer Agrarier nicht zu wenig, sondern zu viel Nahrungsmittel produziren, und die deshalb entstandenen

niedrigen Preise die Produktion der Nahrungsmittel unrentabel machten, hat sie eines besseren belehrt.

Ein Theil unserer Malthusianer bildet sich ein, und der Chorus der bürgerlichen Wortführer schwatzt es ihm gedankenlos nach, eine sozialistische Gesellschaft, in der freie Liebeswahl besteht und für Alle eine menschenwürdige Existenz vorhanden sei, werde zu einem Kaninchenstall werden; sie würde dem ausschweifendsten Geschlechtsgenuß verfallen und massenhafter Kinderzeugung. Das grade Gegentheil dürfte eintreten, wie gewisse Erfahrungen beweisen. Bisher hatten die größte Zahl der Kinder nicht die bessersituirten Schichten, sondern umgekehrt die schlechtest situirten. Man darf sogar, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, sagen: *je ärmlicher die Lage einer Proletarierschicht, um so zahlreicher ist durchschnittlich der Kindersegen; Ausnahmen hüben und drüben zugegeben.* Das bestätigt auch Virchow, indem er sagt: „Wie der englische Arbeiter in seiner tiefsten Versunkenheit, in der äußersten Entblößung des Geistes endlich nur noch zwei Quellen des Genusses kennt, den Rausch und den Beischlaf, so hatte auch die oberschlesische Bevölkerung *bis vor wenig Jahren* alle Wünsche, alles Streben auf diese beiden Dinge konzentrirt. Der Branntweingenuß und die Befriedigung des Geschlechtstriebs waren bei ihr vollkommen souverän geworden, und so erklärt es sich leicht, daß die Bevölkerung eben so rapid an Zahl wuchs, als sie an physischer Kraft und an moralischem Halt verlor." Karl Marx spricht sich ähnlich aus, indem er im „Kapital" schreibt: „In der That steht nicht nur die Masse der Geburten und Todesfälle, sondern die absolute Größe der Familien im umgekehrten Verhältniß zur Höhe des Arbeitslohnes, also zur Masse der Lebensmittel, worüber die verschiedenen Arbeiterkategorien verfügen. *Dies Gesetz der kapitalistischen Gesellschaft klänge unsinnig unter Wilden oder selbst zivilisirten Kolonisten.* Es erinnert an die massenhafte Rohproduktion individuell schwacher und vielgehetzter Thierarten." Des weiteren zitirt Marx Laing, der äußert: „Befände sich alle Welt in bequemen Umständen, so wäre die Welt bald entvölkert." Laing ist also entgegengesetzter Anschauung wie Malthus, er glaubt, gute Lebenshaltung trage nicht zur Vermehrung, sondern zur Verminderung der Geburten bei. Aehnlich äußert sich Herbert Spencer, der sagt: „*Immer und überall* sind Vervollkommnung und Fortpflanzungsfähigkeit einander entgegengesetzt.

Daraus folgt, daß die fernere Entwicklung, welcher die Menschheit engegensieht, wahrscheinlich eine Abnahme ihrer Fortpflanzung zur Folge haben wird."

Es ist hier also eine Uebereinstimmung von Männern vorhanden, die sonst auf ganz verschiedenen Standpunkten stehen, und ihrer Auffassung schließen auch wir uns an.

Man könnte die ganze Bevölkerungsfrage kurzer Hand damit abthun, daß man sagt, auf absehbare Zeit ist eine Befürchtung wegen Uebervölkerung überhaupt nicht in Aussicht, denn wir befinden uns einem solchen Ueberfluß von Nahrungsmitteln gegenüber, der zunächst sogar mit jedem Jahre größer zu werden droht, daß die Sorge, diesen Reichthum an Lebensmitteln zu leidlichem Preise anzubringen, für die Lebensmittelproduzenten die größte Sorge ist, die sie haben. Ein rascheres Wachsen der Konsumenten würde diesen sogar das Erwünschteste sein. Aber unsere Malthusianer sind im Erheben von Einwürfen unermüdlich und so muß man diesen Einwürfen begegnen, um ihnen nicht die Ausrede zu lassen, man könne ihnen nicht antworten.

Sie behaupten, die Gefahr der Uebervölkerung in nicht ferner Zeit liege in dem Gesetz des „abnehmenden Bodenertrags". Unser Kulturboden werde „ertragsmüde", steigende Ernten seien nicht mehr zu erwarten und, da kulturfähiger Boden, der noch bebaut werden könne, immer seltener werde, sei die Gefahr des Nahrungsmangels bei weiterer Vermehrung der Bevölkerung eine unmittelbare. Wir haben zwar schon in den Abschnitten über die landwirthschaftliche Bodenausnutzung in dieser Schrift, wir wir glauben unwiderlegbar nachgewiesen, welche enormen Fortschritte noch die Menschheit vom Standpunkt der gegenwärtigen Bodenbewirthschaftungslehre in Bezug auf Gewinnung neuer Nahrungsmengen zu machen vermag, aber wir wollen weitere Beispiele dafür anführen. Ein sehr tüchtiger Großgrundbesitzer und ein anerkannter Nationalökonom, also ein Mann, der in beiden Richtungen Malthus weit überragte, äußerte schon 1850, also zu einer Zeit, als die Agrikulturchemie noch in den Windeln lag, in Bezug auf landwirthschaftliche Produktion: „Die Produktivität der Rohproduktion, namentlich von Nahrungsstoff, wird künftig nicht mehr hinter der Produktivität in der Fabrikation und der Transportation zurückbleiben. . . . In unseren Tagen beginnt erst die Agrikulturchemie der Landwirthschaft Aussichten zu eröffnen, die ohne Zweifel

noch zu manchem Irrweg verleiten werden, die aber schließlich die Schöpfung des Nahrungsstoffs ebenso in die Gewalt der Gesellschaft legen dürften, als es heute in ihrer Macht liegt, beliebige Tuchquantitäten zu liefern, wenn nur die nöthigen Wollvorräthe vorhanden sind."*

Justus v. Liebig, der Schöpfer der Agrikulturchemie, ist der Ansicht, „daß, wenn menschliche Arbeit und Dungmittel in genügender Menge vorhanden sind, der Boden unerschöpflich ist und ununterbrochen die reichlichsten Ernten giebt". Das Gesetz des abnehmenden Bodenertrags ist eine Malthussche Schrulle, das zu seiner Zeit bei sehr unentwickeltem landwirthschaftlichen Kulturstand angenommen werden konnte, aber längst durch Wissenschaft und Erfahrung widerlegt ist. Gesetz ist vielmehr: Der Ertrag eines Feldes steht in direktem Verhältniß zu der auf dasselbe verwandten menschlichen Arbeit (Wissenschaft und Technik einbegriffen) und den auf dasselbe zweckentsprechend verwendeten Dungstoffen. War es dem kleinbäuerlichen Frankreich möglich, in den letzten neunzig Jahren seinen Bodenertrag mehr als zu vervierfachen, während die Bevölkerung sich nicht einmal verdoppelte, so sind ganz andere Resultate von einer sozialistisch wirthschaftenden Gesellschaft zu erwarten. Unsere Malthusianer übersehen ferner, daß bei den heutigen Verhältnissen nicht nur unser Grund und Boden in Betracht kommt, sondern der Boden der ganzen Welt, d. h. zu einem großen Theil Länder, deren Fruchtbarkeit das zwanzig-, dreißig- und mehrfache ergiebt, als unser Boden von gleichem Umfang. Die Erde ist schon stark von Menschen in Besitz genommen, aber sie ist, mit Ausnahme eines kleinen Bruchtheils, nirgends angebaut und ausgenutzt, wie sie angebaut und ausgenutzt werden könnte. Nicht allein könnte Großbritannien, wie nachgewiesen, eine große Menge von Nahrungsmitteln mehr erzeugen als heute, auch Frankreich, Deutschland, Oesterreich und in noch weit höherem Grade die übrigen Länder Europas. In dem kleinen Württemberg mit seinen 879 970 Hektaren Getreideboden ließe sich allein durch Anwendung des Dampfpflugs die durchschnittliche Erntemenge von 6 410 000 Zentner auf 9 000 000 Zentner erhöhen.

Das europäische Rußland, an dem heutigen Bevölkerungs-

* Rodbertus: Zur Beleuchtung der sozialen Frage. 1850.

stand Deutschlands als Maßstab gemessen, würde statt der circa 90 Millionen, die es gegenwärtig zählt, 475 Millionen ernähren können. Heute zählt das europäische Rußland ungefähr 1000 Einwohner auf die Quadratmeile, Sachsen über 12000.

Der Einwand, daß Rußland weite Strecken Landes habe, die durch ihr Klima eine höhere Befruchtung unmöglich machten, trifft zwar zu, dagegen hat es, namentlich im Süden, ein Klima und eine Bodenfruchtbarkeit, wie Deutschland beides nicht entfernt kennt. Weiter werden durch die Dichtigkeit der Bevölkerung und die damit steigende Kultur des Bodens — Waldausrodung, Entsumpfung ꝛc. — Veränderungen im Klima herbeigeführt, die sich gegenwärtig gar nicht ermessen lassen. Ueberall, wo der Mensch in dichten Mengen sich ansammelt, gehen auch klimatische Veränderungen vor. Wir legen heute diesen Erscheinungen zu wenig Gewicht bei, vermögen sie auch in ihrem ganzen Umfang nicht zu ermessen, weil wir keine Veranlassung und, wie die Dinge gegenwärtig noch liegen, auch nicht die Möglichkeit haben, Experimente im Großen anzustellen. Ferner sind alle Reisenden darin einig, daß z. B. selbst im hohen Norden Sibiriens, wo Frühjahr, Sommer und Herbst sich in rascher Folge und auf wenige Monate zusammendrängen, plötzlich eine Ueppigkeit der Vegetation sich entwickelt, die das höchste Erstaunen hervorruft. So würde auch das heute so spärlich bevölkerte Schweden und Norwegen mit seinen ungeheuren Wäldern und seinem unerschöpflich zu nennenden Metallreichthum, seiner Menge Flüsse, seinen Meeresküsten, eine reiche Quelle der Ernährung für eine dichte Bevölkerung abgeben. Die passenden Mittel und Einrichtungen sind unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu beschaffen, die den Reichthum dieser Länder erschließen, und so wandert die spärliche Bevölkerung sogar aus.

Was vom Norden gesagt werden kann, gewinnt eine ungleich größere Bedeutung für den Süden Europas: für Portugal, Spanien, Italien, Griechenland, die Donauländer, Ungarn, die Türkei u. s. w. Ein Klima von der größten Vortrefflichkeit, ein Boden, so üppig und fruchtbar, wie er kaum in den besten Gegenden der Vereinigten Staaten vorhanden ist, giebt einst ungezählten Bevölkerungsschaaren die reichlichste Nahrung. Die faulen politischen und sozialen Zustände jener Länder veranlassen, daß Hunderttausende unserer Landsleute lieber über den Ozean ziehen, als sich in jenen viel näher und bequemer gelegenen Ländern niederzulassen. Sobald

dort vernünftige soziale und internationale Beziehungen vorhanden sind, werden neue Millionen Menschen nöthig sein, um jene weiten und fruchtbaren Länder auf eine höhere Kulturstufe zu heben.

Wir haben, um wesentlich höhere Kulturzwecke erreichen zu können, auf lange Zeit hinaus in Europa nicht Ueberfluß an Menschen, sondern Mangel daran, und es ist unter solchen Umständen absurd, sich wegen Uebervölkerung einer Befürchtung hinzugeben. Dabei muß immer im Auge behalten werden, daß die Ausnutzung der vorhandenen Nahrungsquellen, durch die Anwendung von Wissenschaft und Arbeit, gar keine Grenzen erkennen läßt und jeder Tag uns neue Entdeckungen und Erfindungen bringt, welche die Quellen der Nahrungsgewinnung vermehren.

Gehen wir von Europa zu den anderen Erdtheilen über, so stellt sich uns Menschenmangel und Bodenüberfluß noch in viel höherem Grade dar. Die üppigsten und fruchtbarsten Länder der Erde liegen heute noch vollständig oder fast vollständig unbenutzt, weil ihre Urbarmachung und Ausbeutung nicht mit einigen hundert oder einigen tausend Menschen in Angriff genommen werden kann, sondern Massenkolonisationen von vielen Millionen erfordert, um der überüppigen Natur nur einigermaßen Herr werden zu können. Dazu gehören u. a. Zentral- und Südamerika, ein Terrain von Hunderttausenden von Quadratmeilen. Argentinien z. B. hatte 1892 rund 5 Millionen Hektaren kultivirt, das Land hat aber 96 Millionen Hektaren fruchtbaren Boden zur Verfügung. Der für Weizenbau geeignete Boden Südamerikas, der noch brach liegt, wird auf mindestens 200 Millionen Hektare geschätzt, die Vereinigten Staaten, Oesterreich-Ungarn, Großbritannien und Irland, Deutschland und Frankreich zusammengenommen, haben aber nur ungefähr 105 Millionen Hektare für Halmfrüchte in Anbau. Carey behauptet, daß allein das einzige, 360 Meilen lange Orinokothal Nahrungsmittel in solcher Menge zu liefern vermöge, daß die ganze heutige Menschheit davon erhalten werden könnte. Nehmen wir nur die Hälfte an, so ist das überreichlich. Jedenfalls könnte Südamerika allein das Mehrfache der Menschenzahl, die gegenwärtig auf der Erde wohnt, ernähren. Der Nährwerth eines mit Bananenbäumen bepflanzten Terrains und eines gleich großen, auf dem Weizen gebaut wird, stellt sich wie 133 zu 1. Während unser Weizen heute in

günstigem Boden zwölf- bis zwanzigfältige Frucht trägt, giebt der Reis in seiner Heimath 80—100fach, der Mais 250—300fach seine Saat zurück, und von manchen Gegenden, wie z. B. von den Philippinen, wird die Ertragsfähigkeit des Reises auf das 400fache geschätzt. Es handelte sich ferner bei all diesen Nahrungsmitteln darum, sie durch die Zubereitung möglichst nahrhaft zu machen. Die Chemie hat in den Ernährungsfragen ein unerschöpfliches Feld der Entwicklung vor sich.

Zentral- und Südamerika, insbesondere Brasilien, das allein nahezu so groß wie ganz Europa ist — Brasilien 152000 Quadratmeilen mit etwa 15 Millionen Einwohnern gegen Europa mit 178000 Quadratmeilen mit ungefähr 340 Millionen Einwohnern — strotzen von einer Ueppigkeit und Fruchtbarkeit, die das Staunen und die Bewunderung aller Reisenden erregt, und sind diese Länder auch an Erzen und Metallen unerschöflich reich. Aber für die Welt sind sie bis heute noch fast unerschlossen, weil ihre Bevölkerung indolent ist und an Zahl und Kultur zu niedrig steht, um der gewaltigen Natur Herr zu werden. Wie es in Afrika aussieht, darüber haben uns die Entdeckungen der letzten Jahre belehrt. Wird auch ein großer Theil Innerafrikas für europäische Bodenkultur nie verwendbar sein, so sind andere Territorien von großem Umfang in sehr hohem Grade ausnutzbar, sobald nur vernünftige Kolonisationsprinzipien zur Anwendung kommen. Andererseits giebt es in Asien nicht allein weite, fruchtbare Länder, die Tausende Millionen von Menschen ernähren können, die Vergangenheit hat uns auch gezeigt, wie dort in gegenwärtig unfruchtbaren, fast wüsten Gegenden, das milde Klima üppige, reichste Nahrung dem Boden entlockt, wenn der Mensch es versteht, das segenspendende Wasser ihm zuzuführen. Mit der Vernichtung der großartigen Wasserleitungen und Bewässerungsanlagen in Vorderasien, den Ländern des Tigris und Euphrat ꝛc., in wüsten Eroberungskriegen und durch wahnsinnige Bedrückung der Bevölkerung durch die Eroberer, verwandelten sich Länder von Tausenden von Quadratmeilen in wüsten Sandboden. So außer in Asien in Nordafrika, Spanien, Mexiko, Peru. Schafft zivilisirte Menschen millionenweise herbei und unerschöpfliche Nahrungsquellen werden erschlossen. Die Frucht der Dattelpalme gedeiht in Asien und Afrika in kaum glaublicher Fülle und braucht dabei so wenig Platz, daß 200 Dattelbäume einen Morgen Landes bedecken. Die Durrha trägt in Aegypten mehr

als 3000fältige Frucht, und doch ist das Land arm. Nicht durch Ueberfluß an Menschen, sondern in Folge eines Raubsystems, das es fertig bringt, daß die Wüste von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer weiter sich ausdehnt. Welche großartigen Resultate mitteleuropäischer Acker- und Gartenbau in allen diesen Ländern erzielte, entzieht sich jeder Berechnung.

Die Vereinigten Staaten Nordamerikas können, nach dem heutigen Stande der Ackerbauproduktion gemessen, bequem das Fünfzehn- bis Zwanzigfache ihrer gegenwärtigen Bevölkerung (63 Millionen), also 1200 Millionen, ernähren; Canada könnte in demselben Verhältniß statt 5 Millionen mehreren hundert Millionen Nahrung geben. Ferner haben wir Australien, die zahlreichen, zum Theil großen und außerordentlich fruchtbaren Inseln des Großen und Indischen Ozeans ꝛc. Die Menschen vermehren, aber nicht sie vermindern, ist der Ruf, der im Namen der Kultur an die Menschheit ergeht.

Ueberall sind es die sozialen Einrichtungen — der bestehende Erzeugungs- und Vertheilungsmodus der Produkte — die Mangel und Elend erzeugen und nicht die Zahl der Menschen. Einige reichliche Ernten hintereinander drücken die Preise der Nahrungsmittel derart, daß ein erheblicher Theil unserer Bodenbebauer daran zu Grunde geht. Statt die Erzeuger in bessere Lage zu setzen, kommen sie in eine schlechtere. Ein großer Theil der Landwirthe sieht heute eine gute Ernte als ein Unglück an, weil sie die Preise so drückt, daß kaum die Produktionskosten gedeckt werden. Und das sollen vernünftige Zustände sein! Um den Erntereichthum anderer Länder uns fern zu halten, werden hohe Getreidezölle eingeführt, damit die Einfuhr des ausländischen Getreides erschwert wird und das inländische im Preise steigt. Wir haben nicht Mangel, sondern Ueberfluß an Nahrungsmitteln, wie wir Ueberfluß an Industrieprodukten haben. Wie Millionen Menschen für Industrieerzeugnisse aller Art Bedürfniß besitzen, aber unter den heutigen Eigenthums- und Erwerbsverhältnissen sie nicht befriedigen können, so leiden Millionen an den nothwendigsten Lebensmitteln Mangel, weil sie die Preise dafür nicht bezahlen können, obgleich die Preise niedrig und die Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden sind. Da fragen wir wieder: Und das sollen vernünftige Zustände sein? Die Verrücktheit und der Wahnsinn solcher Zustände liegt auf der Hand. Unsere Korn-

spekulanten lassen bei einer reichlichen Ernte oft die Frucht absichtlich zu Grunde gehen, weil sie wissen, daß der Preis sich progressiv steigert, wie die Frucht mangelt, und da sollen wir Uebervölkerung fürchten. In Rußland, Südeuropa und vielen anderen Ländern der Welt verfallen jährlich Hunderttausende Zentner von Getreide der Vernichtung, weil es an passenden Lagerräumen und geeigneten Transportmitteln fehlt. Viele Millionen Zentner von Nahrungsmitteln werden in Europa jährlich verschleudert, weil die Erntevorrichtungen unvollkommen sind, oder es an Händen für die Ernte im entscheidenden Augenblicke fehlt. Gar mancher Kornfeim, manche gefüllte Scheune und ganze Wirthschaften werden niedergebrannt, weil die Versicherungsprämie den Gewinn erhöht, man vernichtet Lebensmittel aus demselben Grunde, aus dem man Schiffe mit Mann und Maus ins Meer versinken läßt.* Bei unseren militärischen Uebungen werden jährlich bedeutende Ernteerträge ruinirt — die Kosten eines nur wenige Tage dauernden Manövers belaufen sich auf Hunderttausende, und die Abschätzung fällt bekanntlich sehr mäßig aus — und solche Manöver giebt es jedes Jahr eine größere Anzahl. Für die gleichen Zwecke sind, wie schon hervorgehoben, große Flächen aller Kultur entzogen.

Vergesse man auch nicht, daß zu all den Hilfsmitteln der Nahrungsvermehrung das Meer kommt, dessen Wasserfläche sich zur Erdfläche wie 18 zu 7 verhält, also zweiundeinhalbmal so groß ist, und einer rationellen Ausbeutung seines enormen Nahrungsreichthums noch harrt. Es eröffnet sich also für die Zukunft uns ein Bild, das unendlich verschieden ist von dem düstern Gemälde, das unsere Malthusianer uns malen.

---

* Schon zur Zeit des heiligen Basilius müssen ähnliche Zustände bestanden haben, denn er ruft den Reichen zu: „Elende, die ihr seid, was werdet ihr dem göttlichen Richter antworten? Ihr bedeckt mit Tapeten die Nacktheit eurer Mauern, aber bedeckt nicht mit Kleidern die Nacktheit des Menschen! Ihr schmückt die Pferde mit kostbaren, weichen Decken und verachtet euren mit Lumpen bedeckten Bruder. Ihr laßt zu Grunde gehen und auffressen euer Getreide in den Scheunen und auf den Kornböden und erlaubt euch nicht einmal einen Blick auf Diejenigen zu werfen, die kein Brot haben.“ Das Moralpredigen hat bei den Herrschenden von jeher herzlich wenig geholfen und wird in alle Zukunft nichts helfen. Man ändere die sozialen Einrichtungen, damit Niemand gegen seinen Nebenmenschen ungerecht handeln kann, und die Welt wird sich wohl befinden.

Wer kann überhaupt sagen, wo für unsere chemischen, physikalischen, physiologischen 2c. Kenntnisse die Grenze zu ziehen ist? Wer will wagen, vorauszusagen, welche Riesenunternehmungen — von unserem heutigen Standpunkt aus betrachtet — die Menschheit späterer Jahrhunderte ausführen wird, um wesentliche Veränderungen in den klimatischen Verhältnissen der Länder und ihrer Bodenausnützung zu erzielen?

Wir sehen bereits heute in der kapitalistischen Form der Gesellschaft Unternehmungen ausführen, die vor einem Jahrhundert als unmöglich und wahnsinnig galten. Breite Landengen werden durchstochen und Meere verbunden. Meilenlange Tunnels, in die Eingeweide der Erde gewühlt, verbinden durch die höchsten Berge getrennte Länder; andere werden unter dem Meeresboden gebrochen, um Entfernungen abzukürzen, Störungen und Gefahren zu vermeiden, welche für die durch das Meer getrennten Länder sich ergeben. Wo giebt es also einen Punkt, bei dem Jemand sagen könnte: „Bis hierher und nicht weiter!" Nicht allein ist das „Gesetz des abnehmenden Bodenertrags" auf Grund unserer heutigen Erfahrung zu verneinen, es giebt außerdem kulturfähigen Boden im Ueberfluß, um von Tausenden Millionen Menschen erst angebaut zu werden.

Sollten alle diese Kulturaufgaben zugleich angegriffen werden, *so haben wir nicht zu viel, sondern zu wenig Menschen.* Die Menschheit muß sich noch stark vermehren, um all den Aufgaben, die ihrer harren, gerecht zu werden. Weder ist der bebaute Boden ausgenützt, wie er ausgenützt werden könnte, *noch sind für fast Dreiviertel der Erdoberfläche die Menschen vorhanden, um sie bebauen zu können.* Unsere relative Uebervölkerung, die heute das kapitalistische System fortgesetzt zum Schaden des Arbeiters und der Gesellschaft erzeugt, *wird sich auf höherer Kulturstufe als eine Wohlthat erweisen.* Eine möglichst zahlreiche Bevölkerung ist nicht ein Hinderniß, sondern ein Mittel des Kulturfortschritts, und zwar genau so, wie die vorhandene Ueberproduktion an Waaren und Lebensmitteln, die Zerstörung der Ehen durch Verwendung der Frauen und Kinder in der modernen Industrie, die Expropriation des Handwerks und Bauernstandes durch das Kapital, als Vorbedingungen für eine höhere Kulturstufe sich herausstellen.

Wir kommen zur anderen Seite der Frage: Vermehren sich

die Menschen in beliebiger Zahl und haben sie das Bedürfniß dazu?

Um die große Vermehrungsfähigkeit der Menschen zu beweisen, lieben es die Malthusianer, sich auf abnorme Fälle einzelner Familien und Völkerschaften zu stützen. Damit ist aber nichts bewiesen. Diesen Fällen gegenüber giebt es andere, wo unter günstigen Lebensbedingungen nach kurzer Zeit sich vollkommene Sterilität oder nur sehr geringe Vermehrungsfähigkeit herausstellte. Auch ist es überraschend, wie schnell oft gut situirte Familien aussterben. Obgleich die Vereinigten Staaten, wie kein anderes Land, günstige Bedingungen für die Bevölkerungsvermehrung enthalten, und alljährlich Hunderttausende im kräftigsten Lebensalter einwandern, verdoppelt sich ihre Bevölkerung erst in dreißig Jahren. Von der behaupteten zwölf- oder zwanzigjährigen Verdopplungsperiode sind in größerem Maßstabe nirgends Beweise vorhanden.

Wie schon durch die Zitate von Virchow und Marx angedeutet wurde, die als Regel gelten können, vermehrt sich die Bevölkerung dort am raschesten, wo sie am ärmsten ist, weil, wie Virchow mit Recht behauptet, neben dem Trunk der Geschlechtsgenuß ihr einziges Vergnügen ist. Als Gregor VII. der Geistlichkeit das Zölibat aufzwang, klagten, wie wir anführten, die niederen Geistlichen der Diözese Mainz, sie hätten nicht, wie die Prälaten, alle möglichen Genüsse, ihre einzige Freude sei das Weib. Mangel an vielseitigerer Beschäftigung ist auch vielleicht die Ursache, daß die Ehen der Landgeistlichen durchschnittlich mit Kindern so gesegnete sind. Unbestreitbar ist ferner, daß unsere ärmsten Distrikte in Deutschland, das schlesische Eulengebirge, die Lausitz, das Erz- und Fichtelgebirge, der Thüringer Wald, der Harz ꝛc. die Sitze der dichtesten Bevölkerung sind, deren Hauptnahrung die Kartoffel bildet. Weiter steht fest, daß bei Schwindsüchtigen der Geschlechtstrieb besonders stark entwickelt ist, und diese oft noch in einem Stadium der Kräfteabnahme Kinder zeugen, in dem man es nicht mehr für möglich halten sollte.

Es ist ein Gesetz der Natur, das auch in den erwähnten Aussprüchen von Herbert Spencer und Laing sich ausgedrückt findet, an Quantität zu ersetzen, was an Qualität verloren geht. Die höchststehenden und stärksten Thiere: Löwe, Elephant, Kameel ꝛc., unsere Hausthiere, wie Pferd, Esel, Kuh, bringen sehr wenig Junge zur Welt, wohingegen die niedriger organisirten Thiere im umgekehrten

Verhältniß sich vermehren, z. B. alle Insektenarten, die meisten Fische ꝛc., die kleineren Säugethiere, wie Hasen, Ratten, Mäuse u. s. w. Andererseits stellte Darwin fest, daß gewisse Thiere, sobald sie aus der Wildniß unter die Zucht des Menschen kommen und gezähmt werden, ihre Fruchtbarkeit einbüßen, z. B. der Elephant. Damit ist erwiesen, daß veränderte Lebensbedingungen und daraus folgende veränderte Lebensweise das Entscheidende für die mehr oder weniger große Vermehrungsfähigkeit ist.

Nun sind es aber gerade die Darwinianer, welche die Uebervölkerungsfurcht theilen und auf welche sich unsere modernen Malthusianer als Autoritäten stützen. Unsere Darwinianer haben überall eine unglückliche Hand, sobald sie ihre Theorien auf die Menschenverhältnisse anwenden, weil sie hierbei roh empirisch verfahren und nicht berücksichtigen, daß der Mensch zwar das höchst organisirte Thier ist, aber im Gegensatz zu den Thieren, indem er die Naturgesetze erkennt, sie zweckbewußt zu lenken und zu benützen vermag.

Die Theorie vom Kampfe ums Dasein, die Lehre, daß die Keime für neue Existenzen in weit höherem Grade vorhanden sind, als auf Grund der vorhandenen Existenzmittel lebensfähig erhalten werden könnten, wären auch für die Menschenwelt vollkommen zutreffend, wenn die Menschen, statt ihr Gehirn anzustrengen und die Technik zu Hilfe zu nehmen, um Luft, Grund und Boden und Wasser zweckbewußt auszunützen, wie Viehheerden grasten, oder wie Affen zynisch frech und ungezügelt der Befriedigung ihres Geschlechtstriebes oblägen, also selbst zu Affen würden. Beiläufig bemerkt, liegt in der Thatsache, daß außer bei den Menschen nur noch bei den Affen der Geschlechtstrieb nicht an gewisse Zeiten gebunden ist, ein schlagender Beweis für die Verwandtschaft der beiden. Aber wenn sie nahe verwandt sind, sind sie nicht dasselbe, und man kann sie nicht auf eine Stufe stellen und mit gleichem Maße messen. Das möge sich auch wiederholt Ziegler merken, der in seiner mehrfach zitirten Schrift diese Vergleichung vornimmt.

Daß unter den bisherigen Eigenthums- und Produktionsverhältnissen der Kampf ums Dasein auch für den einzelnen Menschen bestand und besteht und viele die nothwendigen Lebensbedingungen nicht finden, ist vollkommen richtig. Aber sie fanden die Existenzmittel nicht, weil sie mangelten, sondern weil sie durch die sozialen Verhältnisse, mitten im größten Ueberfluß, ihnen vor-

enthalten wurden. Und falsch ist ferner, daraus abzuleiten, daß weil dies bisher so war, es unabänderlich sei und ewig so bleiben müsse. Hier ist der Punkt, wo die Darwinianer auf die schiefe Ebene gerathen, sie studiren wohl die Naturwissenschaft und Anthropologie, aber keine Soziologie, sondern leisten unseren bürgerlichen Ideologen gedankenlos Heeresfolge. So kommen sie zu ihren Trugschlüssen.

Der Geschlechtstrieb ist bei dem Menschen perennirend, er ist sein stärkster Trieb, der Befriedigung verlangt, soll die Gesundheit nicht leiden. Auch ist dieser Trieb in der Regel um so stärker, je gesünder und normaler entwickelt der Mensch ist, gleich wie ein guter Appetit und eine gute Verdauung einen gesunden Magen anzeigen, und die Grundbedingungen für einen gesunden Körper sind. Aber Befriedigung des Geschlechtstriebes und Zeugung oder Empfängniß sind nicht dasselbe. Ueber die Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts sind die verschiedensten Theorien aufgestellt worden. Im Ganzen tappen wir in diesen hochwichtigen Fragen noch im Dunkeln und zwar hauptsächlich, weil ein paar tausend Jahre lang die unsinnigste Scheu bestand, sich mit den Gesetzen seiner eigenen Entstehung und Entwicklung frei und naturgemäß zu beschäftigen, die Zeugungs- und Entwicklungsgesetze des Menschen gründlich zu studiren. Das wird erst allmälig anders und muß noch viel anders werden.

Von der einen Seite wird die Theorie aufgestellt, daß höhere geistige Entwicklung und starke geistige Beschäftigung, überhaupt höhere Nerventhätigkeit, auf den Geschlechtstrieb reprimirend einwirke und die Zeugungsfähigkeit abschwäche. Von der anderen wird das bestritten. Man weist auf die Thatsache hin, daß die besser situirten Klassen durchschnittlich weniger Kinder besäßen und dies nicht blos Präventivmaßregeln zuzuschreiben sei. Sicher wirkt stark anstrengende geistige Beschäftigung auf den Geschlechtstrieb reprimirend, aber daß diese Beschäftigung von der Mehrheit unserer besitzenden Klasse geübt wird, darf man bestreiten. Andererseits wirkt ein Uebermaß physischer Anstrengung ebenfalls reprimirend. Aber jedes Uebermaß von Anstrengung ist schädlich und aus diesem Grunde zu verwerfen.

Andere behaupten, die Lebensweise, insbesondere die Nahrung, bestimme, neben gewissen physischen Zuständen auf Seiten der Frau,

die Zeugungsfähigkeit und Empfänglichkeit. Entsprechende Nahrung beeinflusse, wie sich auch bei Thieren zeige, mehr als alles Andere die Wirkung des Zeugungsaktes. Hier dürfte in der That die Entscheidung liegen. Welchen Einfluß die Art der Ernährung auf den Organismus gewisser Thiere ausübt, ist in überraschender Weise bei den Bienen konstatirt worden, die durch Darreichung einer besonderen Nahrung sich beliebig eine Königin züchten. Die Bienen sind also in der Kenntniß ihrer Geschlechtsentwicklung weiter als die Menschen. Vermuthlich hat man ihnen nicht ein paar tausend Jahre lang gepredigt, daß es „unanständig" und „unsittlich" sei, sich um geschlechtliche Dinge zu bekümmern.

Bekannt ist ferner, daß Pflanzen, in gutem Boden und fett gedüngt, wohl üppig gedeihen, aber keinen Samen ergeben. Daß die Art der Nahrung auch auf die Zusammensetzung des männlichen Samens beim Menschen, wie auf die Befruchtungsfähigkeit des weiblichen Eies einwirkt, kann kaum einem Zweifel unterliegen, und so dürfte wohl von der Art der Ernährung die Vermehrungsfähigkeit der Bevölkerung in hohem Grade abhängen. Andere Faktoren, die in ihrer Natur noch wenig bekannt sind, spielen ebenfalls eine Rolle. Auffallend ist z. B., daß ein junges Ehepaar trotz langjähriger Ehe keine Kinder besitzt, aber nachdem das Ehepaar sich trennte und jeder Theil aufs Neue sich wieder verheirathete, in beiden Ehen sofort sich gesunde Kinder einstellen.

Eins ist in der Bevölkerungsfrage in Zukunft von ausschlaggebender Bedeutung. Das ist die höhere, freiere Stellung, welche unsere Frauen ohne Ausnahme alsdann einnehmen. Intelligente und energische Frauen haben — von Ausnahmen abgesehen — in der Regel keine Neigung, einer größeren Anzahl Kinder, als einer „Schickung Gottes", das Leben zu geben, und die besten Lebensjahre im Schwangerschaftszustande oder mit dem Kinde an der Brust zu verbringen. Diese Abneigung gegen zahlreiche Kinder, welche sogar die meisten Frauen gegenwärtig schon hegen, dürfte sich ungeachtet aller Vorsorge, die eine sozialistische Gesellschaft den Schwangeren und Müttern widmet, eher verstärken als vermindern und liegt hierin unseres Erachtens die große Wahrscheinlichkeit, daß die Bevölkerungsvermehrung langsamer als in der bürgerlichen Gesellschaft vor sich gehen wird.

Unsere Malthusianer haben wirklich nicht nöthig, sich wegen

der Zukunft der Menschheit die Köpfe zu zerbrechen. Bis jetzt sind Völker wohl durch Rückgang ihrer Kopfzahl zu Grunde gegangen, aber niemals durch ihre Ueberzahl. Schließlich vollzieht sich die Regulirung der Volkszahl in einer naturgemäß lebenden Gesellschaft ohne schädliche Enthaltsamkeit und ohne widernatürlichen Präventivverkehr. Karl Marx wird für die Zukunft ebenfalls Recht behalten; seine Auffassung, jede ökonomische Entwicklungsperiode habe auch ihr besonderes Bevölkerungsgesetz, wird sich auch unter der Herrschaft des Sozialismus als richtig bewahrheiten.

In einer Schrift „Die künstliche Beschränkung der Kinderzahl"* vertritt der Verfasser die Auffassung: Die Sozialdemokratie bezwecke durch ihre Opposition gegen den Malthusianismus ein Schelmenstück. Die rasche Volksvermehrung begünstige die Massenproletarisirung und diese fördere die Unzufriedenheit. Gelänge es, der Ueberbevölkerung Herr zu werden, dann sei es mit der Ausbreitung der Sozialdemokratie zu Ende und ihr sozialdemokratischer Staat sei mit all seiner Herrlichkeit für immer begraben. Da haben wir zu den vielen anderen ein neues Mittel, mit dem man die Sozialdemokratie tödtet, den Malthusianismus. Die großartige Unwissenheit des Sozialistentödters Ferdy in Bezug auf die Sozialdemokratie geht am besten aus folgenden Sätzen hervor, die er sich Seite 40 seiner Schrift leistet:

„Die Sozialdemokratie wird in ihren Forderungen weiter gehen als die Neo-Malthusianer. Sie wird verlangen, daß der Minimallohn so bemessen werde, daß jeder Arbeiter die nach dem gesellschaftlichen Nahrungsstande mögliche Kinderzahl erzeugen kann." . . . „Sobald einmal die letzten Konsequenzen der Sozialdemokratie gezogen und das Privateigenthum aufgehoben wäre, da würde alsbald auch der Einfältigste sich sagen: „Warum sollte ich wohl länger und härter arbeiten müssen, nur weil es meinem Nachbar beliebt, ein Dutzend neuer Mitglieder in die Gesellschaft hineinzustoßen."

Man sollte doch erst das ABC des Sozialismus kennen, ehe man sich anmaßt, über ihn zu schreiben und noch dazu solch ungereimtes Zeug zu schreiben.

Die Menschheit wird in der sozialistischen Gesellschaft, in der sie erst wirklich frei und auf ihre natürliche Basis gestellt ist, ihre Entwicklung mit Bewußt-

* Von Hans Ferdy. Vierte Auflage. Leipzig und Neuwied 1894.

sein nach Naturgesetzen lenken. In allen bisherigen Epochen handelte sie in Bezug auf Produktion und Vertheilung, wie auf Bevölkerungsvermehrung, ohne Kenntniß ihrer Gesetze, also unbewußt; in der neuen Gesellschaft wird sie, mit Kenntniß der Gesetze ihrer Entwicklung, bewußt und planmäßig handeln.

Der Sozialismus ist die mit voller Erkenntniß auf alle Gebiete menschlicher Thätigkeit angewandte Wissenschaft.

Schluß.

Unsere Darlegungen zeigen, daß es sich bei Verwirklichung des Sozialismus nicht um willkürliches Einreißen und Aufbauen, sondern um ein naturgeschichtliches Werden handelt. Alle Faktoren, die in dem Zerstörungsprozeß einerseits, im Werdeprozeß andererseits eine Rolle spielen, sind Faktoren, die wirken, wie sie wirken müssen. Weder sind es „geniale Staatsmänner" noch „volksaufwiegelnde Demagogen", die nach ihrem Willen die Dinge leiten können. „Sie glauben zu schieben und sie werden geschoben." Aber wir sind nahe an dem Punkte angekommen, „wo die Zeit sich erfüllet hat".

Durch eine eigenartige Entwicklung zeichnet sich mehr als andere Länder Deutschland aus, und Deutschland dürfte es sein, das in der nächsten Entwicklungsperiode die führende Rolle übernimmt.

Wir sprachen in unseren Ausführungen öfter von einer Ueberproduktion an Waaren, welche die Krisen erzeugt. Es ist das eine der bürgerlichen Welt eigenthümliche Erscheinung, die in keiner früheren Entwicklungsperiode der Menschheit sich zeigte.

Die bürgerliche Welt schafft aber nicht nur Ueberproduktion an Waaren und durch ihre Produktionsweise auch an Menschen, sondern auch Ueberproduktion an Intelligenz. Deutschland ist das klassische Land, das diese Ueberproduktion an Intelligenz, welche die bürgerliche Welt nicht mehr zu verwerthen weiß, auf großer Stufenleiter schafft. Ein Zustand, der Jahrhunderte lang für die deutsche Entwicklung als ein Unglück galt, hat wesentlich zu dieser Erscheinung beigetragen. Das ist die Kleinstaaterei und die Hemmung, die diese politischen Gebilde auf die großkapitalistische Entwicklung ausübten. Die Kleinstaaterei hat das geistige Leben der Nation dezentralisirt, sie schuf viele kleine Zentren geistigen

Lebens, die ihren Einfluß auf das Ganze ausübten. Die zahlreichen Regierungen bedurften, im Verhältniß zu einer großen Zentralregierung, eines ungemein großen Beamtenapparats, für dessen Glieder eine gewisse höhere Bildung nothwendig ist. So entstanden Hochschulen und Universitäten in Menge, wie in keinem anderen Lande Europas. Eifersucht und Ehrgeiz der verschiedenen Regierungen spielten hierbei eine große Rolle. Aehnliches vollzog sich, als einzelne Regierungen begannen, den obligatorischen Volksunterricht einzuführen. Die Sucht, hinter dem Nachbarstaat nicht zurückzubleiben, schlug hier einmal zum Guten aus. Das Bedürfniß nach Intelligenz steigerte sich, als die zunehmende Bildung, Hand in Hand gehend mit der materiellen Entwicklung des Bürgerthums, das Verlangen nach politischer Betheiligung, nach Volksvertretungen und Selbstverwaltung der Gemeinden weckte. Es waren kleine Körperschaften für kleine Länder und Kreise, aber sie trugen zur Schulung bei und veranlaßten die Söhne der Bourgeoisie, nach einer Stelle in denselben zu geizen und darnach ihre Bildung einzurichten.

Wie mit den Wissenschaften, ging es mit den Künsten. Kein Land Europas hat im Verhältniß so viele Maler-, Kunst- und technische Schulen, Museen und Kunstsammlungen als Deutschland. Andere Länder mögen in ihren Hauptstädten Bedeutenderes aufweisen können, aber eine Vertheilung über das ganze Reich wie in Deutschland besitzt keines. In Bezug auf Kunst nur Italien.

Diese ganze Entwicklung wirkte auf das deutsche Geisteswesen vertiefend ein, der Mangel an großen politischen Kämpfen gab Muße zu einem gewissen beschaulichen Leben. Während andere Nationen um die Herrschaft auf dem Weltmarkt rangen, die Erde unter sich vertheilten und große innere politische Kämpfe führten, saßen die Deutschen zu Hause, träumten und philosophirten. Aber dieses Träumen, Spintisiren und Philosophiren, das ein zum häuslichen Leben und zur Anstrengung nöthigendes Klima begünstigt, schuf jenen kritischen, beobachtenden Geist, durch den sich die Deutschen, nachdem sie erwachten, anfingen auszuzeichnen.

Während das englische Bürgerthum schon in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, das französische Bürgerthum gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, seinen maßgebenden Einfluß auf den Staat sich erkämpft hatte, gelang es dem deutschen Bürgerthum erst mit dem Jahre 1848 sich einen, vergleichsweise sehr mäßigen Einfluß, auf die Staatsgewalt zu erkämpfen. Aber das Jahr 1848

war das Geburtsjahr für die deutsche Bourgeoisie als selbstbewußte Klasse, indem sie jetzt als selbständige politische Partei, im Liberalismus repräsentirt, auf die Bühne trat. Jetzt zeigte sich diese Eigenthümlichkeit der deutschen Entwicklung. Es waren nicht Fabrikanten, Kaufleute, Handels- und Finanzmänner, die das große Wort führten, sondern vorzugsweise Professoren, liberalisirende Standesherren, Schriftsteller, Juristen und Doktoren aller Fakultäten. Es waren die deutschen Ideologen und darnach fiel ihr Werk aus. Nach 1848 wurde die Bourgeoisie einstweilen politisch zur Ruhe verwiesen; aber sie benutzte die Zeit der politischen Kirchhofsruhe der fünfziger Jahre um so gründlicher, um das Geschäft zu fördern. Der Ausbruch des österreichisch-italienischen Krieges, der Beginn der Regentschaft in Preußen regten die Bourgeoisie von Neuem an, die Hand nach der politischen Macht zu strecken. Die Nationalvereins-Bewegung begann. Die Bourgeoisie war bereits zu entwickelt, um die vielen politischen Schranken, die zugleich ökonomische waren: Zollschranken, Verkehrsschranken, innerhalb der vielen einzelnen Staaten länger dulden zu können; sie machte Miene, revolutionär zu werden. Herr von Bismarck erkannte die Situation und benutzte dieselbe in seiner Art, um die Interessen der Bourgeoisie mit denen des preußischen Königthums, dem die Bourgeoisie nie feind war, denn sie fürchtete die Revolution und die Massen, zu versöhnen. Endlich fielen die Schranken, die ihre materielle Entwicklung gehindert hatten. Bei dem Reichthum Deutschlands an Kohlen und Erzen und einer intelligenten, aber genügsamen Arbeiterklasse, erlangte die Bourgeoisie binnen wenigen Jahrzehnten eine so riesenhafte Entwicklung, wie sie, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, in keinem Lande in gleich kurzer Zeit und in solchem Maßstabe eine Bourgeoisie erlangt hat. So gelangte Deutschland in Europa als Industrie- und Handelsstaat an die zweite Stelle, und es geizt nach der ersten.

Diese rasche materielle Entwicklung hatte aber auch ihre Kehrseite. Das bis zur Gründung der Einheit Deutschlands zwischen allen deutschen Staaten bestehende Absperrungssystem hatte bis dahin einem ungemein zahlreichen Handwerker- und Kleinbauernstande die Existenz gefristet. Mit der jähen Niederreißung aller Schutzschranken sahen sich diese plötzlich einem zügellos sich entwickelnden kapitalistischen Produktionsprozeß gegenüber. Die Mittelschichten kamen dadurch in eine verzweifelte Lage. Anfangs ließ die Prosperitätsepoche im Beginn der siebziger Jahre die Gefahr

weniger groß erscheinen, aber sie wurde um so fühlbarer, als die Krise begann. Die Bourgeoisie hatte die Prosperitätsepoche zu ihrer großartigsten Entfaltung benutzt, und machte jetzt durch die Massenproduktion den Druck verzehnfacht fühlbar. Die Kluft zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden erweiterte sich von jetzt ab rasch und gewaltig. Dieser Zersetzungs- und Aufsaugungsprozeß, der sich immer rascher vollzieht, gefördert durch das Wachsthum materieller Macht auf der einen, die sinkende Widerstandsfähigkeit auf der anderen Seite, versetzt ganze Klassen der Bevölkerung in immer größere Bedrängniß. Sie sehen sich immer stärker in ihrer Stellung, in ihrer Lebenslage bedroht, und sehen sich mit mathematischer Sicherheit dem Untergang geweiht.

In diesem Verzweiflungskampf suchen Viele möglichst Rettung in der Veränderung des Berufs. Die Alten können diesen Wechsel nicht mehr vollziehen, Vermögen können sie in den seltensten Fällen ihren Kindern hinterlassen, so werden die letzten Anstrengungen gemacht, die letzten Mittel aufgeboten, Söhne und Töchter in feste Stellungen, in Stellen mit fixem Einkommen zu bringen, wozu ein Betriebskapital nicht nöthig ist. Dies sind die Beamtenstellen im Reichs-, Staats- und Kommunaldienst, das Lehrfach, der Post- und Eisenbahndienst, die höheren Stellen im Dienste der Bourgeoisie, auf den Komptoirs, in den Waarenlagern und Fabriken, als Lagerhalter, Chemiker, Techniker, Ingenieure, Konstrukteure ꝛc., die sog. liberalen Berufe: Juristen, Aerzte, Theologen, Schriftsteller, Künstler, Architekten, ferner als Lehrer und Lehrerinnen ꝛc.

Tausende und Abertausende, die früher einen gewerblichen Beruf ergriffen hätten, sehen sich jetzt, weil keine Möglichkeit zur Selbständigkeit und einer auskömmlichen Existenz mehr vorhanden ist, nach irgend einer Stellung in den erwähnten Berufen um. Alles drängt zur höheren Ausbildung und zum Studium. Realschulen, Gymnasien, Polytechniken ꝛc. wachsen wie Pilze aus der Erde und die bestehenden sind überfüllt; im gleichen Maßstab wächst die Zahl der Studirenden auf den Universitäten, die Zahl der Eleven in den chemischen und physikalischen Laboratorien, in den Kunstschulen, den Gewerbe- und Handelsschulen, den höheren weiblichen Bildungsanstalten aller Art. In allen Fächern ohne Ausnahme besteht eine hochgradige Ueberfüllung und immer stärker wird der Strom, immer neue Verlangen werden laut nach Gründung von Gymnasien und höheren Bildungsanstalten, um die Zahl

der Schüler und Studirenden aufzunehmen.* Behörden und Private erlassen Warnungen über Warnungen, indem sie bald vor dem Studium dieses, bald jenes Faches warnen. Sogar die Theologie, die in früheren Jahrzehnten wegen Mangel an Kandidaten einzutrocknen drohte, bekommt ihren Segen von dem Ueberfluß und sieht ihre Pfründen wieder besetzt. „Ich lehre den Glauben an zehntausend Götter und Teufel, wenn's verlangt wird, schafft mir nur eine Stelle, von der ich leben kann", so wiederhallt es aus allen Ecken. Verschiedentlich weigerten sich die betreffenden Minister,

* Die Zahl der Studirenden an den deutschen Universitäten betrug durchschnittlich per Semester:

	Protest. Theologen	Kathol. Theologen	Juristen	Mediziner	Philosophen	Zusammen
1841/42—1846	2117	1027	3467	1943	3072	11 626
1846/47—1851	1798	1297	4061	1827	3046	12 029
1851/52—1856	1751	1300	4169	2291	2840	12 351
1861/62—1866	2437	1153	2867	2435	4392	13 284
1866/67—1871	2154	982	3011	2838	4626	13 611
1871/72—1876	1780	836	4121	3491	5896	16 124
1876/77—1881	1961	682	5134	3734	8057	19 568
1881/82—1886	3880	952	5034	6869	9123	25 838
1886/87	4546	1178	5239	8450	8666	27 828
1887	4803	1232	5505	8685	8424	28 455
1887/88	4632	1137	4810	8435	8450	28 480
1888	4835	1174	6106	8915	8204	29 275
1888/89	4642	1207	6304	8886	8255	29 294

Im Sommersemester 1893 — dem bekanntlich schwächer besuchten der beiden Semester — war die Gesammtzahl der Studirenden, mit Ausnahme der Universität Braunsberg, über deren Besuch uns keine Angaben vorlagen, auf 31 976 gestiegen, leider lag uns aber keine gleichmäßige Klassifikation der Studirenden vor, so daß wir dieselbe der vorstehenden Rubrik nicht anschließen konnten.

Die Tabellen zeigen, daß von 1841/42 bis 1871 die Zahl der Studirenden wenig stieg, und zwar weniger als die Bevölkerung wuchs, alsdann aber trat eine sprunghafte Steigerung bis 1886/87 ein, von wo ab die Zahl der Studirenden langsamer wächst. Von 1871 bis 1888/89 wuchs die Zahl der Studirenden um über 116 Prozent. Interessant ist, daß das Studium der Theologie bis zum Jahre 1881 stetig abnahm, dann aber um so rascher sich steigerte, bis es 1888 seinen Höhepunkt erreichte. Der Grund liegt darin, daß das Ueberangebot für alle anderen Stellen so wuchs, daß man nur schwer noch ein Unterkommen fand; so entschloß man sich zu der in den vorhergehenden Jahrzehnten vernachlässigten Theologie.

ihre Zustimmung zur Gründung neuer, höherer Lehranstalten zu geben, „da die vorhandenen das Bedürfniß nach Kandidaten für alle Fächer reichlich deckten".

Dieser Zustand wird dadurch weiter verschärft, daß der Konkurrenz- und Vernichtungskampf der Bourgeoisie unter sich eine Menge ihrer Söhne zwingt, sich öffentliche Stellungen zu suchen. Ferner führt das stetig größer werdende stehende Heerwesen, mit seiner Armee von Offizieren, deren Avancement nach längerer Friedenszeit in bedenkliche Stockung geräth, zur Pensionirung einer Menge von Männern im besten Lebensalter, die, vom Staat begünstigt, in allen möglichen behördlichen Stellungen Unterkunft suchen. Die große Menge der Zivilanwärter aus den niederen Graden der Armee nimmt wieder anderen Schichten das Brot weg. Weiter kommt hinzu, daß das große Heer der Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten aller Grade seine Kinder in erster Linie für Berufe, wie die erwähnten, erzieht und erziehen muß. Soziale Stellung, der Bildungsstand und die Ansprüche dieser Kreise verlangen die Fernhaltung der Kinder von sogenannten niederen Beschäftigungsarten, die überdies in Folge des kapitalistischen Systems ebenfalls überfüllt sind.

Das Einjährig-Freiwilligen-System, das nach Erlangung eines gewissen Bildungsgrads für ein gewisses materielles Opfer, die Absolvirung des Militärdienstes in einem statt in zwei oder drei Jahren gestattet, vermehrt weiter die Zahl der Kandidaten für Aemter und Stellen. Namentlich sind es viele wohlhabende Bauernsöhne, welchen die Rückkehr auf das Dorf und zum väterlichen Berufe nicht mehr zusagt.

In Folge aller dieser Umstände hat Deutschland mehr als jedes andere Land ein ungemein zahlreiches Gelehrten- und Künstler-Proletariat, ein starkes Proletariat in den sogenannten liberalen Berufen, das sich stetig vermehrt, und die Gährung und Unzufriedenheit mit dem bestehenden Zustand der Dinge bis in die höheren Kreise der Gesellschaft trägt. Diese Jugend wird zur Kritik an dem Bestehenden herausgefordert und gereizt, und hilft die allgemeine Zersetzungsarbeit wesentlich beschleunigen. So wird von allen Seiten der bestehende Zustand der Dinge angegriffen und untergraben.

Alle diese Verhältnisse führten dazu, daß die deutsche Sozialdemokratie in dem großen Riesenkampfe der Zu-

kunft mit die Führerrolle übernommen hat. Deutsche Sozialisten waren es, welche die Bewegungsgesetze der modernen Gesellschaft entdeckten, und den Sozialismus als die Gesellschaftsform der Zukunft wissenschaftlich begründeten. In erster Linie Karl Marx und Friedrich Engels, ihnen folgend und durch seine Agitation das Feuer in die Massen werfend, Ferdinand Lassalle. Auch sind deutsche Sozialisten hauptsächlich die Pioniere, welche die sozialistischen Gedanken unter die Arbeiter der verschiedensten Völker verbreiten.

Vor fast einem halben Jahrhundert konnte Buckle auf Grund seines Studiums deutscher Geistes- und Bildungsverhältnisse schreiben, Deutschland habe zwar eine große Zahl der größten Denker, aber es gebe kein Land, in dem der Abstand zwischen der Klasse der Gelehrten und der Masse des Volks so groß sei, als gerade in ihm. Heute ist dies nicht mehr richtig. Dies galt so lange, als in Deutschland die Wissenschaft sich auf die dem praktischen Leben fernstehenden Gelehrtenkreise beschränkte. Seitdem Deutschland ökonomisch revolutionirt worden ist, wurde die Wissenschaft genöthigt, sich dem praktischen Leben dienstbar zu machen. Die Wissenschaft selbst wurde praktisch. Man begriff, daß sie erst vollen Werth habe, wenn sie Mittel für das Leben werde, wozu die Entwicklung der großkapitalistischen Produktion zwang. Dadurch sind in Deutschland in den letzten Jahrzehnten alle Wissensfächer ebenfalls stark demokratisirt worden. Einmal hat die große Zahl für höhere Berufe ausgebildeter junger Männer dazu beigetragen, die Wissenschaft in das Volk zu tragen, dann hat die allgemeine Schulbildung, die in Deutschland heute noch höher ist, als in den meisten anderen Ländern Europas, den Massen die Aufnahme einer Menge Geisteserzeugnisse erleichtert. Insbesondere aber hat die sozialistische Bewegung mit ihrer Literatur, ihrer Journalistik, ihren Vereinen und Versammlungen, ihrer parlamentarischen Vertretung und der dadurch unablässig geübten Kritik auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, das geistige Niveau der Massen sehr bedeutend erhöht.

Das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie hat hieran nichts geändert. Es engte die Bewegung etwas ein und dämpfte ein wenig ihr Tempo. Andererseits hat es aber auch die Bewegung vertieft und eine große Erbitterung gegen die herrschenden Klassen und die Staatsgewalten geschaffen. Der schließliche Fall des Ausnahmegesetzes war nur die Konsequenz der Entwicklung der sozialdemo-

kratischen Partei unter dem Ausnahmegesetz und der ökonomischen Entwicklung der Nation, und so marschirt die Bewegung, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen marschiren muß.

Und wie in Deutschland hat die sozialistische Bewegung in allen europäischen Kulturstaaten im letzten Jahrzehnt ungeahnte Fortschritte gemacht, wofür ein sprechendes Zeugniß die internationalen Arbeiterkongresse sind, die in Zwischenräumen von zwei bis drei Jahren unter immer größerer Betheiligung stattfinden.

So ist denn, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, der große Kampf der Geister in allen Kulturstaaten entbrannt, der mit dem größten Feuereifer geführt wird. Neben der Sozialwissenschaft bilden das weite Gebiet der Naturwissenschaften, die Gesundheitslehre, die Kulturgeschichte und selbst die Philosophie das Arsenal, dem die Waffen entnommen werden. Die Grundlagen des Bestehenden werden von allen Seiten angegriffen, die wuchtigsten Hiebe werden gegen die Stützen der alten Gesellschaft geführt. Die revolutionären Gedanken dringen in die konservativsten Kreise, und bringen die Reihen unserer Feinde in vollste Verwirrung. Handwerker und Gelehrte, Ackerbauer und Künstler, Kaufleute und Beamte, hier und da sogar Fabrikanten und Bankiers, kurz Männer jeder Stellung schließen sich den Arbeitern an, die das Gros der Armee bilden, die um den Sieg kämpft und ihn erringen wird. Alle unterstützen und ergänzen sich gegenseitig.

Auch an die Frau im Allgemeinen und als Proletarierin im Besonderen tritt die Aufforderung, in diesem Kampfe nicht zurückzubleiben, in dem für ihre Befreiung und Erlösung gekämpft wird. Es ist an ihr, zu beweisen, daß sie ihre wahre Stellung in der Bewegung und in den Kämpfen der Gegenwart für eine bessere Zukunft begriffen hat, daß sie entschlossen ist, daran Theil zu nehmen. Sache der Männer ist es, sie in der Abstreifung aller Vorurtheile und in der Theilnahme am Kampfe zu unterstützen. Niemand unterschätze seine Kraft und glaube, daß es auf seine Person nicht ankomme. Für den Kampf um den Fortschritt der Menschheit kann keine Kraft, und sei sie noch so schwach, entbehrt werden. Das ununterbrochene Fallen der Tropfen höhlt schließlich den härtesten Stein aus. Und aus vielen Tropfen entsteht der Bach, aus Bächen der Fluß, aus einer Anzahl Flüsse der Strom. Kein Hinderniß ist schließlich stark genug, ihn in seinem majestätischen Lauf zu hemmen. Genau so geht's im Kulturleben der Menschheit. Ueberall

ist die Natur unsere Lehrmeisterin. Handeln Alle, die sich berufen fühlen, mit ganzer Kraft in diesem Kampfe, so kann der endliche Sieg nicht fehlen.

Dieser wird einst um so größer sein, je eifriger und aufopferungsvoller jeder Einzelne die vorgezeichnete Bahn verfolgt. Bedenken, ob der Einzelne ungeachtet all seiner Opfer, Arbeit und Mühe, den Beginn einer neuen, schöneren Kulturperiode noch erlebe, des Sieges Früchte noch genieße, dürfen Keinem aufstoßen, noch weniger dürfen sie ihn von dem betretenen Wege abhalten. Wohl können wir weder die Dauer noch die Art der Entwicklungsphasen bestimmen, die dieser Kampf um die höchsten Ziele bis zu seinem Siege zu durchlaufen hat, wir können dies so wenig, wie wir über die Dauer unseres Lebens eine Gewißheit haben, aber so wie die Lust zum Leben uns beherrscht, können wir auch die Hoffnung hegen, diesen Sieg zu erleben. Stehen wir doch in einem Zeitalter, das sozusagen mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts stürmt und deshalb alle Feinde einer neuen, besseren Welt erzittern macht.

Von dem raschen Wachsthum und der immer gewaltiger werdenden Ausbreitung der Ideen, die wir vertreten, liefert jeder Tag neue Beispiele. Auf allen Gebieten regt sich's und drängt nach vorwärts. Die Morgendämmerung zu einem schönen Tage zieht mit Macht herauf. Kämpfen und streben wir also immer voran, unbekümmert darum, „wo" und „wann" die Grenzpfähle für eine neue, bessere Zeit für die Menschheit eingeschlagen werden. Und fallen wir im Laufe dieses großen, die Menschheit befreienden Kampfes, so treten die uns Nachstrebenden für uns ein. Wir fallen in dem Bewußtsein, unsere Schuldigkeit als Mensch gethan zu haben, und in der Ueberzeugung, daß das Ziel erreicht wird, wie immer die dem Fortschritt der Menschheit feindlichen Mächte sich dagegen wehren und sträuben mögen.

„Dem Sozialismus die Welt trotz alledem, das heißt in erster Linie dem Arbeiter und der Frau."